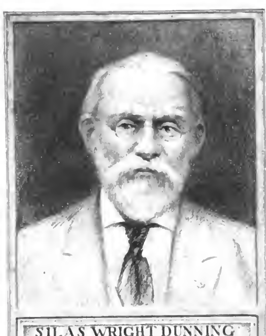
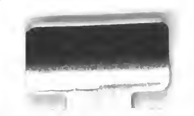



SILAS WRIGHT DUNNING
BEQUEST
UNIVERSITY OF MICHIGAN
GENERAL LIBRARY



Stramberg, Christian von

Denkwürdiger und nützlicher

Rheinischer Antiquarius,

welcher die

wichtigsten und angenehmsten geographischen, historischen und politischen

Merkwürdigkeiten

des ganzen

Rheinstroms,

von seinem Ausflusse in das Meer bis zu seinem Ursprunge darstellt.

Von einem

Nachforscher in historischen Dingen.

Mittelrhein.

Der II. Abtheilung 6. Band.

Coblenz, 1857.
Druck und Verlag von Rud. Friedr. Hergt.

Das Rheinufer

von Coblenz bis zur Mündung der Nahe.

Historisch und topographisch

dargestellt

durch

Chr. v. Stramberg.

Fünfter Band.

Coblenz.
Druck und Verlag von R. F. Hergt.
1857.

Das linke Rheinufer
von Boppard bis Oberwesel.

(Fortsetzung.)

Die Landstraße nach Simmern.

Der Straße, welche von Boppard zum Hundsrücken hinanführt, ist Abth. II. Bd. 5. S. 387 gedacht. Bis beinahe zu dem Hof Kolbenstein parallel laufend mit einer an vielen Stellen kenntlichen Römerstraße, berührt sie die an der Ehren- oder Oehrbach belegenen Oehrhöfe, die zwar im Laufe der Zeit beinahe zu einem, der Gemeinde Halzenbach zugetheilten Dörfchen erwachsen sind. Hier besaß die Abtei Marienberg zwei Höfe, von welchen der eine am 30. Juni 1808 um 5800, der andere den 30. Nov. 1809 für 9825 Franken verkauft worden, obgleich sie dem Pacht nach ganz gleich. Der eine wie der andere gab 16 Malter Korn, 12 Malter Hafer, 1 Schwein von 100 Pfund, 3 Hühner, 6 junge Hahnen, 100 Eier, 1 Kalb von 30 Pfund, 18 Albus für Zucker, 1 leeren Sack, und 18 Albus Geld. Aehnliche Stipulationen ab Seiten der Eigenthümer, sogenanntes Küchenlatein, waren weiland sehr beliebt. Das jenseits der Ehrbach, rechts der Straße gelegene Halzenbach galt unter französischer Herrschaft als Etapenort; von dannen bis zur Burg Schöneck ist es eine starke halbe Stunde.

Beinahe an der Quelle der Ehrbach, links der Chaussee, steht die einsame Kirche zu St. Quintin, um welche vordem

das Dorf Quintenbach gelagert gewesen: es ist dasselbe im dreißigjährigen Kriege untergegangen, daß die Einwohner veranlaßt worden, in das nahe Karbach zu übersiedeln.

Von den Oehrhöfen führt die Landstraße nach dem Lamscheider oder Leininger Sauerbrunnen, der 3 Stunden vom Rheine abgelegen, in einer Höhe von 1100 rhein. Fuß über dem Rheinspiegel bei Coblenz quillt. „Analyse und Erfahrung lassen diesen Stahlquell als einen der kräftigsten und zugleich als einen der wohlthuenderen und erfrischendsten seiner Art erkennen, und weisen ihm nach seiner Eisenkraft, aber nicht nach seinen wenigen Salzen, einen verdienten Platz neben viel berühmteren und besuchteren Stahlquellen an.“ Joannis Guintherii Andernaci medici commentarius de balneis et aquis medicatis in tres dialogos distinctus (Argentorati. Cum privilegiis imperatoris et regis Galliarum. Excudebat Theodorus Rihelius. Anno 1565. S. XIV. und 206. 8º.), rühmt den Sauerbrunnen bei Leiningen, unweit Simmern auf dem Hundsrück, den er zugleich mit dem Birkenfelder Brunnen im Eberswald (der Schmollener) kürzlich beschreibt, jenen aber noch mächtiger (amplior) und stechender (acrior) nennt. Er empfiehlt den einen wie den andern gegen Magen- und Leberbeschwerden mit vermehrter Hitze, gegen Milzverstopfung und Nierensteine, und fügt hinzu, sie könnten sehr nützlich zu Bädern gegen Hautkrankheiten, sowohl schwürige als krätzartige, angewendet werden, falls sie den Aerzten und Kranken besser bekannt wären. Bald darauf beschrieb auch Tabernämontanus in seinem Wasserschatz „den guten und fürtreflichen Leuninger Sauerbrunnen, bey dem Flecken Leuningen, eine Meil Weges von der Stadt Simmern“. Er vergleicht ihn ebenfalls mit dem Birkenfelder, vor welchem er jedoch für den innerlichen Gebrauch den Vorzug und das Primat behaupte, gleichwie er im Geschmack lieblicher und anmuthiger sei zu trinken. Guintherius und Tabernämontanus werden schwerlich ein Honorar für ihre Lobreden empfangen haben, trugen aber doch das Ihrige bei, den Ruf des Sauerbrunnens — unter diesem ausschließlichen Namen ist die Quelle bis auf diesen Tag dem ganzen Hundsrücken bekannt geblieben — zu erhöhen und zu verbreiten. Er hat des

Marktfleckens Leiningen trauriges Geschick im dreißigjährigen Kriege zu theilen gehabt, die Fassung wurde, wie es scheint, zerstört, und viele Jahre lag der Brunnen unter Trümmern und Gestrüpp vergraben, daß nur aus den einzelnen, in das Land sich verlaufenden Sprüngen geschöpft werden konnte. Doch blieb, allsolcher Verwahrlosung zu Trotz, nach wie vor das Wasser der allgemeine Haus- und Labetrank des Leiuinger Bezirks und seiner Nachbarschaft.

Von seinen heilsamen Eigenschaften hörte die verwittwete Gräfin von der Leyen, geborne von Dalberg, als welche Namens ihres Sohnes, des Grafen Philipp, die vormundschaftliche Regierung führte. Sie gebrauchte sich des Wassers und fand bedeutende Erleichterung für ihre kränklichen Umstände. Ihre Dankbarkeit der so lange vernachlässigten Quelle zu bezeigen, ließ die Gräfin ihr eine neue steinerne Fassung, wie sie noch heute besteht, geben, neben ihr ein Haus für die Betreibung einer Wirthschaft und die Aufnahme von Kurgästen, samt den nöthigen Oeconomiegebäuden aufführen, durch bequeme Wege den Lamscheider Brunnen, wie sie ihn nach dem neu erbauten Dorfe Lamscheid genannt wissen wollte, mit den umliegenden Ortschaften in Verbindung setzen. Auf ihre Veranlassung wurde auch das Wasser, sowohl an der Quelle, als zu Straßburg und Paris chemisch untersucht, als wovon ein Resultat niedergelegt in: Kurze physisch-chemische Anzeige des Lamscheider, sonst Leininger, Mineral- und Kurwassers, Frankfurt und Leipzig, 1786. Außerdem erschienen in dem Journal von und für Deutschland zwei verschiedene Aufsätze, 1784 und 1786, worin der Restauration des Brunnens, seiner Heilkräfte und des zunehmenden Flors mit hohem Lobe gedacht. Irgend einem Gegenstand Eingang zu verschaffen, ihn zu einem Modeartikel zu erheben, ist unerläßlich das Protectorat einer Dame in glänzender Stellung, jenes der Gräfin von der Leyen bewährte sich dergestalten, „daß sich nicht nur an dem Brunnen selbst jährlich eine große Anzahl Kurgäste zum Brunnentrinken einfanden, die sich zum Theil in dem nahen Lamscheid und Leiningen einquartierten, so daß während mehrerer Jahre ein Arzt in den Sommermonaten seine Wohnung an dem Brun-

nen aufschlagen mußte, sondern daß auch die Verführung des Brunnens in steinernen Krügen, für welche eine eigene Krugbäckerei und ein Magazin angelegt worden war, bis in weit entfernte Gegenden, insbesondere nach Lothringen, dem Elsaß, Burgund &c., so wie nach der ganzen Pfalz und dem Oberrhein, sehr beträchtlich wurde. Nach einigen vor uns liegenden Angaben sind bis zu dem Ausbruch des französischen Revolutionskrieges jährlich an 180,000 Krüge des Lamscheider Wassers auswärts versendet worden. Der Brunnen blieb indessen nicht lange unter unmittelbarer landesherrlicher Verwaltung, sondern wurde für 2000 Gulden verpachtet, wobei er nichts an seinem guten Zustande verlor.

„Allein dieser Revolutionskrieg, und die mit ihm auch über den Hundsrück und die ganze Rhein- und Moselgegend eingebrochenen Unruhen und Bedrängnisse, die Truppenzüge, die Unterbrechungen des Verkehrs, und was sonst der Krieg in seinem schwarzen Gefolge hat, machten dieser glänzenden Periode des Brunnens nur zu bald ein Ende. Die Brunnengäste verloren sich mit dem Aufhören der Gräflich Leyenschen Regierung. Nach der franz. Occupation des linken Rheinufers, und der Einverleibung des Leininger Ländchens in das Rhein- und Moseldepartement wurde auch nicht mehr die gehörige Sorgfalt auf die Füllung und Versendung des Brunnens gewendet. Vielleicht waren auch französischer Seits noch andere Interessen dem thätigern Betrieb der Verbreitung und Versendung und überhaupt der Erhaltung seines vorigen Flors entgegen. Und so gerieth diese Heilquelle und ihr Verbrauch, ohngeachtet sie an ihrer Güte nichts verloren hatte, nach und nach so sehr in Verfall, daß schon bald nach dem Anfang dieses Jahrhunderts nicht mehr der achte Theil, in den letztern Jahren kaum mehr der zwanzigste Theil jener 180,000 Krüge versendet wurden. Durch Verkauf des zur französischen Domäne gewordenen Brunnens an den Amtskeller, Herrn Kalt, im J. 1806 oder 7, schien zwar für einige Zeit wieder etwas Leben in das Brunnengeschäft zu treten, indem die Aufmerksamkeit des Publikums durch eine kleine Schrift des geschickten Herrn Apotheker Funke in Linz: Physisch-chemische

Abhandlung des Lamscheider Mineralwassers, Cöln 1808, geweckt zu werden schien. Der Absatz des Brunnens wollte sich gleichwohl nicht viel weiter als in der Umgegend erheben. Seit einigen Jahren ist nun Herr D. Avis durch käufliche Uebernahme Besitzer dieses Brunnens, und wendet sein ganzes Bestreben auf dessen würdigere Emporbringung." Auf dessen Betrieb wurde veröffentlicht: Die Stahlquelle zu Lamscheid auf dem Hundsrück, im K. Preuß. Regierungsbezirk Koblenz, nach ihren physikalisch-chemischen Eigenschaften, und nach ihren Heilwirkungen, beschrieben von Dr. Chr. Friedr. Harleß und Dr. Gustav Bischof, Professoren zu Bonn. Nebst einer Abbildung in Steindruck. Bonn, 1827. S. 106 in 12°

Der gegenwärtige Besitzer der Quelle bemerkt in einem Publicandum vom 1. April 1848: „Die Lamscheider Mineralquelle, auf dem Hundsrücken, zwischen Boppard und Simmern an der Landstraße gelegen, eine der stärksten kohlensauren Stahlquellen Deutschlands, war, trotz ihrer Vortrefflichkeit, durch frühere ungünstige Verhältnisse leider fast ganz in Vergessenheit gerathen; indessen hat der neue Besitzer Franz Wachter seine Wirthschaftslokale der Art eingerichtet, daß er im Stande ist, jeden Gast anständig aufzunehmen, und dürfen die ihn Besuchenden auf prompte und billige Bedienung sich versichert halten. Die Herren Professoren Dr. Ch. Fr. Harleß und Dr. Gustav Bischof aus Bonn haben diese Quelle nach ihrer physikalisch-chemischen Eigenschaft und nach ihrer Heilwirkung beschrieben, so wie auch der Herr Dr. Köchling in Vallendar (früher in Simmern auf dem Hundsrücken wohnhaft) sich in dem Journal für die gesammte praktische Heilkunde darüber ausgesprochen, und auf die Schrift (die Stahlquelle auf dem Hundsrücken) der Professoren und Doctoren Horn, Nasse und Wagner hingewiesen hat. Das helle, klare Mineralwasser reizt durch die viele freie und halbgebundene Kohlensäure das Geschmacksorgan angenehm, und liefert auch, vermischt mit Wein und Zucker, ein wohlschmeckendes, sehr erfrischendes und stark brausendes Getränk.

„Das Lamscheider Mineralwasser enthält in 10,000 Gewichttheilen:

an Säuren:		an Salzbasen:	
Freie und halbgebundene Kohlensäure	29,79278	Natron	0,27741
Ganz gebundene Kohlensäure	2,60131	Kali	0,00528
Schwefelsäure	0,02163	Kalk	1,96729
Kieselerde	0,23030	Magnesia	0,34670
Salzsäure	0,02986	Eisenoxidul	0,80680
		Manganoxidul	0,05720
Summa . .	32,67588	Summa . .	3,46068

Total 36,13656.

„Dieses Mineralwasser darf daher zu den stärksten kohlensauren Stahlwassern gezählt werden, es übertrifft in dieser Beziehung das Roisdorfer und ist fast gleich dem Geilnauer; es ist eisenreicher als Pirmont, Spaa und Schwalbach. Dasselbe ist sonach empfehlenswerth in allen Krankheiten, die auf wahrer Schwäche beruhen. Daher bei Muskeln-Schwäche, bei Schwäche des Magens und Darmkanals, bei langsamer, schwacher und unvollkommener Verdauung, bei Magendrücken, Aufstoßen, Erbrechen, Sodbrennen und Kinnwasser; ferner bei allgemeiner und partieller Nervenschwäche, daher besonders bei Hypochondrie und Hysterie. Ganz besonders wirksam ist dieses Wasser auch bei Bleichsucht und andern oft damit verbundenen Krankheiten des weiblichen Geschlechts, auch bei Würmern, Verschleimungen des Darmkanals, bei Scropheln und Rachitis, und endlich zur Nachkur nach erschöpfenden Blut- und Schleimflüssen hat sich dieses Wasser schon sehr wirksam bewiesen.

„Was den Eisengehalt dieses Wassers anbelangt, so dürfte dasselbe von wenigen übertroffen werden; es darf daher mit Recht zu den stärksten kohlensauren Stahlwassern gezählt werden, und zwar um so mehr, da wegen des geringen Gehalts der übrigen Bestandtheile die Wirkungen der Kohlensäure und des Eisens immer die überwiegenden sein werden. In einem medizinischen Pfund frisch geschöpften Wassers ist ein ganzes Gran Eisenoxidul enthalten und hält sich Jahre lang in kühlen Kellern aufbewahrt."

Dem Sauerbrunnen zunächst, rechts der Straße liegt das Dörfchen Schwall, ebenfalls, wie schon der Namen andeutet, mit einem Sauerbrunnen, ihr zur Linken, um ein Kleines weiter entfernt, das Dorf Lamscheid, durch einen Feldweg, welcher ein schmales anmuthiges Wiesenthal durchschneidet, mit Leiningen verbunden. Auf mäßiger Höhe gelegen, soll Leiningen vordem ein nicht unbedeutender Marktflecken gewesen sein; vernichtend betroffen durch den dreißigjährigen Krieg, erhob er sich nur langsam, in bedeutend reducirtem Maasstab, aus den Ruinen, und gibt er gegenwärtig einer Samtgemeinde, wozu Lamscheid, Schwall, Reifenthal und der Sauerbrunnen gehören, gleichwie früher einer Gräflich Leyischen, der Kellerei Boppard zugetheilten Herrschaft, den Namen. Die ganze Gemeinde, keine 40 Familien zählend, pfarrt nach dem zwischen Leiningen und Pfalzfeld belegenen, vormals Metternichischen Dorfe Norath, dessen katholische Kirche dem h. Nicolaus geweihet. Vom Sauerbrunnen aus führt die Heerstraße direct nach Reifenthal, mit wenigen Spuren eines vormaligen Schlosses, sie berührt beinahe zur Rechten das Dörfchen Niedert, während in größerer Entfernung, ihr zur Linken bleibt das nicht minder unbedeutende Mühlpfad, in welchem ich das Stammhaus des ritterlichen Geschlechtes von Millewalt zu erkennen glaube. Henricus de Mirwalt, Giselbert von Braunshorn, Heinrich von Virnenburg befinden sich unter den Bürgen der von K. Otto IV. ausgestellten Urkunde, worin er auf die Stücke, so weiland Erzbischof Philipp von Cöln von dem Herzogthum Sachsen erhielt, Verzicht leistet, 3. Febr. 1200. Hermann von Millewalt, seine Hausfrau Matildis, und ihre Kinder Dietrich, Friedrich, Werner, Benigna, Agnes und Mezza tragen ihr Schloß Millewalt mit den umliegenden Gütern dem Grafen Dieter von Katzenellenbogen zu Lehen auf, und wollen dasselbe künftighin in der Eigenschaft eines Weiberlehens besitzen, Jul. 1262. Werner von Millewalt wird 1285 genannt. Dietrich von Milewald, Wäpeling, tragt dem Erzbischof Balduin von Trier zu Lehen auf die hohe und niedere Gerichtsbarkeit zu Maisborn, „oberhalb Wesel," samt mehren Renten und Berechtigungen daselbst und in der

nächsten Umgebung. Von Mühlpfad ist es ein kurzer Weg nach Pfalzfeld, Hauptort einer Bürgermeisterei, und vordem einer von der Niedergrafschaft Katzenellenbogen abhängenden Vogtei den Namen gebend. Daß er sothanes Dorf im J. 1649 sehr verwüstet und ganz unbewohnt, den Kirchhof mit Dornen, Disteln und Gesträuch bewachsen gefunden habe, erzählt Winkelmann, mit dem Zusatz, daß ihm auf dem Kirchhof ein altes römisches Denkmal in Gestalt einer Flammsäule, 2½ Elle hoch, mit allerhand unerkenntlichen Zügen, und ohne Schrift aufgefallen sei.

Umständlicher behandelt sothane Flammsäule Hr. Friedensrichter Grebel in seiner Geschichte der Stadt St. Goar. „Dieses merkwürdige Monument besteht aus einer 4½ Fuß hohen Pyramide von rothem Sandsteine und aus einem 2 Fuß hohen Piedestal von grauem Felsen. Eine Inschrift findet sich nicht vor, dagegen haben alle vier Seiten gleiche Verzierungen, bestehend in einem großen Menschenkopfe mit Guirlanden. Aus einem durch den Landgrafen Ernst im Jahr 1690 veranlaßten Zeugenverhör geht hervor, daß noch im Jahr 1648 auf der Spitze der Säule sich ebenfalls ein großer Menschenkopf befand, später aber zerstört wurde.

„Welcher Zeit und welchem Volke dieses Monument angehört, läßt sich wegen Mangel von sicheren Andeutungen mit Gewißheit nicht bestimmen und war von jeher sehr bestritten. Die verschiedensten Hypothesen wurden über diese Frage aufgestellt; Mehrere, wie Winkelmann in seiner hessischen Chronik vom Jahr 1698, Dr. Brown in seiner Reisebeschreibung vom Jahr 1688, hielten dasselbe für römisch; der rheinische Antiquarius vom Jahr 1739 liefert eine gut gelungene Abbildung des Monuments und hält dasselbe für eine Zierde eines altteutschen Götzentempels; Andere halten dasselbe wegen der besonderen Bildung der Köpfe für orientalischen Ursprungs und durch die Kreuzzüge nach Europa gebracht; wieder Andere glauben, daß die Säule zur Bezeichnung der Grenze eines Gaues oder des Ortes eines Dinggerichts gedient habe. Der Archivrath Knoch in seinen Antiquitates goarinae und mit ihm Wenck in seiner hessischen Geschichte, halten dasselbe für eine Gedächtniß-

Säule an ein Wunder, welches der h. Goar bei Pfalzfeld verrichtet haben soll. Der gründliche Kenner des Alterthums, Herr Landgerichtsrath A. Reichensperger hält das Monument für ein vorchristliches, celto-gallisches, welche Ansicht um so begründeter erscheint, als dasselbe ursprünglich in der Nähe von Pfalzfeld auf dem Hundsrücken an einer Stelle stand, wo sich nach der Tradition ein Heidentempel befunden haben soll, dessen Ueberreste noch im Jahr 1627 vorhanden waren.

„Im Jahr 1736 ließ der Commandant von Rheinfels, General-Lieutenant von Kutzleben auf Befehl des Landgrafen von Hessen-Cassel das Monument von Pfalzfeld nach Rheinfels transportiren, und in den Commandanten-Garten daselbst aufstellen. Im Jahr 1805 ließ der Prefect, der bekannte General Alexander Lameth dasselbe von Rheinfels nach Coblenz bringen, ein schwarz marmornes Piedestal mit einer Inschrift, worin dasselbe als römisch bezeichnet war, dazu anfertigen und es in dem Hofe des jetzigen General-Commando aufstellen. Als im Jahr 1807 die neue Bezirksstraße von St. Goar nach Simmern mit großen Feierlichkeiten eröffnet wurde, ließ der Prefect Lezay-Marnesia, welcher denselben beiwohnte, die Säule von Coblenz wieder in die Nähe von Pfalzfeld bringen und dort neben der neuen Straße an der Grenze der Bürgermeistereien St. Goar und Pfalzfeld aufstellen. Im Jahr 1845 wurde die Säule zu ihrer bessern Erhaltung nach St. Goar transportirt, woselbst sie einstweilen noch auf dem evangelischen Kirchhofe steht, aber bald auf dem Marktplatze aufgestellt und der Stadt zur Zierde dienen wird."

Von Reifenthal bis Ebschcid berührt die Straße keinen Ort, nur läßt sie zur Rechten, unweit der Stelle, wo der Weg nach Castellaun von ihr ausläuft, ganz in ihrer Nähe, das Dorf Braunshorn, mit den kaum noch kenntlichen Ruinen einer Burg, die der Herren von Braunshorn Stammhaus gewesen ist. Ulricus de Bruneshorc wird in einer Urkunde des Cölnischen Erzbischofs Arnold I. für die Abtei Brauweiler unter den Zeugen Herrenstandes 1140, in einer Urkunde des Trierischen Erzbischofs Hillin, vom J. 1170, unter den Zeugen genannt, ebenso 1154 Heinrich, 1196 Werner. Werner von Braunshorn, Emmerich von Rheinbach und Graf

Heinrich von Kessel hatten vor dem J. 1188 ihre Weinberge zu Senheim an Erzbischof Philipp von Cöln verkauft. Giselbert und Arnold Gebrüder von Braunshorn, oder, wie sie sich hier nennen, von Stahleck, Ritter, dann ihre Schwester Irmgard, überlassen der Abtei Altenberg den Hof Petersacker, 1222, kommen 1226 und, ausdrücklich als nobiles viri, 1229 und 1231 vor. Giselbert ist einer der Bürgen des von K. Otto IV. zu Gunsten der Cölnischen Kirche ausgestellten Verzichtes, 3. Febr. 1200. Walter von Braunshorn, vir nobilis, einer der Zeugen der Stiftung des Klosters Schweinheim, 1238, wird am 2. Nov. 1242 unter den Bürgen des der Jülichischen Gefangenschaft entlassenen Erzbischofs Konrad von Cöln genannt, und kommt auch noch 1246 vor. Johann Edelherr von Braunshorn tragt dem Grafen von Jülich, gegen Empfang von 150 Mark, seine Burg Beilstein zu einem offenen Haus auf, 24. Nov. 1268; im J. 1273 verkaufen Johann von Braunshorn und Gerhard von Wildenburg die Burg Braunshorn, das pfalzgräfliche Lehen, um 200 Mark an den Pfalzgrafen Ludwig, und verpflichten sich acht Ritter eidlich, falls den Verkäufern in den festgesetzten Terminen der Kaufschilling aus den Zollgefällen zu Bacharach nicht entrichtet würde, sofort in Bacharach einzureiten, und daselbst Einlager zu halten, bis der Pfalzgraf alle seine Verpflichtungen gegen die Verkäufer erfüllt haben würde. Am 3. Dec. 1309 übertragt K. Heinrich VII. dem Johann von Braunshorn, seinem Hofmeister, magistro curie nostre, die Gerichtsbarkeit zu Ellenz und Poltersdorf, angesehen turbationes et insolentias que in villis Hellence et Poltersdorf ex defectu judicii pullulabant hactenus. Am 28. Juni 1319 schenken Johann von Braunshorn und seine Gemahlin Lisa der Abtei Himmeroth den früher ihr abgekauften Zehnten zu Peterswald; am Dienstag nach Lucien 1322 verspricht Johann, daß niemalen aus Feste und Thal Beilstein Feindliches wider das Erzstift Trier unternommen werden soll, 1329 auf den Jahrstag sühnt er sich mit Heinrich von Ehrenberg, namentlich wegen des Hofs zu Strimmich, am 14. Sept. 1329 gibt ihm, »fideli et secretario nostro dilecto« Kurfürst Balduin von Trier eine erbliche Rente von 30 Pfund Heller, aus

den Zollgefällen von Coblenz, unabhängig von dem Burglehen in Treiß, zu erheben. Am Freitag nach dem angehenden Jahr 1332 bekundet Kaiser Ludwig, „daß wir den edeln Mannen Johansen von Braunshorn Herrn zu Beilstein, und Gerlachen seinem Sohn, unsern lieben Getreuen, eine solche Gnade gethan haben und thun mit diesem Brief, wäre es, daß sie beide verstürben ohne Leibeserben, die Knaben oder Söhne wären, wollen wir, was sie von uns und dem Reiche zu Lehen haben, es seien Burgen, Feste, Land, Leute oder Gut, daß das ihr beiden Töchter, die sie jetzo haben oder noch gewinnen, die nicht begeben sind, und derer Kind nach ihrer beiden Tod erben zu gleicher Weis, als ob sie Knaben und Söhne wären. Zum letztenmal wird Johann im J. 1340 Dienstag nach St. Antonien genannt.

In einer Urkunde von 1322 kommen vor als Johanns Söhne Alexander der Propst zu Münstermaifeld und Gerlach. Alexander, in dessen Zeit der Wiederaufbau der Stiftskirche zu Münstermaifeld fällt, besaß die Propstei bereits 1318; 1331 erscheint als sein Nachfolger Elias von Eltz. Gerlach, vielfältig in Urkunden und als Beisitzer Trierischer Manngerichte genannt, erklärt durch Urkunde vom 1. Mai 1361, „daß ich mit gutem Vorrath, mit freiem Muth und Willen alsolche Lehen, als ich von meinem Herren dem Abt zu Prüm und seinem Gotteshaus han, aufgetragen han und gesetzt, und bitten meinen lieben gnädigen Herren vorgenannt, daß er Konen Herrn zu Winnenburg und Gerlach seinen Bruder, sint sie meine rechten Lehenerben sind, und ich keinen nähern Erben weiß, von den vorgenannten Lehen begnaden und belehnen wolle, Behältniß doch mir und Hedwig, meiner ehelichen Hausfrauen, unsere Leibzucht an den ehegenannten Lehen." Wenige Tage vorher, den 23. April hatte Gerlach den Erzbischof Wilhelm von Cöln ersucht, seine Enkel, die Gebrüder Kuno und Gerlach von Winnenburg, mit der Burg Beilstein und dem zugehörigen Hof Katzwinkel zu Poltersdorf, mit Senheim und Peterswald, von wegen dessen er einer der Burgmänner auf Altenahr sei, mit den Höfen zu Fronborn und Briedern zu belehnen, worin ihm auch willfahrt wurde, gleichwie K. Karl IV. auf Bitten Gerlachs in Ansehung

der Reichslehen gethan hat, Montag vor Ostern 1362. Gerlachs zweite Gemahlin, Frau Hedwig, erscheint als Wittwe Sonntag nach Jacobi 1363. Seiner ersten Ehe werden ohne Zweifel angehören die Töchter Lise und Gertrudis, diese 1364 als Johanns II. von Saffenberg Hausfrau vorkommend. Lise, Kunos von Winnenburg Wittwe, samt ihren Söhnen entsagte gegen Graf Wilhelm von Katzenellenbogen allem Anspruch zu der Vogtei Pfalzfeld, welche die von Braunshorn zu Mannlehen gehabt, 6. Aug. 1367. Die Burg Braunshorn an sich war, wie gesagt, pfälzisches Lehen, und wird daher in der von den Söhnen des Kurfürsten Otto des Erlauchten 1255 vorgenommenen Ländertheilung, zusamt den Festen Stahleck, Stahlberg, Fürstenberg 2c. dem Erstgebornen zugetheilt. Im J. 1314 wurde die Burg, samt andern Bezirken, an den Erzbischof Balduin von Trier und den König Johann von Böhmen verpfändet, und bestand die Pfandschaft bis zum J. 1354. Das nutzbare Eigenthum war jedoch denen von Braunshorn zurückgegeben worden, und haben sie dasselbe, samt der Reichsherrschaft Beilstein an die von Winnenburg vererbt, gleichwie es endlich, zusamt Winnenburg und Beilstein an die Grafen von Metternich gekommen ist.

Von Ebscheid nach Laubach wird es nicht viel über eine halbe Stunde Wegs sein. Laubach, das bedeutende Dorf, war im Mittelalter mit Mauern und Graben umgeben, wurde deshalb unter die Festen des Amtes Simmern gezählt, und in der pfälzischen Hauptheilung vom J. 1410 eine Stadt genannt. Um das Patronat der Kirche hatte das Kloster Kumd lange zu streiten, bis die Wittwe des Ritters Gottfried von Boppard ihr Recht an das Kloster aufgab 1257. In der Theilung ist besagte Kirche den Katholiken zugefallen, und halten sich zu der Pfarrei die in Ebscheid, Laubach, Horn und Kumd ansässigen Katholiken. Der Reformirten Kirche, 1719 erbaut, ist ein Filial von Horn. Die Laubacher Kamaschen, einst weit und breit gesucht, scheinen allmälig, mit der veränderten Kleidertracht, in Vergessenheit zu gerathen. Der Straße zur Linken, in kurzem Abstand, ist Horn gelagert, in Urkunden Honrein, auch Hohren genannt. Burkards von Honrein Wittwe übergab 1135 ihr Gut in Horn, Laubach 2c.

zusamt dem Kirchensatz in Horn, dem Kloster Ravengirsburg. Wie Laubach befestigt, wird Horn in der Theilung von 1410 ebenfalls eine Stadt genannt. Um die wechselseitige Verleihung der Pfarrkirche, zum h. Lucas, verglich sich der Propst von Ravengirsburg 1275 mit denen von Waldeck, Randeck und Dalberg, und eine ähnliche Verhandlung fand im J. 1313 statt. In der Theilung fiel die Kirche den Reformirten zu, und haben sie hier ihren eigenen Pfarrer. Ein solcher ist gewesen der gemüthliche, viel gelesene Schriftsteller, Hr. Superintendent Oertel in Sobernheim, der zudem in Horn geboren, daher er immer noch pseudonym W. O. von Horn sich schreibt. Ein Aufwurf, einige hundert Schritte vom Dorfe entlegen, soll das Ueberbleibsel einer den Herren von Koppenstein zuständigen Burg sein.

Von Laubach bis Simmern berührt die Landstraße keinen Ort, doch verdient einige Besprechung das ihr zur Rechten bleibende geringe Dorf Kumd, von wegen eines ihm angebauten Cistercienserunnenklosters, das zwar nur mehr in seinen Trümmern übrig. Es verdankte seinen Ursprung einer auf dieser Stelle von dem gottseligen Eberhard im J. 1180 erbauten Capelle, deren Grundeigenthum jedoch der in der Umgegend reich begüterten Familie von Dick geblieben war, bis Heinrich von Dick und seine Kinder, Alexander und Elisabeth, dann seine Brüder Friedrich und Eustach, auf Bitten des Pfalzgrafen Konrad und seiner Gemahlin Irmgard, auch anderer edeln und gottesfürchtigen Personen die Capelle an Bruder Eberhard und alle diejenigen, welche daselbst inskünftige Gott dienen würden, vergabten. Also berichtet Erzbischof Konrad von Mainz in der 1196 bezüglich dieser Stiftung gegebenen Urkunde. Die Geschichte des Klosters nimmt demnach ihren Anfang mit der

Legende des h. Leviten und Diener Gottes Eberhard.
30. November.

Cap. 1. Geboren war der h. Mann Eberhard auf Stahleck, sehr ansehnlicher Eltern Sohn. Wolfgang hieß der Vater, Adelheid die Mutter, und der Brüder Eberhards waren vier. Von denen sind zwei nach Jerusalem gezogen und nicht wiedergekom-

men. Der dritte Bruder, Nortpricht genannt, hat Frau und Kinder verlassen, um, Converse in dem Kloster Kumd, ein heiligmäßiges Leben zu führen, ist auch daselbst in dem Jahr, daß gegenwärtiges niedergeschrieben worden, verstorben. Der vierte Bruder, Erich, blieb in der Welt, doch hat er seine älteste Tochter in besagtem Kloster dem Herren geweihet, auf daß sie Gottes Dienerin werde. Das sind auch in demselben Kloster Eberhards Schwestern Adelheid und Margaretha geworden, in Folge der Gnaden, welche Gott ihren Brüdern angedeihen lassen. Adelheid war lange Jahre hindurch Aebtissin. Das merket Euch, und betrachtet diese reine und heilige Sippschaft, aus welcher so viele fromme Seelen dem Herren dargebracht und geweihet worden sind. St. Eberhard, von den Geschwistern der jüngste, hatte aber noch einen Bruder, den Sibert, der seine Frau Elisabeth verließ, um ungehindert Gott zu dienen. Von ihr, auch andern, soll weiter unten gehandelt werden, hier die Personen genau und deutlich zu benennen, fand ich zweckmäßig, damit ein jeder wisse, woher ich meine Nachrichten habe.

Cap. 2. Nur eben zur Welt gekommen, wurde St. Eberhard einer Amme übergeben, auf daß sie mit ihrer Milch ihn nähre; dieses Weibes Haus besuchte einer von des Pfalzgrafen Dienern, Sibert mit Namen. Und es trug sich zu, daß Sibert das Weib schwängerte, was durch eine besondere Schickung Gottes Eberhard, das Knäblein, zuerst an Tag bringen sollte. Denn er wollte von nun an des unkeuschen Weibes Brüste nicht mehr berühren, und enthielt sich ganzer drei Wochen lang jeglicher Nahrung, blieb gleichwohl stets gesund und frisch. Es wurde für ihn eine andere Amme gefunden, und deren Milch, auch sonstige Speisen, hat er ungesäumt zu sich genommen. Die Sache genauer zu prüfen, wurde er der ersten Amme zurückgegeben, aber es widerten ihm auch jetzt die dargereichten Brüste, und suchte er den Armen des Weibes sich zu entwinden. Es blieb nichts übrig, als ihn der zweiten Amme zu überlassen, und nahm er unter deren Pflege dergestalten zu, daß er deutlich sprechen lernte. Da ereignete sich, daß der eben besprochene Sibert den Knaben Eberhard traf, mit ihm kosete, fragte, ob er ihn liebe, antwor-

tete das Kind „nein!“ Ferner gefragt, „warum nicht?“ — „Weil du mir eine Zeitlang Speise und Nahrung entzogen hast.“ Denn es war das Kind erfüllt und umgeben von der Gnade der göttlichen Süßigkeit.

Cap. 3. Die Leiche eines Ritters wurde nach Bingen gebracht, auf daß sie in St. Ruperts Kloster ihre Grabstätte finde. Des Ritters Söhnlein wohnte dem Leichenbegängniß bei, und St. Eberhard hatte sich ebenfalls eingefunden. Die beiden Knaben spielten mit einander, da sagte des Ritters Sohn: „Diese Jungfrauen waren schön und sangen gut.“ Entgegnet Eberhard: „Nein, meine Jungfrauen sind schöner; jene sind grau und weiß, die meinigen alle sind schwarz.“ Sieh da eine wunderbare, vollständig in Erfüllung gegangene Prophezeihung.

Cap. 4. Einstens ergötzte sich Eberhard mit andern Knaben im Hasenspiel: er machte den Hasen, die übrigen liefen ihm nach. Im heftigsten Laufen kam er zu Fall, dergestalten, daß die Sinne ihm schwanden, die Worte doch vernahm er: „Mein Eberhard, ich werde mit dir thun, wie ich mit Ezechiel am Flusse Chobar gethan habe.“ Den Spruch hatte er niemals gehört; sobald er wieder zu sich gekommen, suchte er einen verständigen Mann auf, und hat der ihm die Bedeutung des Wortes Chobar erklärt.

Cap. 5. Ein Knabe noch, war Eberhard zur Kirche gekommen, Messe zu hören, und er sah auf dem Altar die h. Jungfrau mit dem Kindlein in ihren Armen, und die Gottesgebärerin ihm zuwinkend, auf daß er näher trete. Verwundert ob solchen Anblickes, sagte er zu dem Nachbar: „Schau, Gott ist auf dem Altar, sieh doch.“ — „Keineswegs,“ erwiderte der Andere, „ich sehe nur den Priester, der die Messe lieset.“ Der fromme Knabe schwieg, aber von der empfangenen Tröstung erfüllet, gelobte er zur Stunde der h. Jungfrau unverbrüchliche Keuschheit, und daß er bis zu des Lebens Ende in ihrem Dienste ausharren wolle. Wiederum befand er sich zur Fastenzeit in der Nähe des Messe lesenden Priesters, und er sah, daß dieser, die h. Hostie empfangend, Fleisch und Blut zu sich nehme. Das vertraute Eberhard der Mutter, die hieß ihn aber

schweigen und gegen niemand des Vorganges erwähnen. Tags darauf sah er abermals und sehr deutlich, wie derselbe Priester Wein und Wasser in den Kelch goß, die Hostie darauf legte, und, ohne daß dessen der Priester inne wurde, Fleisch und Blut genoß. Ein andermal, als er wiederum über der Messe zum Altar gekommen, sah er ein Lamm in dem Kelche, und zwischen des Lammes Hörnern ein Kreuz. Gelegentlich der Messe eines andern Priesters sah er, obgleich durch zwei Mauern von dem Officianten geschieden, im Geiste Alles was am Altar geschah: er war dermaßen von dem hellsten Licht umgeben, daß er die Mauer weder bemerkte noch sah, vielmehr, zur Kirche eilend, wider sie rannte.

Cap. 6. Als Heinrich, der Sachsen Herzog, seiner Lande entsetzt, ins Elend verwiesen worden, kam Eberhard zu seinem Pfalzgrafen, der ihn seinem Söhnlein zum Erzieher und Lehrer gab. Mit den pfalzgräflichen Kindern von Stahleck nach Heidelberg verzogen, beschäftigte er sich ernstlich mit dem Studium der heiligen Schrift, was zwar der Pfalzgraf keineswegs billigte. Deshalb baute Eberhard sich in dem an Heidelberg stoßenden Forst einen Altar, den er häufig besuchte, um da in der Einsamkeit zu beten. Das Bild des Gekreuzigten, so er in seinem Psalter gefunden, schnitt er heraus, um es dem Altärchen anzuheften, einen Stein hölte er aus, die Hölung füllte er mit Wasser, Wachs und Docht rollte er nothdürftig zusammen, und so verschaffte er sich für seinen Altar eine Leuchte, die er jedesmal, wenn er am Morgen oder Abend zur Stelle kam, brennend fand, obgleich er beim Scheiden den Stein herumdrehte und dergestalten verbarg, daß er keinem auffallen konnte. Jezt ließ sich aber der allgemeine Widersacher des menschlichen Geschlechtes, der Höllengeist beigehen, die Einsamkeit des trefflichen Jünglings zu stören. Dem wollte er einstens, unter den heftigsten Drohungen, den Besuch des Altärchens untersagen. Eberhard empfand keine Furcht, verachtete die Drohungen. Ein zweiter Versuch glückte nicht besser, wenn auch der Teufel für jezt in Bocks Gestalt ihm erschien. Da fuhr er, als Eberhard wiederum sein Altärchen besuchen wollte, in die Gestalt eines Ritters, der im Turnier

erschlagen worden, und in sothaner Hülle dem Jüngling entgegentretend, gedachte er das fromme Werk zu stören oder gar zu hintertreiben. Deß Allen hat Eberhard nicht geachtet. Einstens, daß er in Gesellschaft den Rhein heruntersuhr, erblickte er dicht bei dem Nachen großes Licht, und darin ein Crucifix: sogleich sich neigend, erfaßte er das Crucifix, so er nach Hause brachte und dem Altar aufsetzte. Zu Worms hat er in des h. Nicolaus Capelle gebetet, auch, indem er die Capelle verließ, gesehen, wie das darin befindliche Bild des Heilandes gegen ihn das Haupt neigte.

Cap. 7. Einstens wurde dem h. Eberhard ein Gebund von neun Fellen übergeben, auf daß er sie von der Waschererde reinige; er wanderte, mit den Fellen beladen, nach seinem Altärchen und betete dort, wie es seine Gewohnheit. Er wurde vermißt, ein Diener, der ihn ausgehen gesehen, wußte von dem Altärchen, nicht aber, was er dort vornehme. Er suchte darum den Vermißten im Forst, und kam ihm so nahe, daß er ihn beinahe hätte berühren können, sah ihn aber nicht, gab sich darum ans Rufen. Aber Eberhard antwortete nicht, der Diener ging nach Hause, zu berichten, daß er ihn nicht gefunden habe. Eberhard folgte ihm auf dem Fuße, und hatte die Felle bei sich. Nach Haus gekommen, fragte er den Diener, warum er ihm ganz nahe so geschrien habe? und es antwortete der Diener, er habe ihn mit keinem Auge gesehen. Da erkannte Eberhard den Finger Gottes.

Cap. 8. Eberhard unterhielt große Vertraulichkeit mit einem jungen Mann, der ihm durch seine Neigung zu Studien empfohlen. Dessen Formen sich aneignend, hat einstens Satan es gewagt, dem in seine gewöhnlichen Andachtsübungen vertieften Eberhard sich zu nähern. Dieser, indem er den Freund zu erkennen glaubte, wollte ihn begrüßen, und der Spuk verschwand. Wie Eberhard später nach Haus ging, begegnete ihm der Freund, und aus dessen Frage, wo er herkomme? erkannte er das im Forst ihm vorgeführte höllische Gaukelspiel. Auch noch ferner setzte der böse Feind seine Nachstellungen fort. So legte er einstmalen in den Weg, den Eberhard nothwendig zu betreten hatte, den Leichnam Dubos, der eines Edelherren Knecht, sich im Leben mit vielen

und den schmutzigsten Lastern, Trunkenheit und Unzucht besudelt hatte, und dafür durch Verhängniß Gottes, vor welchem keine Sünde unbestraft bleibt, im nächtlichen Schlaf vom Teufel erwürgt wurde. Erschreckt ob des Anblicks, hat nichtsdestoweniger Eberhard dem unsaubern Geist sofort befohlen, den Leichnam nach der Stelle, wo er ihn weggenommen, zurückzubringen. Wolfgang, Eberhards Bruder, hörte ihn sprechen, verstand ihn aber nicht, sah auch niemanden, dem die Rede hätte gelten können. Das ergab sich erst am folgenden Tag über der Nachfrage um den vermißten Knecht; man werde ihn, äußerte Eberhard, im Stalle erwürgt finden, und das hat sich, nachdem man die Thüre gesprengt, bewährt. Ein solches Leben führte Eberhard, wie schon oben gesagt, am Hoflager des Pfalzgrafen weilend; es hatte dieser aber die löbliche und fromme Gewohnheit, an allen Werktagen sieben, an Sonntagen zwölf Arme in seiner Burg zu speisen. Die Sorge für diese Gäste war unabänderlich dem seligen Eberhard übertragen, und pflegte dieser seinen Armen das beste und reinste Linnenzeug des Pfalzgrafen vorzulegen, wohingegen manchmal schlechtes und beschmutztes Tischzeug auf die herrschaftliche Tafel gekommen ist. Auch die besten Weine, die leckersten Speisen hat Eberhard seinen Armen vorbehalten. Das zog ihm wohl Vorwürfe zu, dafür ist ihm aber einstens die höchste Gnade geworden. Es befand sich unter seinen Gästen einer, der das Zeichen des Kreuzes auf der Stirne tragend, von den ihm vorgesetzten Speisen nicht das mindeste zu sich nahm, sondern Alles den übrigen Tischgenossen austheilte.

Dergleichen und vieles andere hat in Eberhard die göttliche Gnade gewirkt, wiewohl er das Geheimniß davon, treu in seinem Herzen bewahrt, allen andern verbarg. Deshalb vernahm er einst in einem nächtlichen Gesicht, worin ihm zwei Männer erschienen, von dem einen, in welchem er den h. Petrus zu erkennen glaubte, Vorwürfe: „Warum, Eberhard, bist du nicht eifriger beflissen, deiner Herrin zu dienen?“ Er entgegnete, tagtäglich sei er in ihrem Dienst beschäftigt. Wiederum sprach St. Peter: „nicht der irdischen, sondern der himmlischen Herrin, die du unlängst, zusamt dem Kindlein auf ihren Armen, über dem Altar erblicktest,

und der du deine Jungfräulichkeit, ihrem Dienste für des Lebens Dauer deine ganze Person gelobt hast; sie gab mir auf, ihr ein Zeichen der Liebe, welche du für sie empfindest, zu überbringen, und dir zugleich zu gebieten, daß du die Zeichen, welche an dir zu offenbaren, dem Herren gefiel, nicht weiter verheimlichest.“ Während er also sprach, hat St. Peter dem seligen Eberhard einige Haare vom Scheitel, zusamt der Haut, mit einer Schere abgeschnitten, daß er beim Erwachen, sich verwundet fühlend, und mit den Händen nach dem Kopfe greifend, sie ganz blutig zurückzog. Er zündete darauf ein Licht an, um nach dem Stückchen Haut von seinem Scheitel zu suchen, fand das aber nirgends.

Indem hiernach die Flamme göttlicher Liebe immer lebendiger in dem Herzen Eberhards entbrannte, wünschte er in dem Cistercienserkloster Schönau dem Schöpfer dienen zu können, und richtete er, seine Aufnahme in die Zahl der Brüder zu erhalten, eine demüthige und eifrige Bitte an den Abt Gottfried, der aber das Begehren zurückwies, theils in Betracht seines jugendlichen Alters, theils wegen dem Einspruch seiner Eltern und seines Herren, theils weil er, der Ungelehrte, wegen seines Mangels an Kenntnissen, nur als Laienbruder hätte aufgenommen werden können. Eberhard wollte aber lieber in seinem bisherigen Stand aushalten, als der Berechtigung, täglich dem am Altar dargebrachten Opfer beizuwohnen, entsagen, und ging deshalb wieder nach Hause. Das Alles hat er ohne Vorwissen seiner Freunde versucht. Nach einiger Zeit kam er wieder, das vordem ihm verheißene Kleid eines Laienbruders zu erbitten, welches ihm für jetzt ebenfalls abgeschlagen wurde. Des Weges unkundig, stand er im Zweifel, wie nach der Heimath zu gelangen, und es erfaßte ihn ein Engel vom Himmel, der ihn über den Rhein, nach des Pfalzgrafen Hof, 15 Meilen vom Kloster entlegen, trug, und ihn dort, ungesehen von jedermann, niedersetzte. In Heidelberg war sein erster Gang nach dem Nonnenkloster, wo er noch denselben Mittag einkehrte. Als er da erzählte, wie er am Morgen in den Schlössern der Heimath sich befunden, und gegen die Mittagsstunde hier eingetroffen sei,

wollten die Schwestern, in der Verwunderung ob so unerhörter Mähre, dem Bericht keinen Glauben schenken, obgleich Eberhard, der Wahrheit zum Zeugniß ein Schreiben, durch seinen Bruder im elterlichen Hause für ihn aufgesetzt, vorlegte, bis der nach einigen Tagen eingetroffene Bote die vollständige Bestätigung brachte. Nach Verlauf etwelcher Zeit versuchte Eberhard zum drittenmal, die Aufnahme in Schönau zu erhalten. Damit nicht seine Absicht durch die Freunde hintertrieben werde, verheimlichte er in aller Weise seinen Aufenthalt im Kloster, wiewohl die Eltern, von seinem Verschwinden aus Heidelberg in Kenntniß gesetzt, keinen Augenblick um den Ort, wohin er sich gewendet haben möchte, in Zweifel blieben. Sie entsendeten dahin ihren andern Sohn Heinrich, der denn sehr bald den Ausreißer ermittelte, ihn seinen ganzen Unwillen empfinden ließ, endlich ihn nach Haus brachte. Also wurde Eberhard abermals seinem Trachten, seinem Vorsatz entfremdet, nicht ohne deutliche Einwirkung der göttlichen Vorsicht, welche Besseres mit ihm vorzunehmen gedachte.

Cap. 9. Schwere Krankheit hatte ihn dem Tode nahe gebracht, die Eltern waren herbeigeeilt, noch einmal den einzigen ihnen gebliebenen Sohn zu umarmen, und in deren und des Pfalzgrafen Gegenwart entschlüpften ihm Aeußerungen, die scheinbar dem christkatholischen Glauben entgegen, die Herzen der Zuhörer mit Trauer erfüllten. In einer Extase unterhielt er sich mit Peter und Paul, den Fürsten der Apostel, die im Geist ihm erschienen waren, und während alle seine Kräfte durch die Heftigkeit der Krankheit gebrochen, erzeigte sich um so mächtiger der Zunge Thätigkeit. Die Umstehenden glaubten Anfechtungen des bösen Feindes zu erkennen, und nahmen den auszutreiben ihre Zuflucht zu einem Priester. Folgendes hat der Exorcist, der Nachwelt zur Belehrung, niedergeschrieben: „Am Morgen, nach vollbrachtem Meßopfer, begab ich mich, angethan mit der Stola, mein Buch in der Hand, zu Eberhard, die bösen Geister, von denen er besessen, durch Gebet auszutreiben; ich fand ihn mit geschlossenen Augen, des Gebrauches seiner Glieder, mit einziger Ausnahme der Zunge, unmächtig, und vernahm aus seinem

Munde viele und merkwürdige Reden. Nachdem er mich und meine Absicht erkannt, sprach er zu mir: „„Wer immer, geistlich oder weltlich, zweifeln sollte, daß in Wahrheit begründet meine Worte, der halte mir vor das allerheiligste Sacrament des Frohnleichnams, und ehe ich das Sacrament, meinen Glauben an die Menschwerdung und das Leiden Jesu Christi verläugne, werde ich viel lieber in tausend Stücke mich schneiden lassen, Leben und Blut dahin geben."" Nachdem ich diese, im Geringsten nicht fanatischen Worte vernommen, ging ich meines Wegs."

Wer hat aber jemals einen Menschen, der halbtodt, des Gebrauches aller seiner Glieder beraubt, und kaum der einzigen Zunge mächtig, solche Reden führen gehört? Die Krankheit erreichte eine solche Höhe, daß, vollständig in Wahnsinn versunken, der Patient mit jedem Augenblick den Geist aufgeben zu wollen schien, weil jedoch die Zunge fortwährend thätig, wurde Allen deutlich, daß er nicht todt, sondern in Verzückung gerathen sei, eine dermaßen vollständige Verzückung, daß er mit Nadeln oder Dolch gestochen, nicht das mindeste fühlte, daß er auch den Fuß, obgleich der Degen ihm angesetzt, nicht zurückzog, nur bat, man wolle seines Leibes verschonen. Nach langwierigem Lager vollständig genesen, erfuhr er durch göttliche Eingebung, daß er in einem Dorfe, wohin sich zu begeben, ihm anbefohlen ward, eine geweihte Hostie, so durch die Mäuse verschleift worden, finden würde; er begab sich dahin, fand und erhob das Heiligthum, und brachte es in geziemender Ehrerbietung nach seinem eigentlichen Standort zurück. Es war eben das Dorf, in welchem er nachmalen das Kloster erbaute. Mit dessen Anfang verhält es sich folgendergestalt.

Zur Stelle gelangt, mußte Eberhard, aller Nahrungsmittel entbehrend, ein dreitägiges Fasten beobachten, und wollte sein Geist schon sich betrüben, als er vom Himmel eine Stimme vernahm, die ein reichliches Abendbrod ihm verheißend, die gebrochene Lebenskraft wieder anfachte. Nicht lange, und es kam ein Bettler, ein Gerstenbrod unter dem Arm; das legte er nieder auf den Altar der Capelle, vor welchem er zugleich sein Gebet verrichtete. Viel zu lang währte die Andacht dem von peinlichem

Hunger gequälten Eberhard, endlich entfernte sich der Beter, und der Hungernde bemächtigte sich des zurückgelassenen Brodes, fand es aber dergestalten hart und rauh, daß nicht nur der Magen, sondern auch die Zähne ihren Dienst für dessen Bearbeitung verweigerten. Er wußte sich nicht zu helfen, als indem er der nahen Quelle die Bescherung eintauchte und also sie erweichte, worauf es ihm dann endlich gelang, seinen Fund, doch unter vielem Seufzen zu Gott, dem Magen einzuzwängen. „Das ist also," jammerte er, „das mir bereitete reichliche Abendessen! Das ist das mir verheißene stattliche Tractament!" Dafür ist ihm hinwiederum von oben verheißen und versprochen worden, daß er inskünftige viel Mangel an Speise und andern Nothwendigkeiten zu ertragen haben würde, wiewohl doch Gottes Barmherzigkeit nachmalen zugegeben hat, daß er mit seinen Brüdern in Geduld Entbehrungen hinnehmend, niemalen an dem streng Nothwendigen Mangel litt. Davon gibt Zeugniß das von Bruder Johann Erlebte. Dem hatte Eberhard aufgegeben, den Tisch zu decken; das könne wohl geschehen, meinte Johann, aber zu essen sei nichts vorhanden. Er solle, belehrte ihn Eberhard, gutes Muths sein, auf Gottes Vorsicht, die nie schläft, hoffen, und es würde ihm an nichts fehlen, was denn auch der Erfolg bestätigte. Ueberhaupt hat sich häufig zugetragen, daß die Brüder, um einen leeren Tisch versammelt, durch Gottes freigebige Barmherzigkeit vollständige Sättigung fanden.

Cap. 10. Wir wollen aber zu dem Ursprung und dem Fortgang des Klosters zurückkehren, als für welches zu begründen, Eberhard das von jeher von Gott ausersehene Werkzeug geworden ist, daher er auch, das Werk zu vollführen, jederzeit des göttlichen Beistandes sich erfreuen mochte. Es wurde ihm zuerst des Ortes Belegenheit und Gestalt gezeigt, dann sah er die Personen, welche von Ewigkeit ausersehen, zu der Stiftung zu wirken, vordersamst den edelgebornen Heinrich von Dick, Ritter, dem er ungesäumt seine Absicht, auf dessen Erbgut ein Kloster zu begründen, mittheilte. Sehr freundlich hat der Ritter ihn empfangen, zu Allem seinen Willen gegeben, ihm selbst als Wegweiser gedient durch sein Gebiet, und für die Erforschung

der zu einer Klosterstiftung am mehrsten geeigneten Oertlichkeit. Sie durchstreiften Felder, Güter, Dörfer in großer Anzahl, kamen endlich an die Stelle, wo jetzund das Kloster erbaut, und da rief Eberhard aus: „Das ist der Ort von Gott mir gezeigt, den zu erwählen ihm gefallen hat.“ Ein Gelehrter, würde Eberhard wohl hinzugefügt haben: »Haec est civitas Sion, hic volo habitare in saecula saeculorum, quia hanc elegi civitatem.« — „Und es werden alle, die da wohnen, des Brodes genug haben“, ein Ausspruch, der sich bewährte. Denn alle, die in das Kloster, freiwillige Armuth zu tragen, aufgenommen worden, haben des Brodes und Wassers nie Mangel gehabt, wie es der Diener Gottes vorhersagte.

Heinrich von Dick, seine Hausfrau und sein Sohn Alexander haben besagten Ort an Eberhard vergabt, auf daß er dort baue und anordne nach dem Wohlgefallen Gottes und seiner geliebten himmlischen Mutter. Darauf begab er sich, mit Urlaub des Dompropstes zu Mainz, nach dem jenseits des Rheins belegenen Kloster Aulenhausen, um sich dort einige Jungfrauen, die seinem Kloster einen gesegneten Anfang geben könnten, zu erbitten. Das Gesuch wurde zurückgewiesen, Eberhard aber äußerte, es wird dennoch geschehen, denn das Werk ist mir von Gott aufgegeben, und fuhr wiederum hinauf nach Mainz zum Dompropst, der ihm einen Befehl an das Kloster ausfertigen ließ. Darin waren die Jungfrauen, deren Beistand Eberhard sich erbitten wollte, namentlich aufgeführt, insbesondere Bertha, des Klosters kluge und tugendhafte Kellnerin, welche die Schwestern nur höchst ungern ziehen lassen wollten, weil sie eine getreue Wirthschafterin. Darum führten sie dem ungebetenen Gast verschiedene Jungfrauen, die eine wie die andere als die Begehrte bezeichnend, vor. Es übte jedoch Eberhard, gleichsam ein neuer Samuel, Prophetengabe; der Reihe nach die vorgestellten Jungfrauen musternd, fand er, daß keine von ihnen die gesuchte Bertha, dagegen erkannte er sie mitten in dem übrigen Haufen, und er frohlockte, „das ist sie, die von Gott mir verheißen.“ Also wurden ihm die Jungfrauen überlassen, und darunter jene Bertha, welche des neuen Klosters Oberin und Mutter geworden ist. Es wundere sich aber nie-

mand, daß dessen Stiftung einem kaum achtzehnjährigen Jüngling aufgegeben worden, denn er handelte nicht aus sich, sondern mit der Hülfe Gottes, der seinem Diener Eberhard beistand, auf daß die ganze Landschaft die in ihm thätige Gnade bewundere, und den Geist des Herren, der auf ihm, ansonsten würden sie ihm nicht geglaubt haben. Sie kannten aber sein Gott gefälliges Gemüth, und wußten, daß der Mensch, von Jahren jung, in Tugenden ein Greis sein kann, wenn anders sein Leben unbefleckt. (Sap. 4.) Senectus enim venerabilis est non diuturna neque annorum numero computata etc.

Cap. 11. Zu anderer Zeit war die Kraft und Macht Gottes mit ihm, und er sah im Geist einen hohen und wunderbaren Baum, dessen Wurzel und Stamm groß, weit, ungewöhnlich, dessen Zweige und Blätter mit Weintrauben behängt. Mühsam zu ersteigen, trug der Baum in seinem höchsten Gipfel eine wunderschöne hell erglänzende Blume, durch welche der ganze Baum erleuchtet; unter dem Baum lag ein schwarzes Thier, mit dem offenen Rachen greulich anzusehen. Darauf erschienen dem seligen Eberhard alle diejenigen, welche in dem Kloster Gott zu dienen bestimmt, sie eilten dem Baume zu, versuchten ihn zu ersteigen. Aber der Engel des Herren, die Geisel in der Hand, mahnte Eberharden, daß er der erste von allen den Baum besteige. Das versuchten auch andere, der fielen aber viele herunter, in den Rachen des schwarzen Thiers, das einige ganz und gar verschluckte, während andere, dem fürchterlichen Schlund entschlüpft, von neuem versuchten, zur Höhe des Baums zu gelangen. Hört nun aber, was das Alles bedeutete, wie Eberhard in einer göttlichen Offenbarung vernahm. In dem Baum spiegelt sich des heiligen Ordens Zucht; Stamm und Wurzel stellen Christum vor, jeglichen guten Werkes Grundlage; der Cherubin in der Höhe mahnt an die Getreuen, so auserwählt sind, die himmlischen Freuden zu genießen, die wunderschöne Blume ist Maria, welche, mit Hülfe ihrer Gnade alle Seelen und das keusche fromme Leben in diesem Kloster erleuchtet. Ein andermal wurden dem h. Eberhard die Personen, welche in besagtem Kloster dem Herren dienen sollten, gezeigt; sie waren,

gleich Mönchen, mit Kapuzen bekleidet, daher wurde bestimmt, daß die Klosterfrauen den gleichen Habit zu tragen und die Regel des Ordens von Cisterz zu befolgen hätten. Es besteht auch das Kloster in Heiligkeit und Gerechtigkeit der Seelen, nebenbei des zur Leibesnothdurft Erforderlichen genießend. In solcher Weise ist das Kloster begründet worden von dem Manne, welchen Gott und Menschen liebten, weil er von dem Heiligen Geiste erfüllet.

Cap. 12. Eines Tages, als die Non zu singen, standen die jüngern Klosterfrauen im Chor, ohne doch zu singen, indem sie, ich weiß nicht aus welchem Grunde, des Dienstes Gottes uneingedenk. Darüber kam Eberhard, und hat er sie zurechtgewiesen, denn obgleich anfangs abwesend, wußte er genau, welche von ihnen die strafbarsten, und die ermahnte er, daß sie inskünftige vor Gottes Augen einer größern Bescheidenheit sich befleißigen möchten. In gleicher Weise verfuhr Eberhard mit den Mönchen, wenn er zu Hause geblieben, und sie ihre Zeit im Walde vergeudeten. Wie nachmalen die Nonnen sich unterhielten von den heiligen Märtyrern, von ihrem Leiden in Schulen und Synagogen, sah Eberhard unter ihnen, zu seiner lebhaften Freude, die hh. Engel, wenn sie aber von andern Dingen zu plaudern anfingen, dann erblickte er Dämonen, die sich unter sie mengten, während die guten Geister sich zurückzogen. Ueber solchem Anblick erhob sich sein Geist zu gewaltigem Drang, er bemühte sich die Engel zu ereilen, gerieth in Verzückung, wo er dann wohl klafterhoch über der Erde schwebte, seiner selbst unbewußt, alles Gefühls bar, bis er zum Boden herabsank. Dann erst besann er sich, wie ihm geschehen.

Der Pfalzgraf hatte unter seinen Ministerialen ein Fräulein, des Namens Jutta. Die mit dem Gedanken, den Schleier zu nehmen, sich tragend, begehrte für ihre Absicht den Rath des h. Eberhard, und entgegnete der: „Fräulein Jutta, dergleichen kann niemals geschehen, denn voll stecken deine Augen von Sprößlingen." So hat es sich nachmalen befunden, die Jungfrau erkaltete in ihrem Eifer, dachte nicht mehr an das Kloster, heurathete und wurde eine Mutter vieler Kinder beiderlei Geschlechts. Der Ritter Ludwig, mit Rilinden vermählt, stand im Begriffe,

über Meer nach Jerusalem zu pilgern. Die Frau war gesegnet, scheidend sprach zu ihr der Ritter, wenn sie eines Sohnes genese, solle sie in den heiligen Schriften, in der Bibel ihn unterrichten lassen, eine Tochter in irgend einem Kloster unterbringen. Bald nach seinem Aufbruch besuchte die Schwangere den Bruder Eberhard, ihn zu befragen, ob sie einen Sohn oder eine Tochter trage. Erwidert er: „eine Tochter, genannt Volerada, und wird sie in Kumd Nonne sein." Das Kind wurde geboren, empfing in der Taufe den Namen Volerada, wie Eberhard es angekündigt, sollte aber nach dem Wunsch der Angehörigen und Freunde in Aulenhausen Profeß thun. Gott hat es jedoch gefügt, daß sie zu Kumd eingekleidet wurde und daselbst das Amt einer Vorsteherin des Krankenhauses übernahm. Eberhard hat ferner der Frau angekündigt, daß mit der Geburt eines Sohnes schweres Leid und Trübsal auf sie kommen würde, ein Ausspruch, der ihre Freunde mit Schrecken erfüllte, und nur zu sehr in Erfüllung ging. Denn jener Frauen Herr starb jenseits des Meeres, sie nahm den zweiten Mann, und gewann in sothaner Ehe Töchter in großer Zahl, in dem letzten Kindbett ist sie, nach ausgestandenen unsäglichen Schmerzen, über der Geburt eines Knaben Todes verblichen. Also hat Eberhard häufig zukünftige Dinge vorhergesagt, nicht nur von Menschen, sondern auch von unvernünftigen Thieren, von Schafen namentlich, welcher Farbe sie fallen würden. Die Frau des Schultheißen in Bacharach, lange Zeit unfruchtbar, befand sich letzlich gesegnet, und wurde Eberhard um das, so in ihrem Schoose sie trage, befragt, er antwortete: „Du tragst einen Hartmann, der in Bacharach Pastor sein wird": das hörte auch der damalige Pastor in Bacharach, und höchlich hat er sich verwundert. Ferner weilte zu Bacharach eine gewisse Elisabeth, Eberhards Base; die ebenfalls hohen Leibes sich befindend, verlangte zu wissen, wen sie in ihrem Schoose trage, und er entgegnete, „einen namenlosen Sohn." Und hat sich Alles zugetragen, wie er es gesagt: denn der einen Frau Sohn empfing den Namen Hartmann, und wurde späterhin Pastor zu Bacharach, die andere Frau wurde von einem todten Knäblein entbunden, das blieb ungetauft, und demnach

ohne Namen. Der ebengenannten Elisabeth Vater wollte die Tochter seines Bruders zur Nonne machen; es wurde ihm gerathen, sie in des h. Eberhard Kloster zu geben, das wollte ihm nicht recht anstehen, weil die Stiftung damals noch nicht völlig zu Stande gekommen, da sprach zu ihm St. Eberhard: „du willst nicht zugeben, daß für jetzt deines Bruders Tochter in mein Kloster gehe, und doch werden deine liebe Tochter, deines Sohnes Tochter, und deine vier Enkelinen in dieses Kloster sich begeben," wie es denn nachmalen geschah. Er hat auch dem Ritter Eustach vorhergesagt, daß er glücklich aus den Landen jenseits des Meeres zurückkehren werde.

Cap. 13. Nun will ich anführen, was geschrieben steht in dem Buche der h. Hildegard, daß sich nämlich zu Schönau im Kloster ein Novize befand, des Namens Joseph, der ein Weib in männlicher Tracht, »Jam audite,« wie der Novizenmeister gegen das Ende des Probejahrs sich ausdrückte. „Nun trug sich zu, daß Bruder Eberhard der Profession beiwohnen wollte, wie er denn ein Helfer gewesen ist meiner Bekehrung, auch sich für meine Aufnahme zu Schönau verwendet hat. An demselben Tage, daß ich und mein Gefährte von Gottfried, dem damaligen Abt, eingesegnet werden sollten, war Eberhard gegenwärtig. Als gelesen wurde die Benediction, fiel er bei den Worten, Exuat te Dominus veterem hominem, in Verzückung, daß er einem Todten gleich. Der Abt und die übrigen Brüder wunderten sich höchlich um das, was mit ihm sich zugetragen, und um dessen Veranlassung, und verweilten volle drei Stunden im Chor, den Ausgang und das Ende der Sache abzuwarten. Endlich fing er an zu sprechen in Worten, die weit über des Menschen Erkenntniß reichend, eines Engels würdig, blieb dabei aber fortwährend in körperlicher Ohnmacht, während allein Mund und Zunge frei. Im Eingang seiner Rede sprach er: Angelus locutus est in altitudine laetitiae. Dann fügte er hinzu in deutlichen Worten, Eberhard betet für Alle, die gegenwärtig in dem Kloster Schönau sich befinden, für das Wohlergehen der Brüder, und überhaupt aller Menschen in der Welt, für die Befreiung des heiligen Landes, wenn auch Gott hat zugeben wollen, daß die Saracenen

dessen sich bemeisterten." Außerdem kündigte er an, daß Schönau bestimmt, die Mutter eines andern Klosters zu werden, und ist auch das in Erfüllung gegangen, denn nach Verlauf von zwei Jahren (1189) wurde von Schönau aus das Kloster Bebenhausen, im Schönbuch bei Tübingen besetzt, nachdem es bis dahin des Ordens von Prämonstrat gewesen.

Allem Anschein nach hat die Legende des h. Eberhard den Conversen Thuringus zum Verfasser. Bertha, des Klosters erste Aebtissin, hatte zur Seite den Propst Johannes, und ist der beiden fürsichtiges Regiment dem Aufkommen der Stiftung ungemein günstig gewesen. Heinrich von Dick schenkte 1204, in Betracht, daß seine Tochter Elisabeth in das Kloster aufgenommen worden, demselben alle seine Güter, von Michelbach bis Külz reichend, eine Schenkung, welche 1252 durch seine Nachkommen, Heinrich von Dick, Bischof zu Straßburg, und Alexander von Dick bestätigt worden. „Anno 1241 hat Rudolf, Archidiaconus zu Trier, dem Kloster Chumd alle seine Güter zu Bornheim und Sulz (bei Alzei), beneben dem jure patronatus erblich übergeben, welche donation durch das Capitel und Pabst Clementem confirmirt worden. So haben auch beyde Bischöff, Conrad zu Cöln an. 1249, und Gerhard zu Mainz an. 1299 alles Einkommen der Pfarr Bornheim dem Kloster Chumd dergestalt übergeben, daß es einem Pfarrer die Nothdurft davon reichen soll." Pfalzgraf Otto der Erlauchte, sein Sohn Ludwig II., die Pfalzgrafen Rudolf II. und Ruprecht I. befreieten des Klosters Güter in den Thälern Diebach und Mannebach. Graf Johann von Sponheim in Starkenburg that 1250 ein Gleiches für Enkirch, und erlaubte dem Edelknecht Ludwig von Densen seine Güter dem Kloster zu verschreiben. Daß die Wittwe Gottfrieds von Boppard 1257 dem Kloster zu Vortheil dem Kirchensatz in Laubach entsagte, ist bereits angeführt worden. Im J. 1292 überließ demselben Irmgard von Treiß, verehlichte von Stein, den Bartholomäusmarkt, der alljährlich vor dem Kloster zu halten, samt dem Zehnten zwischen dem Kloster und dem Dorf Laubach, und im folgenden Jahre versprachen Mechtild von Winnenburg, Peters von Treiß

hinterlassene Wittwe, und Margaretha, Friedrichs von Schönberg Wittwe, nimmermehr zwischen der Simmerbach und dem Dorfe Külz einen Markt zu veranstalten. Sibodo von Schmidtburg, Ritter, schenkte dem Kloster 1307 alle seine Güter zu Horweiler. „Bey dem Kloster ist etwan ein Spital gewesen, wie dann Herr Walter ein Ritter von Treiß ão 1314 besohlen, solch Spital samt der Wiesen und Wald in allen Gerechtsamen zu halten wie vor Alters." Laut Verschreibung vom J. 1439 gehörte auch die Capelle Biuzweiler nach Kumd.

„Es findet sich in der Nonnen gehaltenem Diurnal, daß sie Söldner zu Steeg und Diebach in den Höfen uff den Nothfall gehalten, sonderlich haben sie an. 1504 drey, jeden den ersten Monat über für 1 fl. 16 Alb., den andern Monat aber für 1 fl. 20 Alb. gedingt, hat ein jeder Hofmann solche beköstigen, oder halben Sold geben müssen. Anno 1522 im Trierischen Krieg haben sie abermal einen nach Steeg, den andern nacher Diebach geschickt. Eodem anno als Franz von Sickingen den Pfalzgrafen bekriegt, haben sie abermal 3 gen Steeg und 2 gen Diebach für 4 fl. an Geld, für Kost, Schläfung und Lohn, den Monat über gedingt, so angefangen Sonntags für Catharinä anno 1522, und usgetreten uff Trinitatis an. 1525. Anno 1532 hat das Kloster 38 fl. zur bewilligten Türkenhülf, und an. 1547 abermal 50 fl. erlegen müssen. An. 1577 seind die sämtlichen Höfe mit 200 fl., in 3 Jahren zu bezahlen, belegt, und die Wein angehalten worden. Demnach aber Herzog Reichard um Erlassung oder Milderung gebeten, so hat Pfalzgraf Ludwig Churfürst ermeltem Kloster dazumal bei 100 fl. erlassen." Bereits lag dasselbe in den letzten Zügen. „Bey Lebzeiten Herzog Reichards ist an. 1574 deliberirt worden, ob das Closter zur Schul oder Spital anzuordnen, darauf im Rath beschlossen, man sollte zuvor ermelten Closters beständiges Einkommen erlernen. Nach Absterben hochgedachter Ihrer Fürstl. Gnaden, vermög der neu geschöpften Competenz-Ordnung an. 93 abermals durch Renovatorn Wetzel und Otto Bambachen, Zollschreibern zu Caub, als Deputirte ins Fürstenthum Simmern für gut angesehen worden, aus dem Closter ein Pfründt Spital zu machen, und

darin Pfründner anzunehmen, so bishero (1600) ersitzen blieben." Bereits im J. 1566 hatte Pfalzgraf Georg das Kloster der weltlichen Gerichtsbarkeit vollständig untergeben, ohne doch die Nonnen in der Befolgung ihrer Regel zu beschränken. Nach dem Tode der letzten Aebtissin zog Pfalzgraf Reichard die Gefälle vollständig ein, gleichwie Kurfürst Friedrich 1598 das Pfründnerspital anlegte. Dessen Ende wird der große deutsche Krieg herbeigeführt haben, und verfiel das Klostergut an die geistliche Verwaltung.

Von den Aebtissinen kennt man nur wenige: Bertha 1196, Sophie 1372, Helika von Metzenhausen 1450, Dorothea Hilchen von Lorch 1496, Elisabeth von Metzenhausen 1543, Dorothea von Metzenhausen 1556, Katharina Pfalzgräfin bei Rhein, Herzog Johanns II. von Simmern Tochter, 1563 und 1571, Eva Brenner von Löwenstein, 1572, die letzte Aebtissin, gestorben im J. 1574. Die Klosterkirche wird seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts als Ruine bezeichnet: sie war den Reformirten zu Theil geworden.

Simmern,

die Stadt, wird ungezweifelt nach der sie durchfließenden Simmerbach benannt. Es entsteht dieselbe 2 Stunden oberhalb der Stadt aus zwei geringen Bächlein, und wird erstlich durch die von Laubach kommende Külzerbach, zweitens durch das Rinkenbächlein oberhalb, drittens durch die aus dem Schloßbrunnen entstehende Rheinbach, und viertens durch das von Holzbach kommende Bintenbächlein unterhalb der Stadt verstärkt. Bei Gemünden nimmt sie die bedeutende Tiefenbach auf. Bei Simmern unter Daun, dem sie ebenfalls den Namen gibt, obgleich sie von Kellenbach an ihren eigentlichen Namen verliert, um fortan die Kellenbach zu heißen, geht sie in die Nahe. Die heutige Stadt Simmern wird zum erstenmal genannt in einer Urkunde vom J. 847, worin der Graf des Nahegaues, Adalbert, damals ein betagter Wittwer und des Grafenamtes entbunden, sein ganzes Eigenthum, darunter Güter in der Mark Soren, zu

Michelbach, Riesweiler, Simra oder Simmern dem St. Albans Kloster in Mainz vergabt. Die Bezeichnung Alten-Simmern, unter welcher die Stadt häufig vorkommt, scheint demnach vielmehr dem Simmern unter Daun, das zugleich mit dem benachbarten Kirn bereits 841 genannt wird, zuzukommen. Am 5. Mai 1072 bekundet Erzbischof Siegfried von Mainz, daß Graf Berthold und Hedwig, Eheleute, die Capelle Ravengirsburg von dem bisherigen Pfarrverband befreiet, und ihr zugleich den Zehnten von 3 Huben in verschiedenen Orten, namentlich zu Kumb und Simmern beigelegt haben. Als Grenzen des hiermit von dem Grafen angewiesenen Zehentbezirks werden angegeben die Gordenbach, von ihrer Mündung in die Simmer, bis zu der Krümmung, welche die der Gordenbach einmündende Herzenbach beschreibt, der steinerne Löwe (wohl ein längst verschwundenes Denkmal alter Zeit), der nach Wannweiler (von dem vielleicht die Wannenmühle bei Simmern ein Ueberbleibsel) führende Weg, der Wannersbach bis zu feinem Einflusse in die Simmer.

Ohne Zweifel gehörte Graf Berthold jenem Geschlechte an, welches späterhin in die drei Hauptlinien der Raugrafen, der Wildgrafen und der Grafen von Veldenz zersplitterte. Noch im J. 1323 befand Simmern sich im Besitze der raugräflichen Gebrüder Konrad und Georg. Dieser, welcher des Bruders Hälfte pfandweise besaß, erhielt von K. Johann von Böhmen am 20. März 1322 den Erlaß des Lehensverbandes, mit welchem bis dahin Simmern der Grafschaft Luxemburg zugethan gewesen, trug aber das somit gewonnene Allodium, gegen Empfang von 600 Pfund, am 30. Nov. 1330 dem Erzstift Trier zu Lehen auf. Vorher schon hatte Kaiser Ludwig ihn ermächtigt, das Dorf Simmern zu freien, d. i. in eine Stadt zu verwandeln. Nachträglich, Dienstag vor Margarethen 1330 bestätigte Ludwig dem edlen Manne Jorgen dem Rugrafen, seinem lieben Getreuen und dessen Erben, durch der Dienst willen, die er uns gethan hat und noch thun soll, von Kaiserlicher Gewalt die Freiung der Stadt Alten Simmern und den Wochenmarkt daselbst, und aus besonderer Gnade erlauben wir der Stadt auch ein Jahrmarkt

jährlich zu halten, der anheben soll an St. Bartholmäus Abend, und währen acht Tage." Die Burg von Kalk und Steinen zu erbauen, nachdem sie bisher, wie es scheint, nur einen Erdwall und tiefen Graben gehabt, empfing derselbe Raugraf Georg von Erzbischof Balduin von Trier ein Darlehen von 200, und als Geschenk 100 Pfund Heller. Seiner wird seit 1340 nicht mehr gedacht, und 1358 wurde zu Grabe getragen Wilhelm, der Raugrafen zu Alten-Beimburg letzter Mann. Sein Eidam, der zugleich einer Raugräfin Sohn, Philipp von Bolanden erbte der Linie gesamtes Besitzthum, überließ aber noch in demselben Jahre Simmern pfandweise, gegen die Summe von 1800 fl. an die Pfalzgrafen Ruprecht I. und Ruprecht II.; eine weitere Summe von 4000 kleinen Gulden von Florenz bestimmte ihn, Burg, Stadt und Herrschaft Simmern vollends zu Erb und Eigen an die Pfalzgrafen, welche bereits die Gerichte Horn, Laubach und Rheinbellen besaßen, zu überlassen.

Das kurfürstliche Haus Pfalz-Simmern.

Pfalzgraf Ruprecht II. verordnete in der für seine Söhne gegebenen Constitution vom J. 1395, daß Simmern, Burg und Stadt, „bei der Pfalz, und bei dem einigen Herren, der da Pfalzgraf ist, ewiglich verbleiben solle." Nichtsdestoweniger ist durch die unter den Söhnen Kaiser Ruprechts im J. 1410 errichtete Erbordnung dem dritten Sohne Herzog Stephan zugetheilt worden, „Simmern, Burg und Stadt, Laupach die Stadt, Hohrein die Stadt, Argenthal die Stadt, und der Hundesruck zumal und ganz, was die Herrschaft darauf liegen und fallen hat," ferner auch Zweibrücken und mehres. Mit des letzten Grafen von Veldenz, Friedrichs III. einziger Tochter Anna vermählt, brachte Stephan nicht nur Veldenz, sondern auch zwei Fünftel der vordern, und die Hälfte der hintern Grafschaft Sponheim an sein Haus. Er starb 1459, und seine Söhne theilten abermals, so daß der jüngere, Ludwig der Stammvater der heute noch bestehenden, seit 1806 königlichen Linie in Zweibrücken geworden ist, während der ältere, Friedrich die Linie in Simmern fortpflanzte. Er

heißt der Hundsrücker, weil ihm hauptsächlich das Land auf dem Hundsrücken, zusamt dem Antheil der Grafschaft Sponheim zugefallen. Friedrich, geb. 1417, freite sich Arnolds von Egmond, des Herzogs von Geldern Tochter Margaretha. Von ihr weiß ich nichts zu erzählen, wohl aber habe ich, Abth. III. Bd. 3. S. 253 berichtet, daß ihre Schwester, die Königin von Schotland in parum secunda pudicitiae fama stand, daß ihre andere Schwester Katharina eine unglückliche Liebschaft unterhielt mit Jacob von Bourbon, dem Bischof von Lüttich. Katharina erscheint als ein Weib von seltener Charakterstärke und ausgezeichneten Fähigkeiten, und möcht ich von ihrer Schwester Margaretha ähnliches vermuthen, nach dem lebhaften geistigen Leben, das seitdem an dem kleinen Hofe von Simmern bemerkbar wird, nach den Richtungen ihres Urenkels, die vielleicht eine Folge des Unrechtes, so, nach seiner Meinung, dem Hause Egmond durch Oestreich angethan. Pfalzgraf Friedrich starb 1480, sein Sohn Johann I. im J. 1509, dessen Wittwe, die Gräfin Johanna von Nassau-Saarbrücken, den 7. Mai 1531. Als Johanns Räthe werden genannt 1506 und 1507 Johann Brenner von Löwenstein, Hofmeister, Meinhard von Koppenstein, Amtmann zu Kreuznach, Kaspar Cratz von Scharfenstein, Amtmann zu Simmern, Reichard Gramann von Nikenich, Doctor und Propst, Hugk von Wiltberg, Heinrich von Metzenhausen, Dietrich von Monreal, Haushofmeister, Emich von Simmern, Kanzler. Dem Pfalzgrafen Johann I. folgte der älteste Sohn Johann II., welcher in Voraussicht des bevorstehenden Ausganges der Kurlinie in Heidelberg bedacht, durch eine Reihe von Verträgen sein Successionsrecht zu der Kur festzustellen. Absonderlich heißt es in der Vereinigung vom 20. Dec. 1553, daß wenn Kurfürst Friedrich II., die Herzoge Ott Heinrich zu Neuburg und Wolfgang zu Neumarkt ohne männliche Leibeserben abgehen sollten, mithin nach frühern Verträgen die hintere Grafschaft Sponheim an die Herzoge Wolfgang zu Zweibrücken und Georg Johann in Veldenz abzutreten, Herzog Johann II. und sein Erbprinz Friedrich oder dessen Erben, welche die Kur überkommen würden, das Amt Simmern Johanns andern Sohne Georg und dessen männ-

lichen Nachkommen zufallen solle. »Jean, Palatin de Simmern, président de la Chambre impériale, mourut au mois d'avril 1557 : il étoit père de ce Frédéric qui, deux ans après, succéda à Othon Henri dans l'électorat. Jean fut un prince aussi distingué par son érudition que renommé par sa justice et sa prudence.« Geboren 20. März 1486, hatte Johann sich 1501 mit Beatrix, des Markgrafen Christoph von Baden jüngste Tochter, vermählt. Wittwer den 4. April 1535, ging er den 17. Aug. 1554 die zweite Ehe ein mit Maria Jacobe Gräfin von Oettingen. Er starb den 18. Mai 1557, und klagt die Wittwe in der ihm gesetzten Grabschrift:

Erst war bekandt,
Jhm meine Treu und Stetigkeit,
Jdoch weret nicht lang die Freud,
Und nam der laidig tod dahin,
Wider all mein Hoffnung und Sinn,
Den viel treuen Gemahell mein,
Welchs meinem Hertzen bracht groff Pein.

Eine von Johanns II. Töchtern, Helena, wurde an den Grafen Philipp von Hanau vermählt, wie das Thomas Huberti beschreibt: „Unterdessen hatte auch der junge reiche Graf Philipp von Hanau sich auf des Kurfürsten Friedrich II. zu Pfalz Reise nach Lothringen, in Fräulein Helena, Tochter des Pfalzgrafen Johann verliebt, die ebenfalls im fürstlichen Hause erzogen worden war, und auf gebürliche Bewerbung um ihre Hand die elterliche Zusage erhalten.

„Man mußte also nach dem Brauche des pfälzischen Hofes, die an ihm erzogene Fräulein auszustatten, dazu thun, und beraumte den 21. November 1551 zu der Hochzeit an, zu der um so stattlichere Zurüstungen getroffen wurden, als der Kurfürst zugleich sein Jubiläum, wie es die Hebräer nennen, wegen des 9. Novembers feiern wollte, an dem er sein neun und sechzigstes Lebensjahr antrat. Er lud zu diesem Feste seine nächsten Freunde, Schwäger und getreuen Unterthanen ein, die sich zahlreich einfanden.

„Gegen den Abend dieses Tages wurde der Graf von Hanau und das fürstliche Fräulein Helena in die Schloßkapelle geführt,

wozu sich die Frauen mit Gold, Silber und Edelsteinen herrlich geschmückt hatten, und geschah Angesichts der Kirche die öffentliche Trauung durch den Priester, nach der sich das junge Paar und die Versammlung unter Trompeten- und Paukenschall in den großen Saal zur Tafel begaben.

„Die Ordnung an derselben wurde folgendermaßen gehalten. Eine 36 Schuhe lange Tafel war, etwas über die anderen erhaben, quer in den Saal gestellt. Daran saßen die Braut und der Bräutigam, der Kurfürst und seine Gemahlin, so wie alle anwesenden fürstlichen Personen. Zur rechten Seite der Tafel stand eine andere gleich große, in die Länge gestellte, an der nur Grafen und Freiherren saßen. Links eine ähnliche für die Frauen des Grafen- und Herrenstandes und unterhalb der Grafentafel, so wie mitten im Saale, je eine für die Frauen und Jungfrauen, die letzte Tafel am Ende des Saals unweit vom Ofen war für die Vornehmsten vom Adel bestimmt. Die anderen Edelleute hatten ihre Sitze an vielen Tischen im Junkersaale. Das gemeine Gesinde speiste man, so viel ihrer waren, in den Häusern und Herbergen ab." — Eine ältere Tochter Johanns II., Sabina, hielt zu Speier, 22. Mai 1544 Hochzeit mit Lamoral dem Grafen von Egmond, den seinem tragischen Ende zuzuführen, sie nicht wenig beigetragen haben mag. Von dem finstern Geschick ereilt, hat sie für die Rettung ihres Herren Vieles gethan, und manche Briefe, worin sie zu gleichem Ende mächtiger Reichsfürsten Verwendung sucht, können noch heute als Meisterwerke gelten. Sie starb zu Antwerpen 19. Juni 1578.

Von Johanns II. Söhnen folgte der Erstgeborne, Friedrich, dem Vater in dem Fürstenthum Simmern, das er doch, nach dem Anfall der Kur, seinem Bruder Georg überließ, 1559. Verm. mit Elisabeth von Hessen, starb Georg kinderlos, 17. Mai 1569, und kinderlos ist auch geblieben in drei Ehen sein Bruder und Nachfolger in dem Fürstenthum, Herzog Reichard, † 13. Januar 1598. Das Fürstenthum wurde wieder mit der Kur vereinigt, was zwar so wenig Kurfürst Friedrich III. als sein Sohn Ludwig erlebten. Geboren als Johanns II. Erbprinz, 14. Febr. 1515, zog, ein Jüngling noch, Friedrich aus, den Erbfeind christlichen Namens

zu bestreiten. Davon wurde das Andenken verewigt durch eine vielleicht noch in der Kirche zu Simmern aufbewahrte Fahne und die beigefügte Inschrift:

Der Türckisch Kayser Solymann
Thet Oesterreich hart greiffen an,
Als man zehlt fünffzehn hundert Jahr
Und zwey und dreyssig, glaubt fürwar.
Das Römisch Reich zog aus mit Macht,
Darburch er zu der Flucht ward bracht.
Diesen Fahn in der Feld-Ordnung
Führt Hertzog Friederich der Jung;
Ein Fürst und Herr des Lands nemmt wahr,
Sein Alters im achtzehenden Jahr.
Dessmals Er Ritter-Stand erlangt,
Darum derselbig Fahn hier hangt.

Von des Prinzen Thaten in diesem Feldzuge wird nichts berichtet, wie denn überhaupt sein Charakter erst mit dem Antreten der Kur sich entwickelte. Es ist dieser Charakter ein Gegenstand der widersprechendsten Urtheile geworden. Den einen erscheint Kurfürst Friedrich als der begeisterte männliche Held des Zwinglianismus, das Ideal eines wirklich glaubenseifrigen Fürsten, nach den andern ist kaum ein Fürst dieses Zeitalters so berühmt geworden durch blinden Haß für den alten Glauben und dessen Verfechter, durch Begeisterung für die reformirte Lehre, durch Fertigkeit zu Verlockung und trügerischer Unterhandlung, als Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz, der so tief verflochten in die partie souterraine der das Königthum in seiner Wurzel angreifenden niederländischen Rebellion, daß er sich herablassen mußte, die Wittwe des Brederode, des Bajazzo der blutigen Comödie, zu heurathen. Seine erste Gemahlin, des Markgrafen Kasimir von Brandenburg-Kulmbach Tochter Maria, verm. 1537, war nämlich den 21. Oct. 1567 mit Tod abgegangen. Daß sie es gewesen, welche den Gemahl zum offenen Anhänger des Protestantismus machte, wird kaum mehr als Muthmaßung sein, indem bereits unter Kurfürst Ott Heinrich die lutherische Glaubenslehre allenthalben in der Pfalz eingeführt worden, eben so ist nur Muthmaßung die Annahme, daß der Kurfürst zu dem reformirten Bekenntniß überzugehen, durch die Betrachtung der

darin sich regenden Jugendkräfte, des stürmischen, unternehmenden, jeglichen Gegenstand scharf erfassenden Zwinglianismus, alles Tendenzen, die seinen Absichten auf ungemessene Vergrößerung ungemein förderlich sein konnten, veranlaßt worden. Denn ausgemacht bleibt, daß von Friedrich III. sich herschreibt, auf seine Nachkommenschaft sich forterbte der unruhige Ehrgeiz, der Drang nach Einfluß und Vergrößerung, der außer allem Verhältniß zu den Kräften des Landes, letzlich zu seinem vollständigen Verderben ausschlug. Keineswegs haben die Kurfürsten aus dem Hause Neuburg, »princes débonnaires«, den Ruin der Pfalz herbeigeführt, sie haben vielmehr nach Kräften gesucht, Wunden, durch die Vorgänger ihnen hinterlassen, zu heilen.

Die erste klaffende Wunde hat Friedrich III. dem Kurstaat geschlagen, indem er, etwan seit 1560, von dem lutherischen zum reformirten Bekenntniß überging, und hierin ihm zu folgen, die Unterthanen anhielt. Widerstand fand er im Allgemeinen nicht, aber eine Verwirrung sonder Gleichen, dem jungen Protestantismus die gefährlichste Spaltung drohend, ist daraus erwachsen. Allenthalben wurde die zwinglische Nüchternheit den Kirchen eingeführt, und lange vor dem J. 1566 die Pfalz aus einem lutherischen Lande zu einem calvinischen gemacht. Mit dem regsten Eifer betrieb der Kurfürst die Aufhebung der Klöster, deren sind in zwölf Jahren nur auf dem linken Rheinufer 40 eingezogen worden, und konnte der Bischof von Worms in einer Beschwerde an den Reichstag 1641 die Zahl der in der Pfalz überhaupt aufgehobenen Klöster zu 300 angeben. Meist wurde in der brutalsten Weise bei dergleichen Säcularisationen verfahren, namentlich, April und Mai 1565, gegen die Stifte zu Neuhausen und Sinzheim. „Daß dieser Kurfürst Friedrich III. wegen seines Beytritts zur reformirten Religion, sowohl von den Churfürsten und einigen Ständen der Augspurgischen Confession, vorab Pfaltzgraven Wolfgang zu Zweybrücken und Herzog Christoph zu Würtenberg, als den Römisch-Catholischen, übel angesehen worden, ist unläugbar. Und ob er wohl gnugsam sahe, daß er nicht ausser aller Gefahr verwarnet wurde; erwiese er sich doch ganz beständig und großmüthig dabey, doch daß er nicht alle Mittel

und Wege, sich auf begebenden Fall in Sicherheit zu setzen ausschluge, wie dann Leuthinger in seiner Brandenburgischen Historie schreibt: Weiln derselbe zu seinen Bürgern und Unterthanen, die guten Theils im Herzen noch Lutherisch waren, sich nicht viel gutes versehen konnte, anbey wußte, daß sein ältester Prinz und künftiger Chur-Successor in der Religion von ihm abgienge, habe er zu Bern in der Schweiz das Burgerrecht gesucht und angenommen, um sich dahin zu verziehen, und in einem Privat-Stand zu leben, falls ihm mit Gewalt, wie es schien, sollte zugesetzt werden. Sonderlich aber verantwortete er sich auf dem Reichstag zu Augspurg 1566 vor der Kayserlichen Majestät, in Beyseyn aller anwesenden Chur- und Fürsten, überaus getrost, und erbote sich, seinen Catechismum gegen männiglich, der es mit ihm aufnehmen wollte, aus der heiligen Schrift zu bewähren und zu vertheidigen, wie dann zu dem Ende Prinz Johann Casimir mit der Bibel und der Augspurgischen Confession unter dem Arm, ihm zur Seiten gestanden. Es ist auch Churfürst Augustus zu Sachsen hinzu getreten, hat ihn mit der Hand sanft auf die Schulter geschlagen und gesagt: Fritz, du bist frömmer, als wir alle." Den Catechismus, den berühmten Pfälzischen Catechismus zu entwerfen, übernahmen Kaspar Olevian und Zacharias Ursinus, für welche Arbeit ihnen der Kurfürst selbst mit seinen Einsichten behülflich, und mögen sie deren vielfältig sich zu beloben gehabt haben, denn von Friedrichs hohen Gaben haben selbst seine entschiedenen Gegner Zeugniß ablegen müssen. Sie geben sich vornehmlich kund in den musterhaften administrativen Einrichtungen, durch ihn dem Kurstaat hinterlassen.

Schweren Tadel hingegen, in Bezug der Aufrechterhaltung des monarchischen Princips, verdient Friedrichs Haltung in den französischen Wirren. »Louis de Saint-Gelais de Lansac fut envoyé vers l'électeur Palatin (1567), pour le faire souvenir de son ancienne alliance avec la France, et pour le prier d'empêcher son fils Jean-Casimir de donner secours au prince de Condé. De Lansac lui dit qu'il ne s'agissoit plus de la religion, que les protestants jouissoient en France d'une pleine liberté, qu'on ne gênoit point leurs consciences, et qu'on les

laissoit dans la tranquille possession de leurs biens, de leurs dignités, et de tout ce qui leur appartenoit; qu'il s'agissoit maintenant de toute autre chose; que sous un faux prétexte de religion, ils attaquoient l'autorité royale; que personne n'étoit plus intéressé à maintenir la puissance souveraine que les princes d'Allemagne qui aimoient sincèrement la religion, de peur que leurs sujets ne suivissent un pareil exemple, et n'entreprissent de leur faire la loi.

»Cette ambassade de Lansac embarassa pendant quelque temps l'esprit de l'électeur, ensorte qu'il avoit de la peine à croire ce que lui disoient Honoré Prevôt, du Châtelier Portaut et Gervais Barbier Francourt, qui le pressoient au nom du prince de Condé d'envoyer les secours dont on étoit convenu. Il suspendit même la marche de son fils, jusqu'à ce qu'il fût pleinement informé de l'état des choses. Pour cela il envoya Wenceslas Zuleger, un de ses conseillers, à la cour de France, avec de Lansac, sur la parole que de Lansac lui donna de le ramener lui-même en sûreté. Zuleger ayant appris, tant à la cour qu'à l'armée du prince de Condé, qu'il passa en revenant, que les choses étoient bien autres de ce que les ambassadeurs publioient, il conseilla à l'électeur son maître de ne plus différer l'envoi des secours promis, et de donner à Casimir son fils la permission de passer outre. Mais afin que les électeurs de Saxe et de Brandebourg et le landgrave de Hesse ne fussent pas choqués de la résolution de l'électeur Palatin, Zuleger fut chargé de visiter ces cours, pour les convaincre de la vérité, dont il avoit été témoin oculaire durant son voyage de France.« Prinz Kasimir setzte sich demnach in Bewegung.

Einen andern bedeutenden Dienst leistete Friedrich der Sache der Rebellion, indem er die Gelder, welche von Genua aus nach den Niederlanden übermacht werden sollten, zu Mannheim durch das Zollamt anhalten ließ, 18. Febr. 1568. Die ganze Ladung des Schiffs, in Geld, Barren und Waaren laut des Inventars 150,000 Ducaten betragend, wurde nach Heidelberg gebracht. Der Herzog von Alba, des Geldes hoch bedürftig, um seine kleine Armee befriedigen zu können, erhob lebhafte Klage ob

einer solchen Verletzung des Völkerrechts, die Genueser, Grimaldi, Centurione, Spinola, Fiesco, durch ein Vorschreiben des Herzogs Emanuel Philibert von Savoyen unterstützt, verlangten die Rückgabe des ihnen Genommenen, dem setzte der Kurfürst entgegen den Reichsabschied von 1559, wodurch die Ausfuhr des gemünzten Geldes untersagt, behauptete daneben, lediglich eine versuchte Zolldefraudation bestraft zu haben, wie das umständlich ausgeführt in dem Protokoll um den Hergang, so er den endlich in Freiheit gesetzten Factoren und Schiffleuten zustellen ließ. Damit wollte sich aber der Herzog von Alba nicht befriedigen lassen, er fuhr fort zu reclamiren, ließ wohl auch Drohungen fallen, deren Ausführung jedoch, wie dem Kurfürsten wohl bewußt, nach der vielen, anderwärts dem Herzog bereiteten Beschäftigung unmöglich. Um nicht ganz und gar ihres Eigenthums verlustig zu gehen, mußten die Genueser sich zu einem Vergleich bequemen, welcher genugsam, nach dem Ausspruch des in Bezug auf Katholiken, Spanier, Oestreich so unpartheiischen de Thou, ihre Strafbarkeit andeutet.

Im J. 1573 empfing Friedrich den Besuch des Herzogs von Anjou, des erwählten Königs von Polen, der auf der Fahrt nach Krakau begriffen. »Arrivé à Blamont, le roi de Pologne y rencontra Christophe, fils de Frédéric électeur Palatin, le prince de Lützelstein, de la même maison, et Louis de Nassau qui étoient venus au-devant de lui. La reine mère s'entretint secrètement avec eux sur le projet de la guerre de Flandre. Ces trois princes conduisirent Henri à Saverne, aujourd'hui résidence de l'évêque de Strasbourg; ce prélat le reçut avec beaucoup de politesse. Il traversa ensuite les terres des évêchés de Spire et de Worms, et ayant passé le Rhin, il résolut d'aller loger à Heidelberg dans le palais de l'électeur Palatin: outre qu'il y trouvoit sa commodité, il ne pouvoit honnêtement s'en dispenser. Comme il n'y étoit point attendu, la solitude qu'il trouva dans le château, lui donna d'abord quelque soupçon. Cependant il y fut reçu fort honorablement; mais le feu qui par hasard prit la nuit en quelque endroit de la maison et le tumulte que causa cet accident inquiétèrent fort les hôtes.



Il y eut encore autre chose qui fit de la peine au roi, c'est que l'électeur, homme grave et qui ne savoit point se déguiser, conduisant le roi de Pologne le long d'une galerie ornée de bons portraits de quantité de princes et de grands hommes, parmi lesquels se trouva celui de Coligny, fit tirer le rideau et dit à Henri: »»De tous les seigneurs françois que j'ai vûs, voilà celui que j'ai trouvé le plus zélé pour la gloire du nom françois, et je ne crains point d'assûrer que le roi et toute la France ont fait en lui une perte qu'on ne sauroit jamais réparer,«« ce qu'il répéta plusieurs fois comme autant de reproches qu'il faisoit aux rois de France et de Pologne sur leur imprudence et leur inhumanité. Ce qui fit croire à bien des gens que l'électeur n'avoit pas reçu aussi poliment qu'il le devoit un hôte de la qualité du roi de Pologne. Henri sentit bien le coup que ce discours lui portoit, mais il dissimula et ne répondit rien.«

Man trägt sich mit mancherlei andern Erzählungen von dieser Zusammenkunft, die aber die Vergleichung mit des Kurfürsten eigenem Bericht in den Monumentis pietatis nicht aushalten. Ernstlich will er doch die Ereignisse der Bartholomäusnacht 1572, die Treulosigkeit des französischen Hofs gerügt, seine Scheu vor der jetzt angelegten Maske der Freundschaft ausgesprochen haben. Daneben drückte er seine Mißbilligung aus über „das ärgerlich Huren und ander bös Leben, und daß keine Justiz vorhanden. 6. Er sey so verhaßt, daß viel meiner Freunde nicht gern sehen, daß ich so viel Gemeinschaft mit ihm habe. Darauf erwidert Heinrich, der Kurfürst hab selbst an seines Altvaters Hof gesehen, que ça a été une cour fort dissolue, aber seines Bruders und Frau Mutter Hof demselbigen bei weitem nicht zu vergleichen. Die Justitia hätt ihren Lauf. Auf 6. nichts geantwortet." In Bezug auf Coligny sprach der französische Prinz mit Entrüstung von dessen politischen Absichten, und die Hand auf die Brust legend, versicherte er den Kurfürsten, mit der Bartholomäusnacht verhalte es sich anders, als man ihn berichtet. Dagegen erinnerte dieser, das in Frankreich ergriffene System stärke lediglich Spanien, auf welches der Papst seinen Bau stütze

„ich möchte nicht dessen Henker sein," setzte er hinzu, unter ausdrücklicher Anspielung auf die angebliche Hinrichtung des Don Carlos.

Deshalb hat auch endlich Friedrich das Jahre lang in Bezug auf die niederländischen Angelegenheiten beobachtete Incognito abgelegt. Mit aller Macht wurde in der Pfalz für Oranien geworben, und den Zug nach der Mooker Heide ließ der Kurfürst seinen dritten Sohn mitmachen. Dort fand Prinz Christoph, geb. 1551, den Tod, 14. April 1574. Man wollte den Vater trösten ob des Verlustes, und er soll entgegnet haben: „Seid gutes Muths, ich weiß, daß mein Sohn ein Mensch gewesen, und weil es Gottes Wille, ist es mir lieber, daß er für die gerechte Sache in fremdem Lande gestorben, als wenn er zu Hause im Müssiggang, welcher des Teufels Hauptkissen, seine Zeit zugebracht hätte." Aller Orten warf sich Friedrich zum Schutz des bedrängten Calvinismus auf; von Augsburg aus 1566 legte er den Waldensern zu Gut Vorwort ein bei dem Herzog von Savoyen, nachdem die zu demselben Zwecke dem Johann Junius aufgetragene Sendung erfolglos geblieben. Bald wurde Heidelberg ein Zufluchtsort für alle gefährdeten Calvinisten. Großentheils auf seine Verwendung entließ, gegen Urfehde, Kurfürst Johann VI. von Trier den dem Gesetz verfallenen Olevian. Olivier Bok, aus Aloft gebürtig, und Präceptor an der Sapienz zu Heidelberg, war Propaganda zu machen nach Antwerpen verschickt worden, darüber aber in die Hände der Justiz gefallen. Vom Tode ihn zu retten, ließ der Kurfürst einen eigenen Gesandten, den Konrad Marino, nach Brüssel gehen, und der hat es nicht übermäßig schwer gefunden, die Freigebung des Gefangenen zu bewirken.

Auch Charlotte von Bourbon, des Herzogs von Montpensier Tochter, fand am Hofe zu Heidelberg eine Freistätte. Aebtissin zu Jouarre, entlief sie dem Kloster 1572, vielleicht nicht weniger aus dem Hang zu ungebundener Lebensart, als aus Anhänglichkeit für die durch die Mutter auf sie verpflanzte protestantische Lehre. Der Vater forderte sie zurück, der Kurfürst erklärte seine Bereitwilligkeit, sie ziehen zu lassen, »pourvû que le roi se rendit garant qu'on ne la violenteroit en sa conscience, mais

le père déclara, que si elle vouloit persister dans la religion protestante, il aimoit mieux qu'elle restât en Allemagne, que de la voir revenir en France, pour scandaliser tout le monde et faire le malheur de sa vieillesse.« Sie blieb in Heidelberg, bis zu ihrer Vermählung mit dem Prinzen von Oranien, gelegentlich deren der spanische Hof einige Betrachtungen veröffentlichte, die den guten Prinzen noch mehr, als die gegen ihn geschleuderte Achtserklärung verletzt zu haben scheinen. Darum zählt er, vergleichbar in Kunst und Streben mit Lampridius, in seiner Apologie vom 13. Dec. 1580 alle nur erdenkliche Sünden K. Philipps II. auf.

Da heißt es, vor seiner Vermählung mit der Infantin von Portugal habe Philipp die Isabella Osorio geheurathet und mit ihr Kinder gezeugt: der unwürdigen Ehe Zwischenhändler sei Rui Gomez de Silva gewesen. Wiederum habe Philipp, mittels eines Eheversprechens die Doña Euphrasia verführt, und sie nachher, als die Frucht des verbotenen Umgangs bemerkbar geworden, an den Fürsten von Ascoli, Anton von Leyva verheurathet. Seiner rechtmäßigen Gemahlin, Isabella von Valois, habe er sich entledigt, und befänden sich die Beweise dieses Verbrechens in den Händen des allerchristlichsten Königs. „Und warum machte Philipp dieses verabscheuungswürdigen Verbrechens sich schuldig? Um eine blutschänderische Ehe einzugehen mit der Tochter seiner Schwester der Kaiserin, mit Anna von Oestreich, und die Heiligkeit des Ehebandes zu entweihen durch eine Heurath, die würdig jenes Jupiter der Heiden, welcher seine Schwester, die Juno sich beilegte." In der äußersten Aufregung spricht der Prinz gleichwohl nicht von Anna de Mendoza, der Herzogin von Pastrana oder Fürstin von Eboli, als unter welchem Titel sie in Deutschland am bekanntesten. Die Verwandtschaft mit den Silva und Mendoza hält den Prinzen nicht zurück, denn ohne Bedenken bezeichnet er den Gemahl der Eboli, den Ruy Gomez de Silva, als den Kuppler bei der Isabella Osorio, und über seinem Stillschweigen bricht zusammen der ganze Roman von den Liebschaften der Wittwe des im Jul. 1572 verstorbenen Ruy Gomez und Alles, was darauf gegründet haben Saint-Réal und Gregor Leti, der zwar

nicht umhin kann, seines Vorgängers Schrift ein schlechtes, von Irrthümern erfülltes Machwerk zu nennen.

Wie die Eboli in der Zahl der Liebschaften beinahe der Königin Elisabeth, dritte Gemahlin Philipps II., gleichkommen soll, so müssen auch ihre Liebeshändel mit jenen der Königin sich gekreuzt haben. Den belobten Romanschreibern zufolge trachtete Eboli, ihre Herrschsucht ganz und gar zu befriedigen, nach des Königs Liebe. Darum sich bemühend, wurde sie durch dessen Vermählung mit Isabella von Frankreich gestört. Von dem Vater abgewiesen, wendet Anna mit ihren Künsten sich an Don Carlos, ohne doch Erhörung zu finden. Rache suchend für solche Schmach, verbindet sie sich mit Don Juan von Oestreich, dem natürlichen Sohne Karls V., der vergebens sich bemühet hatte, Gnade zu finden vor den schönen Augen der Königin, und solches Mißgeschick dem, nach seiner Meinung glücklichern Don Carlos zuschrieb. Die Königin Elisabeth, die in ihrem frühen Tod von König und Volk gleich sehr beklagte und beweinte Königin, müßte demnach an Philipps II. Hof gleichsam als Gemeingut gegolten haben. Don Carlos faßte die entschiedenste Abneigung gegen den Herzog von Alba und gegen Ruy Gomez, wie hinwiederum dieser dem König zu gefallen meinte, wenn er den nicht eben geliebten Sohn streng und hart behandelte. Hierüber äußerte sich Don Carlos vertraulich gegen die Herzogin von Pastrana und gegen Don Juan, und fanden diese hierdurch eine treffliche Gelegenheit für die schon längere Zeit beabsichtigte Rache. Die Herzogin setzte den Gemahl und den Herzog von Alba in Kenntniß von des Prinzen Gesinnung, und veranlaßte die beiden zu enger, gemeinsame Vertheidigung bezweckenden Verbindung. Zugleich deutete sie auf ein vertrautes Verhältniß der Königin zu Don Carlos. Ihre Absichten um so sicherer durchzuführen, fanden Don Juan und Ruy Gomez nothwendig, eine dritte bedeutende Person in ihren Bund zu ziehen. Antonio Perez, der Staatssecretair, ging willig ein auf die ihm gemachten Anträge, weil er dadurch die Gelegenheit zu finden hoffte, die Gunst der Herzogin, deren Schönheit den stärksten Eindruck auf ihn gemacht hatte, zu gewinnen. Die Herzogin, begierig, selbstthätigen An-

theil bei dem Complot zu nehmen, erlag der Verführung, und erwiderte letzlich vollständig des Perez Leidenschaft.

Dieser unternahm es, des Königs Aufmerksamkeit dem muthmaßlichen Verhältnisse zwischen seiner Gemahlin und ihrem Stiefsohn hinzulenken. Es ist nicht ausgemacht, daß Philipp dem Winke vollständig Glauben schenkte, doch empfand er Besorgnisse, von denen eine Folge der Herzogin von Pastrana Ernennung zur ersten Staatsdame der Königin. Während sie hier gleichsam die Tugendwächterin vorstellte, knüpfte der König selbst, unterstützt durch die kupplerischen Künste des Antonio Perez, mit der schönen Herzogin ein Liebesverständniß. Immer schroffer gestaltete sich, vornehmlich durch der Eboli vielfache Intriguen, des Vaters und Sohnes unfreundliches Verhältniß, bis im J. 1568 der Prinz starb, und nach kurzer Frist die Königin Elisabeth. Ruy Gomez, erzürnt ob der Gunstbezeigungen des Königs an seine Gemahlin, und deren unbedingter Hingebung, soll Anstalten getroffen haben, sich von ihr zu trennen, welches Vorhaben zu vereiteln, sie ihn vergiftete. Hingegen wird von andern behauptet, daß es Ruy Gomez selbst gewesen, welcher dem König seine Gemahlin zuführte, um mittels ihrer sich dauernder Gunst zu versichern. Als Wittwe soll die Herzogin bewirkt haben, daß Don Juan nach des Requesenes Ableben zu der Statthalterschaft der Niederlande gelangte. Dort dachte Don Juan sich unabhängig zu machen, als wofür am Hofe sein Geheimschreiber Escovedo thätig. Von Perez abgewiesen, verrieth aus Rache Escovedo dem König des Perez vertrautes Verhältniß zu der Eboli. In wüthiger Eifersucht beschloß Philipp II., den Frevler zusamt dem Ankläger zu vernichten. Auf seinen Befehl ließ Perez den Escovedo ermorden; Klage gegen den Mörder erhoben die Wittwe und die Söhne des Erschlagenen, behauptend, es sei die That geschehen, um der Herzogin von Pastrana Genugthuung zu verschaffen. Diese und Perez ebenfalls wurden zur Haft gebracht, und von allen verlassen und verachtet, starb des Ruy Gomez Wittwe. So weit der Roman, dem ich, neben dem entscheidenden Zeugniß des Prinzen von Oranien, noch einige Betrachtungen entgegenstelle.

In des Don Carlos Beziehungen zu Ruy Gomez ist durchaus nichts Feindliches zu erkennen, seit es diesem gelungen, die von dem Prinzen gefaßten Vorurtheile zu besiegen. Unmöglich geradezu ist die Erzählung von Don Juans Bewerbungen um die Königin. In des Siegers von Lepanto Charakter erscheint als vorherrschender Zug die blinde Anhänglichkeit an seinen königlichen Bruder, die sichere, durch keinerlei Art von Einfluß zu erschütternde Treue; in König Philipp nicht nur den Bruder, den König, sondern auch zumalen den Regierer des Hauses Oestreich und hierin sich selbst verehrend, war Don Juan unfähig, an diesem Bruder irgend eine Treulosigkeit zu begehen, am wenigsten dessen Weib zu begehren. Man weiß auch nur von einer einzigen Liebschaft, die Don Juan gehabt, mit Maria de Mendoza. »Ce sont les premières amours de Don Juan et sans doute les seules qui méritent ce nom,« sagt des Heldenkindes jüngster Biograph, Alexis Dumesnil. Gleich unverträglich ist es mit Don Juans Charakter, daß er mit irgend jemand verbunden, zum Untergang seines verblendeten Neffen gewirkt haben sollte. Eine Pflicht erfüllte er, dem königlichen Bruder Nachricht gebend von des Prinzen verderblichen Anschlägen — Essendo ben giovanetto, non volse acconsentire à gli trattati del principe Carlo, anzi con gran pericolo della sua vita gli scoprè a S. M. — darum darf man aber keineswegs annehmen, daß er gesucht habe, den Prinzen zu verderben.

Des Königs Liebesverhältniß zu der Fürstin Eboli betreffend, kann ich der Versuchung mich nicht erwehren, die Sage einer mißverstandenen Aeußerung des Charles de l'Ecluse zuzuschreiben. Der große Botaniker, groß auch in der Begeisterung für die neue Lehre, klein in der historischen Erkenntniß, nahm Aergerniß an der Weise, in welcher de Thou, wahrlich nicht der Freund Philipps II., die letzten Augenblicke des Don Carlos und der Königin Elisabeth bespricht, und erzählt in einer grimmigen, in die spätern Ausgaben des Geschichtswerkes aufgenommenen Note, Philipp habe dem Sohne die erste Braut, die französische Prinzessin genommen, und ihm dagegen Kaiser Maximilians II. Tochter, die Erzherzogin Anna verheißen. Deren Bild sei nach

der Höfe Sitte, nach Spanien geschickt worden, und in das Bild habe sich abermals ohne Maß und Ziel, seinen 41 Jahren zu Trotz, der Vater verliebt. Gleich habe er beschlossen, die Inhaberin des namenlosen Reizes sich beizulegen, weil das aber anständiger Weise nicht thunlich, während Don Carlos bei Leben, weil es überhaupt unmöglich, so lange die Ehe mit der französischen Königstochter bestand, hätten beide sterben müssen, Carlos und Elisabeth. Dem Wallonen de l'Ecluse heißt Anna schlechtweg die Prinzessin, und konnte hiernach leichtlich ein gedanken- oder gewissenloser Abschreiber, dergleichen Saint-Réal, die Stelle der Prinzessin Eboli anpassen.

Kurfürst Friedrich III. zu Pfalz, beigenannt der Fromme, starb den 26. Oct. 1576. »C'étoit un des princes de son temps le plus *droit,* le plus libéral, le plus humain, le plus bienfaisant; du reste grand défenseur de la confession helvétique, qu'il introduisit le premier en Allemagne, et qui est suivie par les protestants de France. Par-là il se mit mal dans l'esprit des princes et des autres membres de l'Empire qui suivent la confession d'Augsbourg. Ce fut aussi uniquement ce qui l'engagea à prendre le parti de nos réformés, qu'il aida constamment de ses forces et de ses conseils, quelque chose qui pût lui en coûter.« — „An allen großen Bewegungen des Auslandes, die in dem kirchlichen Boden wurzelten, nahm er Antheil, und den Gedanken einer großen protestantischen Association, welche dem Calvinismus in Staat und Kirche Bahn brechen sollte, hat er mit unter den ersten angeregt und durchgeführt. Der Gedanke ist in allen seinen Nachkommen lebendig geblieben; von seinem Sohne Johann Casimir, dem geistesrüstigen Kämpfer im Cabinet und Feld, von Friedrich IV., dem Stifter der Union, an bis zu dem unglücklichen Böhmenkönig und dem geistvollen Karl Ludwig hat jeder die Bedeutung einer großen Allianz des religiösen und politischen Protestantismus empfunden und durchzuführen gesucht. In der Erhebung dieser Idee lag die vorübergehende äußere Größe der Pfalz, aus ihrer Ueberspannung ist das Unheil und der Verfall des Landes erfolgt." Von Christoph, dem jüngsten seiner Söhne (den in der Wiege verstorbenen Albert

abgerechnet) ist Rede gewesen. Der zweite Sohn, Hermann Ludwig, geb. 1541, wurde als fünfzehnjähriger Jüngling nach Bourges zur Universität geschickt. Eine Lustfahrt auf der Loire, wozu einige junge Franzosen geladen, brachte ihm den Tod. Das wilde Völkchen, meist berauscht, trieb solchen Unfug, daß der Nachen umschlug und der Prinz zusamt seinem Präceptor Nic. Juder ertrank, 1. Jul. 1556. Es blieben dem Kurfürsten, außer den Söhnen Ludwig und Johann Kasimir, vier Töchter, samt und sonders in der ersten Ehe geboren. Davon war Elisabeth an Herzog Johann Friedrich II. von Sachsen-Gotha, Dorothea Susanna an Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar verheurathet. Elisabeth, in das Schicksal ihres Gemahls verwickelt, begab sich an dem Tage, daß er von Gotha abgeführt wurde, samt ihren Kindern nach Eisenach, um alle Pflichten der zärtlichsten Gattin zu erfüllen. „Sie flehete den Kaiser zu wiederholten Malen um die Befreyung ihres Gemahls an, sie bat ihn auf das inständigste, ihm in seiner Gefangenschaft wenigstens mehr Bequemlichkeiten zu gestatten. Unter andern Gründen, durch welche sie sein Betragen zu entschuldigen suchte, führte sie auch an, daß ihr Gemahl nicht nur durch allerley listige und überraschende Mittel, und durch die verführerischen Vorstellungen boshafter Leute völlig eingenommen und verblendet worden, sondern daß man ihm auch, der allgemeinen Sage nach, einen Trank beygebracht hätte, dessen Würkung an seiner ganzen Nachgiebigkeit die vornehmste Ursache gewesen wäre. Doch weder diese und andere Beweggründe, noch die inständigen Bitten vieler angesehenen Reichsfürsten waren vermögend, die Gesinnungen des Kaisers, oder derer, die bey dieser Sache den meisten Einfluß hatten, umzustimmen. Johann Friedrich war auf seine ganze Lebenszeit zum Gefangenen bestimmt, und blieb der unglücklichen Gemahlin also weiter nichts übrig, als ihm die freudelosen und kummervollen Tage des Gefängnisses in Wienerisch-Neustadt durch ihre Gesellschaft zu versüßen, indem sie erst nach einigen Jahren die Erlaubniß dazu erhielt, 1572. Sie starb, nachdem sie 22 Jahre hindurch seine Gefangenschaft mit ihm getheilt hatte, den 8. Febr. 1594. Johann Friedrich bat den

Kaiser auf das wehmüthigste, ihm zu erlauben, daß er dem Leichnam derselben nach Koburg folgen, und den kurzen Ueberrest seiner Tage in seinem Vaterlande, und bey den Seinigen zubringen dürfte; allein er bat vergebens, und ohne Zweifel beschleunigte die Kränkung, die ihm die Versagung dieses letzten Trostes verursachte, das Ende seines traurigen Lebens," 9. Mai 1595. Der Herzogin Andenken erhält in der Pfarrkirche zu St. Gilgen bei der Neustadt ein rother Marmorstein samt der Inschrift, Christo s. Illustrissima Elisabetha Friderici Palatini Electoris filia, Joannis Friderici Ducis Saxoniae Serenissima conjunx, Neapoli Austriac placidam in Christo mortem obiit anno Xti MDXCIV. M. Feb. die VIII. hor. med. sept. vesperi styli v. aetatis suae LIII. Mens. VII. Dies 9. conjugii 33. m. 7. diebus 18. Exilii 26. M. 9. D. 25, cujus illustria intestina in hoc templi loco condita sunt, Corpus vero Coburgi Francorum. Nach ihrem Ableben ließ Kaiser Rudolf II. ihren Gemahl nach Steier bringen, „er that gleich bei seiner Ankunft daselbst einen schweren Fall, und eben da es an dem war, daß er unter gewissen Bedingnissen wieder auf freien Fuß gestellet werden sollte, segnete er 1595 diese Zeitlichkeit." Es schreibt hievon Preuenhueber: „Den 19. May um 7 Uhr Nachmittag ist der Durchlauchtig Hochgeborne Fürst Johann Friedrich Herzog zu Sachsen auf dem Schloß zu Steyer, nachdem er anfänglich eine Zeitlang im Hirschischen Haus in der Stadt, nachmals in gedachtem Schloß übers Jahr, vorher aber zu Neustatt in Oesterreich in das 27ste Jahr in Fürstlichem Arrest gehalten worden, Christlich aus dieser Welt in einem Sessel sitzend, verschieden, im 66. Jahr seines Alters. Sein Eingeweid ist in der Pfarrkirchen im Chor, beim hohen Altar begraben, der Leichnam aber in sein Fürstenthum geführet, und zu Coburg zur Erden bestattet worden. Die Ursach seiner Gefängnuß ist gewest, daß er sich des von Kaiser Maximiliano II. erklärten Aechters, Wilhelms von Grumbach angenommen, und denselben in der Festung Grimmenstein zu Gotha gehaust und geschützt: worüber er aus Befehl des Kaisers von Churfürst Augusto zu Sachsen, seinem Vetter, anno 1567 überzogen, belagert, und nach eroberter, auch fol-

gends demolirter Festung, gefänglich angenommen worden." Des beklagenswerthen Paares Monument, in St. Morizen Kirche zu Koburg, hat der Sohn, Herzog Johann Kasimir durch Nicolaus Bergner errichten lassen. Es ist fast gleicher Höhe mit der Kirche; auf dem Piedestal knien der Herzog und seine Gemahlin, nebst ihren Kindern, mit zusammengelegten Händen, alle in Lebensgröße vorgestellt.

Friedrichs III. ältester Sohn, Ludwig, geb. 4. Jul. 1539, wurde sein Nachfolger in der Kur, nicht aber in der religiösen Ansicht, denn Friedrich, dem es so leicht geworden, seine Unterthanen für den Calvinismus zu gewinnen, hatte es unmöglich gefunden, den Sohn der Lehre Luthers abwendig zu machen. Vierzehn Tage nach des Vaters Ableben traf Ludwig zu Heidelberg ein, und alsbald begann eine vollständige Reaction in kirchlicher Hinsicht. Die Pfälzer mußten Lutheraner werden, so sehr auch Einzelne, besonders des Kurfürsten Bruder, Herzog Johann Kasimir, dagegen sich sträubten. Andern Theils blieb Ludwig der äußern Politik seines Vaters durchaus getreu; in den Cölnischen Wirren suchte er nicht nur auf Conventen und durch Unterhandlungen die Sache Gebhards zu fördern, auch ein guter Theil des Volkes, so sein Bruder nach dem Erzstift führte, war für des Kurfürsten Rechnung geworben. In Bezug auf Gesetzgebung hat er durch das Landrecht, Sept. 1582, bedeutendes Verdienst erworben, ihr gingen vorher die Landesordnung, publicirt den 4. April 1582, die Wirthsordnung von 1579 2c. In der Wirthsordnung wird der Gastwirth angewiesen, die Fremden mit freundlichen Worten und Geberden zu empfangen und zu beherbergen, vor Allem aber um Namen und Stand zu befragen. Bei der Mahlzeit sollen sie nach dem Rang sitzen, „damit nicht reich und arm, Edel- und Bauersmann untereinander gesetzt, und der arme Mann an Zehrung nicht so hoch beschwert werde." Zum Mittagsessen soll der Wirth „vier gute Schüsseln geben, Gebackenes, Käs und Obst nicht mitgerechnet, und von einer Mannsperson 3½, von einer Weibsperson 2½ Batzen nehmen." In der Hofordnung wird als erste Pflicht Besuch der Predigt und des Gottesdienstes anbefohlen, Gotteslästern, Trinken, Luxus,

Schimpfen auf die Obrigkeit, streng untersagt. Das Essen soll nicht verschleudert, noch verdorben werden, damit den Armen ihr Almosen bleibe. Auf den Burgfrieden ist streng zu halten. Hunde im Schloß zu haben, war Allen, selbst Edelleuten und Förstern, verboten. Der Wildstand, zu des Vaters Zeiten den Unterthanen eine harte Plage, wurde bedeutend beschränkt. Ludwig, beigenannt Facilis, der Gütige, oder der Leichtsinnige, nach der von den Calvinisten beliebten Uebersetzung, starb den 12. Oct. 1583. In seiner Ehe mit Elisabeth von Hessen, Tochter Philipps des Großmüthigen und eifrige Lutheranerin, verm. 8. Jul. 1560, gest. 14. März 1582, wurden ihm vier Prinzen und sieben Prinzessinen geboren, davon doch einzig Friedrich, Anna Maria, Gem. des Herzogs Karl von Südermannland, nachmaligen Königs Karl IX. von Schweden, und Christina (gest. 1619) den Kinderjahren überlebten. Ludwigs zweite Ehe mit Anna von Ostfriesland, 1583, wurde nach wenigen Monaten durch den Tod aufgelöset. »Après la mort d'Elisabeth, Louis avoit épousé Anne, fille d'Edzard prince de Frise, et de Catherine, fille de Gustave roi de Suède. Ce mariage se fit le 2. juillet 1583 à Heidelberg avec beaucoup de magnificence et de pompe, en présence de Charles duc de Finlande son oncle. Anne n'avoit que seize ans: l'électeur qui en étoit passionément amoureux, plus attentif à sa passion, qu'à sa santé, tomba dans une maladie de langueur qui l'emporta.« Die kurfürstliche Wittwe wurde am 21. Dec. 1585 dem Markgrafen Ernst Friedrich von Baden-Durlach angetraut, und nahm auch noch den dritten Mann, den Herzog Julius Heinrich von Lauenburg, 7. März 1617. Geb. 26. Juni 1562, ist sie 1621 gestorben, kinderlos in den drei Ehen. Ludwigs Sohn Friedrich, in dem Alter von 9 Jahren zu der väterlichen Erbschaft berufen, stand lange Zeit unter der Vormundschaft seines Vaters Bruders, welchen näher zu zeichnen, nothwendig wird.

Geboren 7. März 1543, und von seinem neunten Jahre an in Frankreich, an K. Heinrichs II. Hofe weilend, wurde Johann Kasimir des zur Kur gelangten Vaters entschiedener Liebling, zumal er dessen religiöse Ansichten ganz und gar sich angeeignet

hatte. Das eignete ihn trefflich in Fällen, wo Friedrich III durch seine hinterlistige Politik von offenem Auftreten abgehalten, dessen Stelle zu übernehmen. So führte er bereits zu Anfang des J. 1568, allem Abmahnen des Kaisers zu Trotz, dem Prinzen von Condé 5600 Reiter, 3000 Knechte, 4 Geschütze zu; als seine Begleiter für diesen Zug werden genannt die Grafen Wolfgang und Georg von Barby, Gebrüder, ein Graf von Hohenlohe, Hans Bleikard Landschad von Steinach, des Prinzen alter ego, Christoph von der Malsburg, Dietrich von Schönberg u. s. w. Aus Pont-à-Mousson, wo er die Mosel überschritt, schrieb er an den König von Frankreich: keineswegs durch das eigene Interesse geführt, komme er lediglich zu vertheidigen die eines Glaubens mit ihm, und falls es J. M. gefallen sollte, ihnen Gewissensfreiheit, öffentliche Religionsübung, Sicherheit für Leben, Eigenthum und Aemter zuzugestehen, würde er alsbald mit seinem Volke abziehen. Seine Vereinigung mit dem Prinzen von Condé verschaffte diesem entschiedene Ueberlegenheit im Felde, welche doch lediglich zu dem Frieden von Lonjumeau, »Paix malassise et boiteuse,« führte. Wohl bezahlt gingen die Pfälzer heim.

Zum zweitenmal sein Glück in Frankreich zu versuchen, wurde Johann Kasimir durch den mit dem Prinzen von Condé abgeschlossenen Vertrag bestimmt. Laut desselben sollte er in des Prinzen Namen 6000, für eigene Rechnung 2000 Reiter, und 6000 Schweizer werben, auch dieser Kriegsmacht 4 schwere Geschütze und 12 Feldstücke hinzufügen. Dagegen wurden ihm verheißen die Summe von 12,000 Goldgulden monatlich, das Gouvernement von Metz, Toul und Verdun, dessen Verleihung man in dem Friedensschlusse dem König abzunöthigen sich vermaß, und, sobald der Frieden unterzeichnet, bare 200,000 goldene Schilde. Hiernach zog Johann Kasimir am 7. Dec. 1575 von Heidelberg aus, über die Lauter und Saar nach Lothringen, wo er unweit Charmes seine Vereinigung mit Condé bewerkstelligte. Weiter, Januar 1576, ging der Marsch nach Neufchâteau und Langres, in dessen Nähe einem der Abenteurer, der seine Erlebnisse bei diesem Zuge aufgezeichnet hat, vornehmlich das Schloß zu le Pailley, südlich der Stadt auffiel. „Solch köstliche Herbergen

haben wir unterwegs nicht viele offen gefunden.“ Das Städtchen Nuits, in dem Burgundischen Weinland, setzte sich zur Wehre, wurde aber nach zweitägigem Beschießen genöthigt, eine Capitulation zu begehren, 25. Januar. »Et comme le prince de Condé n'étoit point alors au camp, ils firent leur capitulation avec Casimir qui leur promit la vie, et qu'on ne toucheroit point à leurs biens. Le prince à son retour ratifia ce traité, mais comme il appréhendoit ce qui ne manqua pas d'arriver, il fit entrer quelque noblesse et un détachement de soldats dans la ville pour plus grande sûreté. Alors les Allemands se mutinèrent et demandèrent insolemment le pillage, comme s'il leur eût été dû. Le prince eut beau s'y opposer et représenter qu'il avoit donné sa parole, ces furieux, sans l'écouter, forcent la garde qu'il avoit mise à la porte, taillent en pièces les troupes qui étoient entrées dans la place par son ordre, passent au fil de l'épée tout ce qui se présente, et saccagent impitoyablement cette ville.« Mehr denn 150 von den Einwohnern wurden ermordet, drei Viertel der Häuser in die Asche gelegt, die übrigen mehr oder weniger beschädigt, daß nur zwei Häuser unangefochten geblieben sind. Bei dem Augenzeugen heißt es, die Nachzügler, „denen das Würmlein mit dem Wein in der Nase kroch“, hauseten unbarmherzig in der eroberten Stadt, auch das übrige Heer ergötzte sich wacker am Burgunder, und es „wünschte sich ein jeder ein Faß voll heim“. An Beaune und Chalons vorbei, ging der Marsch nach Pacandière, „ein lustiger feiner Flecken fast voll Wirthshäuser“, wo der Uebergang der Loire erfolgte, es fand sich auch der Herzog von Alençon ein, welcher als Generalissimus des vereinigten Heeres begrüßt, ein stattliches Banket in des Pfälzischen Prinzen Gezelten annahm. Am 13. März wurde die Armee gemustert, und beiläufig 30,000 Mann stark gefunden, in 40 Cornetten, davon 30 Reiter, die übrigen Franzosen, in 32 Fähnlein, davon 17 Schweizer, 7 Landsknechte, 8 Franzosen. Die Musterung wurde in der Ebene von Soze, wo Johann Kasimir sein Lager aufgeschlagen hatte, vorgenommen, Alençon und Condé aber eilten von dannen nach Moulins, ohne daß es doch auch jetzt zum Ernst gekommen wäre. Der Augen-

zeuge begnägt sich, des Pfälzischen Prinzen Sorgfalt für sein Volk zu rühmen, mit dem Zusatz:

Des Obersten freundliche Erzeigung
Macht bei dem Volke gute Neigung.

Am 6. Mai 1576 wurde Frieden geschlossen und dabei der Anführer der vereinigten Armee nicht vergessen. Es klagt das Advertissement des catholiques anglois aux catholiques françois, 1586, »que pour gratifier le Casimir d'être si bon ami des hérétiques, on lui avoit baillé le comté d'Etampes, neuf seigneuries en Bourgogne, la pension de capitaine de cent hommes d'armes, et l'état de colonel de quatre mille reitres, avec le collier de l'ordre; lequel toutefois il renvoya depuis, et quitta tout ce qu'on lui avoit donné, bravant la France dans son adversité, laquelle il n'eût osé regarder en prospérité, et lorsqu'elle ne s'étoit rendue esclave de l'hérésie.« Johann Kasimir hat auch, bevor er seine Truppen zurückzog, wenigstens einen Theil des ihm Zugesagten, bedeutende Geldsummen und Kostbarkeiten in Menge erhalten: wegen des Restes wurde lange verhandelt. Er kam zwei Monate vor des Vaters Ableben nach Haus, tröstete ihn noch in seinen letzten Stunden und führte, bis dahin sein Bruder, der neue Kurfürst eintreffen würde, das Regiment als Statthalter. Die von diesem Kurfürsten angebahnte Reformation brachte jedoch alsbald die beiden Brüder zu Bruch, Johann Kasimir, dem der Aufenthalt in Heidelberg nicht weiter zusagte, begab sich nach Kaiserslautern, welches nebst Neustadt an der Hart und Böckelheim durch das väterliche Testament ihm zu Paragium verschrieben. Kaiserslautern wurde der Brennpunkt für den in der übrigen Pfalz verpönten Calvinismus, ein Zufluchtsort für alle vertriebene Theologen und Beamten. Wie abweichend aber der beiden Brüder religiöse Ansichten, in Bezug auf äußere Angelegenheiten gingen sie jederzeit Hand in Hand, als wodurch allein Johann Kasimirs weitaussehende kriegerische Unternehmungen erklärbar werden. Im J. 1577 verpflichtete er sich, den niederländischen Rebellen 5000 Reiter, 2000 Landsknechte und so viele Schweizer zuzuführen; statt der stipulirten 11,000 Mann setzte er sich im Jul. 1578 mit 15,000

Mann in Bewegung, ohne doch bis zum Herbst das Mindeste ausrichten zu können. Das Ausbleiben des Soldes machte das Heer mißvergnügt; Mißhelligkeiten mit dem Herzog von Anjou veranlaßten den Pfalzgrafen, sich nach Gent zu wenden, wo das Treiben einer exaltirten Partei ihm jene Triumphe verschaffen konnte, die mit dem Schwert zu erreichen, er unvermögend. Das tadelten die Holländer, darum zürnte die Königin von England, die zu beruhigen und für seine Person einer Situation, der er sich nicht gewachsen fühlen mochte, zu entschlüpfen, fuhr Johann Kasimir hinüber nach England.

»Il passa avec toute sa maison en Angleterre, où Elisabeth le reçut magnifiquement. Il fit son entrée à Londres aux flambeaux, et fut conduit au palais par le parlement et les bourgeois de cette capitale. Ce ne furent que fêtes, tournois, spectacles, festins pendant son séjour, et la reine n'omit rien pour marquer la joie de posséder un si grand prince, jusqu'à lui attacher l'ordre de la Jarretière. Ils parlèrent ensuite d'affaires, et comme cette princesse étoit fort libre avec lui, elle lui demanda un jour pourquoi cette grande armée des Etats s'étoit dissipée d'elle-même, sans avoir rien fait de mémorable. Sur quoi le Palatin lui répondit, qu'il falloit en accuser les François qui avoient toujours été d'intelligence avec Don Juan d'Autriche et qui étoient entrés en Flandre, moins pour secourir ces peuples affligés, que pour achever de désoler les Pays-bas de concert avec les Espagnols. Il répétoit souvent la même chose en s'emportant vivement contre nos troupes, sans qu'il y eût là personne qui pût prendre notre parti, lorsqu'on apprit fort à propos la nouvelle du traité honteux que les Allemands avoient consenti en l'absence du prince Casimir.«

Verlassen von ihrem General und von denen, deren Sache zu verfechten sie gerufen, hatten die Deutschen, nach wiederholter Einbuße, sich erboten, die Niederlande zu räumen und während einer bestimmten Frist nicht gegen Spanien zu dienen, falls ihnen die Löhnung für sieben Monate ausgezahlt werde. Dem Antrag entgegnete Alexander Farnese: »Messieurs les Allemands, qui

vous faites un plaisir de troubler le repos de la Chrétienté, et qui ne cherchez qu'à vous enrichir des dépouilles des malheureux qui ne vous ont jamais attaqués, apprenez que vous avez à faire à des hommes dont vous avez déjà éprouvé les armes victorieuses, et qui avec l'aide de Dieu, protecteur de la justice, vous feront sentir toute la grandeur du malheur auquel vous vous êtes exposé par votre faute. Ne vous attendez pas de trouver parmi nous cette humanité, dont les François usent envers leurs ennemis. Sachez que ce n'est pas en France que vous faites aujourd'hui la guerre; et que nous prétendons pas aussi mal servir notre maître, qu'ils servent le leur. Vous nous demandez de l'argent pour sortir de Flandre, et nous au contraire nous demandons que vous nous en donniez, si vous voulez obtenir la liberté de vous retirer sains et sauves. Ainsi préparez-vous au plutôt à combattre; car le courrier est déjà tout prêt pour porter en Espagne la liste des morts qui vont tomber sous nos coups. — Les Allemands voyant par cette réponse qu'on se moquoit de leurs prétentions, et qu'il n'y avoit pas lieu d'espérer de pouvoir se sauver en corps, prirent chacun leur parti. Enfin ils obtinrent un passeport et se débandèrent, emmenant avec eux le régiment de Lazare Müller, et prenant chacun la route qui leur convenoit.

»Elisabeth ayant donc appris cette nouvelle dans le temps que le Palatin traitoit si mal les François: »»Mais, mon cousin, (lui dit-elle en souriant), je vois bien que vos troupes que vous me vantez si fort, ne veulent point de mon argent, puis qu'elles aiment mieux en recevoir du prince de Parme et des Espagnols, et qu'elles ont eu la mauvaise finesse de tenir secret l'accord que nous avons passé ensemble. Du reste je vous plains, et je vous offre, pour vous cousoler de cet accident, tous les secours que vous pouvez et devez attendre d'une reine qui fait profession d'être votre amie.«« Le Palatin, qui étoit naturellement fier, fut piqué de ce discours auquel il n'y avoit point de réponse; il eut même de la peine à cacher son chagrin. Cependant cela ne l'empêcha pas d'accepter la pension que la reine lui donna; après quoi il sortit d'Angleterre à la

mi-Février 1579, et se rendit à Flessingue sur les vaisseaux de cette princesse. De-là il partit plein d'indignation, sans voir ni l'archiduc ni aucun des seigneurs des Etats, et arriva en Allemagne, où il pensa en venir aux mains avec les officiers de ses troupes, à qui il reprochoit l'accord honteux qu'ils avoient fait avec les Espagnols, tandis qu'ils se plaignoient de leur côté de ce qu'il s'étoit approprié l'argent qu'il avoit reçu de la reine d'Angleterre.«

Einige Jahre verlebte Johann Kasimir wenigstens in scheinbarer Ruhe, nicht wenig bekümmert um die fortwährend reformatorische Richtung seines Bruders, welcher er doch in der Stiftung des Casimirianum zu Neustadt (29. März 1578) ein starkes Bollwerk entgegensetzte. Gleich mit ihrem Entstehen wurde diese gelehrte Schule eine der wichtigsten Pflanzstätten des Calvinismus, den nochmals mit dem Degen zu verfechten, Johann Kasimir in dem Cölnischen Krieg sich berufen wähnte. Am 2. April 1583 schloß er ein förmliches Schutzbündniß mit Gebhard Truchses, worin ihm für den zu gewährenden Beistand der Pfandbesitz von Bonn, Rheinberg, Uerdingen 2c. zugesagt. Dem gingen vorher und folgten, nach des Pfalzgrafen Brauch, Ausschreiben in Menge, denen der Kaiser Abmahnungen entgegenstellte, ohne doch den Ausbruch der Feindseligkeiten verhindern zu können. Im Aug. mit 7000 Mann aufgebrochen, ist „Sonntags nach Laurentii Casimirus Pfalzgraf mit vielem Volk allhei zu Limburg übergezogen, und haben in dem Cölnischen Erzstift nichts sonderlich ausgericht, dann daß sie den Armen die Kühe hinweggetrieben und etliche Dörfer verbrannt." Nach kurzem Aufenthalt in Bonn kehrte der Prinz zurück auf das rechte Rheinufer, wo er bei Lülsdorf ein Lager bezog. Von dannen entsendete er den Burggrafen Fabian von Dohna nach Cöln, um mit dem Magistrat zu unterhandeln (7. Sept. 1583), wo möglich die Stadt zum Gehorsam gegen ihren rechtmäßigen Erzbischof zurückzuführen. Das ergab sich als verlorne Mühe, die Stellung bei Lülsdorf mußte verlassen werden, da der Herzog von Cleve die fremden Truppen in seinem Gebiete nicht länger dulden wollte, und Kasimir fand über dem Bestreben, die feindlichen Besatzungen aus dem Sieben=

gebirge zu vertreiben, an Salentin von Isenburg (Abth. III. Bd. 1. S. 522) einen Gegner, dem er durchaus nicht gewachsen. Er wendete sich abermals Rheinabwärts, bis Deuz, vermochte es noch, die empörten Soldaten in Bonn zu beruhigen, war aber bereits halb und halb entschlossen abzuziehen, wie er denn bei Engers gelagert, als ein kaiserliches Mandat, schärfer denn eines der vorhergehenden, unter Androhung von Acht und Aberacht, ihn aufforderte, die Waffen niederzulegen, und beinahe gleichzeitig die Nachricht von des Kurfürsten Ludwig Ableben einlief. Das Heer zerstreute sich augenblicklich.

Es schreibt von diesem Beschlusse des kurzen Feldzugs Johann Mechtel in seiner Chronik: „In dieser Zeit, Septembris et Octobris, hat Pfalzgraf Casimirus das Stift Cöln hart geplagt, und jederer wollen einen Pfaffenrock davonbringen. Es waren alle Päße am Rheine zu. Umb Martini zoge Casimirus wieder zu Haus, dann er nach seinem Willen nichts schaffen können. Es ware den 4. Novembris Pfalzgraf Ludwig Churfürst gestorben, und Fridericum, einen einzigen Sohn verlassen, so unmündig. Dann auch Casimirus, des verstorbenen Pfalzgrafen Bruder, Königswinter verbrannt, Unkel vergeblich belagert, und kein Geld hatte, das Volk zu bezahlen, also die Administration zu erhaschen und mit Ehren aus dem Land zu eilen, so ware es eben jetzt die rechte Zeit. Es kame Doctor Beuterus, Pfalzgrafen Rittmeister, mit dem Volk gar urplötzlich uff Elz, Hadamar und zu Dietkirchen, waren mit Futter und Mahl zufrieden. Es lage Beuterus in des Herrn Decani Dñi Jodoci Pfaltz Haus zu Dietkirchen; Casimirus ware voran zu Oppenheim, das Fahr zu bestellen. R. D. Lucas Dudeldorff, Pastor und Canonich zu Dietkirchen hatte eben einen jungen Rackell ohne Namen, und der Hund ward Beuterus genannt; dann kein ander Trinkgeld verlassen solche Gäste. Eydel Henrich, ein lediger von Braunschweig, kame darnach in des obg. Casimiri Platz, richtet wenig aus. Endlich Gebhardus Truchsessius, abgesetzter Erzbischof, gar entlaufen in Holland, und da vor den Kirchen mit einer silbern Schüsseln lassen Almosen betteln und sammeln vor einen vertriebenen Fürsten."

Den 19. Oct. zu Heidelberg angelangt, trat Johann Kasimir ungesäumt die vormundschaftliche Regierung an, ohne sich zu stören an des Bruders Testament, wodurch ihm Herzog Ludwig von Würtemberg, Landgraf Ludwig von Hessen und Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg zur Seite gestellt, vornehmlich, schrieb an diesen Kurfürst Ludwig „in höchster Gehaim und Vertrauen, darum, daß die reine Religion in dem Kurfürstenthum erhalten und dero Kinder christlich und fürstlich zu derselben Wohlfahrt auferzogen werden." Eben so wenig ließ sich Johann Kasimir durch des Bruders Wünsche in der Erziehung des jungen Kurfürsten leiten; in Otto von Grünrad wurde ihm ein reformirter Hofmeister, neben mehren Lehrern des gleichen Bekenntnisses gegeben, auch alles Ernstes, und sogar durch Zwangsmittel gesucht, den Mündel der reformirten Kirche zuzuführen. Mit der Ruthe soll der Vormund den Prinzen angehalten haben, das Abendmahl nach calvinischem Ritus zu nehmen, wenn er auch darüber in Krämpfe verfiel. In gleicher Weise wurde dem Lande, wo jedenfalls die Lutheraner in der Mehrzahl sich befanden, die Herrschaft des Calvinismus wieder herzustellen, jegliche Art von Zwang angethan. Vollständig ward sein Sieg. Keineswegs aber verlor Johann Kasimir, über den schweren Sorgen seiner Reformation, aus den Augen die allgemeinen Interessen des Calvinismus, die er namentlich in Frankreich zu fördern, um so weniger ermüdete, je mehr sie mit den Träumen seines Ehrgeizes zusammentrafen.

Davon weiß Sully zu erzählen (1585): »Le roi de Navarre me mena à Montauban, où il se tenoit de fréquentes conférences entre les protestants, sur le parti qu'on devoit prendre dans cette conjoncture. Le malheur est que dans une occasion où il y alloit de tout pour les réformés, ils n'entendoient pas assez leur véritable intérêt, pour se tenir du moins parfaitement unis, et pour concourir de bonne foi dans les mêmes vues. Une partie des principaux chefs songeoient dès ce temps-là, plutôt à leur agrandissement particulier qu'à celui du roi, sans faire réflexion que leur fortune tenoit si bien à la sienne, qu'il étoit impossible qu'ils réussissent, s'il échouoit. Chacun se bâtissoit à lui-même sa fortune hors du

plan général. Dans une conférence plus particulière qui fut tenue à S. Paul-de-Lamiate, on donna audience à un ministre docteur, envoyé de l'électeur Palatin, nommé Butrick, où parut avec plus d'éclat cette désunion des esprits. Le vicomte de Turenne (duc de Bouillon) donna les premières marques de cet esprit inquiet, double et ambitieux, qui formoit son caractère. Il avoit projeté avec ce Butrick un nouveau système de gouvernement, dans lequel ils avoient entraîné messieurs de Constans, d'Aubigné, de Saint-Germain-de-Clan, de Brezolles et autres. Il vouloient faire de la France calviniste une espèce d'état républicain, sous la protection de l'électeur Palatin, qui tiendroit en son nom cinq ou six lieutenants dans les différentes provinces. En examinant ce projet, on conviendra aisément que le roi de Navarre étoit quitte de toute reconnaissance envers ces messieurs, puisque par ce plan on confondoit tous les princes du sang avec les officiers du parti religionnaire, et qu'on les réduisoit à la qualité de simples lieutenants d'un petit prince étranger.«

Die Erfahrungen, so Johann Kasimir in seinen Feldzügen gemacht, mögen ihm den Geschmack, an die Spitze eines Heeres sich zu stellen, verleidet haben, aber großentheils durch seine Bemühungen wurde die Armee, welche 1587 nach Frankreich ging, die Ligisten zu bekämpfen, auf die Beine gebracht, gleichwie sie von seiner Hand den Feldherren empfing, den berühmten Fabian von Dohna, der längst schon der Vertraute aller seiner Entwürfe geworden. Fabian, einer von den neun Söhnen Peters von Dohna auf Deutschendorf und Carwinden, aus der zweiten Ehe, mit Katharina von Zehmen, war 1550 geboren, und ein Schüler des Gymnasiums zu Thorn, als er nach Königsberg berufen wurde, um daselbst mit dem Prinzen Albert Friedrich und 20 andern adelichen Jünglingen erzogen zu werden. Er besuchte die Universitäten zu Straßburg und Wittenberg, bereisete Italien und Frankreich. Graf Ludwig von Wittgenstein und Hubert Languet brachten ihn zu Berührung mit dem Pfalzgrafen Johann Kasimir; er wurde dessen Rath, Hofmarschall und Abgesandter bei verschiedenen Höfen, begleitete ihn auch in

dem Feldzuge nach den Niederlanden und in der Reise nach England. Fabian dürstete jedoch nach kriegerischem Ruhm, des Polenkönigs Stephan Thaten wurden der gesamten Christenheit ein Gegenstand der Bewunderung, und in dessen Lager konnte Fabian auf Beschäftigung hoffen, die seines unternehmenden Geistes würdig. Er nahm Theil bei der Einnahme von Polock und Petschora, bei der Belagerung von Pleskow, und überall verdiente er sich des großen Königs Lob. Nach dem Frieden von Zapolsice, 1582, trat er dem Verhältniß zu dem Pfalzgrafen wieder ein, und hat er als dessen Gesandter an verschiedenen Höfen zu Gunsten des Kurfürsten Gebhard unterhandelt, demnächst in dem Cölnischen Kriege unter Johann Kasimirs Oberbefehl die Armee commandirt, endlich, so weit das thunlich und nothwendig, sie entlassen.

Die für den Feldzug von 1587 unter Fabians Befehle gestellte Armee zählte 8000 Reiter und 5000 Knechte, wurde aber, als sie nur den Elsaß berührte (Aug. 1587), durch 16,000 Schweizer, und nachmals durch mehre tausend Franzosen verstärkt. In ihrer Gesamtheit an die Zahl von 40,000 Mann reichend, wurde sie durch den Herzog von Bouillon befehligt, doch daß die deutschen Völker unter Fabians speciellem Commando blieben. Ohne Hinderniß wurden bei Zabern die Vogesen überschritten; Saarburg, weniger fest oder glücklich denn Blamont und Luneville, mußte seinen vergeblichen Widerstand in harter Plünderung büßen, bei Bayon wurde die Mosel überschritten, und bei Pont-Saint-Vincent, am 15. Sept. wäre der Herzog von Guise, der mit einem französisch-lothringischen Corps stets den Eindringenden zur Seite blieb, beinahe unter Dohnas Reiter gefallen. Er entging ihnen durch eine mit Geschick ausgeführte Bewegung, und ohne Widerstand zu finden, führten die protestantischen Generale bei Neufchâteau und Vaucouleurs ihr Volk über die Maas, und an Chaumont vorbei nach Châteauvilain. Oberhalb Châtillon, dessen Besatzung in einem Ausfall zu Schaden kam, wurde die Seine, bei Maillé-la-ville die Yonne überschritten; zu Maillé fanden sie den von Montglas, der die bestimmte Versicherung brachte, daß der König von Navarra ihnen bis an die Loire

entgegenkommen werde. Sie bedurften nach dem langen mühsamen Marsch einer solchen Versicherung, denn der Herzog von Guise, dem viele Verstärkungen zugekommen, folgte der deutschen Armee auf dem Fuße, hielt sie fortwährend in Unruhe, nahm ihr die Lebensmittel, hob ihre Streifer auf, that ihr überhaupt unsäglichen Schaden.

Groß war daher die Bestürzung, als die Conföderirten im halben October vor la Charité angelangt, den Ort wohl bewehrt, alle Furten der Loire besetzt, und nirgends den Navarreser zum Beistand fanden. Der Versuch, bei Neuvy den Uebergang zu erzwingen, lief fruchtlos ab, und auf Dohnas Begehren trat ein Kriegsrath zusammen, die ferneren Operationen zu besprechen, vornehmlich des deutschen Feldobristen Klage anzuhören. Dohna beschwerte sich, daß man ihn und seine Leute so weit geführt, ohne daß sie nur den Trost gehabt, den Degen zu ziehen, fast sollte es scheinen, als wolle man sie geflissentlich zu Grunde richten; daß nirgends eine Aussicht sich ergebe, mit dem Feind handgemein zu werden, oder Nützliches zu verrichten; daß von Erfrischungs- oder Winterquartieren von fern nicht die Rede; daß man mit Vorbedacht die Armee aushungere und verderbe durch die vielen, den katholischen Gutsherren zugestandenen Salvaguardien, indem diese Herren der Landbewohner werthvollstes Eigenthum in ihre Schlösser aufnähmen, und hierdurch dem Soldaten entzögen, wovon er doch allein leben solle und leben könne. Er klagte ferner, man habe seinen Reitern, sobald sie den französischen Boden betreten haben würden, einen Monatssold zugesagt; niemand denke weiter an dieses Versprechen, und seien darum die Reiter entschlossen, falls der Sold nicht alsbald erscheine, nach Haus zu ziehen, welche Gefahren immer ihrer warten möchten. Die Generale, nicht wenig erschreckt ob solcher Reden, erhielten endlich doch von Fabian die Versicherung, daß er die Rückkehr eines Eilboten, durch welchen man Nachrichten von dem König von Navarra zu empfangen hoffte, abwarten werde.

Ferner beschloß man, da für jetzt die Loire ein unübersteigliches Hinderniß, den Loing abwärts nach der Beauce sich zu wenden, um die Getreide- und Heuvorräthe dieser fruchtbaren Landschaft zu benutzen, auch, wo möglich, Geld zur Befriedigung

der Reiter aufzubringen. Der Aufbruch erfolgte schon am andern Tage, und ohne sonderliche Schwierigkeiten wurde Montargis erreicht. Die Stadt war von den Feinden besetzt, und Dohna, der den Herzog von Guise nicht so nahe glaubte, nahm mit acht Cornetten Reiter zu Vimory, eine Stunde von Montargis, Quartier, 27. Oct., während er die übrige Mannschaft, der bessern Verpflegung halber, sehr weitläufig auseinander legte. Diese Disposition, und wie wenig Vorsicht zu Vimory geübt werde, erfuhr der Herzog von Guise, der mittlerweile in Montargis eingetroffen, und sogleich mußten seine ermüdeten Truppen weiter ziehen. Um 7 Uhr Abends befanden sie sich Angesichts von Vimory, und da weder Vorposten noch Schildwachen zu erblicken, wurde Sturm befohlen. Einige deutsche Reiter, die zufällig versammelt und bewehrt, leisteten Widerstand, mußten aber unterliegen, jedoch wurde durch das Schießen Fabians Quartier alarmirt. Er eilte nach dem Sammelplatz, brachte beiläufig fünf Cornetten zusammen, und warf sich mit ihnen unerschrocken der ersten feindlichen Colonne entgegen. Er drückte seine Pistole ab auf ihren Anführer, den Herzog von Mayenne, und durchlöcherte mit dem Schuß das Kinnstück seines Helms, ohne doch ihn selbst zu verletzen; er empfing von dem Herzog einen Säbelhieb in die Stirne, tödtete hinwiederum dessen Standartenträger und eroberte mit eigener Hand die Standarte. Es folgte das wüthendste Handgemeng, bis ein furchtbares Ungewitter, ein Platzregen die Streitenden schied.

Es schreibt von diesem Gefecht Jaques Pape de Saint-Auban: »Nous entrâmes dans le pays de Beauce sans y faire nul effet, si ce n'est attendre la dissipation de notre armée qui ne dura guères. Après, le baron d'Othna (Dohna) fut assailli par toute l'armée de la Ligue à un village appelé Vimory, à une petite lieue de Montargis, où étoient messieurs de Guise et de Mayenne et tous ceux de leurs maisons, ainsi que nous dit un prisonnier de leur troupe qui étoit de la compagnie de M. le chevalier d'Aumale, et qu'ils étoient quatorze princes avec quatre mille arquebusiers et deux mille chevaux, qui firent un fort bel effet pour être venus si à

propos à un méchant village ouvert, et avant les gardes posées. Mais le grand butin qu'ils trouvèrent dans les chariots amusa leur infanterie: de sorte que ledit sieur baron d'Othua eut loisir de se rallier avec trois cornettes de ses gens, avec lesquelles ayant auparavant fait quelques charges avec trente ou quarante chevaux de sa maison, finalement en fit une avec lesdites trois cornettes, par le moyen de laquelle la campagne lui demeura avec le gain de trois cornettes de l'ennemi, une de damas rouge, qui étoit celle de M. de Mayenne, à laquelle étoit figurée l'inquisition d'Espagne avec des peintures de banderoles grises, avec une croix rouge de saint Jaques de Galice au milieu. Il y avoit aussi une autre cornette de couleur de poil, et une autre noire. Ces trois cornettes demeurèrent pour échange des bagages que les reitres y perdirent avec les chameaux du baron d'Othna, et le tambour d'airain qu'on portoit devant lui. Cette action lui fut fort honorable, et s'en démêla fort honnêtement.«

Von beiden Seiten hatte man gestritten wie es Männern geziemt; wenn der Herzog von Guise mit ungewöhnlicher Kühnheit die Sorglosigkeit seiner Gegner zu benutzen wußte, so ersetzte Dohna den Mangel an Wachsamkeit durch den verwegensten und hartnäckigsten Widerstand, und blieb den Ligisten als einziger Vortheil, daß sie ihrer Gegner Gepäcke vernichtet oder erbeutet, ein Vortheil, der jedoch keineswegs als unerheblich sich ergab. Er wurde Veranlassung einer drei Tage darnach unter den Reitern ausgebrochenen Empörung, sie wollten das Heer verlassen, um nach Haus zu gehen, oder bei den Ligisten Dienste zu nehmen, und einzig Dohnas Zureden, das Versprechen einiger Gelder, und die Nachricht von des Königs von Navarra Sieg bei Coutras konnte sie beruhigen. Der Aufruhr war beschwichtigt, ein Anschlag auf das Schloß von Montargis verfehlt, und so blieb nichts übrig, als den Marsch fortzusetzen. Château-Landon, der nächste Ort von einiger Erheblichkeit, wurde mit stürmender Hand genommen, seine Plünderung den Reitern zugesprochen, und im November langte das Heer, fortwährend verfolgt durch die Armeecorps von Guise und Epernon, in der Nähe von Chartres an. Hier

übernahm der Prinz von Conty den Oberbefehl, aber Großes zu verrichten durfte er nicht hoffen; Menschen und Pferde waren durch den langen beschwerlichen Zug erschöpft, Ruhr und sonstige Lagerkrankheiten, durch einen beharrlichen Regen begünstigt, wütheten in ungewöhnlicher Heftigkeit; die Führer, uneinig und zweifelhaft, hatten das Zutrauen der Soldaten verloren, das Einverständniß der verschiedenen Nationen war dahin, und die Schweizer, uneingedenk des zu Châteauvilain geschwornen Eides, daß bis zum Ausgang des Feldzugs Schweizer und Deutsche unzertrennlich sein wollten, eröffneten für sich allein Unterhandlungen mit französischen Abgeordneten. Sie traten, auf das Versprechen von 400,000 Kronen, den Heimweg an, Fabian aber, dem nun allein die Sorge für des Heeres traurigen Ueberrest obliegen sollte, gedachte nach den Quellen der Loire hinaufzuziehen, in der Hoffnung, dort seine Vereinigung mit dem König von Navarra bewerkstelligen zu können.

Am 24. Nov. hatte er in dem Städtchen Auneau, zwischen Chartres und Etampes, Quartier genommen „mit 7 Cornett Reuttern, und verließe sich zu viel auf des Commandanten im Schloß allda, des Choulard, eines Gasconiers Zusag, daß er ihme nichts feindseliges thun, auch dem von Dohna, gegen Bezahlung, Proviant zukommen lassen wollte. Aber der hielt es mit dem Herzog von Guise, welcher zu Nachts mit Gewalt in das Städtlein gefallen, und treffliche Beuten gemacht, indem er 800 Wägen, viel Waffen, güldene Ketten und dergleichen, und 2000 Pferde bekommen hat. Besagter Freyherr von Dohna ist mit etlich wenigen über die Mauren gesprungen und mit Hülff der Nacht zu den andern kommen, die er eine halbe Meil von dannen angetroffen. Der Prinz von Conty, der Herzog von Bouillon, Chastillon und andere wollten sie bereden, noch eines mit dem von Guise zu wagen: aber die Forcht war bey ihnen so sehr eingerissen, daß sie dahin nicht zu bringen waren; sonderlich weil an allerley Nothwendigkeit Mangel erscheinen wollte, und sich die Franzosen nach und nach bey ihnen verloren. Zudem waren von den deutschen Soldaten, deren Anfangs 5000 gewesen, nur 2000 noch übrig und die meisten ohne Waffen; so

trachteten die deutschen Reutter, deren anfänglich auch 5000 waren, nur dahin, wie sie wieder nach Deutschland gelangen möchten. Und dieweil der König von Frankreich ihnen die Sicherheit, sich wieder nach Haus zu begeben, anerbotte, so nahmen sie solches den 8. Decembris zu Laneié in Burgund, und in dem Gebiet von Mâeon (hart an der Grenze von Beaujolais) an. Sie vermeinten nach Genff zu gehen, und sich daselbst zu erfrischen. Aber die meisten blieben unterwegs sitzen, auch sturben viel von ihren Officirern, und gieng ein gemein Geschrey, daß sie zuviel des Mußcatels getrunken, den ihnen derjenige, so mit ihnen in des Königs Namen tractirt hatte, auffsetzen lassen."

In Deutschland wieder angelangt, wollte der von Dohna, nicht ohne Grund, die Schuld des unglücklichen Ausgangs lediglich dem König von Navarra, welchen eine Liebschaft in Gascogne festgehalten, zuschreiben, allein Bongars, dieses Fürsten Abgesandter in Deutschland, widerlegte in einer eigenen Denkschrift ihn theilweise auf das Nachdrücklichste, und besprach ohne Schonung die von ihm begangenen Fehler. Absonderlich scheint Fabian seinem Dolmetscher, Michael Huguer, ein gleich schlecht begründetes und gerechtferligtes Zutrauen geschenkt zu haben. Dessen, und aller Argumentationen des Bongars ungeachtet, wurde ihm, der im Sept. 1591 nochmals, als Obrist eines Regiments von 1200 Reitern in der von dem Fürsten von Anhalt geführten Hülfsarmee, den französischen Boden betrat, von dem König von Navarra oder Heinrich IV., der ausgezeichneteste und ehrenvollste Empfang. Mit Ablauf dieses Feldzugs kehrte er nach der Pfalz zurück; dreimal mußte er in des Kurfürsten Friedrich IV. Namen den Reichstag zu Regensburg besuchen, mehrmals als des auf Reisen begriffenen Kurfürsten Statthalter zu Heidelberg fungiren, auch für denselben 1594 von Kaiser Rudolf die Belehnung empfangen.

Dreißig Jahre waren vergangen, ohne daß Fabian anders denn im Fluge die Heimath gesehen hätte; jetzt, 1604, unternahm er eine Reise nach Preussen, und der Administrator, Kurfürst Joachim Friedrich ließ ihn nicht mehr ziehen; er wurde zu

Insterburg, nachmals zu Tapiau Hauptmann, endlich Ober-Burggraf. Bei den Kurfürsten Johann Sigismund und Georg Wilhelm blieb er nicht weniger in Gnaden, zumal er vieles beigetragen, noch bei Lebzeiten des Herzogs Albrecht Friedrich dem Kurfürsten Johann Sigismund die polnische Belehnung zu verschaffen, 1611. Dem ungeachtet wurde er auf dem Landtage von 1609 der Religion halber hart angefochten, denn er hatte zu Genf, in dem Umgang mit Theodor Beza, die Lehren der reformirten Kirche angenommen, zu Heidelberg öffentlich sie bekannt, auch, als der Erste, sie nach Preussen verpflanzt; es wurde beantragt, seiner landschaftlichen Aemter ihn zu entsetzen, allein er wußte die polnischen Commissarien, bis vor welche die Sache gekommen, zu besänftigen, namentlich durch Veröffentlichung seines Glaubensbekenntnisses. Er starb unverehlicht 1621, im J. 1612 hatte er das Ober-Burggrafenamt niedergelegt. Man rühmt von ihm, daß er 34 Gesandtschaften verrichtet habe, vieler fremden Sprachen mächtig gewesen sei. Sein Bildniß ist vermuthlich noch in der Kirche zu Morungen, und daneben der Burggrafen von Dohna Stammbaum von 806 an zu sehen. G. J. Vossius schrieb Comment. de rebus pace belloque gestis Fabiani Burggravii de Dohna. Lugduni, ex offic. Elzevir. 1628. Londini, 1681. 4°. Von Fabians Brudersöhnen Fabian II. und Christoph stammen alle noch heute herrlich blühenden Linien des in jeder Beziehung edeln Hauses.

Es findet sich nicht angemerkt, was der Zug von 1587, oder Johann Kasimirs frühere Feldzüge der Pfalz kosteten, dagegen wird er beschuldigt, in jeglicher Weise die Ausrüstung der großen, dem K. Heinrich IV. zugedachten Hülfsarmee, 1591, widerrathen zu haben. Er sollte als des Generalissimus, des Kurfürsten Christian von Sachsen alter ego sie befehligen, ließ sich aber durch den sächsischen Kanzler Crell umstimmen. »Crell avoit beaucoup d'éloignement pour cette expédition, soit qu'il n'augurât pas bien de l'évènement, soit qu'il eût été gagné par les Espagnols, comme on le disoit communément; il eut de secrètes conférences avec Jean-Casimir; il persuada à ce prince soupçonneux et susceptible de jalousie, que ses envieux

ne lui avoient fait donner la Lieutenance générale de l'armée, que pour lui en refuser le commandement, dû à son mérite: que ce n'étoit pas en considération de la dignité de l'électeur de Saxe qu'on l'avoit fait général de l'armée auxiliaire: que ce prince ne pouvoit s'éloigner de ses états sans danger: qu'il ne pouvoit, sans une témérité préjudiciable à ses intérêts, tenter des exploits qu'on attendoit de la valeur et de l'expérience du prince Casimir: qu'il devoit donc, par ces motifs, se faire donner le commandement suprême, ou faire échouer une entreprise si téméraire.

»Jean-Casimir qui vouloit que tout roulât sur lui en Allemagne, écouta Crell avec plaisir; il souhaitoit avec ardeur de faire voir au roi, qui s'étoit d'abord adressé à l'électeur de Saxe et au landgrave de Hesse, qu'il eût dû s'adresser à lui. Il commença donc par s'assûrer des principaux conseillers de l'électeur de Saxe. Il prétexta ensuite différens motifs pour dissuader ouvertement l'expédition projetée. Il dit que l'entreprise avoit été proposée par un homme suspect aux protestants (Schomberg); qu'à la vérité la Saxe l'avoit vû naître, mais qu'il n'avoit pas conservé l'amour de la patrie; qu'il avoit depuis peu été naturalisé François: qu'il avoit constamment suivi le parti du roi pendant les guerres contre les protestants; qu'il n'avoit d'autre but dans cette entreprise que de se faire considérer du nouveau roi, de forcer les princes catholiques de l'empire à prendre les armes, lorsqu'ils verroient les protestants en armes, et de les commettre ensemble pour la perte de l'Allemagne, et pour le soulagement de la France, où sa famille se trouvoit établie.« Im Verein mit Crell gelang es ihm, den von Schomberg in den Augen des Kurfürsten von Sachsen verdächtig, diesem das ganze Unternehmen widerwärtig zu machen. Christian schrieb an K. Heinrich IV., um für die aufzustellende Armee einen andern General sich zu erbitten.

Schomberg säumte nicht mit einer Rechtfertigung, »afin de faire voir au roi que ces variations étoient le résultat des manoeuvres de Casimir, qui n'ayant personne au-dessus de lui dans l'Empire, ne vouloit point souffrir d'égal. Que ce prince,

plein d'amour-propre, méprisoit les desseins des autres, ou les faisoit échouer en répandant des soupçons; qu'il avoit hautement fait paroître qu'il vouloit que les affaires de France roulassent sur lui seul en Allemagne; que lorsqu'il avoit amené quatorze ans auparavant une armée au duc d'Anjou, il avoit fait insérer dans les articles du traité, qu'il auroit dans la suite le commandement général des troupes allemandes, à propos de quoi Schomberg et les autres officiers s'étoient élevés contre lui, donnant pour raison que cela étoit contraire à l'usage reçu en Allemagne, et déclarant de leur part, qu'ils ne lui obéiroient pas; que c'étoit-là le principe de la haine de Casimir pour lui. Que cependant il étoit prêt, pour montrer qu'il préféroit l'intérêt public à ses droits, de renoncer à son emploi: qu'il souhaitoit seulement que le roi, bien informé de sa conduite en Allemagne, ne le soupçonnât pas d'avoir manqué d'attachement, d'ardeur et de soins pour faire réussir l'entreprise. Qu'à l'égard de l'état des protestants dans l'Empire, l'électeur de Saxe étoit le plus puissant par ses richesses; qu'il étoit en apparence et pour la montre à la tête des affaires, mais qu'au fond le prince Jean-Casimir étoit le maître des délibérations; qu'il exerçoit sa haine et vengeoit ses querelles particulières par le moyen de l'électeur qui la plupart du temps ignoroit toutes ces démarches de Casimir. Schomberg insinua ce dernier article avec beaucoup d'adresse.« In Folge aller dieser Umtriebe begnügte sich Schomberg, für eigene Rechnung 600 Reiter anzuwerben, das Commando der endlich zusammengebrachten Armee übernahmen aber weder der Kurfürst von Sachsen, noch der Pfalzgraf, sondern der Fürst von Anhalt, der bei Hochheim Musterung hielt und bei Verdun seine Vereinigung mit dem König von Frankreich bewerkstelligte (Abth. III. Bd. 3. S. 406—407).

Seinem Wahlspruch: constanter et sincere, ist, wie man sieht, Johann Kasimir in dieser wie in den meisten andern Verhandlungen, nicht treu geblieben: er überlebte ihr nur kurze Zeit. Ein halbes Jahr verursachten die zerrütteten Kopfnerven ihm unsägliche Schmerzen, daß er schon daran dachte, die Regierung

niederzulegen. Bevor es dazu kommen können, hat er, 6. Januar 1592, den Geist aufgegeben mit den Worten: „Herr, gehe nicht ins Gericht mit deinem Knecht." Von allen seinen ausgedehnten Entwürfen vermochte er nur den einen, die religiöse Umwandlung der Pfalz, durchzusetzen. Für sein Mißgeschick im Felde oder in der Politik tröstete er sich am Schreibtisch durch mancherlei Reflexionen, aus welchen zur Genüge der gute Willen, das arme Deutschland in die greuelvollste Verwirrung zu stürzen, hervorgeht. „Da der Kaiser," heißt es von Rudolf II., „die Augen zuthun wird, springt Hungarn ab, Böhmen ist schwierig, Oestreich, Krain und Kärnthen malcontent." Er bemerkt, daß die Hugonotten und ihre Widersacher in Frankreich täglich mit ihm practiciren, aber sein innigster Wunsch ist, das Reich in seiner Gesamtheit der katholischen Politik von Spanien und Papst entgegenzustellen. Dann müsse man freilich ein anderes Oberhaupt wählen; Oestreich, um die Kaiserkrone gebracht, würde in seiner Grundmacht erschüttert werden. Er äußert Besorgniß, daß man keinen tüchtigen Candidaten werde aufstellen können, daß man an den Schwierigkeiten, durch die päpstliche Politik dem König von Navarra entgegengesetzt, ersehen könne, was für Deutschland zu erwarten im Falle der Wahl eines protestantischen Kaisers. „Deswegen ein hohe Nothdurft ist, sich zuvor mit den Benachbarten zu bereden, damit wir bei ihnen auf den Fall Beistand zu gewarten haben." Kein undeutlicher Wink, daß Johann Kasimir, der so viel mit den Benachbarten verkehrt, für sich selbst die Kaiserkrone in Aussicht nimmt. Pfaffen, Guisianer, deren Freundschaft er jedoch nicht verschmäht, „Jesuwidder" sind ihm ein Greuel. Er beklagt die Tribulationen, so seine Glaubensgenossen um der Religion willen erleiden, zürnt, daß die geistlichen Kurfürsten sich „chrisamen und schmieren lassen", und verabscheut des „Pfaffenwerks Praktik". Den Jesuiten Todfeind, sie in der fratzenhaften Gestalt, die ihnen bis auf den heutigen Tag in der Phantasie aller Gebildeten bleibt, ausmalend, verliert er sich in ungeheuern Combinationen, die zunächst auf die Erhebung Heinrichs IV., auf den Sieg der Empörung in den Niederlanden begründet, gleichzeitig die Gewalt der spanisch-östreichischen Politik und das Gewebe

der Schüler Loyolas brechen sollen. Leider scheint er, mit dergleichen Entwürfen sich beschäftigend, nicht einmal über seine nächste Umgebung eine vollständige Herrschaft gewonnen zu haben. In dem Tagebuch, worin alle jene kühnen Gedanken niedergelegt, beklagt er »les mauvais tours de ma femme«, von der letzlich er sich scheiden lassen mußte. Sie war die Tochter des Kurfürsten August von Sachsen, verm. 4. Juni 1570, gest. 2. April 1590. Ihre einzige Tochter Dorothea, geb. 1580, heurathete den Fürsten Johann Georg I. von Anhalt-Dessau.

De Thou, wahrlich nicht geneigt zu übler Nachrede von einem Fürsten, dessen politische und religiöse Richtung der seinigen keineswegs fremd, schreibt, in der französischen Uebersetzung: »Jean-Casimir mourut le 16. de janvier 1592. Il avoit eu l'administration du Palatinat pendant la minorité de Frédéric, fils de l'électeur Louis, son frère, et à l'exemple de son père, il avoit embrassé la religion des protestants de Suisse et de France. Ce prince, d'un esprit élevé et fier, s'étoit rendu illustre par deux expéditions qu'il fit en France; mais ayant voulu, dans la dernière, faire donner le commandement des troupes auxiliaires au baron Fabien de Dohna, il devint suspect aux François, par les secrètes liaisons qu'il entretenoit avec les Guises et leurs amis. Ce fut à leur considération qu'il empêcha de faire la paix qu'on espéroit de conclure, et qu'il exposa de nombreuses troupes à la boucherie. Il alla ensuite dans les Pays-bas et en Angleterre, mais il ne répondit pas toujours à la haute opinion qu'on avoit par-tout de lui. Il eut du désavantage au commencement de la guerre de Cologne, qu'il abandonna ensuite à l'occasion de la mort de son frère. Ce prince, qui vouloit qu'on le regardât comme le plus puissant et le plus accrédité des princes protestants de l'Allemagne, ne faisoit presque rien, et s'opposoit aux desseins de tous les autres. Il laissa d'Elisabeth, fille d'Auguste électeur de Saxe, qu'il avoit répudiée à cause de sa mauvaise conduite, une fille unique, qui épousa après la mort de son père le prince d'Anhalt, qui tient sa cour à Aschersleben.«

Auch Brantome beschäftigt sich mit dem Prinzen Kasimir. »Il (Kurfürst Friedrich III.) se servoit pour principal instrument du prince Casimir, son second fils, jeune, entreprenant, qui, de même que le père, fut accusé d'ingratitude; car il avoit reçu nourriture du feu roi Henri, et M. de Lorraine et lui étoient quasi nourris ensemble eu sa cour. Il étoit jeune homme très ambitieux et courageux. Il vint toujours très bien accompagné de grandes forces en France, et surtout la dernière fois que M. le prince de Condé l'emmena, et se joignirent tous deux avec Monsieur, frère du roi: et eussent bien troublé la France sans la bonté de Monsieur et la prévoyance de la reine-mère qui fit la paix: mais elle coûta bon; car il fallut payer ces reitres, qui montoient à plus de huit mille, et force lansquenets; puis au prince Casimir il lui fallut donner pensions et appointements excessifs, jusque à lui donner la duché d'Etampes.

»Au partir de là il rentre en Allemagne, et s'y fait faire triomphe, ni plus ni moins qu'à la mode superbe des anciens consuls et capitaines romains; jusque là encore (ainsi que je l'ai ouï dire) qu'en son triomphe furent menés et conduits une infinité de boeufs qui avoient été pris en France, caparaçonnés et accomodés ni plus ni moins qu'étoient ceux desdits Romains, menés tant en leurs triomphes qu'en leurs victimes et sacrifices. Il n'avoit pas eu grande peine à conquérir ces boeufs, car ils étoient en proie à un chacun. Mais quoi! il falloit ainsi conduire ce triomphe: autrement, pensez qu'il fût été imparfait et point égal aux Romains anciens. Bref, toute solennité antique des Romains requise en leur triomphe, ne fut oubliée en ce triomphe de Casimir, voulant montrer à tous qu'il avoit triomphé de la France. Si est-ce que ni de lui ni des siens pour cette fois n'y eut de trop grands coups rués; mais voilà! telle fut son ambition de triompher, aussi bien à faux que pour le vrai. Il pouvoit pourtant dire que les bagues, les joyaux, les buffets, la vaisselle d'argeut, les chaînes, et surtout les beaux écus au soleil, le pillage et dépouille que lui et les siens avoient eu de la France, pouvoient beaucoup

servir au sujet de son triomphe; et en pourra dire en diverses façons qui voudra. Tant y a que pour ses venues en France il y a bien fait du mal: car il étoit très mauvais aux François, n'étant si zélé à sa religion qu'il ne fut confédéré à la Ligue dernière, au commencement de laquelle il se trouva pour un mardi gras à Nancy avec M. de Lorraine et M. de Guise, où ils travaillèrent et cousurent force besogne tous ensemble; et s'il ne fût mort à point, il vouloit venir en France contre le roi d'aujourd'hui, qui l'avoit bien des fois assisté en sa religion calviniste, à ce que je tiens de bon lieu. Aussi le roi ne le regretta guères.« Von Johann Kasimir ist noch zu berichten, daß er 1591 das erste Heidelberger Faß, über 132 Fuder oder nahe an 160,000 Flaschen Wein haltend, verfertigen ließ. Zu dessen Höhe führte eine Treppe von 27 Stufen, zu den Reifen wurden 122 Centner Eisen verwendet, der Baumeister erhielt eine Vergeltung von 1500 Gulden.

Nicht nur von seinem Oheim, sondern auch von den Pedanten, die ihm zu Lehrern gegeben, mag Kurfürst Friedrich IV. in der Kindheit nicht wenig gelitten haben. „Essen, Trinken und Schlafen ist so gut wie das Lernen und Beten auf Stunden und Minuten festgesetzt; das Lernen fällt dem gewählten Stoffe nach oft mit dem Beten zusammen. Das Verhören im Katechismus, oder in der Predigt, die der Prinz am Sonntag zweimal besuchte, bildete einen Haupttheil des Unterrichts; alles ist auf die steife Erziehung eines theologischen Eiferers berechnet, dem jugendlichen Gemüth eine freie Bewegung nicht zugestanden. Sogar die Erholungen sind Tag für Tag berechnet, am Montag schob er auf der Tafel, am Dienstag spielte er Hüner und Fuchs, am Mittwoch Musik, am Donnerstag Armbrustschießen, am Freitag malte er, am Samstag und Sonntag übte er sich im Rechnen und sang geistliche Psalmen; denn auch das sollte einem achtjährigen Knaben zur Erholung dienen!" Kaum zur Regierung gelangt durch des Vormundes Ableben, befand Friedrich sich in der Nothwendigkeit, eine neue Vormundschaft zurückzuweisen. Sein Großoheim, Herzog Reichard von Simmern, ritt am 15. Januar mit 40 Reitern, denen 50 andere folgten, zu

Heidelberg ein, und stellte sich dem Kurfürsten als sein gesetzlicher Vormund dar, nicht nur, weil an dem durch die goldene Bulle festgesetzten Alter von 18 Jahren dem Neffen noch 6 Wochen fehlten, sondern auch in Gefolge einer Bestimmung Kaiser Sigismunds, wonach die Curatel bis zum 25ten Jahre dauern soll. Friedrich meinte, in den sechs Wochen würde keinem „großer Witz oder Verstand zuwachsen", und die Verordnung Sigismunds betreffend, sei das kein öffentlich promulgirtes und anerkanntes Reichsgesetz. Ganzer zehn Tage wurde disputirt, dann ritt der Herzog von Simmern von dannen, mit dem Vorbehalt, sein Recht weiter zu verfolgen, wie er denn namentlich mit der gewaltthätigen Occupation mehrer Aemter der Oberpfalz gethan hat. Es schien auch der kaiserliche Hof, dem das Zunehmen des Calvinismus bedenklich, nicht ungeneigt, die Ansprüche eines Agnaten, der treu zu der lutherischen Kirche hielt, zu begünstigen, allein es machte sich von allen Seiten eine gewichtige Verwendung für den jungen Kurfürsten geltend, und den anzuerkennen, mochte Rudolf II. nicht länger zögern. Am 12. Aug. 1594 wurde Friedrich zu Regensburg mit der Pfalz belehnt, daß Herzog Reichard seine Opposition aufgab. Mit ihm verlor das bis dahin in der Oberpfalz, absonderlich zu Amberg waltende Lutherthum seine letzte Stütze und die von Johann Kasimir auch dort mit der äußersten Härte eingeleitete Reformation hatte ihren Fortgang. Noch im Laufe des J. 1593 wurde die durch Philipp von Marnix de Sainte-Aldegonde, den bekannten Souffleur des Prinzen Wilhelm von Oranien, negocirte Vermählung der Oranischen Prinzessin Louise Juliane mit dem Kurfürsten vollzogen. Von ihrer Tante, der Gräfin von Schwarzburg begleitet, kam sie nach Dillenburg, wo auch ohne Säumen der Kurfürst mit einem ungemein glänzenden Gefolge sich einfand, und am 13. Juni 1593 wurde die Ehe eingesegnet, entscheidend für die ganze Zukunft Friedrichs und seines Hauses.

Erwachsen in des Oheims und des Großvaters Ansichten, unablässig bearbeitet durch calvinisch-französische Lehrmeister, die hier für ihren Religions- und Nationalhaß gegen Katholicismus und Oestreich einen nur zu empfänglichen Boden gefunden hat-

ten, umgeben von Räthen, die seine vollständige Nullität zwar nicht durch die Tiefe und Gründlichkeit ihrer Ansichten, wohl aber durch ungemessene Kühnheit und Verschlagenheit ersetzten, ließ er zumal jetzt sich überreden, daß er berufen, das Oberhaupt der reformirten Kirche, der Protector, nicht nur von Deutschland, sondern auch von Frankreich zu werden. Als der entschiedene Widersacher des Wiener Hofes aufzutreten, gab ihm die Straßburgische Stiftsfehde Veranlassung, es brachen sich aber seine Bemühungen, eine Association der sämtlichen protestantischen Höfe zu Stande zu bringen, an der Scheu des Herzogs von Würtemberg für die von Heidelberg ausgehenden Einflüsse, für ein Pfälzisches Directorium. Es blieb bei einer „bescheidenen Fürbitte", vor dem kaiserlichen Hof eingelegt, und bald genug folgte die Versöhnung.

Darum verzichtete man aber in Heidelberg keineswegs der Hoffnung, auf die Angelegenheiten des Reichs entscheidenden Einfluß zu gewinnen. Keine Gelegenheit ward versäumt, in persönlichen Zusammenkünften oder Privatcorrespondenzen die protestantischen Höfe, vorab die benachbarten, aufmerksam zu machen auf alles, was nicht zu den einmal beliebten Grundsätzen paßte, aus allem die gehässigsten Schlüsse von den gefährlichen Absichten des armen geplagten Kaisers und der Katholiken zu ziehen. Die seit 1594 zur Sprache gekommenen Hofprocesse boten den reichhaltigsten Stoff zu Klagen und Beschwerden, dem als ein zweiter, nicht minder mächtiger Grund zu Unwillen und Klagen, die Türkensteuer, und die in Folge derselben gegen die Säumigen vor dem Kammergericht erhobenen fiskalischen Processe sich gesellten. Indem Pfalz Bedenken trug, für sich allein den Haß des kaiserlichen Hofes, des ganzen katholischen Reichstheils und mehrer lutherischen Stände zu übernehmen, veranlaßte es nach Ablauf des Reichstages mehre Fürsten, in die es vorzügliches Vertrauen setzte, in Frankfurt zusammenzukommen, um dort zu vernehmen, was man sich gescheut hatte, auf dem Reichstage deutlich auszusprechen. Bevor die unentschiedenen Fragen in Betreff der Stellung der beiden großen Religionsparteien nach den Ansichten des Consiliums in Heidelberg geordnet seien, meint

das bei dieser Gelegenheit ausgearbeitete pfälzische Bedenken, dürfe man der kaiserlichen Politik keine Zugeständnisse machen. Der ungrische Krieg wäre je und allzeit eine Sache gewesen, die das Reich principaliter nicht angehe, wohl aber habe Oestreich, das einst mächtige Ungern, die Vormauer deutscher Nation zerreißend, dem Erbfeind den Weg in das Innere von Deutschland geöffnet.

Hr. Professor Häusser findet des Wahren und Treffenden genug in diesem Gutachten, beruft sich auch, das über Ungern gekommene Schicksal zu versinnlichen, auf dasjenige, so sich späterhin mit Polen zugetragen hat. Verblendet durch den vorübergehenden Glanz, welchen die Regierung von Matthias Corvinus verbreitet, scheint er ganz das Wesen der adelichen Republik, wie die Magyaren sie von den Ufern der Wolga mitgebracht haben, zu verkennen, die grenzenlose Verachtung, zu welcher unter des Corvinus unmittelbaren Nachfolgern das Königthum herabgekommen, die absolute Ohnmacht der Nation, so hiervon die Folge, das klägliche Ende Ludwigs II. zu übersehen, und, übereinstimmend mit dem Bedenken, es dem Schwager dieses Ludwig als eine Sünde, als einen Fehler anzurechnen, daß er ein wohl und theuer erworbenes Erbfolgerecht gegen Zapolya und dessen Nachfolger, Türkenknechte alle, und noch viel schlimmeres, geltend machte. Was würde aus Ungern geworden sein, ohne die Verbindung mit Oestreich?

Der Besprechung in Frankfurt folgte der Convent in Heilbronn, der Anfang der spätern Union. „So gerecht einzelne Forderungen waren, welche die dort Verbundenen im religiösen und politischen Interesse ihrer Zeit aussprachen, so ließ sich doch nicht verbergen, welch gefährlichen Bau der Lenker des Ganzen, der zwanzigjährige Kurfürst von der Pfalz, in jugendlichem Selbstvertrauen aufzurichten unternahm. Er dachte daran, calvinisches und lutherisches Interesse zu versöhnen und eine compacte Macht des Protestantismus in Deutschland zu bilden, stieß aber hier unter den Freunden auf Vorurtheile, deren Wegräumung noch in sehr weiter Ferne lag, unter den Feinden rief er einen Widerstand hervor, für dessen Bewältigung er zu schwach. Wie hatte nicht schon, zu Heilbronn selbst, der Herzog von

Würtemberg seinen Beitritt mit lutherischer Bedenklichkeit verclausulirt; mit welchem Unmuth sah man nicht in Sachsen einer Versammlung zu, wo den Berathungen über protestantische Interessen ein calvinischer Fürst präsidirte!" Lange beschränkte sich darum die Thätigkeit der protestantischen Verbindung, der correspondirenden Stände auf schriftliche Verhandlungen und Protokolle, nur daß die seit 12. Febr. 1603 in Heidelberg versammelten Fürsten ein defensives Bündniß eingingen, „nicht zu Widersetzlichkeit gegen das Reichsoberhaupt, sondern zu etwaiger Vertheidigung gegen Gewalt, besonders von Seiten papistischer Stände." Auch lutherische Fürsten und K. Heinrich IV. von Frankreich sollten zum Beitritt eingeladen werden. Denn zu diesem standen der Kurfürst und seine Räthe in den genauesten persönlichen und brieflichen Beziehungen, wenn auch zu wiederholten Malen die Interessen der Hofe von Heidelberg und Paris sich gekreuzt hatten.

Das alte Project, dem Kurfürsten von der Pfalz das Protectorat über Frankreich zuzuwenden, war 1603 wieder in Anregung gekommen. Es schreibt Sully: »Il m'instruisit ensuite de la conduite du duc de Bouillon avec le nouveau roi (d'Angleterre): qu'il l'avoit fait solliciter par les envoyés de l'électeur Palatin de parler pour lui, mais que Jaques leur avoit répondu, en coupant court sur cette proposition, qu'il ne convenoit point à un grand prince de s'entremettre pour un sujet rebelle. Je ne sais ce que pensa après cela Bouillon d'une idée, que lui, la Trémouille, d'Entragues et du Plessis avoient trouvée fort heureuse: c'étoit de faire le roi d'Angleterre protecteur du parti calviniste en France, et l'électeur Palatin son lieutenant. Bouillon avoit pour agent à Londres un Anglois nommé Wilem, qui avoit passé à son service, après avoir quitté celui de Sa Majesté, dont il étoit sonneur de cor et l'un des valets de sa chambre, connu sous le nom de François de Leblanc. Celui de d'Entragues étoit un nommé du Panni; il hantoit fort chez Beaumont, et sa principale correspondance étoit avec le duc de Lenox et son frère. C'est Henri qui me donna tous ces avis dans ses lettres, et après les recherches

que j'en fis par son ordre, il ne s'y trouva rien que de très-vrai.«

Auch die Aufnahme, welche Bouillon, dem Zorne des Königs entweichend, in Heidelberg gefunden, gab Veranlassung zu Mißhelligkeiten, um so mehr, da Gerüchte, von Metz ausgehend, verkündigten, daß Bouillon ab Seiten des Kurfürsten auf thätige Unterstützung zählen könne. »L'électeur Palatin avoit fait venir, disoit-on, ses colonels et capitaines, sur le bruit de l'expédition du roi, et le gouverneur de Luxembourg faisoit des préparatifs et amassoit des hommes.« Endlich hat auch die Geldfrage wesentlich auf die Verstimmung gewirkt. Es schreibt Sully 1598: »Outre ces revenus, que les princes du sang, à commencer par Madame elle-même, et les officiers de la Couronne s'étoient ainsi faits gratuitement, le peuple avoit encore à souffrir jusques dans la perception de leurs revenus effectifs. Il n'y avoit aucune de ces personnes qui ne fût pensionnaire du roi à titre de leurs emplois, de récompenses, de gratifications, ou de traités faits avec S. M. en rentrant dans son obéissance; et par un effet de la licence des derniers temps, l'usage étoit, qu'au lieu de s'adresser pour le payement de ces pensions au trésorier de l'épargne, ces officiers se payoient par leurs mains des deniers des Fermes sur lesquelles on leur avoit assigné leur payement; les uns sur les Tailles, les autres sur les Gabelles, d'autres sur les Traites-Foraines, Domaines, Cinq grosses Fermes, Parties Casuelles, Péages de rivières, Comptables de Bordeaux, Patentes de Languedoc et de Provence &c. Le roi s'étoit déchargé par même moyen du payement de dettes encore plus considérables, qu'il avoit contractées envers les étrangers; tels étoient le roi d'Angleterre, le comte Palatin, le duc de Wirtemberg, le duc de Florence, les Suisses, la république de Venise et la ville de Strasbourg. S. M. n'acquittoit point encore autrement les pensions que l'intérêt politique demandoit qu'elle fit aux princes et communautés étrangères, car de tout temps la France s'est rendue débitrice volontaire de toute l'Europe: d'où il étoit arrivé, que tous ces différents créanciers érigeant de nouvelles Fermes à leur

profit, au milieu des Fermes mêmes du roi, ils avoient leurs commis et leurs comptables, mêlés avec ceux de S. M., et qui n'entendoient pas moins bien à piller le peuple. Je ne sais si jamais on a vu un abus plus pernicieux, et en même temps plus honteux, que de laisser ainsi tout le monde, et particulièrement les étrangers, mettre la main dans les finances de l'état; de voir des monopoleurs de toutes les nations multiplier les usures et les persécutions de la manière la plus criante, et s'arroger impunément une partie de l'autorité royale.« Einen solchen Unfug abzustellen, hat Sully nicht gesäumt, jedoch in einer Weise, die zu den gerechtesten Klagen Anlaß geben mußte. »Si le roi,« heißt es 1608, »a trouvé malgré cela le moyen de mettre vingt millions dans ses coffres, il n'en a eu l'obligation qu'à une économie qu'on ne connoissoit point, et dont peut-être on auroit eu honte sous tous ces règnes. Les étrangers ne mettoient plus comme autrefois impunément la main dans les finances. L'électeur Palatin m'écrivit cette année d'Heidelberg, pour me demander avec toutes sortes d'instances, de faire faire la poursuite d'un remboursement de deniers qu'il avoit, disoit-il, prêtés si sincérement au roi, et dont en huit ans il n'avoit pu tirer qu'une seule assignation. Carl Paul, conseiller et gentilhomme-ordinaire de cet électeur, me fut adressé de sa part avec de grandes offres de services, pour poursuivre cette affaire.« Schwerlich hat Sully die übrigen Gläubiger des Staats rücksichtsvoller behandelt, als den Kurfürsten, dessen Freundschaft doch hochwichtig für seines Königs Absichten, und es wird daher erklärbar der blühende Zustand der Finanzen unter seiner Leitung.

Grund genug wäre mithin vorhanden gewesen, dem Kurfürsten die Verbindung mit Frankreich zu verleiden, allein seine Rathgeber, jetzt vornehmlich Fürst Christian von Anhalt, oder das Verhängniß rissen ihn fort; im Frühjahr 1607 setzte eine zu Heidelberg abgehaltene Versammlung die Grundlagen der künftigen Union fest, am 4. Mai 1608 traten Kurfürst Friedrich IV., der Pfalzgraf von Neuburg, die beiden Markgrafen von Brandenburg, fränkischer Linie, Herzog Johann

Friedrich von Würtemberg, Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach und Fürst Christian von Anhalt in dem Kloster Anhausen, Ansbachischer Herrschaft, zusammen, und schlossen dort den ersten Unionsvertrag, dem bald mehre Bestimmungen folgten hinsichtlich der militairischen Einrichtungen des Bundes, welchen noch in demselben Jahre die Städte Straßburg, Ulm und Nürnberg verstärkten. Aber der König von Frankreich zögerte mit seiner Theilnahme bis ins J. 1610, und selbst Landgraf Moriz von Hessen und der unlängst zur Regierung gekommene Kurfürst Johann Siegmund von Brandenburg traten erst im Oct. 1609 dem Bunde bei, nachdem der Jülichische Successionsfall den Absichten Kaiser Rudolfs II. auf Begründung einer Universalmonarchie und Ausrottung der protestantischen Religion einen ungemessenen Spielraum zu eröffnen schien. Der Kaiser hatte den Erzherzog Leopold zum Sequester der von vielen Seiten in Anspruch genommenen Lande bestellt, auch die Universalmonarchie zu begründen, durch die unerhörtesten Anstrengungen ein Fähnlein Knechte zusammengebracht, die zu Trier eingelagert, dem ersten von Frankreich ausgehenden Angriff, einer Armee von 34,000 Mann, die Stirne bieten sollten. Die Lage der Dinge nach ihrem ganzen Ernst erwägend, zumal mittlerweile, 10. Jul. 1609, zu München der katholische Gegenbund geschlossen worden, verlor die Union, gestärkt durch das am 11. Febr. 1610 mit Frankreich eingegangene Bündniß, keinen Augenblick, den grandiosen Unternehmungen des kaiserlichen Hofes bewaffnet entgegenzutreten.

„In der Pfalz und umb Heidelberg ward ein groß Volk versammlet von den protestirenden Fürsten, Herren und Städten zugeschickt. Der Pfalzgraf Friedrich, Churfürst hatte den Namen, darunter alles geschah. Der lage am Podagra hart verhaftet, ließe zu obgedachtem Volk alle seine Lehenleut beschreiben und ufnehmen. Runkeler Graf von Wied schicket 6 Pferd, Wittgenstein 2 Pferd, Dillenburg 36 Pferd, darzu Graf Johann von Nassau Herr zu Siegen in eigener Person, lasset daheim ein Kind 18 Wochen ohngetauft liegen, schreibt und entbeut nichts, will bald selbst heimkommen. Die Aebte zu Arnstein und Marienstatt musten auch jeder ein Pferd schicken, wegen habender

Lehen. Dem Herrn zu Arnstein ward sein Mann wiedergeschickt, Pferd und Rüstung dahinten gelassen. Mit sothanem Volk seind die Pfalzgräfliche Commissarien und Befehlshaber, dabei Graf Otto von Solms auch gewesen, den 4. Juni 1610 zu Feld gezogen, stracks nacher dem Bisthum Straßburg." Der König von Frankreich wollte alles vermieden wissen, was der katholischen Fürsten Mißtrauen oder Verdacht erwecken könne, darauf achteten die Unirten sehr wenig. Als wenn es auf das Verderben aller Stifte und Bisthümer abgesehen gewesen, war es ihr erstes, denselben eigenmächtig sich einzulagern, Contributionen, Proviant, und was ihnen sonst anständig, mit Gewalt einzutreiben, an manchen Orten die öffentlichen Gefälle einzuziehen, und überhaupt nach Gefallen zu wirthschaften. So that der Markgraf von Ansbach in dem Würzburgischen und Bambergischen, so machten es Pfalz und Baden in den Stiften Speier, Worms und Mainz. Um kein protestantisches Land zu betreten, vielmehr alle Last eines Durchmarsches auf die Katholiken zu wälzen, ließ man sich die weitesten Umwege gefallen. Das Bisthum Straßburg, wo Erzherzog Leopold einiges Volk anwerben lassen, wurde förmlich als erobertes Land behandelt.

„Umb Ostern war das Geschrei durchs ganz Land, wie der König in Frankreich durch seinen Legaten den protestirenden Fürsten hätt Hülf versprochen, und allbereit 10,000 an der Maas lägen, aber durch des Königs Todes Geschrei wieder zurück in Frankreich berufen. Umb Joannis Bapt. abermals Zeitung kommen, wie sei zu Metz lägen, und durchs Erzstift Mainz zu Walluf über Rhein durch Limburg, Diez und Runkel kommen werden, deshalben auch den Unterthanen der Grafschaft Nassau Befehl zukommen, sich uf Mehl und Hafer, die Bierbrauer zu Kamberg uf Bier sich gefast zu machen, vermahnet worden. Umb Assumptionis B. V. Mariae kommt wieder Zeitung, wie des welschen Volks 10,000 zu St. Goar über Rhein wollen, darnach zu Nassau über die Lahn; darum zu Staffel, Freyen-Diez, Hadamar und durch die ganze Grafschaft Diez von Haus zu Haus drei Brod jeder müssen zulegen, darbeneben Rind- und Schafvieh gesammlet zu schlachten. Item Hafer zu Dern uff dem

Schloß in großer Menge gefasset und nacher St. Goar durch die Runkeler Unterthanen geführt worden. Bald wieder andere Zeitung, das Volk komme zwar und solle zu Carten über die Mosel, da man ihnen aus Chnrfürstlichem Befehl eine Schiffbrucke zugerüstet. Das Brod sollte den Hausleuten wiedergeben werden, daß sey hinwieder Mehl schaffen, hat des Brods an der Zahl gemangelt, daß nit jedem das seine worden ist. Zwo Krankheiten, Rothe Ruhr und die Bräune seind unter das Welsch Volk kommen, fuhren viele Kranke nach, und desto langsamer kommen sei fort. Andere Brandenburgische kommen aus dem Gülicher Land, die Welschen zu begleiten; selbige wollen zu Mayen ein, aber da werden sei mit Feuerspeien abgewiesen; zu Obermendig begehrten sei auch hinein, aber vergeblich. Endlich haben sei zu Kettig etliche Häuser in Brand gesteckt, damit dem Land ein Forcht gemacht, daß sei nun haben alles nach Willen. Zeitung kame von Worms, von des Pfalzgrafen Volk und Läger, so bei Straßburg, um das Bisthum zu beherrschen, versammelt ist, wie sei nunmehr gar still, mit Hunger, Rothruhr und täglichem Inhalt ins Läger höchlich bedrängt, mit 25 den Tag dahin sterben. Der Pfalzgraf und Churfürst zu Heidelberg gesagt, er wolle es Gott befehlen."

Gleichzeitig oder genauer seit dem Julimonat wurde auch Jülich, so zusamt der Feste Breitenbend für den Erzherzog sich erklärt hatte, von dem Fürsten von Anhalt und einem holländischen Hülfscorps, dann den Franzosen unter la Châtre belagert. „Mittwochs den 1. Sept. ist die Festung Jülich den Fürsten von Brandenburg und Neuburg übergeben, und die darinnen, Reuschenberg und Soldaten, mit fliegenden Fahnen sampt Sack und Pack ausgezogen." Darauf beschränkte sich aber das Resultat der vielen Anstrengungen, die nach Heinrichs IV. Ansicht sein Ideal, die Bildung eines europäisch-christlichen Staatenbundes auf den Grundlagen des Friedens und der gegenseitigen Duldung, oder vielmehr die vollständige Knechtung von Deutschland, verwirklichen sollten. Er war von Mörderhand gefallen den 14. Maj 1610; schwerlich hatte der Mörder jemalen von dem Jesuiten Mariana oder von seiner angeblichen Lehre vom Königsmord

gehört. Kaum vier Monate überlebte ihm sein treuer Verbündeter, der Kurfürst von der Pfalz. „Sonutag Nachmittag umb 2 Uhren, Anfangs (9.) Septembris anno 1610 ist der Pfalzgraf Friedrich, des Namens der vierte, Churfürst bei Rhein, von dieser Welt geschieden, und uff SS. Simonis et Judae Nachmittag zu Erden ganz weltlich und herrlich bestattet worden. Seine Ehegemahl, eine Tochter Wilhelms Prinzen von Uranien ist wegen Trübnuß und Leibsohnmacht nit mitgegangen; die Gutschen und Pferd mit schwarzem Tuch bekleidet gewesen, daß man die Räder nit sehen mögen. Am letzten folget der Leichen einer zu Pferd in vollem verguldeten Cüraff, hinten vom Helm herab hangend eine köstliche Feder, so lang bis an des Pferdes Schweif, der bedeutet den Churfürsten, in Gestalt, wie er lebend in selbiger verguldeten Rüstung zu Heidelberg in anno 1592 ingehuldiget worden. Der Handel der Begräbnuß finge an zu 2 Uhren Nachmittag, währet bis halb fünf."

Mit den beiden Todesfällen war vorläufig das Kriegsfeuer erstickt. Nach weitläufiger Verhandlung einigten sich Union und Liga, die Waffen niederzulegen (24. Oct. 1610) und den Jülichischen Erbfolgestreit friedlicher Entscheidung zu überlassen. Dabei konnt es freilich an Nachwehen für die angrenzenden Lande nicht fehlen. „Im October 1610 zoge etliches Pfalzgräfisches Volk, 300, aus dem Bisthum von Straßburg ab, kamen an die Mosel zu Senheim, da übergefahren, fügen zu großen Schaden dem Landmann auf Cochemer Berg zu Alflen. Hingegen zogen ab von Jülich die Französische, kamen durch Lütticher Land in die Eifel, dannen auf Igel und Wasserbillig an die Mosel; Trierische Fischerzunft musten alle uff sein und dem Volk überhelfen, zogen also inzwischen der Saar und Mosel wieder in ihr Land. Leopoldi Erzherzogen Bischofen zu Straßburg und Passau Kriegsvolk an 300 zu Pferd kamen umb den 16. Febr. 1611 an das Erzstift Trier nächst St. Wendel, begehren über die Mosel, so eben damals ufgeschwollen wegen Regens, darumb genöthigt durch Trier über die Bruck zu gehen ohngern, dann ihnen über die 50 Pferd, so sei bei den armen Unterthanen ohne Geld erkauft hatten, wieder abgenommen worden."

Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, nochmals auf ihn zurückzukommen, erscheint in seinem Tagebuche, anhebend im Jan. 1596 und drei Jahre lang fortgesetzt, in der ganzen, bereits in seinem Hause erblich gewordenen Schreibseligkeit, und zugleich von einer Seite, daß man wohl erröthen mag, einer Nation anzugehören, auf deren Geschicke ein Fürst dieses Gepräges so unbegrenzten, so verderblichen Einfluß gewinnen konnte. Ihn, den großen Agitator, beschäftigen stets nur die trivialsten Dinge. Nach einem Besuch, dem Grafen von Erbach abgestattet, 11. April 1598, findet er es nöthig, „das Trinken auf ein Vierteljahr zu verreden", den 9. Juni „bin ich fol gewesen" (das Vierteljahr war noch lange nicht herum), am 30. Juli „hab ich ein Rausch gehabt". Gleichwohl übernahm er sehr willig das Patronat des von dem Landgrafen Moriz von Hessen gestifteten Mäßigkeitordens, deß Mitglieder sich bei Strafe verpflichteten, zur Mahlzeit nicht mehr als 7 Ordensbecher mit Wein zu trinken, und in 24 Stunden nicht mehr als zwei Mahlzeiten zu halten; damit aber niemand über Durst klage, soll jedem unbenommen sein, „Bier, Sauerbrunnwasser, Julet (Jalappetisane) und dergleichen schlecht Getrenk mit zuzutrinken", nur die Getränke des Südens, Meth und schweres Bier werden verpönt. Ein dauerndes Monument hat Friedrich sich gesetzt als Begründer der Festung und Stadt Mannheim, vom 17. März 1606 an, auch das Schloß zu Heidelberg erhielt durch ihn namhafte Verschönerung.

Die Kurfürstin Louise Juliana, geb. 1576, wurde eine Mutter von fünf Kindern, Friedrich, der Nachfolger in der Kur, Ludwig Philipp, Louise Juliane, geb. 1594, verm. 4. Mai 1612 an den Pfalzgrafen Johann in Zweibrücken, Wittwe 1635, † 1640, Elisabeth Charlotte, geb. 1597, verm. 14. Jul. 1616 an den Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, † 1660, nachdem sie seit 1640 Wittwe gewesen, und Katharina Sophia, geb. 1595, † 28. Jun. 1624. Die Taufe des im Oct. 1601 gebornen Prinzen Ludwig Philipp wurde durch ein Turnier gefeiert, worin auch Pfalzgraf Ludwig Philipp, aus dem Hause Veldenz, rannte, dabei aber von einem Lanzensplitter, der das Visier durchdrang, am Auge verletzt wurde, daß er nach 9 oder 10 Tagen des Todes

(14. Oct. 1601). Der Kurfürst, unzertrennlich von des Verwundeten Schmerzenlager, untröstlich bei seinem Absterben, ließ die Rennbahn schließen und gelobte, nie wieder in Heidelberg ein Turnier zu dulden. Als Wittwe lebte die Kurfürstin längere Zeit, bis zu ihres ältern Sohnes Vermählung, in Heidelberg, hierauf verzog sie nach Kaiserslautern, von dannen sie jedoch durch die Stürme des dreißigjährigen Kriegs vertrieben wurde, gleichwie die provisorische Regierung in der Pfalz ihr auch andere zu ihrem Witthum gehörige Stücke, die Kellnerei Lorbach und das Kloster Neuburg entzog. Sie wendete sich vorläufig nach dem Würtembergischen, wo sie zu Schorndorf weilte. »Sa retraite de Heidelberg, avant sa prise, mit ce pauvre peuple en une extrême désolation. Il croyoit que cette vertueuse princesse emportoit les restes de la bénédiction d'en haut, et ne leur laissoit que les funestes présages d'une totale ruine. Cette princesse cependant fut contrainte d'en user ainsi, voyant sa présence désormais inutile, et ne devant pas attendre les extrémités des insolences militaires, qui ne sont pas compatibles avec la déférence due à des personnes de sa condition. La vertu se rend considérable par tout où elle va. Elle tire des respects des coeurs les plus barbares. Cette princesse en sentit en son exil et en sa disgrâce des avantages notables. Elle trouva des sujets parmi les étrangers, et de la dévotion à son service hors des terres des siens. Sa calamité et celle de sa maison n'empêchoient point qu'elle ne fût accueillie avec la déférence due à sa dignité. Et véritablement son visage et son port avoient de la majesté, et son esprit des grâces capables d'adoucir et de captiver les esprits les plus farouches.«

Da alle Sollicitationen, alle Verwendung, und sogar des Kaisers bestimmter Befehl, der Kurfürstin das ihr verschriebene Witthum zurückzugeben, ohne Wirkung blieben, so fand sie letzlich sich veranlaßt, der von ihrem Schwiegersohn an sie ergangenen Einladung zu folgen, und ihren Aufenthalt in Berlin zu nehmen. Ihrer klugen Verwendung, der Ehrfurcht, welche sie in persönlicher Zusammenkunft dem König von Schweden einflößte, ver-

dankte Georg Wilhelm großentheils das leidliche Abkommen mit dem unwiderstehlichen Sieger. Erkrankt den 10. März, starb die Kurfürstin zu Berlin am Dienstag, 15. März 1644. Ihrem jüngern Sohne hatte des Vaters Testament, unter mehrem, das Fürstenthum Simmern gegeben. Verm. 4. Dec. 1631 mit Maria Eleonora, des Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg Tochter, starb Ludwig Philipp 8. Juni 1654 mit Hinterlassung von zwei Kindern. Der Sohn, Ludwig Heinrich Moriz, geb. 1640, succedirte in dem Fürstenthum Simmern unter Vormundschaft seines Vetters, des Kurfürsten Karl Ludwig, vermählte sich 1666 mit Maria, des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien Tochter, und starb kinderlos den 24. Dec. 1673, daß also Simmern an die Kur zurückgefallen ist. Seine Schwester Elisabeth Marie Charlotte, geb. 23. Oct. 1638, wurde 1660 dem Herzog Georg III. von Liegnitz angetraut, und starb, 10 Tage vor ihrem Herren, 10. Mai 1664.

Friedrich V., geb. 16. Aug. 1596, wurde des Vaters Nachfolger in der Kurwürde, unter der Vormundschaft des Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken, der darum doch mit dem Pfalzgrafen von Neuburg zu streiten hatte. Friedrichs Erziehung war wo möglich noch einseitiger, den Interessen des Vaterlandes abgewendeter gewesen, als jene des Vaters. Französische Calvinisten übten darauf den entschiedensten Einfluß, und von 1605—1606, dann wieder von 1608—1612, weilte er zu Sedan an dem Hofe des Herzogs von Bouillon, des intrigantesten, unruhigsten aller Großen Frankreichs; selbst nach des Vaters Ableben verfolgte der junge Kurfürst noch ferner seine Studien auf der Akademie zu Sedan. Ein nicht minder entscheidendes Ereigniß für seine ganze Zukunft war die Vermählung mit Elisabeth Stuart, Tochter K. Jacobs I. von Großbritannien. Das Project dieser Verbindung soll zuerst der Herzog von Bouillon gefaßt haben; gewiß ist, daß er bereits im J. 1612 vorschlug, die einleitenden Unterhandlungen anzuknüpfen, worauf er auch mit dem englischen Gesandten zu Paris die ersten Besprechungen hielt. Der Graf von Hanau und Vollrad von Plessen, denen Friedrich ein zierlich abgefaßtes Schreiben an die Prinzessin mitgab,

unterhandelten in London, Mai 1612, ein anderer Geschäftsträger im Haag. Noch im J. 1612 ward die Angelegenheit so weit geordnet, daß eine pfälzische Gesandtschaft, Johann Albert Graf von Solms, Meinhard von Schönberg, Vollrad von Plessen, Bleikard von Helmstatt, Heinrich Dietrich von Schönberg, Bleikard Landschad von Steinach, beauftragt wurde, auf den Grund der im Mai festgesetzten Punctationen abzuschließen (17. Nov. 1612). Laut des Vertrags, der noch vor Ende des Jahrs von beiden Seiten ratificirt wurde, sollte die Prinzessin zur Mitgift 40,000 Pf. St. erhalten und bis Bacharach gebracht werden, wogegen der Bräutigam ihr jährlich 1500, und ein Witthum von 10,000 Pf. St. verhieß. Sofort eilte dieser, mit einem Gefolge von 191 Personen, nach England: zeither hatte er an dem Hofe des Prinzen von Oranien den Ausgang der Unterhandlung abgewartet.

Vielfältige Feste und Belustigung waren zur Feier des Ereignisses vorbereitet worden, aber des Prinzen von Wales unerwarteter Todesfall verdüsterte den Hof, daß erst im December die Verlobung vor sich ging. Es folgte, als Befriedigung der Schaulust, die Wahl eines Lordmajors für London, die Aufnahme des Kurfürsten in den Hosenbandorden, die Weihnachtsfeier, reichliche Austheilung von Neujahrsgeschenken, Bankete bei Hof und bei den Großen, alles aber wurde verdunkelt durch den Glanz der Vermählungsceremonien, welchen ein stattliches Feuerwerk am 11. Febr. und ein Seegefecht auf der Themse vorherging. Am 14. Febr. 1613, am Morgen des St. Valentinustags, wurde das junge Paar eingesegnet. Prächtig verziert waren die Capelle und die Gänge ringsum, Tribunen und Gallerien standen in Bereitschaft, um den glänzenden Hofstaat, die hohen Kronbeamten, die fremden Gäste und Diplomaten aufzunehmen; kein geringerer, als ein Baron ward zugelassen. Der König, die Königin und der Prinz von Wales hatten sich mit den Kronjuwelen überladen. Um 11 Uhr erschien der Bräutigam, begleitet von Heinrich von Nassau, britischen Lords und Pfälzischen Edelleuten; sein Kleid von weißem Atlas war mit Silber durchwirkt, mit Hermelin gefüttert; den Hosenbandorden, in einer Diamantkette, trug er um den Hals, die Federn am Hut wurden durch eine reiche

Agraffe von stralenden Diamanten zusammengehalten. Die Braut, von ihrem Bruder und dem bejahrten Grafen von Northampton, Wilhelm Compton geführt, trug ebenfalls weißen Atlas, mit Silber durchwirkt; ein blendender Perlenschmuck und eine goldene Krone mit Diamanten besetzt wanden sich durch die reichen schwarzen, in Zöpfe geflochtenen, auf die Schultern herabfallenden Haare, die bedeutend den Eindruck der etwas zu starken Nase milderten. Ob schon damals jeder Engländerin die rothe Nase eigen, weiß ich nicht. Der Prinzessin Gefolge, zwanzig mit ihr in gleichem Alter stehende Braut- und Kränzeljungfern, trugen weiße gestickte Kleider.

Leichten Schrittes, lächelnden Angesichts stieg die sechzehnjährige Elisabeth die Estrade in der Capelle hinan; während in würdigem Ernst der Kurfürst sich benahm, störte sie, aus Leichtsinn oder Freude die Feierlichkeit durch leises Kichern, welches bald in lautes Lachen überging. Viele wollten in der Haltung der Braut eine böse Vorbedeutung erkennen, und hat ihre Ahnung in den unseligen Folgen der Heurath eine buchstäbliche Erfüllung gefunden. Nach den einleitenden Gesängen predigte der Bischof von Wells über die Hochzeit zu Kana, und es folgte die Einsegnung. Der Bischof trug ein Gebet vor, die Musik fiel ein, und der König trat hinzu, wünschte den Vermählten Glück; Süßigkeiten und Wein wurden den Fürstlichkeiten gereicht, ein Herold rief „Glück, Heil und Wohlfahrt dem neuvermählten Ehepaar". Zur großen Tafel fanden sich zahlreiche Gäste ein; lediglich die Gesandten von Spanien und dem Erzherzog Ferdinand blieben aus, in Folge diplomatischer Krankheiten. Nach der Mahlzeit traten Masken auf, durch mancherlei allegorische Beziehung auffallend, bis in die halbe Nacht verlängerten sich die Tänze. In den nächsten Tagen wechselten Ringelrennen, Maskenzüge, Tanzvergnügungen, eine dramatische Vorstellung. Es besuchte auch der Kurfürst die Universitäten Cambridge und Oxford, und wetteiferten beide in den ihm darzubringenden Huldigungen. Auf die Hochzeit verwendete K. Jacob, die Mitgift von 40,000 Pf. ungerechnet, 53,294 Pf. St. Die Fräuleinsteuer hatte nur 20,500 Pf. eingebracht.

Der Kurfürst sehnte sich indessen nach der Heimath, und schon am 20. April schiffte er, samt der Gemahlin sich ein: ein prachtvolles, hiermit seine Thätigkeit beginnendes Schiff, der Prince royal, trug sie hinüber nach Vliessingen, wo Festlichkeiten über Festlichkeiten der hohen Reisenden harrten. Denen entzog sich jedoch Friedrich, um die Anstalten für den Empfang der Königstochter zu ordnen, und traf er am 13. Mai zu Heidelberg ein, während Elisabeth in des Prinzen Moriz Begleitung Haarlem, Amsterdam, Utrecht besuchte, und am 24. Mai Mülheim erreichte, wo der Prinz von Oranien sich beurlaubte. An seine Stelle trat, für eine kurze Strecke, der Kurprinz von Brandenburg. Der Magistrat von Cöln empfing die Kurfürstin an des Weichbildes Grenze, und führte sie, unter allen erdenklichen Ehrenbezeigungen der Stadt ein. Zwischen Cöln und Bonn ankerten die Pfälzischen Schiffe, die von Heidelberg den Neckar und Rhein heruntergekommen, die Fürstin zu empfangen; das ihrem Gebrauche bestimmte Fahrzeug erregte durch prächtige Verzierung von Außen, durch Vereinigung von Glanz und Bequemlichkeit im Innern, allgemeine Bewunderung. Im Ganzen enthielt es sieben Zimmer, drei prachtvolle Gemächer mit rothen und blauen Sammettapeten, eine Silberkammer, eine Rüstkammer u. s. w. Zu Coblenz wurde Elisabeth, wie zu Bonn, von dem Kurfürsten in der zuvorkommendsten, in der freundschaftlichsten Weise empfangen, und ergab sich hier, wie überall, in dem persönlichen Verkehr, daß die Schuld der fortwährend im Steigen begriffenen religiösen und politischen Animosität ungleich weniger den Fürsten, als vielmehr den Leidenschaften, den unseligen Einflüsterungen gewissenloser Rathgeber zuzuschreiben.

In derselben Weise setzte die Fürstin ihre Bergfahrt fort, allenthalben mit Festlichkeiten und Salven begrüßt, und von den Fürsten des Rheinthales persönlich empfangen. Zu St. Goar, zu Bacharach kamen die Pfälzischen Beamten zum erstenmal ihr entgegen, zu Bingen, wo der Gemahl ihrer erwartete, wurde sie durch eine kurfürstliche Gesandtschaft eingeladen, das goldene Mainz zu besuchen, und blieb die Einladung nicht unbenutzt. Am 2. Juni zog das kurfürstliche Paar

zu Oppenheim dem Hause Wolfgangs von Dalberg ein, und brachte der Stadtrath Geschenke dar, einen goldenen Pokal, 12 vergoldete Confectschalen, 1 Fuder Wein, 25 Säcke Hafer, 2 Centner Fische. Der Landschreiber, D. Agricola, hielt die Festrede, und waren an der Krämergasse und dem Markt prachtvolle Triumphpforten errichtet. Auf der einen war in symbolischen Figuren, Tugend, Tapferkeit, Hoffnung und Glück, das Verdienst Friedrichs und der Erfolg seiner Werbung angedeutet; lateinische Verse priesen die Vorzüge der Vermählten; Treue und Eintracht, die Säulen des Ehestandes, standen in den Nischen, über alles erhob sich, von einer Kette und verschlungenen Händen umzogen, das Allianzwappen von Pfalz und Großbritannien. Die andere Ehrenpforte sprach die Freude aus ob der engen Verbindung der beiden hohen Häuser, Engländer und Pfälzer begrüßten sich dort als Freunde, die Wappen, abermals verbunden, waren von einer Inschrift begleitet, die kolossalen Rosengewinde an den Seiten liefen in der Höhe zusammen, den endlich versöhnten Kampf der beiden Rosen von England, der Häuser Lancaster und York anzudeuten. Auf der Rückseite standen die Statuen der vier Kurfürsten des Namens Friedrich, Inschriften und Symbole besprachen die Geschichte von Oppenheim und seine Beziehungen zur Pfalz.

Noch glänzender ergab sich der Empfang zu Frankenthal, 14./4. Juni. Die Stadt, eine Schöpfung des Simmerischen Fürstenhauses, wollte die Gelegenheit, dafür ihre Dankbarkeit zu bezeigen, nicht unbenutzt lassen. In begeistertem Wetteifer suchten Alle, auch die Geringsten, ihre Freude über die Ankunft des geliebten Fürstenpaars zu äußern. Verschiedene Truppencorps hatten sich gebildet; die eine Schar, 60 Bürger, waren in Blau und Goldgelb gekleidet, die Röcke mit weißen Schnüren verziert, grüne Federn auf den grünen Hüten; andere Scharen waren als Mohren, Asiaten, Indianer costumirt, es sollten die vier Welttheile vertreten sein; die Maien, vor allen Häusern aufgestellt, ließen die Stadt „lieblich grün wie ein Wäldlein" erscheinen, vom Wormser Thor an waren alle Straßen mit Rosen und andern wohlriechenden Blumen dicht bestreut. Die

Triumphpforte am Markt, reich mit Grün geschmückt, zeigte Epheublätter, „wie Fischschuppen in einander gefügt,“ Pomeranzenbäume mit hängenden Früchten. Zwischen den Säulen waren die Statuen der vier Friedriche, und in den Bildern darüber eine Darstellung ihrer verdienstlichsten Handlungen angebracht, der erste Friedrich mit den gefangenen Fürsten; Friedrich II. das Mönchswesen verdrängend, an dessen Stelle das Lutherthum setzend; Friedrich III., wie er die um der Religion willen aus ihrer Heimath Vertriebenen liebreich aufnimmt, Friedrich IV. als Begründer der Union. Dem Fürstenpaar zogen entgegen 80 Knaben, grün gekleidet und bewaffnet, und hat ihr Führer in einem zierlichen Gedicht den Dank der Nachkommen jener Flüchtlinge, welche vor 50 Jahren hier eine Freistätte fanden, ausgesprochen. Die Feierlichkeiten, Feuerwerke, die Einnahme von Troja u. s. w. wurden bis zum 16. Juni fortgesetzt.

Heidelberg kam an die Reihe. Dahin hatte sich der Kurfürst bereits am 17. verfügt, und waren über 2000 fremde Gäste dort vereinigt, darunter die meisten Prinzen und Prinzessinen des pfälzischen Hauses, die Markgrafen von Ansbach und Baden, der Herzog von Würtemberg, die Fürsten von Anhalt, die Grafen von Mansfeld, Solms, Hohenlohe, alle mit zahlreichem Gefolg. Der Markgraf von Ansbach allein hatte 363 Personen und 411 Pferde, Fürst Christian von Anhalt über 70 Personen mitgebracht. Da außerdem alle Amtsknechte, Förster, Jägerbursche, von ihren Vorgesetzten geführt, im Kriegskleid und bewaffnet erschienen, konnte am 16. Juni gleichsam ein vollständiges Kriegsheer ausrücken, die Kurfürstin zu empfangen. Ein Lager, die Bergstraße und den Neckar entlang, wurde bezogen, und in solcher Verfassung der Morgen, und die Ankunft der Ersehnten abgewartet. Kriegerische Ehrenbezeigungen, Geschützsalven wurden ihr dargebracht, und folgten ihr bis zum Heidelberger Schlosse, kaum vermochten die Straßen der Stadt den langen Zug von Fürsten, Grafen, Reisigen zu fassen. Ein eigenthümliches Schauspiel bot der Neckar mit den schwimmenden Häuschen und kleinen Festungen, die mit Geflügel besetzt, von den Bürgern angegriffen, erstürmt werden mußten, dabei es ungemein hitzig hergegangen, denn „die wasser-

süchtigen Ritter hatten zuvor, aus kurfürstlicher Begnadigung, ziemlich in die Weingläser gestochen". An der Brücke, an dem Markt waren Triumphbogen errichtet, die ganze Stadt hatte sich in Blumen und lachendes Grün gekleidet. Auf dem Wege zum Schloß standen vier Triumphbogen, an denen die vier Facultäten der Universität, die Herrin zu begrüßen, versammelt, der Prorector hielt eine Anrede, im Namen der Universität überreichte der Gefeierten ein Knabe Früchte, dazu sprechend: »Madame, la déesse Flora et Pomona vous saluent, et souhaitent toute bénédiction et félicité, et vous présentent cette corbeille.« So erreichte Elisabeth allmälig samt ihrem persönlichen Gefolge, worin die Grafen von Lenox, Arundel, Huntington, überhaupt 374 Personen, das Schloß, dem sie abermals durch Triumphbogen und durch die festlich geschmückten Reihen der Fürstinen und Edelfrauen einzog.

Der 18./8. Juni begann mit einer Predigt, dann ging es zu einem Bankel, wo Grafen und die vornehmsten Edelleute des Landes als Truchsessen und Mundschenken aufwarteten, Turnier und Tanz beschlossen den Tag. Bei dem großen, ungemein glänzenden Turnier vom 19. betheiligten sich die fremden Fürsten; am Abend wurde auf dem Neckar ein künstliches, ungemein kostspieliges Feuerwerk abgebrannt. Der folgende Tag brachte eine glänzende Maskerade mit Turnier und Ritterspiel. Die alte Mythologie und Historie lieferten dazu den Stoff, in Verbindung mit der deutschen Heldensage und mancherlei Beziehungen zu der Gegenwart; die Götter Griechenlands und die Argonauten erschienen neben Ariovist und den Gracchen, die Musen und Dryaden der Hellenen neben Rhein, Neckar und Donau. Pantomimische Darstellungen und Gefechte waren in einander verflochten; in dem großen Turnier am Schlusse, für welches werthvolle Preise ausgesetzt, wurden der Pfalzgraf, der Herzog von Würtemberg und Fürst Christian von Anhalt als Sieger ausgerufen. Am 22. war im Hardwald bei Schwetzingen große Jagd, am 23. ein Kübelrennen, und traten jetzt allmälig die fremden Gäste den Heimweg an, wiewohl noch am 29. ein Ritterspiel und Kopfrennen abgehalten wurde. Von ungeheuern Schmausereien waren alle

diese Festlichkeiten begleitet, Tag für Tag gingen an Wein über 20 Fuder auf.

Ueberhaupt ist mit der englischen Heurath arge Verschwendung ins Land gekommen; daß es daran nicht fehle, hatte der königliche Schwiegervater sich angelegen sein lassen, wie er denn in dem Ehecontract für die künftige Kurfürstin einen Hofstaat stipulirte, dergleichen keine ihrer Vorgängerinen gehabt, einen Haushofmeister, Secretair, Stallmeister, vier Kammerherren, eine Obristhofmeisterin, sechs Kammerfräulein, mehre Pagen, ein Caplan, ein Leibarzt, zwei Läufer, zwei Kammerdiener, zwei Kammerfrauen, ein Garderobemeister, ein Koch, ein Kellner und 22 andere Hofbediente, im Ganzen mehr als 50 Personen, für welche an Gehalt über 700 Pf. St. jährlich zu bezahlen. Der Kurfürst selbst hatte über dem langen Aufenthalt in Sedan manche kostspielige Bedürfnisse sich angeeignet, zudem verleitete ihn der Wunsch, der jungen reizenden Gemahlin sich gefällig zu erzeigen, zu vielfältigen, dem Ernst der Zeit und der Lage des Landes keineswegs angemessenen Ausgaben. Zu seiner eigenen Liebhaberei gehörte namentlich der Geschmack am Bauen, der sich in den Verschönerungen des Schlosses zu Heidelberg ausspricht. Es wurde unter Leitung des Franzosen Salomon de Caus ein ganzer Berg, compacte Felsenmasse, abgetragen, um eine Fläche zu gewinnen; es wurden colossale Bogen gesprengt, zur Unterlage der Terasse, welche eine Orangerie, brillante Gartenanlagen und eine Menge kunstreicher Wasserwerke aufnahm; vollendet war das Werk noch nicht, als der böhmische Krieg zum Ausbruch kam.

Dem jungen, einzig in Zerstreuungen vertieften Fürsten war, nach seinen Fähigkeiten, viel zu schwer die Last, so er als der Union Oberhaupt übernehmen müssen. Dafür waren seine vornehmsten Stützen Fürst Christian von Anhalt und Meinhard von Schönberg, beide durchdrungen von dem in dem Hause Pfalz-Simmern erblichen politisch-religiösen System. Sie verfolgten unwandelbar die Bahn, welche früh oder spät zu entschiedenem Bruch mit dem katholischen Deutschland führen mußte. Ihr Werk ist die holländische Allianz, abgeschlossen am 26. Mai 1613,

ratificirt durch die Union im Sept. 1614, während des Pfalzgrafen von Neuburg Uebertritt zur katholischen Kirche, dieses für jetzt so folgenleere, doch namenlosen Schrecken in dem protestantischen Europa verbreitende Ereigniß erst am 19. Jul. 1613 vor sich ging. Gleichwohl zögerte immer noch die Union, und viel mehr die Liga, das Schwert zu ziehen. War doch die Zerstörung der von dem Bischof von Speier, von Philipp Christoph von Sötern seinem Lande zum Schutz erbauten Festung Udenheim der schlagende Beweis, daß alle Gesetzlichkeit in Deutschland zu Ende, nicht der Union, sondern einzelner Fürsten Werk. Der Bau war nur eben begonnen, und Kurfürst Friedrich ließ den Bischof bedeuten: „er möge ablassen von unnützem Werk, denn in seiner Churpfalz bedürfe es keiner neuen Festung; er selbst sei des Hochstiftes bestes Bollwerk, nachdem seit anderthalb hundert Jahren ein jeweiliger Pfalzgraf des ganzen Bisthums erblicher Kastenvogt sei." Auch die Stadt Speier rührte sich, und pochte auf ihren Freibrief, auf drei Meilen in die Runde keine Festung dulden zu dürfen. Aber dadurch ließ Philipp Christoph sich nicht einschüchtern, er veröffentlichte eine umständliche Ausführung der ihm zur Seite stehenden Rechtsgründe. Die kamen insgesamt bei der Gegenpartei nicht in Betracht, man wollte einmal in Heidelberg nicht dulden, daß die Liga am Rhein einen festen Platz gewinne. Während man noch unterhandelte, unerwartet, 15. Juni 1618, rückten Pfälzer, Badner, Anhalter, in allem 4000 Mann zu Roß und zu Fuß, dann 1200 Schanzgräber, mit Geschütz und Petarden vor Udenheim, forderten die neue Festung auf, und drohten die Thore und Brücken einzuschießen, so man nicht gutwillig öffne. Der Stadthauptmann verlor den Muth, verwahrte sich feierlich gegen die Vergewaltigung, und öffnete demnächst die Thore, ohne daß von beiden Seiten ein Schuß gefallen wäre. Dann warfen sich die Pfälzer auf Mauern und Wälle, rissen die Bollwerke nieder, füllten die Gräben, fällten die Thürme, zerwühlten die Schanzen und zogen letzlich eilends von dannen. In vier Stunden lag der gewaltige Bau dem Erdboden gleich, war ein Schaden von hunderttausend Gulden dem Bischof zugefügt.

Aber dieses und so viele andere gährende Stoffe vermochten es nicht, den Bann zu lösen, welcher nicht selten, unmittelbar vor dem Eintritt der Entscheidung, die Hände, durch welche sie zu geben, fesselt: den Zauber zu bannen, war einem nur vorbehalten. Als des kränkelnden, betagten Kaisers ungezweifelter Nachfolger wurde Erzherzog Ferdinand von Gratz genannt, der Reformator in den inneröstreichischen Landen. Wohl hatte seine dortige Wirksamkeit ihm bittere Feindschaft bei dem protestantischen Deutschland zugezogen, doch war er, eingezwängt und bedrängt von Türken und Venetianern, von wegen der Entfernung wohl ein Gegenstand des Widerwillens, keineswegs jedoch ernstlicher Besorgniß geworden. Als sich jetzt die Aussicht ergab auf Vereinigung in seiner starken Hand der gesamten östreichischen Lande, als einige Zeichen andeuteten, daß Kaiser Matthias auch die Nachfolge in dem Kaiserthum dem Vetter zu sichern wünsche, da glaubten die Unirten den bedenklichen Moment der Translation des Besitzthums von der einen auf die andere Linie benutzen zu müssen, um wenigstens die Krone Karls des Großen an ein fremdes Haus zu bringen.

Dazu drängten der Prinz von Oranien, Christian von Anhalt, der Herzog von Bouillon, dafür verwendete Kurfürst Friedrich seinen ganzen Einfluß. Vor Allem mußte ein passender Candidat aufgefunden werden. Anträge, dem Herzog von Lothringen gemacht, hat dieser abgelehnt. Eine Unterhandlung mit Savoyen fand keine bessere Aufnahme. Gegen alles Erwarten wollte der Herzog von der leeren Würde nicht viel wissen, vielmehr die Hände ausstreckend nach der ungleich wichtigern, von den Unirten jedoch bereits in Gedanken verschlungenen Krone Böhmen. „Wenn er Kaiser sein solle, müsse er in Deutschland festen Fuß haben, um dort seine Residenz aufschlagen zu können; dagegen wolle er durch sein Ansehen, durch Waffen und andere Mittel der Kurpfalz Ungern, einen Theil von Oestreich und das Elsaß verschaffen." So wenig dieses Ansinnen den Häuptern der Union zusagte, so veranlaßte doch das brennende Sehnen nach Geld und fremder Unterstützung die zu Kreilsheim (20. März 1619) versammelten Fürsten, den Kurfürsten von Pfalz, den

Markgrafen von Ansbach und den Fürsten Christian von Anhalt zu dem Beschlusse, einen Gesandten, als welcher zu sein Fürst Christian sich freiwillig erbot, nach Turin zu schicken, um dort die Angelegenheit weiter zu betreiben, und wurde dem Herzog die Versicherung gegeben, daß der Kurfürst sich bemühen werde, die Böhmen für ihn zu gewinnen, vor Allem aber müsse er drei, oder wenigstens zwei Millionen Dukaten in Deutschland niederlegen, das Mansfeldische Corps noch ferner unterhalten, das an Pfalz abzugebende Elsaß auf seine Kosten erobern, die Venetianer zu einem Geldbeitrag und zu einer Diversion in Friaul bestimmen. Auf solche Aussichten sein Geld hinzugeben, war der Herzog zu klug.

Um so lebhafter erfaßten die Unirten den Gedanken, dem Herzog von Bayern die Kaiserkrone zuzuwenden. Dafür die Höfe von Berlin und Dresden zu gewinnen, begab sich Kurfürst Friedrich zu Ausgang des J. 1617 auf die Reise, er besuchte auch München, fand während eines fünftägigen Aufenthaltes die feinste Zuvorkommenheit, mußte sich aber letzlich von Maximilian mit der Erklärung abfertigen lassen, er könne wegen der Wichtigkeit der Sache sich nicht erklären, indem sie eine weitere, eine reifere Deliberation erfordere. „Wolle demnach Gott und Zeit alles befehlen." Am 23. Mai 1618 kam in Prag die Empörung zum Ausbruch, Mansfeld führte ihr seine Scharen zu, und es nahm ihren Anfang die Verwirklichung der eine Theilung der östreichischen Erblande bezweckenden Entwürfe. Im Moment der größten Spannung starb Kaiser Matthias, den 20. März 1619. Von Allen verlassen, zu Wien in der Ahnen Burg belagert, schien Erzherzog Ferdinand verloren, aber es hielt ihn aufrecht das standhafte Gemüth, das Vertrauen zu Gott, und während Friedrich V. dem ungewissen Schwanken einer begehrlichen Politik hingegeben, bald dem Herzog von Bayern die Kaiserkrone zudachte, bald seine lüsternen Blicke nach Böhmen richtete, aller Orten Schritte that, die ihn immer mehr compromittirten, jedenfalls eine kostbare Zeit verlor, wurde Erzherzog Ferdinand am 28. Aug. 1619 von den in Frankfurt versammelten Kurfürsten zum Kaiser gewählt. Friedrich V. hatte Verwahrung für das freie Wahl-

recht einlegen lassen, auch als taugliche Bewerber Dänemark, Sachsen, die östreichischen Erzherzoge, Bayern und Savoyen genannt. „Weil ich aber ein Oberhaupt wünsche, unter welchem gleichmäßig Recht und Gerechtigkeit verwaltet, dem gegenwärtigen übeln Zustand im Reich abgeholfen, und das Reich nicht in fremde Kriege verwickelt werden möge, so habe ich meine Gedanken auf den Herzog von Bayern gewendet, als einen erfahrnen, verständigen und friedfertigen Fürsten, der sein Land in friedlichem Zustand hat und in keinen Krieg verwickelt ist ... Doch habe ich keine widrige Affection" gegen Oestreich, und sollte die Mehrheit auf Ferdinand fallen, „so habe ich keine Ursache es einem zu mißgönnen, sondern gedenke mich auf solchen Fall aller Gebür zu bezeugen". Dieser Erklärung gemäß, hat nachträglich die Pfälzische Stimme der Majorität sich angeschlossen.

Hingegen verbreitete sich noch am Abend des Wahltags durch Frankfurt die Nachricht von einer andern zu Prag stattgefundenen Wahl. Dahin war bereits im April, in des Pfalzgrafen Auftrag, Achatius II. von Dohna gekommen. Fabians Neffe, Sohn von Achatius I., geb. 22. Oct. 1581, besuchte er, zugleich mit seinem Bruder Christoph, die Universität Heidelberg, dann Italien, Frankreich und England. Gelegentlich eines spätern Aufenthalts in Heidelberg trat er in den Dienst Kurfürst Friedrichs IV., und hat er, als des Kurprinzen Gouverneur, denselben nach Sedan geleitet. Unter der Regierung Friedrichs V. wurde er Geheimrath und Amtshauptmann zu Waldsassen in der Oberpfalz; er verrichtete verschiedene Gesandtschaften an den Kaiserhof, in England und Dänemark, erwarb auch ansehnliche Güter in der Oberpfalz, die Rittersitze Fischbach und Stockenfels in dem heutigen Landgericht Roding, die Herrschaft Schwarzenburg bei Retz, ein Haus in Amberg u. s. w. Friedrichs Begleiter in der Königsfahrt nach Prag, mußte Achaz, nachdem ausgeträumt der Traum, der ihm den Bruder Dietrich, gefallen in dem Gefecht bei Rakonitz, 30. Oct. 1620, kostete, den Weg der Heimath suchen. Er wurde von seinen preussischen Mitständen in verschiedenen Verrichtungen gebraucht, aber auch zweimal durch polnische Nachbarn, die für Oestreich Partei genommen hatten,

in die Gefangenschaft geführt, um seine Anhänglichkeit für das Pfälzische Haus zu bestrafen. Er starb unverheurathet auf seinen Gütern in Preussen den 12. Sept. 1647. Man rühmt seine philosophischen Kenntnisse und sein Rednertalent, und hat er davon in der vorläufigen Sendung nach Prag den besten Gebrauch gemacht, auf die Wahl, am 26. Aug. 1619, entscheidenden Einfluß geübt. Von den Directoren stimmten zwölf für den Pfalzgrafen, für den Kurfürsten von Sachsen vier. Von dem Ritterstand waren alle, bis auf zwei, 91 demnach, die Deputirten des Bürgerstandes insgesamt dem Pfalzgrafen. Einem letzten Versuch der sächsischen Partei wurde triumphirend entgegnet, „daß der Pfalzgraf ein sehr vernünftiger, sittsamer Herr von großen Qualitäten, auch unterschiedlicher Sprachen kundig sei; daß er ein mächtiges, wohl abgerichtetes Volk habe, und mit großen Mächten des Auslands, England, Holland, Schweiz im Bunde stehe." Während des der Wahl vorhergehenden Gebets vergossen die mehrsten der Wähler reichliche Thränen, und haben sie nach derselben in öffentlichen Schriften gerühmt, daß sie dabei aus sonderbarer Eingebung und Willen Gottes handelten.

Die noch in Frankfurt versammelten Kurfürsten richteten in der Betäubung um die Nachricht von dem, so in Prag geschehen, ein abmahnendes Schreiben an Kurfürst Friedrich, ernst und dringend das Gefährliche der Annahme darzustellen. Er selbst zeigte sich betroffen über die Kühnheit der ihm zugemutheten Wagniß, wenn er auch nach Amberg sich begeben hatte, dem Getreibe in Prag um so näher zu sein. Der Markgraf von Ansbach, Fürst Christian von Anhalt befanden sich bei ihm, als die Post einlief; eine rechte Freude wollte nicht aufkommen, vielmehr ergab sich eine gedrückte und beklommene Stimmung. Ueber ein glückwünschendes Schreiben war das Dintenfaß ausgegossen worden; der Kurfürst zeigte den Schaden mit bedenklicher Miene dem Fürsten von Anhalt, es mag wohl bedeuten, meinte dieser, daß die Sache ohne Trübsal nicht ablaufen wird, die Schrift ist aber noch zu lesen. Der Kurfürst verharrte in seiner bedenklichen Stimmung, Anhalt suchte ihn aufzumuntern: „Ew. Liebden setzen sich nur in den Stuhl, wer wird Dieselben so bald wieder heraus-

treiben." Vor Allem wollte der Pfalzgraf seiner unirten Mitstände Ansicht um die Frage, ob überhaupt anzunehmen, kennen. In der Zusammenkunft zu Rothenburg an der Tauber, 12. Sept. waren die Meinungen getheilt, während man noch berieth, kam aus Böhmen offficielle Botschaft von der daselbst vorgenommenen Wahl, und scheint diese Botschaft für Friedrich entscheidend geworden zu sein. Er eilte nach Heidelberg, seiner Räthe Gutachten zu vernehmen, in der gleichen Weise etwan, wie ein Jahrhundert später Ludwig XIV. in seinem Conseil die Frage, ob das spanische Testament anzunehmen, ventiliren ließ, wenn gleich das Testament ganz eigentlich sein Machwerk.

Von den Räthen war der einzige Meinhard von Schönberg, dem wohl auch Camerarius in unmaßgeblicher Weise beipflichten mochte, für unbedingte Annahme, die übrigen alle, Graf Johann von Nassau, Graf Albrecht von Solms der Getreue, von der Grün, Plessen, wagten es nicht, von einem gefaßten Entschlusse abzurathen, ohne doch, wie des Raths Gutachten zeigt, die das Wagstück begleitenden Gefahren zu verkennen. An sonstigen Abmahnungen fehlte es nicht: die bedeutsamste, von Herzog Maximilian von Bayern ausgegangen, blieb, gleich allen andern ungehört. Dagegen soll die Kurfürstin auf das Lebhafteste zur Annahme gerathen haben, wie dann Reiger schreibt: „Welcher (Friedrich) zwar Anfangs weniger nicht, dann andere, wegen der Sachen Schwierigkeit, auf Abrathen vieler Chur- und Fürsten, auch des König Jacobs in Engelland selbsten, sich hierzu zu entschliessen, in Zweiffel gestanden; endlichen aber auf heftiges Antreiben seiner Gemahlin, die, als vom Königlichen Stamm, einen König zum Ehe-Herrn gern gesehen, und verschiedener seiner ehrsüchtigen Räthen (darunter Camerarius von Nürnberg beygestimmet, und Chur-Successor Carl Ludwig darum dieser Familie wenig gewogen gewesen) Einrathen, sich auf die grosse Bey-Hülff von Franckreich, Engel-, Holland, und vieler im Reich sich mit ihm verbundner Ständen verlassend, hierzu fast unbedachtsamlich verleiten lassen," eine Ansicht, welche durch des gründlichen Joannis Zusätze bestätigt wird. „Es ist so, wie der Autor hier meldet, daß Friedrich anfangs Bedenken getragen,

die Cron anzunehmen, endlich aber doch auf Einrathen des Prinzen von Oranien, des Herzogs von Bouillon, des Camerarii und anderer Räthe, vorab aber auf unabläßiges Antreiben seiner Gemahlin, sich entschlossen, sie nicht auszuschlagen. Wie über diejenige, die sonst hiervon handeln, der Herr Professor Köler zu Altdorff in seiner wohl ausgearbeiteten Dissertation von diesem recht unglücklichen Churfürsten Friedrich V., §. 14 am 34. und folgenden Blättern mit mehrerm darthut."

Dagegen äußert die Herzogin von Orléans: „Historien seind auch Lügen; in meines Groß Herr Vatters, der König im Böhmen, historie hat man gesetzt, daß mein Groß Frau Mutter die Königin in Böhmen, aus purer ambition dem König ihrem Herrn keine Ruhe gelassen, bis er König worden, welches kein Wort wahr ist. Der Prinz von Oranien, so des Königs in Böhmen Frau Mutter Bruder war, hat alle die Sach angesponnen, die Königin hat kein Wort davon gewust, und nur damal an Comedien, Baletten und Roman lesen gedacht. Unsern König macht man in seiner historie aus generosität aus Holland ziehen und den Frieden machen, die rechte Ursach war, daß madame de Montespan nach ihrem Kindbett von madame la duchesse (d'Orléans) nach Versailles kommen war, die wollte der König wiedersehen. Den ersten holländischen Krieg mißt man des Königs große ambition zu, und ich weiß gewiß, daß dieser Krieg nur angesponnen war, weilen mons. de Lyonne, so damal ministre war, jaloux von seiner Frauen mit Prinz Wilhelm von Fürstenberg war, und um dem zu schaden, fing er den Krieg mit Holland und dem Kaiser an. Nun kann man so lügen in Sachen, so uns vor der Nasen geschehen, was kann man denn glauben von was weiter ist, und vor langen Jahren geschehen, also glaube ich, die Historien sind (außer was die h. Schrift ist) eben so falsch als die Romans, nur der Unterschied, daß diese länger und lustiger geschrieben sein." Wie gewichtig aber, in Ansehung der Entschließung Friedrichs V., der Enkelin Zeugniß, so ist doch nicht zu übersehen, daß Wilhelm Wenzel von Raupowa, einer der einflußreichsten unter den böhmischen Demagogen, nach Waldsassen entsendet, um dort den Kurfürsten zu empfangen, in der

an die Kurfürstin gerichteten, französisch abgefaßten Bewillkommungsrede, ihr Dank abstattete, daß sie ihrem Gemahl zur Annahme der Krone gerathen habe.

In seinen Bedenklichkeiten entschieden, bestellte Friedrich, für die Dauer seiner Abwesenheit, den Pfalzgrafen Johann II. von Zweibrücken zum Statthalter, dann trat er die Reise nach der Oberpfalz an. Zu Amberg weilend seit 4. Oct. erließ er am 6. und 8. die officiellen Notificationen an die befreundeten Höfe. In Begleitung seiner Gemahlin, seines Bruders und des Erbprinzen nach Waldsassen sich erhebend, empfing er daselbst am 24. Oct. die Deputirten der böhmischen Stände. Am 31. Oct. zu den Thoren von Prag gekommen, nahm er die Mahlzeit ein in dem Lustgebäude zum Stern, und es folgte der Einzug, welchen zu verherrlichen die Directoren, die Landtagsdeputirten und drei Compagnien Reiter, blau und weiß gekleidet, sich eingefunden hatten. Auch paradirte eine Schar von 400 Bürgern, die sogenannten Streiter Ziskas, in der alten Hussiten Tracht, in ihrer Fahne den Kelch führend: mit Dreschflegeln bewaffnet, machten sie einen wunderlichen, dem Kurfürsten ungemein ergötzlichen Lärm. Herren und Adel hatten in großer Zahl sich eingefunden, daß man an die 2000 Pferde zählte; den Tag zu verherrlichen, haben die Prager Bürger allein bei 50,000 Gulden aufgewendet. Schon am 4. Nov. ging die Krönung vor sich.

Alsbald nahm das Bilderstürmen, nach der Calvinisten Brauch, seinen Anfang; die Kirchen wurden geleert, Bilder, Crucifixe, die heiligen Gefäße weggenommen, die Altäre abgebrochen, Reliquien verächtlich hingeworfen. Das sahen die Katholiken mit Abscheu, mit Entrüstung die Lutheraner, denen auch höchst anstößig die Weise, wie dem neuen König das Abendmal zu reichen. Schon hatte dieser Befehl gegeben, das berühmte Kreuz von der Brücke zu entfernen, was jedoch von wegen der im Volke sich ergebenden Gährung unterbleiben mußte. Dagegen wurde der Landessitte in anderer Beziehung vielfältig Hohn geboten. Prager Bürgerfrauen brachten der Kurfürstin zum Namenstags-Geschenk, 19. Nov., ein in Böhmen beliebtes Backwerk, und wurden Zeugen des Spottes, welchen der Hofstaat mit dem

Angebinde trieb, wiewohl die Königin den Geberinen die Hand reichte und in der Landessprache ihnen danken ließ. Dafür wurde ihr, nachdem sie am 26. Dec. von ihrem vierten Kinde, dem Prinzen Rupert, entbunden worden, von den nämlichen Frauen eine prächtige Wiege mit brabäntischem Linnen und von der Bürgerschaft ein silbernes mit Münzen gefülltes Becken dargebracht. Am wenigsten wollte den großen Landherren das durch sie improvisirte Königthum gefallen. Sie hatten sich einen mächtigen Beistand von außen, der gegen jede Gefahr einer östreichischen Reaction sie schütze, daneben aber für alle Zukunft eine grenzenlose Ungebundenheit, die gänzliche Auflösung des lockern Verbandes zwischen König und Ständen, wie er wenigstens der Form nach unter den östreichischen Regenten bestand, verheißen, und die Rathgeber, so Friedrich vom Rheine mitgebracht, machten Miene, alle die administrativen Beschränkungen und finanziellen Erfindungen, durch welche die Pfalz vorlängst den Nachbarn ein Musterstaat geworden, auf böhmische Erde zu verpflanzen, mutheten daneben dem Lande in dem Interesse der Selbstvertheidigung die schwersten Opfer zu. Nicht minder brachte dem Kurfürsten unendlichen Nachtheil die am 15. Januar 1620 mit Bethlen Gabor geschlossene Allianz, um welche zwar in allen Kirchen Dankgebete angestellt wurden, dann, nachdem des von Vorstel Versuche, dem französischen Hofe die Vortheile einer böhmischen Allianz begreiflich zu machen, gescheitert waren, das Buhlen um Einverständniß mit dem Sultan, wenn auch das Bündniß mit dem Erbfeind christlichen Namens zu rechtfertigen, der Hofprediger Abraham Scultetus in dem kirchlichen Vortrag vom 15. April seine ganze Beredsamkeit aufbot.

Während dem wurde nicht nur in Böhmen, sondern aller Orten gerüstet. Ganz Deutschland, von der Donau und Elbe bis zu dem Niederrhein, hatte sich in einen unermeßlichen Musterplatz verwandelt, rücksichtlich dessen die Unirten doch eines auffallenden Vortheils genossen, indem es ihnen bei dem Zusammenhang ihrer Gebiete ein Leichtes, ihre Streitkräfte zu vereinigen, während, das Gleiche zu thun, in den meisten Gegenden den Katholiken nicht anders möglich, als indem sie die Grenzen feindlich

gestimmter Nachbarn überschritten. Diesen Vortheil zu benutzen, hatten die Häupter der Union vorlängst den Böhmen versprochen, daß sie keinem gegen sie bestimmten Volk den Durchzug verstatten würden, und waren schon im vorigen Jahre 500 für des Kaisers Rechnung geworbene Reiter im Ansbachischen angegriffen und versprengt worden, jetzt bezog Markgraf Georg Friedrich von Baden eine Stellung bei Breisach, um den im Elsaß, in Lothringen und den Niederlanden gesammelten kaiserlichen und bayerischen Völkern den Uebergang des Rheins zu verwehren. Landgraf Moriz von Hessen-Cassel versagte denjenigen, so für Bayerns Rechnung in dem Erzstift Cöln geworben worden, den Durchgang, daß sie zu weiten Umwegen genöthigt, bis der Markgraf von Ansbach sie doch endlich unter schimpflichen Bedingungen ziehen ließ. Gleichwohl entwickelte Herzog Maximilian von Bayern in dem Zusammenziehen von seinen und der Liga Streitkräften eine so ungewöhnliche Thätigkeit, daß er in der Stellung bei Dillingen vermögend, der in der Gegend von Ulm, unter den Befehlen des Markgrafen von Ansbach vereinigten Hauptmacht der Union die Stirne zu bieten. Der Moment der Entscheidung schien gekommen, aber noch war kein Degen gezückt worden, als beide Theile, unter Vermittlung eines französischen Gesandten, des Herzogs von Angoulême, am 3. Jul. 1620, dahin sich einigten, „daß keiner den andern beleidigen, beschweren, überziehen, oder gegen denselben einige Thätlichkeit vornehmen solle, sondern vielmehr beide in Ruhe und Einigkeit verharren, die Erledigung aber ihrer Beschwerden gegen einander auf eine bequemere Zeit verschieben wollen."

Der Frieden sollte sich aber nicht auf Böhmen erstrecken, eben so wenig war hinsichtlich aller Feinde die Unverletzlichkeit von Friedrichs Erblanden bedingt. Die Union hatte sich die Hände gebunden, den durch die Hoffnung auf ihren Beistand bethörten Pfalzgrafen seinem Schicksal überlassen. „Niemand war mit dem Ulmer Vergleiche weniger zufrieden, als der dadurch von seinen besten Freunden förmlich verlassene Friedrich. Böhmens innere Lage machte ihm auswärtigen Beistand um so unentbehrlicher. Seine getreuesten Anhänger legten ihren Eifer für ihn vorzüglich

durch Schmähworte an Tag, die sie wider den Kaiser, den Herzog von Bayern, und den Kurfürst von Sachsen ausstießen. (Die Losung dazu hatte Friedrich selbst gegeben, indem er des Anstandes vergaß, den fürstliche Personen selbst im Kriege einander schuldig zu sein glauben, und in dem Hochgefühl um das mit Bethlen Gabor errichtete Bündniß, Ferdinanden, ohne Rücksicht auf seine Würde als höchstes Reichsoberhaupt, mit der Benennung eines blinden Hundes belegte.)

„Sparsamer waren diese eifrigen Patrioten mit Geldunterstützung, so daß man ganz außer Stande war, mit dem Solde des Heeres einzuhalten. Zuchtlosigkeit der Soldaten und Plackereien des Landmannes waren die natürlichen Folgen davon; und der letztere griff darüber in einigen Gegenden wirklich zu den Waffen, um den Räubereien seines sogenannten Beschützers Einhalt zu thun: es kostete den Ständen viele Mühe, denselben zu beruhigen. Aber die Quelle des Unheils, die Mansfeld ihnen so treuherzig in seiner kernigten Soldatensprache angedeutet hatte: daß, da der Soldat und sein Pferd von der Luft nicht leben kann, er das, was man ihm nicht gibt, nehmen müsse, und es dann freilich weder zähle noch wiege; diese Quelle begnügten sie sich zu kennen, höchstens die aus ihr entspringende Uebel zu beklagen, ohne sie zu verstopfen. Die Bedenklichkeiten, die Friedrichen und seinen Anhängern ein zuchtloses und eben darum nicht zuverlässiges Heer schon an sich hätte verursachen müssen, wurden noch durch die Unzufriedenheit so mancher Feldherren vermehrt. Und gerade diejenigen, die bis jetzt die größte Thätigkeit an Tag gelegt, und für ihre Feldherrengaben das günstigste Vorurtheil erweckt hatten, Thurn und Mansfeld, waren unter dieser Zahl. Dieser, weil man ihm über die Zuchtlosigkeit seiner Krieger Vorwürfe gemacht, und doch seine Vorstellungen, daß nur der richtige Sold dem Uebel abhelfen würde, wenig zu achten schien. Jener fand seinen Stolz dadurch beleidigt, daß Friedrich den Fürsten Christian von Anhalt zum Generallieutenant ernannt habe. Und ohne den Feldherrentalenten des deutschen Fürsten etwas abzusprechen, glaubte man an dieser Wahl Friedrichs alle Klugheit zu vermissen. Man nahm dem Soldaten den Anführer,

der sich sein Zutrauen bereits erworben hatte, und gab ihm dafür einen, den er nicht kannte. Und daß er den Oberbefehl eines zur Vertheidigung des Vaterlandes bestimmten Heeres einem naturalisirten Böhmen entzog, um ihnen einen Fremden anzutragen, war für einen Fürsten, der selbst ein Fremder war, gewiß nicht der Weg, die Herzen der Nation zu gewinnen. Die auch schon durch die kirchlichen Reformen nach kalvinischen Grundsätzen ihrem größern Theile nach mißvergnügt, und zu ausserordentlichen Aufopferungen — und nur diese hätten bei dem fast gänzlichen Mangel auswärtiger Hülfe Friedrichs wankenden Thron erhalten können — eben nicht geneigt war.

„Selbst die Popularität, die er und seine Gemahlin, man könnte fast sagen, affektirten, indem sie vornehmere Leichen selbst zu Grabe begleiteten, und Bälle für jedermann gaben, auf denen Friedrich mit gemeinen Bürgersfrauen tanzte, that die gehoffte Wirkung nicht. Wie sie an Fürsten sie immer nur dann thut, wenn sie mit andern großen Eigenschaften vergesellschaftet ist. Daß die ernsthaften Böhmen durch den freien Ton der Kurfürstin und ihrer Damen, besonders durch die unanständige Entblössungen in ihrer Art sich zu kleiden, beleidigt worden, berichtet ein Kronist, und das mag vorzüglich von den züchtigen Böhmischen Brüdern wahr seyn. Und so stieß sich die eine Parthey eben so sehr an dem zu galanten Hof, als die zahlreichere an den ausgeleerten Kirchen. Schon das, daß die Stände den von Friedrichen ausgeschriebenen Landtag nicht sehr zahlreich besuchten, ließ diesen Fürsten nichts Gutes ahnen. Es schien, als wollten sie dem Throne nicht zu nahe kommen, um bey seinem in ihren Augen nahen Fall nicht von den Trümmern desselben beschädigt zu werden. Daß man seinen sechsjährigen Sohn Heinrich Friedrich nach seinem Wunsche zum Thronfolger annahm, und sogar krönte, war nur Trost, nicht, was er in seiner Lage brauchte, thätige Hülfe."

Ungesäumt zog Herzog Maximilian mit seinem schlagfertigen Heer die Donau hinab, und es nahm seinen Anfang der Feldzug gegen die Rebellen im Lande ob der Enns und in Böhmen, der Bd. 4. S. 730—750 beschrieben. Er fand seine Entschei-

dung auf dem Weissenberg, zu welcher, muß ich erinnern, der nachmalen so berühmt gewordene Wallenstein nicht wirkte, indem er nach Laun detachirt worden. „Daß man die Stadt Prag selbst nach der verlornen Schlacht hätte vertheidigen, daß man das geschlagene Heer selbst aus der Bürgerschaft hätte ergänzen können, haben Sachkundige in jenen Zeiten nicht ohne Grund behauptet. Und die damals starke Bevölkerung von Prag, die zu einer förmlichen Belagerung nicht mehr günstige Jahrszeit, der noch unbesiegte und fast nicht geschwächte Mansfeld, der an Pilsen einen guten Waffenplatz in Händen hatte, konnten als eben so viele Gründe für diese Behauptung gelten. Wirklich rieth vorzüglich der junge Thurn, die zerstreuten Völker wieder zu sammeln, und dem Sieger mit erneuertem Muthe zu trotzen.

„Aber Friedrich, sagt man, und mit ihm seine ersten Feldherren, Anhalt und Hohenlohe, hatten mit dem Siege und ihrer kriegerischen Ehre zugleich alle Besonnenheit verloren. Und das Betragen des Erstern berechtiget wenigstens zu einem so unrühmlichen Urtheil von ihm. Wie sollte ein Fürst, der in einem Zeitpunkte, in welchem seine Krone, seine Ehre, seine persönliche Sicherheit auf dem Spiele steht, sich den Tafelfreuden überlassen kann, den selbst Bothen aus einer Schlacht, in der andere Menschen für ihn unglücklich kämpfen, aus dem wollustathmenden Zirkel von Damen nicht herauszureissen vermögen, wie sollte so ein Fürst, nachdem er der Unordnung und Flucht seines Heeres von dem Strahower Thor aus" — dahin er sich doch endlich durch den an ihn geschickten Andreas von Habernfeld führen lassen — „selbst ansichtig geworden, jene Gegenwart des Geistes, dieses Eigenthum denkender Männer, besitzen, welche die Gefahr ganz, aber nicht größer sieht, als sie wirklich ist, und eben darum noch Mittel ausfindig zu machen weiß, ihr zu trotzen? So wahr alles das ist, so wenig ich Lust habe, dem Leichtsinne — am wenigsten dem eines Fürsten, der sich durch denselben nie allein unglücklich machen kann — das Wort zu reden; so darf man doch auch nicht jene Umstände außer Acht lassen, die auf Friedrichen in seiner damaligen Lage gewirkt haben können. Er mußte sich erinnern, daß die Prager, da seine Feinde noch entfernt

waren, und keine besondere Vortheile wider ihn erfochten hatten, zu seinem Schutze sich in Waffen zu üben sich schlechterdings geweigert haben; und itzt hätte er sich versprechen sollen, daß sie die Waffen wider den nahen Sieger zu seinem Vortheile ergreifen würden? Er mußte sich der unbehutsamen Schritte bewußt seyn, die er in Kirchlichen Dingen mit so wenig Schonung der zahlreichsten Parthey gethan, und dadurch ihre Neigung verloren hatte, oder es erinnerten ihn wenigstens die Seinigen daran. Anstatt also auf den Eifer der Prager in seinem Unglücke zu rechnen, schöpfte er den quälenden Verdacht, daß sie ihn den Siegern wohl selbst ausliefern dürften, um auf diese Weise von Maximilianen sich eine bessere Behandlung, und vom Kaiser selbst Verzeihung des Aufruhrs zu verdienen. Rettung seiner Person war also sein einziger Gedanke, seitdem er sich von der Niederlage seines Heeres, durch seiner flüchtigen Feldherren Bericht sowohl, als durch den Anblick selbst überzeugt hatte.

„Um Zeit zu gewinnen, ersuchte er Maximilian um einen Waffenstillstand von 24 Stunden. Er erhielt, unter der Bedingung, der Böhmischen Krone zu entsagen, nur einen von acht. Auch diese wollte er blos zu seiner Flucht nützen. Er gab der ihn um Rath fragenden Bürgerschaft den Bescheid, sie möchte mit dem Feinde einen Vergleich treffen, so gut sie könnte. Eilte vom Strahower Thor, durch das er sich zu dem Heere, ehe er dessen Schicksal ganz wußte, hatte hinausbegeben wollen, in die Altstadt hinab, nachdem er zuvor den Befehl gegeben hatte, die Krone des Königreichs und andere Kleinodien auf Wagen zu packen. Aber so wie er des andern Tags mit seiner Gemahlin und seinen Kindern sich wirklich auf den Weg machte, war seine Eilfertigkeit oder Bestürzung so groß, daß die beladenen Wagen alle zurückblieben. Ja, Friedrich verlor auch das kostbare Ordenszeichen des blauen Hosenbandes. Er nahm seinen Weg fürs erste nach Breßlau, und von da nach Berlin. Thurn geleitete Friedrichen und die Seinigen bis nach Glatz, und wandte sich von da durch Mähren zu Bethlen Gabor, um ihn im Bündnisse zu erhalten, sonst folgten ihrem Afterkönig auf der Flucht einige Direktoren, als Bohuchwal Berka und Raupowa, und seine

beyden obersten Feldherren, Anhalt und Hohenlohe. Das Gepäcke des letztern ward noch in der Kleinseite selbst von den Ständischen Soldaten geplündert, denen freylich hernach die eingerückten Kaiserlichen den Raub wieder abgenommen haben."

Zu Breslau den 17. Nov. eingetroffen, erließ Friedrich ein Manifest an die Union, ihr ans Herz zu legen, wie die Katholiken ihr Aeußerstes zugesetzt, um die verschiedenen Armeen zusammenzubringen und zu erhalten, während auf protestantischer Seite nur wenig Einheit. Man möge Alles aufbieten, um nicht „der spanischen Faction" die Oberhand zu lassen. Die spanische Faction schmeckt gar sehr nach dem in Coblenz wohlbekannten Ausdruck Napoleonsgäßchen. Ein Soldat, der in dem Feldzug von 1815 wohl das Seine gethan, verlangte auch der Süßigkeiten des Friedens zu genießen, als zu welchem Ende er einen Abstecher nach einem Häuschen am Seilerwald, wie wir zum Unterschied des rauhen Westerwalls jenseits Rheins sagen, vornahm. Von den dort ihm gebotenen Freuden hatte er seinen Antheil genossen, und es kam die ernste Stunde des Bezahlens. Dafür war mein Kriegsmann nicht eingerichtet, er mußte sein Unvermögen bekennen, verfiel aber damit dem Grimm der sämtlichen Hausgenossen, männlichen wie weiblichen Geschlechtes, wurde herzhaft durchbläuet, auf die Straße geworfen, bis zum Ausgang des Gäßchens verfolgt. Und als sie endlich von ihm abgelassen die Dränger, da wendet sich der arme Mann, und nicht, wie jüngst auf des Dictators Raveaux Vorschlag die Väter des Vaterlandes als ein Zeichen der Eintracht den Galliern die offene Pfote entgegenhielten, die geballte Faust hat er gegen das Gäßchen, wo es ihm so gut und so übel ergangen, gerichtet, dazu mit vor Zorn erstickter Stimme gerufen: „Ihr, in dem Napoleonsgäßchen!"

Der Aufruf an die Union, die Bemühungen, das schlesische Volk für den Widerstand zu bewaffnen, ergaben sich gleich fruchtlos. Am 27. Nov. hatte die Kurfürstin Breslau verlassen, am 3. Januar 1621 folgte ihr der Gemahl, am 6. Januar wurde ihm zu Küstrin der Sohn Moriz geboren. Nachdem das Wochenbett überstanden, wendete das fürstliche Paar sich nach Berlin,

wo doch eben so wenig seines Bleibens. Der Kurfürst eilte nach Wolfenbüttel, und auch dort war der Empfang nicht gerade herzlich: »c'est une courtoisie extraordinaire,« schreibt er an die in Berlin zurückgebliebene Gemahlin, die nun ebenfalls sich anschickte, dem Herren zu folgen. Sie fand ihn noch zu Wolfenbüttel, von dannen beide vereinigt der holländischen Grenze sich zuwendeten. Am 14. April waren sie im Haag bei dem Prinzen von Oranien.

„Indeß behauptete sich Mansfeld noch immer in Böhmen. Er hielt Pilsen, Tabor, Ellnbogen und Wittingau, Städte, deren Befestigungen in jenen Zeiten von Bedeutung waren, und die durch ihre Lage wichtigen und die Moldau beherrschenden Schlösser Klingenberg und Worlik besetzt. Tilly war um so weniger im Stande, ihn aus allen diesen Plätzen zu verdrängen, da er seit dem Abzuge Buquoys nach Mähren, und von da wider Bethlen Gabor nach Hungarn, wo dieser tapfere Feldherr auch sein Leben verlor, eben keine beträchtliche Kriegsmacht unter seinen Befehlen hatte. Ohnehin hatte er schon auf Tabor einen unglücklichen Versuch gemacht. Er mußte es also geschehen lassen, daß Mansfeld die Güter derjenigen, die zur Pflicht gegen ihren Landesfürsten zurückgekehret waren, auf seinen Streifereyen hart mitnahm, und allenthalben starke Brandschatzungen erpreßte. Man hoffte, da man seine Geldgier kannte, selbst die Räumung Böhmens von ihm zu erkaufen. Es kam indeß zu einem Waffenstillstand. Aber so wie dieser abgelaufen war, fing Mansfeld die Feindseligkeiten mit der unvermutheten Wegnahme von Tachau wieder an, und setzte sie, von Friedrichen zu seinem Feldmarschall in Böhmen ernannt, mit um so größerer Erbitterung fort, weil ihn der Kaiser in die Reichsacht erklärt, und noch dazu einen Preis von 70,000 Thaler auf seinen Kopf gesetzt, demjenigen aber, der ihn lebendig einliefern würde, eine Belohnung von 300,000 versprochen hat. Mansfeld überfiel mit unglaublicher Schnelligkeit hintereinander die Städte Plan, Tepl, Schlackenwerth und Joachimsthal, plünderte oder brandschatzte die Gegenden derselben, und versah die haltbaren Orte mit Besatzungen. Er konnte das letzte um so leichter, da seine Scharen durch allerley Taugenichtse, die aus Raubgier seinen Fahnen zuliefen,

auf den bisherigen Streifereyen beträchtlich waren verstärkt worden. Nun besuchte er auch den Saazer Kreis, und da er von dort aus bis in den Rakonitzer streifte, fieng man an für die nicht hinreichend besetzte Hauptstadt besorgt zu seyn; vielleicht weil man den vor nicht langer Zeit zum Gehorsam gebrachten Inwohnern nicht ganz traute. Man mußte sich endlich um Bayersche und Sächsische Hülfe umsehen. Beyde Fürsten ließen also einige Mannschaft in Böhmen einrücken. Die Sachsen besetzten das wichtige Eger. Die Bayern vereinigten sich mit Tilly, mittlerweile sich Mansfeld, vermuthlich um verstärkt zurückzukehren, in die Oberpfalz zog. Die vereinigten Kayserlich-bayerschen Völker machten sich vor allem über Pilsen; Zeit zu sparen, und die dem Hof und der Kirche getreue Bürgerschaft zu schonen, both man den Befehlshabern für die Räumung des Platzes eine Summe Geldes an. Sie ließen sich den Antrag zu ihrem Unglücke gefallen; denn Mansfeld belohnte einige von ihnen mit dem Strange dafür: ein Beweis, daß er auf eine lange Vertheidigung der Stadt gerechnet habe, um Zeit zum Entsatz zu gewinnen, und sie dann bey der Erneuerung des Krieges in Böhmen zum Waffenplatze zu brauchen.

„Zufriedner konnte er mit den Besatzungen von Falkenau und Ellnbogen seyn, wovon sich diese gegen die Bayern, jene gegen die Sachsen mit vieler Entschlossenheit wehrten, und die beyden Plätze, da alle Hoffnung zum Entsatz verschwunden war, nur gegen freyen Abzug übergaben. Tabor machte dem Don Maradas bis in den November zu thun, da er es, nachdem er manchen Verlust erlitten hatte, gegen der Besatzung sehr vortheilhafte Bedingungen einbekam. Die festen Schlößer Worlik und Klingenberg aber zu belagern, bekam der Oberste Ferdinand Rudolf von Lazanzky, einer der treu gebliebenen Böhmischen Edlen, den Austrag. Er entledigte sich desselben mit der ihm eigenen Tapferkeit, der endlich die Hartnäckigkeit der Besatzung weichen mußte. Mansfeld konnte auf die Erhaltung der von den Seinigen innegehabten Böhmischen Festen nicht mehr bedacht seyn, da er selbst in der Oberpfalz sich wider den Herzog von Bayern nur mit Noth behaupten konnte."

Er hatte nämlich in der Oberpfalz neue Werbeplätze aufgeschlagen, und durch fremdes Geld, aus Dänemark und England vermuthlich, unterstützt, in kurzer Zeit bis 20,000 Mann gesammelt, wozu die von der Union eben vorgenommene Verabschiedung ihrer Truppen, die sich meistens unter seine Fahnen stellten, ungemein viel beitrug. Ob er auf das neue in Böhmen einbrechen, oder auf die einzelnen Mitglieder der Liga fallen, und sie nach einander aufreiben werde, konnte niemand errathen. Nur in dem einen Stücke war man einverstanden, daß er lediglich durch Rauben und Brandschatzen sich und die Seinigen ernähren, allenthalben Schrecken und Verwüstung verbreiten würde. Die Gefahr schien so dringend, daß, obgleich laut des Ulmer Vertrags die Erbländer des Pfalzgrafen von der Liga Truppen verschont bleiben sollten, Herzog Maximilian nöthig fand, sie unter dem Namen kaiserlicher Executionsvölker in der Oberpfalz zu verwenden. Mansfeld bot ihnen eine Zeitlang die Spitze, gewahrend jedoch, daß er in die Länge nicht widerstehen könne, hielt er den Gegner hin durch betrügliche Unterhandlungen, dann richtete er seinen Marsch dem Rheine zu, in so reißender Schnelligkeit, daß Tilly ihn einzuholen unvermögend. Es blieb nichts übrig, als ihm, nach Ueberwältigung der Oberpfalz in die untere zu folgen, um die von gänzlichem Untergang bedrohte Pfaffenstraße durch der Bischöfe eigenes Volk zu retten.

Bereits befand sich die Unterpfalz großen Theils in der Spanier Gewalt. Ambrosius Spinola und sein Heer waren, Abth. III. Bd. 2. S. 435, bei Coblenz über den Rhein gegangen, hatten sich darauf der Wetterau zugewendet, wie sie denn am 25. und 26. Aug. 1620 Limburg berührten, endlich bei Mainz wieder das linke Rheinufer betraten, und durch diese Bewegung das in der Umgebung von Frankfurt aufgestellte Heer der Union zum schnellen Rückzug auf Oppenheim bestimmten. Beide Heere lagen zwei Tage lang unweit Mainz einander unthätig, doch kampffertig gegenüber, bis am 29. Aug. Spinola ein Corps von 8000 Mann gegen Kreuznach aussendete. Die Stadt ergab sich nach den ersten Kanonenschüssen (31. Aug.), und wurde die Bürgerschaft genöthigt, dem Markgrafen Wilhelm von Baden-

Baden die Huldigung zu leisten. Alzei fiel in derselben Leichtigkeit, daß die Generale der Union nur durch einen übereilten Rückzug die Stadt Worms vor dem gleichen Schicksal bewahren zu können glaubten, und darüber Oppenheim Preis gaben. Diese Stadt, Simmern, Sobernheim wurden von den Spaniern eingenommen, indessen immer deutlicher die Gebrechen in der Kriegsverfassung der Unirten sich offenbarten. Unter allen gaben das schlechteste Beispiel die Pfälzer, welche doch vor allen berufen, in der Vertheidigung des eigenen Herdes den übrigen vorzuleuchten. Dafür waren seit Jahren das leichtfertige Hof- und Regierungswesen, die Verschwendung, das Schreiberregiment thätig gewesen. Während eine unerträgliche Kriegslast den gemeinen Mann drückte, blieb alles verschont, „was mit der Feder auch nur einen Buchstaben kritzeln konnte". Alte, geprüfte Diener wurden beseitigt, an ihre Stelle trat „der hinterm Ofen gesessen, eine Demoiselle zu caressiren weiß, und nichts gelernt, als in einem weichen Bett bis in lichten Tag zu schlafen, oder vielleicht einen welschen Hahn vorzulegen".

Die Verstärkung aus Holland, so Prinz Heinrich Friedrich den Unirten im Oct. zuführte (Bd. 3. S. 557) brachte keine Veränderung in die traurige Lage, bereits war in Heidelberg die Furcht so ansteckend geworden, daß ohne Noth die verwittwete Kurfürstin, Beamte und Professoren flüchteten. Spinola durfte sich nur zeigen, und auf dem Hundsrücken, am Rhein, in der Wetterau wich alles seinen Waffen. Auf die Nachricht von der Prager Schlacht zog ab der holländische Prinz, „der sich mit den andern Fürsten und Häubtern nicht wohl vertragen können," als einzige Spur seiner kriegerischen Thätigkeit den Anwohnern des Rheins den Spruch hinterlassend, er läuft wie ein Holländer. Am 22. Januar 1621 verhängte der Kaiser die Acht über den Pfalzgrafen, „als einen, welcher sich von des Kaisers ungehorsamen untreuen Rebellen für ein Haupt aufwerfen lassen, als einen Verächter und Verletzer der kaiserlichen Hoheit und Majestät, Verbrecher des gemeinen ausgekündeten Landfriedens, auch anderer heilsamen Reichssatzungen". Am 29. Januar erfolgte die Publication hiervon in hergebrachter Weise. Von seinem

Hofstaat begleitet, der Marschall ihm das Reichsschwert vortragend, erhob sich der Kaiser nach dem Rittersaal der Burg. Er bestieg den dort errichteten Thron, horchte dem von dem Reichsvicekanzler Hans Ludwig von Ulm abgehaltenen Vortrag, und empfing aus dessen Händen die Ausfertigung der Achtserklärung, worin auch Markgraf Johann Georg von Brandenburg, als Besitzer des schlesischen Fürstenthums Jägerndorf, Fürst Christian von Anhalt und Graf Georg Friedrich von Hohenlohe begriffen. Der Kaiser zerriß die Schriften, trat sie mit Füßen; die Herolde warfen die Fetzen zum Fenster hinaus, unter Pauken- und Trompetenschall wurde der Stadt das Urtheil angekündigt. Bereits hatten die Führer der Union in Unterhandlungen um deren Auflösung sich eingelassen: vollständig wurde sie in der Tagfahrt zu Heilbronn, 24. April 1621, durchgesetzt.

Der von Spinola für die Rheinpfalz bewilligte Waffenstillstand war mit Aug. 1621 beendigt. Sein Nachfolger im Commando, Gonsalvo von Córdova, fand die Feinde bedeutend verstärkt durch die für Rechnung Englands geworbenen, von Horaz de Vere befehligten Scharen, daneben bereitete ihm ein streitbarer Pfälzischer Rittersmann, Hans Michael Elias von Obentraut manch sauere Arbeit. Die von Obentraut, Abentrode, waren ursprünglich auf dem Westerwald zu Hause. Im Januar 1265 verkaufen Heinrich von Abenrod, Ritter, und seine Brüder Johann, Wilhard und Arnold ihre Güter zu Heuchelheim an das Kloster Altenberg bei Wetzlar. Heinrich von Abenrode wird 1287 genannt. Hermanns von Abentrad und der Ingelhildis Tochter Irmgard kommt 1333 und 1335 als des Guntram von Hatzfeld Hausfrau vor. Vor der Mitte des 16. Jahrhunderts erscheinen die Obentraut als Besitzer nicht unbedeutender Güter zu Oppenheim und Groß-Winternheim. Hilgert von Obentraut, Reichsschultheiß zu Groß-Winternheim 1541, starb 1557. Einer seiner Söhne, Asmus, war des Johanniterordens Ritter, sein Enkel Ludwig von 1612 bis auf die Zeiten des böhmischen Kriegs, des Kurfürsten Friedrich V. Stallmeister. Konrad, Gotthards und der Maria Faust von Stromberg Sohn, kommt 1575 als Vogt und Amtmann zu Mosbach, 1591 als Amtmann zu

Bacharach vor. Sein älterer Bruder, Johann Barthel, kurpfälzischer Rath und Amtmann zu Stromberg, 1589, starb den 4. Aug. 1612, aus seiner Ehe mit Anna Apollonia Schenk von Schmidtburg (verm. 1573, † 1625) drei Kinder hinterlassend. Die Tochter, Anna Magdalena, heurathete 1595 den Gottfried von Sickingen.

Der ältere Sohn, Hans Michael Elias, geb. 1574, führte 1610, in dem Krieg gegen Erzherzog Leopold, als der Union bestallter Rittmeister, 500 Pferde. Damals war die Union der angreifende Theil, zehn Jahre später, 1620, wußte sie weder sich, noch die Rheinpfalz zu vertheidigen, lediglich Obentraut rettete einigermaßen, durch glückliche Streifzüge und Einzelgefechte die Ehre ihrer Waffen. In einem solchen Gefecht, unweit Frankenthal, machte er den Prinzen von Epinoy zum Gefangnen, es erlitt auch die auf der Plünderung betroffene feindliche Reiterei namhafte Einbuße. Selbst nachdem das Land mehrentheils durch die Spanier eingenommen, hörte Obentraut nicht auf, sie und die benachbarten Gebiete der Ligisten zu beunruhigen; vom 15.—18. Aug. 1621 wurden dreizehn Kirchen des Bisthums Speier unter seiner Anführung ausgeplündert. Bedeutendere Unternehmungen führte er aus, nachdem der Krieg durch Mansfelds Dazwischenkunft eine veränderte Richtung angenommen: während dieser Zabern belagerte, streifte Obentraut unter den greulichsten Verwüstungen bis Molsheim, Schlettstadt, Ensisheim, ja bis zu den Thoren von Basel, 1622. In dem Gefechte bei Mingolsheim wurde seine Reiterei zwar hart mitgenommen, das hielt ihn aber nicht ab, in des Mansfelders abermaligem Zug nach dem Elsaß mit seinen Reisigen den Vortrab zu bilden, und der Sieg, am 1. Mai 1622 durch ihn am Eingange des Hagenauer Forstes über 1000 krabatische Cürassiere erfochten, reichte hin, des Erzherzogs Leopold Armee zu zerstreuen, und nochmals das reiche Land der Willkür zuchtloser Scharen zu überliefern, bis endlich Kurfürst Friedrich selbst seine Völker abdankte.

Der hiermit dienstlos gewordene Obentraut scheint es verschmähet zu haben, dem Herzog von Braunschweig und dem Mansfelder in den abenteuerlichen Zug nach den Niederlanden

zu folgen, und verschwindet daher gänzlich aus den Relationen jener Zeit, bis er im Aug. 1625 mit einiger Mannschaft in dem dänischen Lager bei Verden eintraf. Sofort wurde er von Herzog Johann Ernst von Sachsen-Weimar zum General-Lieutenant für seine Reiterei verordnet, und fand er schon am 2. Sept. Gelegenheit, den Kaiserlichen seine Ankunft kund zu thun; er schaffte, nach einem scharfen Gefecht, Lebensmittel und Geld in das belagerte Nienburg, als wodurch er der Belagerung Ende herbeiführte. Als er aber am 4. Nov. (25. Oct.) 1625 vermeinte, das von den Kaiserlichen eingenommene feste Haus Calenberg durch Ueberfall wieder gewinnen zu können, traf er auf dem Marsch, in der Nähe von Hannover, ein zahlreiches Corps Ligisten. Es entspann sich ein verzweifeltes, doch in die vollständigste Niederlage der Dänen ausgehendes Gefecht; ihrer 500, auserlesenes Volk, darunter Herzog Friedrich von Sachsen-Altenburg, blieben auf dem Platze. Obentraut selbst empfing eine tödtliche Schußwunde, wurde in des Ligistischen Generals, Freiherren von Anholt Kutsche gebracht und verschied vor Ablauf einer halben Stunde. Sterbend sprach er zu Tilly, der herbeieilte, den Helden zu ehren: „in solchem Garten pflücket man solche Blumen." Die Leiche wurde auf Begehren von den Siegern ausgeliefert, und nach Sachsen zur Beerdigung abgeführt, auf der Stelle aber, wo Obentraut den Tod gefunden, unweit des Dorfes Seelze, eine Pyramide mit einer einfachen Inschrift errichtet. Ungleich dauerhafter jedoch, als dieses Monument, wäre dasjenige, so Obentraut lebend sich errichtete, wenn er nämlich, wie häufig behauptet worden, der Ahnherr des hochberühmten deutschen Michels. Indessen scheint es, daß der deutsche Michel ungleich älter, daß er in Tyrol seinen Ursprung genommen, und die Benennung von den Welschen auf Obentraut, dessen schwere Hand sie so oft empfinden müssen, angewendet wurde.

Hans Michel war unbeweibt geblieben, hingegen verheurathete sich sein Bruder, Konrad Nicolaus, Commandant zu Königstein, am 17. Junius 1611 mit Amalia Katharina von Geispitzheim, von der eine zahlreiche Nachkommenschaft. Der älteste Sohn, Johann Heinrich, kommt 1653 als Reichsschultheiß

zu Ingelheim und Groß-Winternheim vor, und wurde der Großvater von Johann Philipp Friedrich, geb. 1669, † 1709, als kurbayerischer Obristlieutenant (Gem. Magdalena Isabella Ebinger von der Burg), von Marsilius Friedrich, geb. 1671, † 1711 als kurpfälzischer Obristlieutenant (Gem. Katharina Franzisca von Pöllnitz), von Franz Albert, geb. 1673 (Gem. Maria Elisabeth von Geloes), und von Johann Ernst, geb. 1679, † 1711 unvermählt, als kurpfälzischer Rittmeister, mit welchen vier Brüdern das Geschlecht im Mannsstamme erloschen ist, denn die jüngere Linie, von Albert Reinhard, dem Bruder von Johann Heinrich abstammend, war bereits früher mit dessen Sohn, dem kaiserlichen Obristwachtmeister Ludwig Wilhelm von Obentraut zu Grab getragen worden.

Der mit dem Ablauf des Waffenstillstandes fortgesetzte Krieg beschränkte sich vorläufig auf arge Verwüstungen, in welchen beide Theile zu wetteifern schienen. Kaiserslautern und Ogersheim wurden von den Spaniern besetzt, die Belagerung von Frankenthal aber, durch drei Wochen, der Sage nach mit Verlust von 3000 Mann fortgesetzt, mußte Córdova in Eile aufheben, denn Mansfeld, der in Blitzesschnelle von der böhmischen Grenze hergekommen, und des Obentraut und Vere Volk an sich gezogen, führte 20,000 Mann zum Entsatz. Einer solchen Macht war es ein Leichtes, die Spanier zu erdrücken, aber Mansfeld fand es bequemer, nach seiner Weise in dem Hochstift Speier, im Pruhrhein und dem Hartgebirg zu wirthschaften, daß Tilly Zeit gewann, ein ihm neu geöffnetes Kriegstheater zu erreichen. Seine Truppen überzogen den Odenwald, das Neckarthal, Heidelberg ließ er auffordern, 28. Oct. 1621, aber seine weitern Fortschritte zu hemmen, wurde eben in einem Nachbarlande mit Macht gerüstet. Markgraf Georg Friedrich von Baden, nachdem er seit längerer Zeit Kriegsvolk auf den Beinen gehabt, vermehrte dasselbe jetzt in auffallender Weise. Artillerie und übriges Feldgeräthe hatte man kaum noch so schön gesehen. Um den Zweck seiner Rüstung kaiserlicher Seits befragt, versicherte er auf Fürstenwort, daß sie bloß der Beschützung seines Landes, der Verhütung eines Besuchs der Mansfelder gelte. Am 22./12. April

1622 übergab er die Regierung des Landes, das er hierdurch gegen die Folgen eines unglücklichen Ausganges des Unternehmens schützen wollte, an seinen Sohn, Markgraf Friedrich, er selbst ging zu Felde an der Spitze eines Heeres von 15,000 Mann, bei welchem namentlich die Prinzen von Weimar, Wilhelm und Bernhard Dienste genommen, und bewerkstelligte in der Nähe von Germersheim seine Vereinigung mit Mansfeld.

Ungezweifelt schien jetzt des Kurfürsten Friedrich Restauration, zumal dieser, in Kenntniß gesetzt von dem was sich vorbereite, mitten im Winter den Haag verlassen hatte, um nach Frankreich überzuschiffen, in Paris mit K. Ludwig XIII. um eine Unterstützung zu handeln. Sie wurde nicht gewährt, und Friedrich reisete zu Anfang Aprils incognito von Paris ab. Ihn begleiteten einzig ein böhmischer Rittersmann, des Geschlechtes Michalowitz, und der Straßburger Handelsmann Dulbier. Ohne Anstoß kamen sie durch Lothringen, zu Bitsch aber fielen sie unter kaiserliche Truppen, die zwar den Kurfürsten nicht erkannten. Er aß mit seinen Feinden, trank mit ihnen auf sein Verderben, eilte nach Zweibrücken und von dannen nach Landau, wo er sich dem Grafen Georg Ludwig von Löwenstein zu erkennen gab. Am 12. April traf er in Mansfelds Lager ein. Tilly hatte den Winter nicht ungenutzt verstreichen lassen, im Januar Otzberg genommen, den Anfang mit der Cernirung von Heidelberg gemacht. Hilsbach, Neckargemünd büßten schwer den Versuch des Widerstandes, Dilsberg wurde vom 6. April an belagert, schlug einen verzweifelten Sturm ab, stand aber, nachdem Bresche geschossen, im Begriff zu capituliren, als am 14. April die Meldung kam von des Kurfürsten Ankunft im Lager bei Germersheim, und den daselbst bemerkbaren Vorbereitungen zu einer lebhaften Offensive. Hiernach mußte die Belagerung aufgehoben, der Rückzug gen Sinsheim angetreten werden.

Noch an demselben 24./14. April überschritt das vereinigte Badisch-Mansfeldische Heer bei Germersheim den Rhein, um die Bayern in ihrer festen Stellung auf der Höhe zwischen Mingolsheim und Wiesloch heimzusuchen. Es erfolgte ein scharfes Treffen (27. April), „also daß Herr General Tilly

mit Verlust vieler aus den seinigen, sich gen Wimpfen retiriren müssen. Ohnerachtet aber der Mansfelder dazumal die Oberhand behalten, auch in solchem Treffen etliche Fähnlein, 4 Stück Geschütz und etlich vornehme bayerische Obersten gefangen bekommen, nichtsdestoweniger sind im Gegentheil auch nicht wenig Mansfeldische, absonderlich aber des Obentrauts Reuterey, theils erleget, theils zertrennet und in die Flucht geschlagen worden.

„Nach erlittenem solchen Ungemach hat sich der General Graf von Tilly ein Zeitlang zu Wimpfen aufgehalten, inmittelst aber Don Córdova wissen lassen, daß er ihm mit seiner Reuterey ohn allen Verzug zu Hülff kommen sollte. Dieweil dann er, Córdova, dem Hrn. General willfahret, auch sich zum Kampf williglich gefaßt gemacht, als hat er, nachdem er an allen Orten starke Besatzungen hinterlassen, sich mit 22 Cornet Reuter und etlich Fußvolk zu genanntem H. Tilly begeben. Unterdessen hat der Markgraf von Durlach, welcher sich auf seine große Kriegsmacht mehr als zu viel verlassen, den größern Theil Mansfeldisches Kriegsvolks, welches nemlicher Zeit dem Treffen bey Mingolsheim beygewohnt, abziehen und die Stadt Ladenburg belägern lassen, er aber sein Heil zu versuchen, mit seinem ganzen Kriegesheer, 8 Regimentern zu Fuß, 28 Fähnlein zu Roß, 10 Stücken Geschützes und 1800 Wägen, und sonst allerhand trefflichen Kriegsrüstungen und Instrumenten, zu End des Monats Aprilis, am 5. Maji N. Cal. gegen Abend um Wimpfen zwischen eim Wald und Oberisisheim auf einer Wiesen sein Läger aufgeschlagen. Es hat aber General Tilly nach beschehener Conjunction mit Don Córdova (welche unwissend des Markgrafen, aus Manglung guter Kundschaft beschehen) auf einer Höhe desselben Walds sich gelägert. Folgenden Tags hernach, welcher der 26. April A. und der 6. Maji N. Cal. gewesen, sind zum allerfrühesten die gröste Stück Geschütz loß gebrennet, und beyderseits ein greuliches Büchsendonnern gehört worden, allda dann die Hispanisch-Bayerische, welche die Höhe zu ihrem Vortheil ingehabt, die Durlachische, welche im freyen Feld sich nicht verwahren und salviren können, auffs heftigst beschädiget, die Durlachische aber den Hispanisch-Bayerischen in der Höhe geringen, ja schier gar kein

Schaden zufügen können. Bald hernach ist zwischen der Reuterey ein blutiges Treffen angangen, welches etliche Stund lang gewehret, und viel vortreffliche tapfere Helden beyderseits umb ihr Leben kommen. Nichtsdestoweniger haben beyde Theil nicht nachgelassen. Dann als etliche Durlachische Compagnien von der Infanterey etliche Hispanisch-Bayerische antroffen, haben sie abermals mit denselben scharmutziret, daß wiederum beyderseits nicht wenig dazumal ihr Leben im Stich lassen müssen. Umb den Mittag hat man zwo ganzer Stund lang das unaufhörliche Büchsendonnern bis umb 2 Uhren nach Mittag eingestellet: zu welcher Zeit dann der Handel viel eifriger als zuvor, und recht angangen.

„Dann nachdem der Markgraf von Durlach sich eine Zeitlang in seinem Läger ganz bedachtsamb in einer Wagenburg aufgehalten, und seine Soldaten in eine gewisse Schlachtordnung vor der Reuterey wider die Bayerisch-Hispanische (welche durch emsiges Schiessen die Durlachische aus ihrem Vortheil gelockt) gestellet, haben die Bayerische mit großer Furie und unglaublicher Verbitterung sich in gröster Eil aus dem Wald begeben, die Durlachische herz- und mannhaft angegriffen, und tapfer gefochten. Nachdem aber etliche Wägen zuvorhero von den Durlachischen nach Heilbrunn geschicket, welches nicht eine geringe Anzeigung der Flucht gegeben, ist der Hr. General Graf Tilly (demnach er dieses zeitlich genugsamb vermerket) mit etlichen Regimenter des Don Córdova zu Fuß, und etliche Fähnlein zu Roß, dem Feind, welcher in dem freyen Feld der Bayerischen in voller Schlachtordnung erwartete, unverzagt entgegen gezogen, und denselben aus seiner Wagenburg zu locken, sich unterstanden.

„Weil sich aber die Durlachische dazumal aus ihrem Vortheil nicht begeben wollen, haben sich die Kaiserische mit großer Herzhaftig- und Tapferkeit so nahe zu ihnen verfüget, daß auch dazumal die Durlacher sich aus ihrem Vortheil begaben, und also mit ihnen zu streiten gedrungen worden.

„Als solches geschehen, seynd die Kaiserische, aus sonderlicher Vorsichtigkeit, etwas zurück gewichen, und dardurch die Durlachische in das freye Feld gelocket, welche dann von Don

Córdova, in einer Schanzen auf der Seiten sich verborgen haltend, zu Rück angegriffen, geschlagen und zertrennet worden seynd.

„Und dieweil die Kaiserische zu unterst dem Feinde nicht ein geringen Schaden zugefüget, als ist Durlach vergebens zu seiner Wagenburg eilend, von der Kaiserlichen Soldatesca zertrennet, und nach Hinterlassung der ganzen Infanteria, in die Flucht geschlagen worden. Diejenige Durlachische Musquetirer aber, welche zur Verwahrung des Geschützes verordnet gewesen, haben mit Losbrennung des Geschützes, dann auch ihrer Musqueten, die zwey Kaiserische Regimenter ganz heftig beschädiget, derowegen das Neapolitanische Regiment mit gleicher Furie und Hintansetzung der ihrig Erschossenen großen Anzahl, die Durlacher dermaßen ritterlich angegriffen, daß es auch alsobald neun grobe Geschütz umbgewendet, und unter seinen Gewalt gebracht hat," wobei ich doch erinnern muß, daß keineswegs ein Neapolitanisches Regiment, sondern das Tercio de Napoles, eine vor andern berühmte, lediglich aus Spaniern bestehende Schar, den Ausschlag gab.

„Es seynd auch die Kaiserische umb so viel muthiger dazumal gewesen, weil unlängst zuvor in dem Durlachischen Läger von fünf mit Pulver geladenen Wägen, welche ohngefähr ein losgebranntes Geschütz erreichet und angezündet, ein großer Schaden verursachet worden, und dazumal so viel Menschen, Vieh, Wägen und andere Pagagien greulicher abscheulicher Weise in die Luft gesprenget und umbkommen sind.

„Demnach nun diese Durlachische Armee also zertrennet, ist ein große Verwirrung entstanden, alles drunter und drüber gangen, und der mehrertheil entweder gar erschlagen, oder mit dem Geschütz erschossen, oder gefangen, und in die Flucht geschlagen worden: die übrige aber das Pulver zum Theil jämmerlicher Weise ganz und gar zerschmettert, zum Theil heftiglich verwundet. Unter andern ist gewesen Böcklin und der Kriegsoberster von Helmstatt, welcher sich auch bis auf den letzten Mann gewehrt. Und ist also zwischen 8 Uhren zu Nacht diese blutige Schlacht geendet worden, da dann die Kaiserische diese Hauptvictori, durch sonderliche Göttliche Genad, gleichwie auch von dem Hrn Gene-

raln Grafen von Tilly vor Prag geschehen, wiederumb darvon getragen, und neben allem des Feindes Geschütz, Wägen, Kriegsmunition, gülden und silbernen Geschirren, ein überaus reiche Beut erobert worden.

„Zuvorderst aber haben sie unter anderm dazumal zwey große eisene Stück Geschütz, welche 60pfündige Kugeln tragen können; sechs neue metallische Stück, welche im Jahr 1614 gegossen worden, und mit dem Durlachischen Wappen gezieret gewesen: 30 mittelmäßige und kleine metallische Geschütz: 50 kleine metallische Mörser: ein großer Mörser, dergleichen kaum von alten wohlversuchten Soldaten gesehen worden: zween noch andere neue metallische Mörser: 50 mit Büchsenpulver, Lunten, Instrumenten und anderer Kriegsmunition wohlbeladene Wägen: 400 mit allerhand Pagagien beladene Wägen: vier Wägen voll künstlicher Sturmleitern: 60 lange Barriten, welche alle mit einander mit etlichen eisernen Stacheln versehen gewesen: ein große Provision an Brod, Mehl, Salz, Wein, Vieh und allerhand Victualien: zween Wägen mit 225,000 Reichsthalern, der mehrentheils Erzherzogs Leopoldi Schlags, und an Königschem Geld, welches die neue Union contribuiret, etlich tausend Gülden, welches alles den Soldaten zur Ausbeut worden: 12 Schiff von der Schiffbrücken, welche die Durlachische unter Heilbrunn zu fertigen sich unterstanden, beneben dem Dorf Neckargartach, Heilbrunnischer Herrschaft, sind verbrennet worden. Desgleichen haben auch die Kaiserische 7 Fußfahnen und 10 Reuterfähnlein, neben des Markgrafen von Durlach Leibfähnlein einbekommen, und nach Wien geführet.

„Neben großer Anzahl aber der Erschlagenen und Verwundeten, sind auch in solchem Treffen dazumal todt geblieben Herzog Magnus von Würtemberg und Pfalzgraf Christian von Birkenfeld, derer todte Leichname, nach erlegter Ranzion, wiederum frey erlassen, und sonsten über die 1100 gefänglich weggeführt worden, unter welchen vornehme Kriegsobersten gewesen, als nemlich Georg Männle von Steinbach, Johann Wilhelm Audinell, Georg Philipps von Helmstatt, Johann Wolffgang von Löwenstein Leutenant, Georg Friedrich von Rust, Ulrich von

Brand, Johann Philipps Has, Friedrich von Weiler, Johann Philipps Schertel von Burtenbach Fähndrich, Ernst Friedrich von Zand, Georg Ludwig Staud, Moritz Habereth, Philipps Reinhard von Homberg, und dann noch weiters Christoph von Rabenstein, Wolffgang Christoph von Lichtenstein, Jacob von Weiler, Hans Georg von Waldenfels, Hans Kaspar von Gundelsheim, Adam Christoph von Dobeneck, Hans Jacob von Gültlingen, Johann Mitternacht rc." Der Markgraf selbst erreichte glücklich Mansfelds Lager, nachdem er, die Flucht sich zu erleichtern, seine Rüstung abgeworfen, so nachmalen dem Erzherzog Leopold überliefert worden. Vornehmlich aber verdankte der Fürst seine Rettung der heldenmüthigen Aufopferung der Pforzheimer Bürger, die unter Anführung des Bürgermeisters Berthold Deimling auszogen, dem Erbherren als Leibwache zu dienen. Einer solchen Pflichten zu erfüllen, haben sie getreulich bis auf den letzten Mann ausgehalten, alle zusammen den rühmlichsten Tod gefunden. Ueber ihre Zahl ist man nicht einig: in meiner Jugend habe ich die 300 Pforzheimer bewundert, im Alter höre ich von 400. Das mahnt doch etwas an des Herzogs von Gramont Wort. Die Niederlage bei der Conzer Brücke, die einzige, welche in einer langen Siegesperiode, mit der Schlacht von Rocroy, mit dem 19. Mai 1643, oder genauer mit der Niederlage bei Duttlingen, 24. Nov. 1643 anhebend, die Franzosen erlitten, wurde von Ludwig XIV. sehr ungeduldig aufgenommen. Den Kummer des Königs um den erlittenen Verlust zu mildern, wollte schier ein jeder der Höflinge Briefe haben, worin von Bataillonen und Schwadronen, die der Schlacht entgangen, in Metz oder Thionville eintrafen, die Rede, daß demnach der Verlust bei Trier sich auf eine Kleinigkeit beschränken sollte. Der Trost, willkommen auch am Anfang dem König, wurde ihm doch endlich verdächtig: die Zahlen der dem Schiffbruche Entgangenen summirend, rief er in etwelcher Verwunderung aus: »mais en voilà plus que je n'en avais,« und trocken entgegnete Gramont: »oui, Sire, c'est qu'ils ont fait des petits.«

„Als nun diese Händel, erzähltermaßen, sich bei Wimpfen also verloffen, hat immittelst der Mansfelder mit nicht geringer

Anzahl seines noch übrigen Kriegsheeres, nemblich mit 8000 Mann, in Beyseyn des Pfalzgrafens selbst, die Belägerung zu Ladenburg continuirt, die belägerte Stadt mit zwei groben starken Geschützen zween ganzer Tag lang bey Tag und Nacht heftig beschossen, und endlicher dieselbige den 16./6. Maji mit stürmender Hand erobert, alle, welche sich ihm widersetzet, niedergehauen, die Stadtmauren geschleifet, das bischöfliche Schloß mit Feuer verherget, eine große Menge Weins und Mehls, und zugleich viel gefangene Capitains und Officirer mit sich weggeführet, und endlichen sie gezwungen, daß sie mit und neben ihrer anvertrauter Soldatesca sich in seinen Sold und Bestallung einlassen müssen. Der Oberstlieutenant in der Stadt ist, nachdem ihme zuvor alles das seinig genommen, los gelassen worden. Demnach aber solcher Stadt Beläger- Erober- und Einnehmung wegen, hie und dort unterschiedlich discurriret worden, sonderlich bey den Kriegsobersten, Capitainen und andern Officirern etliche suspiciones verlaufen wollen, als hat der Adolf von Einötten, Isenburgischen Regiments Oberster Lieutenant (welcher dazumal über die 700 frischer Soldaten, dem Feind mannlich zu widerstehen, und die Belägerung ritterlich zu erdulden, unter 8 Fähnlein bey sich in der Stadt gehabt) zu Ehrenrettung seiner Person eine Deductionschrift, in welcher alle, sowohl bey der Belägerung, als auch Einnehmung solcher Stadt vorgeloffene Händel begriffen worden, durch öffentlichen Druck ausgehen lassen, welche apologetische Schrift viel bey solcher Ladenburgischen Belägerung anwesende von Adel und Capitain etlicher maßen in Harnisch gejagt, daß sie nach vorhergegangener reiser Berathschlagung ein antwortliche Information und Unterrichtung sub dato 24. Maji ebener maßen durch öffentlichen Druck ausgehen lassen."

Von weitern Progressen wurde Mansfeld für den Augenblick durch die Nöthen der von Erzherzog Leopold belagerten Stadt Hagenau abgehalten. Er eilte, von Pfalzgraf Friedrich begleitet, zum Entsatz (17. Mai), und wiederum war das ganze Elsaß der unbarmherzigsten Plünderung Preis gegeben. „Als dieses in dem Elsaß sich zugetragen, ist Er Mansfelder mit Chur Pfalzgraf Friedrichen und dem Markgrafen von Durlach, in die zwan-

zig Tausend stark (nachdeme Er von Herrn Ludwigen Landgrafen, Darmstädtischer Linie, zuvor einen Durchzug begehret und auch, jedoch mit solcher Condition, daß niemand beschädigt würde, selbigen erhalten hatte), in aller Eil fortmarschiret, in aller Still über die Mannheimische Brück kommen, und wider männigliches Verhoffen und Erwarten, ohne vorhergehende und den Reichsconstitutionen gemäß geleistete Caution, in einer Nacht, den 23./13. Maji, vor Darmstadt kommen, und ihn einzulassen begehret. Wiewohl er aber selbiges zwar vor das erstemal kümmerlich erhalten können, nichts desto weniger hat er endlich die Sach so weit befördert, daß Chur Pfalzgraf Friedrich mit 1000 Soldaten eingelassen worden, und hat der Pfalzgraf, beneben einem Herzogen von Weimar, sein Quartier im Schloß, der Mansfelder aber seines auf dem Rathhaus genommen, auch sobald ihnen sowohl des Schlosses als auch der Stadt Schlüssel einzuhändigen anbefohlen. Unterdessen hat in nächst umbliegenden Flecken das Mansfeldische Volk überaus großen Muthwillen und Tyranney getrieben, indeme sie nicht allein ihre Wirth vor empfangene Kost und Gutthaten geplündert, sondern auch mit den armen Weibsbildern abscheuliche Unzucht getrieben, das arme Land- und Bauersvolk in gefängliche Haft genommen, und wo sie wiederum los wöllen werden, um ein große Summa Geldes ranzionirt, einen lutherischen Pfarrherrn zu Kelsterbach in der Kirchen selbst unmenschlicher Weise ermordet.

„An welchem allen doch solche unbarmherzige greuliche Bestien sich nicht ersättigen lassen, sondern alles Vieh in der Gerauischen Herrschaft hinweggetrieben, und damit die hungrige Magen zu Frankenthal, Heidelberg und Mannheim etlicher Maßen ersättiget. Etliches haben sie, die Mansfeldische, zu Frankfurt umb geringes Geld hingeschlaudert, also daß ein Ehrbar Rath daselbsten bewogen worden, solchen Kauf und Verkauf ihren Angehörigen zu verbieten, auch durch fleißige Inquisition vielen armen Leuten ihr abgeraubtes Vieh wiederum erstattet werden müssen.

„Ja sie haben auf Ihrer Fürstlichen Gnaden Amthäuser, Rentmeistereien, Kellereien, Kornböden und andern zu jährlichem Einkommen deputirte Häuser, Kisten und Keller dermaßen aus-

geplündert, daß auch dannenhero nachmals die arme Unterthanen und Landsassen kümmerlich sich ernähren können. Von dannen sind sie auch gar bis an der Frankfurter Furt geruckt, und daselbsten gleichsam vor der Wache Angesicht einen spanischen Commissarium und Herrn Praeceptorem von Höchst, Antoniter Ordens, gefänglich angenommen, und selbige, zur Erlegung großer Ranzion, mit sich gen Mannheim geführet.

„Den andern Tag, 24./14. dieses Monats, hat der Mansfelder den Juden zu Frankfurt ein große Summa Gelds, auf die etlich und zwanzigtausend Reichsthaler sich erstreckend, herzugeben auferlegt, und in gedachter Stadt (in welcher die Mansfeldische täglich, und bisweilen nicht mit geringer Anzahl durchgezogen, und auf der andern Seiten des Mayns mit Plündern, und den unschuldigen Leuten Geld auszupressen, die Straßen gar unsicher gemacht) mit den Seinigen etliche Tag lang handlen lassen. Weil aber die Juden dazumal nicht alles eingehen wollen, als ist solche Forderung, auf Anregung des Mansfelders, einem Ehrbaren Wohlweisen Rath bemelter Stadt vorgetragen worden, darauf die Juden 10,000 Gulden zu contribuiren eingewilliget. Demnach aber Graf Tilly mit seiner ganzen unterhabenden Armee in dem Gerauischen Gebiet, das Pfälzisch-Mansfeldische Kriegsvolk von dannen zu jagen, ankommen, und also durch dieses gute Mittel die Mansfeldische Fersengeld geben müssen, als ist die Handlung mit den Frankfurter Juden so lang vermitten geblieben, bis ein kaiserlicher Commissarius solches Geld mit Arrest beschlagen lassen.

„Bey so übel dero Orten beschaffenen Sachen hat der Mansfelder mit Landgraf Ludwigen zu Hessen (welches Fürstliche Gnaden doch um die Wohlfahrt des ganzen heiligen Römischen Reichs die ganze Zeit währender solcher Böhmischen Rebellion über, sich so wohl verdienet) hochwichtiger Geschäften wegen, zu tractiren angefangen. Als aber solcher unschuldigste Prinz in Kaiserlicher Devotion ganz standhaft zu verharren, sich ein- vor allemal resolviret, und von einmal solcher gefasten Resolution sich im geringsten nicht abwendig machen lassen wollen, als hat Ihre Fürstliche Gnaden beneben ihrem Mittel gebornen Sohn

erstlich in das Durlachische Läger sich begeben, und ist hernacher, jedoch auf ihrer eigenen Leibgutschen, dem ganzen Pfalz-Mansfeldischen Kriegsheer nacher Mannheim nachgefolget.

„Inmittelst als der Mansfelder im Darmstädtischen Land so übel gehauset, hat der General Graf von Tilly sich von Tag zu Tag je länger je mehr gestärket, und mit solcher seiner vermehrten Kriegsmacht bei Ostheim und Heubach zu dem Córdova gestoßen, zu welchen auch endlichen viel aus Böhmen und Kroatien ankommendes Kriegsvolk, benebеn dem Grafen von Anholt (welcher selbiger Zeit mit 12,000 Mann zu Roß und Fuß aus Westphalen angelanget) sich geschlagen, und also mit aller ihrer Macht den Mansfelder zu verfolgen, sich nacher Aschaffenburg begeben, derwegen auf Vermerkung dessen der Mansfelder, indeme er solcher Macht nicht zu widerstehen bey sich befunden, mit seinem ganzen Kriegsheer den 8. Junii, Neuen Calenders, der Schlappen nicht länger erwarten wollen, sondern von Darmstadt nacher Dieburg in ganz schneller Eil aufgebrochen, nicht allein daselbsten den seinigen Quartier zu verschaffen, sondern auch der Burgerschaft gedachtes Orts auf die 5000 Rthlr. zur Ranzion auszupressen. Es schreiben etliche, Mansfelder habe vor seinem Abzug Darmstadt zu plündern sich unterstanden, weil aber der Herzog von Weimar in solches nicht einwilligen wollen, sey er in große Leibesschwachheit gefallen. Deme sey nun aber wie ihm wolle, so ist ihme Hr. General Tilly so nahe auf dem Nacken gewesen, daß er solcher Ranzion dazumal nicht erwartet, sondern vielmehr nothwendig sich nacher Mannheim zu salviren gedrungen worden.

„Es hat aber Graf Tilly darauf dem Mansfelder auf dem Fuß nachgefolget, etliche Compagnien angetroffen und dieselbe erlegt, ferners fortgerückt, und bey Darmstadt den letzten Haufen oder Nachzug (als er sich zuvor schon aus dem Staub gemacht) ertappt, denselben ritterlich angegriffen, in den Lorscher Wald gejagt und bey 3000 erlegt, einen Pfalzgrafen von Birkenfeld, einen Grafen von Mansfeld und den Obersten Goldstein, welcher dazumal heftig verwundet worden, gefangen, und mit sich nacher Oppenheim geführet. Dieweil aber die Hispanische da-

zumal den ersten Angriff gethan, als sind auch von denselben zween vortreffliche Rittmeister, und ohngefähr über die 30 Soldaten todt geblieben. Demnach sich aber viel Mansfeldische zu Frankfurt, Darmstadt und andern Orten mehr, in der Salva Guardi eine Zeitlang aufenthalten, als haben ihnen die Bayerische und Spanische allenthalben auf den Dienst gewartet, und was sie nur von ihnen ertappen mögen, darnieder gehauen, und sich darauf die sehr geschwächte Mansfelder gen Mannheim, die Kaiserische aber nacher Wimpfen begeben.

„Nachdem der Mansfelder von dem General Grafen von Tilly dermaßen reuterisch abgeschmiert worden, daß er sich mit Verlust etlich tausend Mann gen Mannheim retiriren, und bey Neustadt herumb seinen Soldaten eine Zeitlang Quartier geben müssen, ist Pfalzgraf Friedrich zu End dieses Monats gen Speyer kommen, von dem Magistrat empfangen, und ihme in D. Jucharts Behausung, da er sein Quartier gehabt, mit 2 Wägen, einen mit Wein, den andern mit Habern beladen, wie auch mit einem Salmen verehret worden, gestalt dann wohlgedachter Ehrbar Rath dessen Kriegsheer, welches in die 10,000 Mann zu Roß und Fuß stark, auf den Wiesen am Rhein herumb sich gelägert hatte, aus der Stadt mit allerhand Victualien freygebig gespeiset." Den drei Feinden, mit welchen Tilly und Córdova zeither zu thun gehabt, sollte nun auch der vierte sich gesellen. Herzog Christian von Braunschweig, der Bischof zu Halberstadt, ein junger Mann, unternehmend und feurig, geblendet durch der Kurfürstin von der Pfalz persönlichen Reiz, hielt sich berufen, als ihr Ritter aufzutreten. Den Handschuh der Geliebten, dazu den Wahlspruch: Tout pour elle, am Hut tragend, hatte er einen großen Theil von Westphalen plündernd heimgesucht, wiewohl er damals den Versuch, zur Pfalz Bahn sich zu brechen, nicht durchsetzen können. Jetzt kam er durch die Wetterau herangezogen, und lieferte ihm Tilly am Osterdienstag 1622 bei Höchst ein Treffen, so zu der gänzlichen Niederlage der Braunschweiger ausschlug, wie das Alles Bd. 4. S. 416—422 umständlich erzählt.

„Nach glücklich wohlverrichteter Schlacht, und da sich nunmehr kein Halberstädtischer vor den Kaiserischen mehr sehen lassen

dürfen, ist Hr. General Tilly wiederum fort marschirt, und darauf bei Steinheim, mit seinem Kriegsvolk daselbsten überzusetzen, eine Brücken über den Mayn bauen lassen. Inmittelst aber zu Hanau also lang gerastet, bis die Brück folgends fertig worden. Nach welcher Fertigung das Kriegsvolk hinüber marschirt, und in zween Haufen getheilet worden, da dann Hr. General Tilly zu Schriesheim, da er disseits des Rheins eine Schanzen erobert hatte, Don Córdova aber umb Ladenburg her, ihr Quartier genommen, und daselbsten, bey Auferbauung einer Brücken, die Stadt Heidelberg, jedoch ohn alles feindliches Beginnen, gleichsamb allenthalben belägert und bloquiret." In dem unbegreiflichen Seitenmarsch, durch den Aufenthalt in Hanau hat jedoch Tilly den Gegnern Raum gelassen zu vollführen, was vor allem zu verhindern seine Aufgabe gewesen. „Der Bischof von Halberstadt hat sich mit dem Volk, so er noch im Rest gehabt, dem Mansfelder conjungirt.

„Nachdeme aber nunmehr dieses Mansfeldisch-Halberstädtisch Kriegsheer, entweder wegen erst erlittener großer Niederlag, oder aber weil es sich der Manglung Proviants in der Pfalz, und dannenhero einer Meuterey der Soldaten beförchtet, als hat er sich in das Elsaß begeben, und daselbsten den Einwohnern und armen Unterthanen mit rauben, brennen und morden fast unglaublichen Schaden zugefüget, auch Andlau erobert, etliche Burger daselbsten niedergehauen, und nachdeme sie alle daselbst gefundene Güter mit sich hinweggeführet, den Ort in die Aschen geleget. Dergleichen unmenschliche Grausamkeit und Muthwillen haben sie mit den Oberehenheimern vorgenommen. Dann obwohl dieses Städtlins Burgerschaft sich gegen den Feind etliche Tage lang ganz stand- und mannhaft gewehret, nichts destoweniger, als der Mansfelder demselben gar zu nahe beykommen, daß Er auch mit seinem Geschütz die Stadtmauren ziemblich ruiniret, als haben die Belägerte, welche sich nunmehr keines Succurses oder Entsetzung getröstet, dem Feind anstatt der Ranzion 100,000 Reichsthaler versprochen. Worauf dann der in die Stadt eingelassene Mansfelder die specificirte Summa also an barem Geld empfangen, und von dannen mit etlich Com-

pagnien Reutern sich auch gen Rosheim begeben, und das Städtlein ebenermaßen feindlicher Weise angesprenget. Ob aber wohl die Bürger dem Feind eine Zeitlang widerstanden, jedoch weil sie etwas zu schwach gewesen, als haben sie dazumal dem Stärkern weichen müssen. Derowegen der Mansfelder, nach Eroberung des Städtlins dasselbig geplündert, viel Bürger mit dero unschuldigsten Weib- und Kindern erwürget, die Vornehmste der Stadt in gefängliche Haft genommen, und denselben 25,000 Rthlr. (welches Geld ihnen die Stadt Straßburg vorgeschossen) vor die Ranzion ausgepresset. Mit diesem allen aber haben sie sich nicht ersättiget, sondern unter währendem Auszug das Städtlein ebenmaßen ganz und gar verbrennet. Ebenmaßen ist auch das Städtlein Werth zu Erlegung der Ranzion dazumal gezwungen worden, und doch, nach empfangnem Lösgeld, letzlich von ihnen verbrennet. Und ob sie wohl mit Elsaßzabern dergleichen an die Hand zu nehmen sich unterstanden, nichts desto weniger haben sie unverrichteter Sachen dazumal wiederumb abweichen müssen.

„Es hat sich aber bey dem Verlauf vor Elsaßzabern Churpfalz ein anders besonnen (dann nachdem unterdessen die zwischen ihme zu Brüssel vorgenommene Friedenstractation ihren Progreß und Fortgang genommen, der König in Engelland auch durch Niederlegung der Waffen Kaiserliche Maj. zu Anwendung größerer Genad gegen seinen Tochtermann, den Pfalzgrafen, gern disponirt gesehen hätte), als hat er dieser und anderer Ursachen willen, bevorab weil ihme alle Mittel abgeschnitten worden, die beyde Generale Mansfelder und Halberstadt ihrer Pflichten erlassen, und deswegen sub dato Feldlager vor Elsaßzabern, den 13. Julii, Attestation, die Cassation der ganzen Armee betreffend, abgehen lassen." Es schrieb auch Mansfeld aus dem Lager von Zabern 15. Jul. an Tilly: Er möchte ihm nicht bergen, daß er, und mit ihm Herzog Christian von Braunschweig und die ganze Armada vom König in Böheimb licenciert, in Form und Manier, wie es Tilly aus beygefügter Copia zu sehen. Da es Kais. Maj. gefällig, sich ihnen zu bedienen, wären Deroselben sie vor allen andern, wofern ihnen der Rest, so man ihnen schuldig, bezahlt, zu dienen willig. In dem Post Scriptum heißt es: Monsieur,

auf den Fall da Ihr Kaif. Maj. ihr nicht wollten bedienen, daß Sie auf das wenigst Ihr belieben ließen, die Acht zu cassiren, und ein Generalpardon, sowohl über die Häupter, als die ganze Armada zu ertheilen. Nachdem er solches empfangen hätte, wollten sie gleich aus dem Reich weichen, bäte darüber ein Antwort. Tilly aber war der Ansicht, Mansfeld suche lediglich, nach seinem Brauch, ihn zu hintergehen, und ließ sich in keine Unterhandlung ein, es setzten auch die Mansfeldischen ihre Verwüstungen fort, „derowegen Tilly dem Grafen von Anholt Ordinanz ertheilet, in aller Eil dem Elsaß zu succuriren, welcher sich dann aufgemacht, und mit 2 Fahnen Fußvolks, 6 krabatischen, 3 Holsteinischen Reutercompagnien, und etlich 1000 Kosaken dem Mansfelder auf dem Fuß nachgejagt, und auf den Dienst gewartet." Von allen Seiten gedrängt, warfen sich Herzog Christian und Mansfeld auf das Bisthum Metz, sie erreichten Sedan, conferirten dort mit Kurfürst Friedrich und dem Herzog von Bouillon, und wendeten sich hierauf den Niederlanden, den Gefilden von Fleurus zu (Bd. 4. S. 423—432). Vollständig gerechtfertigt war das Begehren des kaiserlichen Hofes, daß nicht nur in der Rheinpfalz, sondern in ganz Deutschland, absonderlich von Mansfeld und Herzog Christian, die Waffen niederzulegen, „indem sonst die katholische Partei nie auf Sicherheit zählen könne, und daher auch, um nicht unversehens überfallen zu werden, den bisherigen Kostenaufwand stets fort tragen müsse, welches ihr so beschwerlich als der Krieg selbst falle. Wenn auch der Pfalzgraf beyden den Abschied ertheilt hätte, so könne man doch nicht wissen, ob er nicht in heimlichen Verbindungen mit ihnen stehe, und ob er sie nicht deswegen aus der Pfalz entfernet, um sie in Zukunft auf Kosten katholischer Länder leben zu machen, da sie keinen eigenen wenigstens eben so beschwerlich gefallen, als die Feinde selbst." Da König Jacob, obschon mit der Niederlegung der Waffen einverstanden, dafür die Gewährleistung nicht übernehmen konnte, ward die Sache, die ohnehin mehr das gesamte Reich, als einzelne Stände betreffe, auf den nach Regensburg ausgeschriebenen Kurfürstentag verwiesen, daß demnach die Pacification unterblieb.

Tilly, angewiesen, die Eroberung der Pfalz zu vervollständigen, begann seine Operationen mit der Einnahme von Germersheim. „Obwohl die Belägerte sich erstlich den Tillyschen stark widersetzet, nichtsdestoweniger sind, unter währendem Parlamentiren, die Stadtmauren mit auf dem Rhein herzugeführten Sturmleitern bestiegen, und ist also mit Gewalt erobert worden: da dann die Tillysche alles, was sie zum ersten angetroffen, niedergehauen, darnach aber diejenige, welche umb Gnad gebeten, in ihre Protection auf- und angenommen haben. Zu Eingang des Monats Septembris 1622 haben die Wormser, so den Speyerern gefolget, ebenermaßen Kais. Maj. Devotion sich unterworfen, und auch alsobald drey Fahnen Kaiserliches Kriegsvolk in ihre Stadt eingenommen. Derowegen Hr. General von Tilly die Stadt Heidelberg mit 15,000 wohlbewehrter Mann rings umbher stark belägert, und die von Graf Johann von Nassau vor der Stadt hiebevor erbaute Schanz erobert, von welcher dann nachmals die Kaiserische den Belägerten mit unnachlässigem Schießen nicht geringen Schaden zugefüget, gestalt sie dann ebenermaßen Mannheim und Frankenthal quasi belägert, bloquirt, und darauf den Belägerten beiderseits allenthalben der Paß versperret worden."

Wiederholte Aufforderungen, an die kurfürstlichen Räthe zu Heidelberg, an den Gouverneur von der Merven gerichtet, verfehlten ihres Zweckes. „Hat dahero Hr. General Tilly den 6. und 16. Sept. die Stadt nothwendig und mit Gewalt stürmen müssen. Als er aber die alte Schanzen, Trutzkaiser genannt, erobert, hat er dannenhero umb 2 Uhren Nachmittag die Vorstadt heftig beschädiget, verherget und ruinirt. Den andern Tag hernacher sind die Heidelberger, weil sie den Tillyschen viel zu schwach gewesen, und der Muth, sich ferners zu wehren, ihnen entfallen, hingegen aber die Kaiserische, weil es ihnen in dem stürmen also glücklich ergangen, ganz frisch, muthig und herzhaft gewesen, mit der Reuterey durch den Neckar gesetzt, und also zum ersten am Wasser in die Stadt eingebrochen, und die Belägerte zur Aufgebung der Stadt gedrungen worden. Hat demnach das Kaiserisch Kriegsvolk in der ersten Furi, weil es die

Stadt mit stürmender Hand eingenommen, alles was es nur antreffen mögen (insonderheit das ganze Landschadische Regiment zu Fuß nächst dem Speyerer Thor), niedergehauen, die Stadt, auf Erlaubnus, geplündert, und an Gold, Silber und anderm köstlichen Vorrath, ein überaus reiche Beut dazumal bekommen; den Bürgern und deroselben Weib und Kindern, welche den Kaiserischen keinen Widerstand thun mögen, und wiewohl gar zu spät (sero namque Phryges sapiunt) zur Sapienz ihre Zuflucht genommen, hat der siegreiche Held Hr. General Tilly, etlichermaßen verschonet, doch mit dieser Condition, daß sie bey Tragung eines weißen Bandes von den andern unterschieden werden möchten. Nach Eroberung der Stadt hat der Pfälzische Gouverneur, Hennerich von der Merven, sich mit den vornehmsten Kriegsofficirern und Bürgern in das Schloß retirirt, die Besatzung aber ist sobald ausgezogen, und nacher Frankfurt zu ihrer Versicherung begleitet worden, Hr. General von Tilly aber hat, nachdeme er die Stadt mit 4000 bewehrter Mann besetzet, Mannheim gleichermaßen belagern lassen. Es hat aber unterdessen der ins Schloß gewichene Gouverneur eine Capitulation angenommen, und sich am 19. Sept. zur Räumung der Feste verpflichtet.

„Demnach Graf Tilly Heidelberg einbekommen, hat er etliche Ingenieurs nach Mannheim, die Gegend zu besichtigen, und was Enden das Läger zu formiren und Laufgräben aufzuwerfen, mit etlich Compagnien zu Roß und Fuß geschickt, darauf den 10. Sept. die Kais. Bayerische Armada von Heidelberg herunter geruckt, und das Fußvolk hinter das Bellenwerth an den Neckar auf eine schöne Au sich gelägert, die Reuterey aber hat bey dem Schaffbrunnen nahend Rheinhausen sich erzeiget, auf welche die Mannheimer aus grobem Geschütz stark Feuer geben, und zurückgetrieben. Theils Kais. Bayerisch Fußvolk aber hat unterdessen des Damms, darauf man von Neckarau gen Mannheim gehet, sich impatronirt, dahinter, weil es trucken Wetter gewesen, alsbald verschanzet, und auf die Pfälzischen im neuen Hornwerk am Rhein Feuer geben. Den 11. sind die Kais. in das Bellenwerth kommen, sich darin verschanzet, und den Pfälzischen im

Hornwerk, genannt der Kraut- oder Baumgarten, mit Schießen stark zugesetzt. Darauf den 12. stark übern Rhein gesetzt, sich hinter die Brückenschanz gemacht, auf die Pfälzische, die auf dem Werth gelegen, stark geschossen, aber wenig, weil sie sich hinter die Brustwehr verborgen, getroffen, ist hingegen aus der Festung mit Stücken stark auf die Kais. Bayrische geschossen worden, gegen die Nacht aber seynd durch einen Schiffmann alle Soldaten herüber geholt worden. Den 13. sind die Mannheimer Soldaten ausgefallen, und die Bayrische an drey Orten hinter dem Damm weggetrieben, darüber der Bayrischen ein ziemlich Anzahl auffm Lauf blieben, hingegen der Englisch Major Mons. Bonnet durch die Hand geschossen worden, aber es haben die Kais. Bayrische Abends sich stärker dahinter begeben.

„Die Belägerung nun desto füglicher zu continuiren, hat Hr. General Tilly nach dem alten Schloß, welches vor Zeiten die Festung Eichelstein geheißen, darin einsmals ein Papst gefangen gelegen, solchs zu gewinnen getrachtet, derowegen dargegenüber schanzen, und den 19. solchs mit 3 Stücken beschießen lassen. Weil aber Ihr Excell. Volk aus der Festung des Orts aus Kanonen weggetrieben worden, hat er den Rhein herunter näher zum Schloß zu geschanzt, und solches zu stürmen sich vermerken lassen. Demnach aber die Besatzung darinen zu schwach, und solche zu verstärken an Volk es gemangelt, als hat der Englische General Vere dieselbe sich daraus retiriren, die Doppelhacken und was sonst mehr darinen gewesen, herausnehmen, in die Festung bringen, das Schloß in Brand stecken, und des Morgens die heiße Mauren mit ganzen und halben Carthaunen, so viel möglich, durch und durch niederschießen lassen. Weil nun den Kaiserischen dies alte Schloß nicht viel genutzt, als sind sie den 24. Sept. übern Neckar gesetzt, darüber ein Brück gemacht, und angefangen, sich zu verschanzen, hingegen die Mannheimer ihre Neckarbrücken aufgezogen und die Bord davon genommen. Ferner haben die Kaiserische über Rhein sich zwischen der Brückenschanz und dem Hemserhof verschanzt, und mit Stücken etlichmal in die Festung und Stadt geschossen, aber nur einem Weib den Kopf abgeschossen.

„Den 28. sind die Kaiserische von dem Hemserhof mit Schiffen auf die Mühlau des Nachts gesetzet, mit großen Geschrey die Mannheimer Soldaten, deren nur 40 gewesen, darob erschreckt, also daß sie die Flucht in die Stadt genommen. Wie dann darauf den 30. die Kaiserische dem Kirchhof zugelaufen, ungeacht man auf sie mit Stücken und Musqueten geschossen, sich darauf verschanzet, da dann die Todten mit aufgegraben worden, welche sie theils über die Laufgraben gestellt: dieser Ort ist durch einen Soldaten, so die Schildwacht halten sollen, den Kaiserischen verrathen worden, daß er gleichsam den Belägerten ein Vorschanz sey: Item daß daselbst der Wall am niedrigsten, und der Graben fast trucken wäre, dann obwohl zuvor umb die Stadt die Gräben voll Wasser gewesen, so hat doch wegen des truckenen Herbsts, und daß der Neckar und Rhein sich sehr gemindert, solches sich auch verloren; der Rhein ist zwar einsmals gewachsen, daß alles wiederumb voll Wasser worden, aber es hats die Erd in zwey Tagen ganz wiederumb verschlungen, und ist bey Manns Gedenken nicht so trucken umb Mannheim gewesen, als in dieser Belägerung, also daß die Belägerten haben bekennen müssen, daß die Element auch wider sie gewesen.

„Als nun die Kaiserischen vom Kirchhof und Krautgarten her bis an die Neckarbrücken geschanzt, und an drey Orten ihre Stück gepflanzt gehabt, haben sie den 8. Oct. A. oder auf St. Lucas Tag N. Calenders, die Stadt Morgens frühe angefangen zu beschießen, und bis umb 1 Uhr Nachmittags continuirt, derowegen als der General Vere vermerkt, daß die Kaiserischen die Stadt zu bestürmen vorhabens, hat er die nächste Häuser an der Festung und die Eckhäuser an den Gassen anzünden lassen, und weil ein ziemlich starker Südwind gangen, sind die meisten Bäu, ausgenommen etliche neue steinerne, welche nit haben brennen wollen, in die Aschen gelegt worden, daraus dann die Kaiserische leichtlich haben abnehmen können, daß die Belägerten die Stadt zu quittiren Sinns wären, dann sie auch auf den hohen Eichbäumen in der Mühlau in die Stadt und auf die Brücken, und wie die Belägerten etlich Tag darüber ihre beste Sachen in die Festung geflehnet, sehen können. Hierauf haben die Kaiserischen

einen Generalsturm an die Stadt gethan, denen man viel Granaten und Pechkränz entgegen geworfen, weil sie aber zu stark, sind die Soldaten zurück in die Festung sich zu reteriren geheißen worden, haben also die Kais. der Stadt Mannheim (darin sie wenig Beuten, weil das beste geflehnt, das übrige verbrannt) überkommen, wie auch zugleich des neuen Hornwerks am Rhein sich bemächtigt, förters den Rhein herunter an die Festung geschanzt. Durch diese Eroberung der Stadt haben die Kais. ein großen Vortheil bekommen, der Festung desto füglicher beyzukommen, sie haben aus den hohen steinern Häusern, so vom Brand überblieben, in die Festung sehen und darein mit Musqueten schießen können, den Stadtwall, darauf sie nur ein Brustwehr aufwerfen dörfen, auch zum Behuf gehabt. Item ist das Erdreich und viel Löcher in der Stadt, draus man Keller hat machen wollen, zum fortschanzen bequem gewesen, daß sie also in kurzer Zeit bis an den Graben der Festung kommen, denen sie das Wasser, weil sie etwas höher als die Stadt liegt, abgegraben, also daß es an theil Orten kaum 2 Schuch tief geblieben. Die Belägerte sind zwar einsmals ausgefallen, etlich wenig der Bayrischen erschlagen, und 10 gefangen in die Festung gebracht.

„Diesem nach, weil der General Vere verspürt, daß die Kais. die Festung anzufallen und zu stürmen sehr muthig, zu dem End auch schon Erden in den Graben geworfen und viel 1000 Wellen, selbigen vollends zu füllen, fertig gemacht, seine Soldaten hingegen in der Festung müde und verdrossen waren, weil sie in 6 Wochen wenig abgelöst oder von ihren Posto selten kommen, auch nur von geschrotener Frucht, ob wohl gemahlen Mehl noch ein guter Vorrath, grob Brod essen müssen, beneben viel krank worden, Item daß keine Entsetzung zu hoffen, das geflehnt und reterirte Land- und Stadtvolk unter freyem Himmel gelegen, und mit Weib und Kindern hätte verderben müssen, zudem nit gnug Backöfen vorhanden, und das Holz auch abgangen: Item kein Geld die Soldaten zu bezahlen, und kein Arzney für die Verwundte und Kranken mehr im Vorrath gewesen, beneben ein großer Gestank sich ereigt, auch die Kais. durch Kundschaft

und Verrätherey gewust, wie viel Pulver die Belägerten noch im Vorrath gehabt, als hat gedachter Vere beneben dem Oberst Waldmannshausen keiner Schlappen erwarten, ihr Leib, Leben, Hab und Gut nit der Fortun auf Allheiligen oder Seelen, in welchen Tagen die Kais. ein Wagstück versuchen möchten, vertrauen wollen, derwegen 2 Tag zuvor, nemlich den 30./20. Oct. einen Trommenschläger beneben einem Hauptmann zu accordiren, aus der Festung geschickt, da dann förter beyde Parteyen aus dem groben Geschütz gegen einander zu spielen aufgehört: ist also folgende Tag ein Accord gemacht, und den 23. Oct. A. oder 2. Nov. N. Cal. beschlossen worden. Hierauf haben die Belägerten den 3./24. sich zum Auszug fertig gemacht, folgenden Tag die Festung quittirt, beyde General aber einander honorifice valedicirt, und laut des Accords die Begleitung zu Land und Wasser vollzogen worden. In dieser festen Stadt aber ist neben 25 Stücken grobes und kleines Geschützes, ein groß Vorrath an Wein und Korn funden worden. Wie nun gedachts Kriegsvolk zu Frankfurt ankommen, hat man selbige in Hanauische Flecken allenthalben einquartiert. Der Hr. General Vere und andere desselben Officirer aber haben sich samptlich in einem öffentlichen Gasthaus eine Zeitlang aufgehalten, gegen Abend aber die Stadt verlassen, und in das Hessenland sich begeben."

Unbezwungen war noch das einzige Frankenthal, dessen Belagerung oder auch nur Cernirung vorzunehmen, der herannahende Winter und die bequemen Gewohnheiten der Zeit nicht erlaubten, so blieb denn der Besatzung für Ausfälle und Streifzüge ein weiter Spielraum. Von einem nur zu reden, haben zu Anfang des Jahrs 1623 „die in der Besatzung zu Frankenthal liegende Reuter mit täglichem ausfallen nicht allein den Wandersleuten, sondern auch den umliegenden Herrschaften großen Schaden zugefüget, fürnemblich aber haben sie bisweilen auch bis an die Speyerer Pforten gestreifet, und darnach nicht allein aus den Flecken die Kaiserische Besatzung, sondern auch die arme Bauren selbst hinweggeführet. In der Unterpfalz aber sind den ledigen Amptsverwaltungen andere tüchtige Personen vorgestellet worden, welche gewisse Zins und Einkommen von den Unter-

thanen erhoben haben. Es haben aber die Soldaten selbiger Orten so großen Uebermuth und Muthwillen verübet, daß auch die arme Einwohner ihr Korn nicht sicherlich zur Mühlen tragen, viel weniger selbiges von dannen wiederumb abholen mögen; sintemalen sie auch gleich vor der Pforten alles was sie bey sich gehabt, ja auch bisweilen der Kleider selbsten beraubet worden. Dannenhero ein solch großer Mangel und Hunger in derselben Gegende entstanden, daß auch viel armer Leut aus Hungersnoth dazumal sterben und verderben müssen."

Die Verwirrung im Lande mag nicht wenig Tillys Reise nach Regensburg gesteigert haben: ohne Zweifel sollte er dem Kurfürstentag von der Lage der Dinge in der Pfalz Bericht erstatten, und wird sein Bericht nicht ohne Einfluß auf den entscheidenden Schritt, zu welchem jetzt der Kaiser sich veranlaßt fand, geblieben sein. „Als dieses zwischen der Kais. Maj. und dem Churf. versambleten Collegio zu Regenspurg nach hinc inde vorgetragener Kais. Proposition und der Churf. Resolution, Kais. Replic und sonsten einkommenen Schriften vorgangen, hat die Kais. Maj. kraft ihres höchsten Regals die Pfälzische Chur zu transportiren sich endlichen entschlossen. Derowegen dann den 25./15. Februarii 1623 Ihre Kais. Maj. Herrn Maximilian Herzogen in Bayern Kaiserliche Lehen über die Chur des Truchsessen Ampts allergnädigst ertheilet, und die Investitur mit nachfolgenden solenniteten ergehen lassen. Und zwar anfangs hat sich Ihre Kais. Maj. mit nachfolgenden, Ihr vorgehenden Herrn, als nemlich Herrn Hans Georgen Grafen zu Hohenzollern, Ih. Kais. Maj. geheimen Rath und Hofrathspräsidenten, dem jüngern H. Truchseß von Wolfseck, H. Ladislao Grafen von Fürstenberg, welche den kaiserlichen Scepter und des Reichs Apfel getragen, und des Reichs Erbmarschallen, welcher der Kais. Maj. mit dem Schwert allein fürgangen, aus ihrem Kais. Gemach, beneben etlichen der H. Churfürsten, als nemblich Mainz, Trier und Cöln, Delegirten, dem Bischof von Regenspurg, beyden Landgrafen zu Hessen-Darmstadt (dann die Chursächsische und Brandenburgische Commissarii, des Königs in Hispanien Ambassiador, Conde de Oñate, und Pfalz-Neuburg solchem Actui nit bey-

gewohnet) in der Ritterstuben auf dem Kais. mit güldenen Tapezereyen gezierten Thron sehen lassen, auf dero rechten Seiten die Kön. Herolden in ihrem gewöhnlichen Habit, und weiße Stäblein in Händen tragende, gestanden. Darauf der Reichs Vicecanzler ein schöne Oration gehalten, was gestalt nemlich der gewesene Churfürst und Pfalzgraf Friedrich als ein Rebell sich an der Kais. Maj. vergriffen, und dieser Ursachen wegen, mit Verlust des Churfürstenthums, rechtlicher Weise in die Acht erkläret worden wäre. Wann dann solche Churf. Dignität, welche anitzo J. Maj. anheimb gefallen, wiederum auf ein neues zu bestellen wäre, der Herzog Maximilian in Bayern aber in währender solcher Rebellion der Kais. Maj. und dem ganzen Römischen Reich hochansehnliche allergetreueste Dienste erwiesen hätte, als wollte Kais. Maj. solche Churf. Dignität mit allen deroselben Rechten, Session, Stimm und Wahl dem Durchlauchtigsten Herzog in Bayern allergnädigst eingeraumet, und ihme solches hiemit zu wissen kund gethan haben.

„Auf welches Graf Johann von Hohenzollern, des Herzogs in Bayern Obrister Cämmerer und Hofmeister, benebens Grafen Egone von Fürstenberg, Bayerischen Hofmarschallen, und noch einem von Preysing, vorgemelte Kais. Proposition reassumiret, daß er nemlich solche allergnädigste Resolution seinem Herzogen anzeigen wollte: von dannen er sich, sampt dem Reichs-Erbmarschallen, welcher inmittelst dem von Losenstein, Kais. M. Obristen Hofmarschallen, das Schwert zu verwahren überreichet, zu dem Herzogen in Bayern in die Ante Camera verfüget, und ihme solches angezeiget. Darauf er seine Verrichtung, und daß J. Fürstl. D. vor allergnädigste solche Gutthat alleruntertänigst sich bedanken thäte, auch in der Person gegenwärtig erscheinen, und die schuldige Pflicht leisten wollte, J. Kais. M. wiederum angemeldet.

„Nach welchem Kais. Maj. solche Erscheinung dem Herzogen in Bayern durch den Vicecanzler anzeigen lassen. Darauf J. Fürstl. Durchl. neben dem Erzbischof von Salzburg und ihrem Bruder, Herzogen Alberto, dreymal auf die Knie fallende, vor der Kais. Maj. erschienen. Derowegen Vice Cancellarius, in

Beysein J. Fürstl. D. (welche neben dem Erzbischof und ihrem Bruder, als Assistenten, auf dem Gerüst mit gebogenen Knien aufgewartet) mit voriger Oration, neben andern causis impulsivis, auch noch dieses hinzugethan, daß nemlich J. Fürstl. D. derentwegen zum Churfürsten erwählet worden, weil Sie aus dem Pfälzischen Stamm und Geblüt hero entsprossen wäre: derowegen Kais. Maj. Ihre Fürstl. D. umb so viel desto mehr, und aus vollkommlicher Kais. Macht und Gewalt zum Truchsessen des H. R. R. erkläret, und deroselben die Gerechtigkeit der Churpfalz, als nemlich die Session, Stimm und Wahl gesagtermaßen eingeräumet, auch darauf zu gewöhnlicher Leistung Churf. Pflicht sie ferners ermahnet hätte.

„Nach diesem hat J. Fürstl. D. der Kais. Maj. unterthänigsten Dank gesagt, und zu Leistung Churfürstlichen Pflicht sich willig und vorbereit zu seyn, erkläret. Als Sie nun der Kais. M. sich an etwas besser genähert, hat deroselben ein zur rechten Seiten stehender Herr den Churfürstl. Hut, zur linken Seiten aber der Graf von Leiningen den Mantel einbehändiget, und hat also J. Fürstl. D. mit Berührung des h. Evangeliums den Churfürstl. Eid ordentlicher Weise geleistet, auch über das, das Kaiserliche Schwert (welches unterdessen der Reichsmarschalk wieder zu seinen Häuden genommen) oder desselben Heft geküsset. Als solches ordentlicher Weise verrichtet, hat J. Fürstl. D. Bayern, mit Ringschätzung ihrer Person, der Kais. Maj. abermals allerunterthänigsten Dank gesagt, welche Ihrer Fürstl. D. mit entblößtem Haupt und dargereichter rechten Hand zu solcher neuen Churfürstlichen Dignität Glück und Heil gewünschet hat. Nach Vollnbringung erstangeregter Ceremonien hat sich J. F. D. mit gemelten ihren Assistenten zurückgehend, und zum drittenmal auf die Knie fallende, wiederum in die Ante-Camera verfüget. Welcher J. Kais. Maj. in vorgedachter Solennität (außerhalb daß ein Bayrischer Truchseß des Reichs Apfel in seine Hände genommen, und zwischen Graf Johann Georgen von Hohenzollern und dem Grafen von Fürstenberg einhertretende vor Ihrer Kais. M. denselben hergetragen) erfolget, und ist also diese Churf. Investitur mit gedachten Ceremonien solemniter beschlossen und vollendet worden.

„Mittlerweil ist, nach Eroberung der Stadt Heidelberg die in ganz Europa berühmte Heidelbergische Bibliothek von der H. Geistkirchen heruntergethan, und in Fässer mehrertheils gepackt, zum Theil nach Rom, zum Theil anderwärts verschickt, und durch Patenta den ausgewichenen Heidelbergischen Bürgern mandirt worden, inner sechs Wochen ihre Häuser wieder zu bewohnen, item die Landleut sich inskünftig zum Feldbau sollten wieder bereit machen. Unterdessen haben die Frankenthaler ihr streifen stark continuirt, und einsmal auch drey Schiff mit geraubten Gütern und einer großen Barschaft an Geld, so von Heidelberg den Neckar herab auf Worms zugefahren, erobert." Dem Kurfürsten Maximilian wird es sehr verargt, daß er die Bibliothek nach Rom gegeben, dem Herzog Johann Kasimir beinahe zum Ruhm nachgesagt, daß er die in Frankreich weggetriebenen Ochsen nach Heidelberg brachte. Duo si faciunt idem, non est idem, wobei nicht in Anschlag gebracht, daß nach Vieler Meinung fette Ochsen ungleich werthvoller, denn alte Smöker.

„Dieweil die Stadt Frankenthal mit Ausfallen, Preismachen, Rauben und Plündern nicht geringen Schaden gethan, ein Schiff mit Victualien und Wein beladen, Nachzeit den Mannheimern abgenommen, die Wacht darbey erlegt, und den Wormsischen Handelsleuten 50 Tonnen Häring erobert, als hat die Serenissima Infantin, zu Beschützung der inhabenden Grenzen, auf andere Mittel bedacht seyn müssen, sich der Stadt zu impatroniren, gestalt dann sowohl von dem König aus Engelland, als der Infantin vornehme Commissarii verordnet, welchergestalt die Stadt ad sequestra, ohne einer oder andern Parteyen Nachtheil gebracht werden möchte." Das führte zu dem Vertrag vom März 1623, laut dessen Frankenthal „mit allen Festungen so darzu gehörten," mit sämtlichen Vorräthen der Infantin oder ihren Bevollmächtigten einzuräumen, und für die Dauer von 18 Monaten in ihren Händen depouirt bleiben soll, „im Fall währender Zeit die Aussöhnung zwischen dem Kaiser und des Königs von Engelland Tochtermann nicht vorgehe. Wo aber mittlerzeit die Sachen verglichen, sollte gemelte Stadt und Festung wieder eingeräumt werden, und Ihr. Maj. von Großbritannien freystehen, eine

Garnison von 1500 zu Fuß und 200 zu Roß darin zu legen, samt genugsamen Vorrath von Proviant, innerhalb 6 Monat hinein zu bringen, und daß zur selbigen Zeit die Garnison der Infantin friedlich ausziehe. Diesen Accord hat Don Verdugo, welcher von der Infantin zum Gubernator in der Untern Pfalz verordnet worden, den Inwohnern und Garnison der Stadt Frankenthal zu wissen gemacht, welches dem Gubernator darin, als der sich aufs äusserst zu wehren resolvirt, wunderseltsam vorkommen, hat aber auf Ankunft eines englischen Commissarii pariren, die Stadt quittirn, und also mit seinem unterhabenden Volk daraus zu Schiff und den Rhein hinab nach den Niederlanden sich begeben müssen, Don Verdugo hingegen hat die Stadt mit einer spanischen Garnison besetzt."

In einem fernern Vertrag mit der Infantin hat K. Jacob „sich in einen General-Stillstand und Hinlegung der Waffen im H. Römischen Reich eingelassen, sowohl für sich, als seinen Tochtermann, und alle dessen Adhärenten, auf 15 Monat lang, auf welchen Termin keine neue Werbung, noch Kriegsrüstung fortgehen sollten. . . . Zum dritten, daß auch in Währung dieses Tractats, weder bemeldter König, noch dessen Tochtermann, sich in Liga oder Verbündnüß wider diese Handlung einlassen oder manutenirn, sondern selbige renunciren, und all diejenigen, so auf des Römischen Reichs Gebiet Hostilitäten tentiren, hiemit für des Reiches Feind erklären, ingleichem erbeut sich auch die Infantin zu thun rc. Bald nach gehörtem Accordo hat der König in Engelland denselben durch einen eigenen Currirer Pfalzgraf Friedrichen notificiren lassen, und darneben anbefohlen, daß er nit allein mündlich, sondern auch schriftlich aller würklichen Assistenz sowohl von Herzog Christian, als auch von dem Grafen von Mansfeld und andern Potentaten, so ihme auf einerley Weise die Hand bieten möchten, renunciren, sondern sich dem jüngst zu Brüssel mit der Infantin getroffenen Accordo accomodiren sollte."

Wie wenig aber Friedrich mit der friedlichen Politik des Schwiegervaters einverstanden, ergibt sich aus seinem Schreiben an Bethlen Gabor: „Es hätte der König in Engelland mit dem

gemeinen Feind ein Anstand zu machen, ein Tractation über die ander bisher vorgenommen, Se. Liebd. (Pfalzgraf Friedrich) widersetzten sich demselben nach allem Vermögen, wofern auch J. Durchl. ihrem Versprechen nach, alsobald aus Uugern in das nächst gelegene Land eins einfallen werde, wollten sie sich nimmermehr dahin bereden lassen, daß sie wider versprochene Treu einigen Frieden ihnen aufdringen lassen. Seye auch alles was zwischen beyden Königen in Engelland und Spanien gehandelt, Ihrer Liebden unwissend, und ohne einige mit Ihrer derwegen gepflogenen Communication vorgenommen. Ob auch wohl alles unter der Hoffnung J. L. Ihre Ratification darzu geben würden, concipirt, sey es doch, unerwartet deren Erklärung, fast durch die ganze Christenheit betrüglich ausgesprengt, ob sey es alles mit Ihr. L. verglichen und vertragen, hätte aber S. L. sobald sie von solchem etwas vernommen, ihren Gegenbericht dem König in Engelland, wie auch in Neulichkeit, als Ihr. Kön. Maj. J. L. Ratification begehret, solche Difficultäten, Beschwernussen, Schaden und Gefahr vor Augen gestellet, daß sie verhoffen, es werde J. Kön. Maj. endlichen widerfahrne Betrug und Praktiken erkennen. Es sollte aber J. Durchl. wissen, daß J. L. noch bey gefaßter Meinung fest bestehen, und bisher keinen Vertrag oder Tractation angenommen, auch nit annehmen wollte, wann J. Durchl. J. L. nit verlassen, welches sie ihnen doch nicht einbilden könnten."

K. Jacob selbst machte Miene, den mit der Infantin abgeschlossenen Vertrag zu bereuen: er klagt ihr in dem Schreiben vom 11. Oct. 1623: „daß man zu Heidelberg und denen daherum liegenden Dörfern alle Pfarrherren vertreibet, und ins Elend schicket, ja man will ihnen nicht gestatten, daß sie daselbst als Privatpersonen mögen leben und wohnen, und daß man in der Obern Pfalz auf gleiche Weis mit ihnen procedire. Daß der Pfalz Inwohner täglich mit neuen Auflagen beschwert, und denjenigen Unterthanen, die um solch Elend und Unheil des Kriegs zu entgehen, sich außer Land begeben haben, ihre Güter confiscirt werden. Daß man alle Amtleut, Rentmeister und Personen, so des Lands Einkommen pflegen zu heben, zwinge

Rechnung zu thun, ja dasjenige Geld, so durch sie auf Erfordern und Begehren ihres Herren zu Unterhaltung unserer und seiner Truppen ist hergeschossen worden, wieder herauszugeben und gutzuthun." Vollständig aber wurde die Stimmung des Londoner Hofes umgewandelt, nachdem die projectirte Vermählung des Prinzen von Wales mit einer Infantin, die eigentliche Veranlassung der Langmuth, mit welcher Jacob das Mißgeschick seines Schwiegersohns ertrug, zu Nichte geworden. Obschon es ausgemacht, daß Philipp IV. und seine Minister in vollem Ernst das Geschäft vorgenommen, die Heurath gewünscht haben, so ließ sich doch K. Jacob bereden, man habe ihn zu hintergehen gesucht, und schickte sich an, dafür an dem Haus Oestreich Rache zu nehmen. Ganz Europa wiederhallte von seinen Drohungen, von der Verheißung, „er wolle nichts sparen, die Pfalz wieder zu erobern, und, falls es nöthig, hätte er wohl das Herz, in eigener Person sich dahin zu begeben, und sollte er mit Händen und Füßen dahin kriechen müssen." Er starb zwar, bevor noch das Geringste von diesen Verheißungen zur Ausführung gekommen, den 26. März 1625, allein die Aussicht auf mächtigen aus England zu hoffenden Beistand gab dem bereits in das siebente Jahr währenden Krieg neues Leben, führte ihn bis zu den Gestaden der Ostsee.

Während der Kaiser aller Orten siegreich, traten die um eine Restitution des Pfalzgrafen noch lange fortgesetzten Unterhandlungen allmälig in den Hintergrund, daß über die Pfalz als eine eroberte Provinz verfügen zu können, der kaiserliche Hof sich berechtigt wähnte. Durch Vertrag vom 22. Febr. 1628 wurde die Oberpfalz und der auf dem rechten Rheinufer belegene Theil der untern Pfalz an Bayern gegeben, als ein Aequivalent für das zeither pfandweise besessene Land ob der Enns, die Bergstraße oder das herrliche Oberamt Starkenburg, die bedeutendste von Friedrichs I. Eroberungen, nahm Kurmainz als ein Pfandgut, dessen Lösung vielfältig angeboten worden, in Besitz, Erzherzog Leopold, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, machten ihre Ansprüche zu verschiedenen Stücken geltend. Durch das ganze Land wurde eine Gegenreformation in überraschender

Leichtigkeit durchgesetzt, daß in dem Laufe von 6—7 Jahren die Pfalz wieder katholisch geworden ist.

Während dieser Ereignisse lebte Kurfürst Friedrich mit seiner Familie und dem kleinen ihm gebliebenen Hofstaat zu Rheuen: den spärlichen aus England kommenden Subsidien gesellte sich die Freigebigkeit der Holländer, und fortwährend unterhandelte er mit Schweden, von dorther eine Intervention zu seinen Gunsten zu veranlassen: das Jahr 1630 hat sie gebracht. Meister durch die Schlacht bei Leipzig von dem ganzen innern Deutschland, richtete Gustav Adolf seinen Siegeslauf dem Rheine zu. In den ersten Tagen des Dec. 1631 vernahmen Oppenheim und Alzei den Donner der schwedischen Geschütze. Der Uebergang des Flusses wurde am 7. Dec. erzwungen: nachdem Herzog Bernhard von Weimar durch Ueberfall sich der Stadt Mannheim bemächtigt, befand sich die ganze Pfalz, bis auf Heidelberg und Frankenthal, in der Schweden Gewalt. Von ihnen seine volle Restitution hoffend, entsendete Friedrich an den König den Sohn jenes Heinrich Slawata, von dem Abth. I. Bd. 1. S. 315 gesprochen, und freundlich wurde der Abgeordnete empfangen, auch Botschaft nach dem Haag an den Kurfürsten geschickt, dieser eingeladen, er möge nur ins schwedische Lager kommen, der König sei entschlossen, ihn wieder einzusetzen, wenn nur auch England sich rühre. Aber England blieb unthätig, und einzig der Holländer Subsidien setzten den Kurfürsten in den Stand, die Reise nach Frankfurt anzutreten. Dort den 10. Febr. 1632 eingetroffen, wartete seiner ein herzlicher Empfang, die feinste Höflichkeit: aber von der Wiedereinsetzung des Königs von Böhmen — als solchen wollte Gustav Adolf ihn behandelt wissen — in sein Land, war kaum im Allgemeinen Rede. Und darauf hatte Friedrich doch festiglich gerechnet. Auch der Hoffnung, an der Spitze einer selbstständigen Heeresabtheilung sich zu sehen, mußte er bald verzichten. „Die Zeit wird mir nicht lang beim König, nur möcht ich wissen, woran ich bin," schrieb er an seine Kurfürstin. Er folgte dem König in deu Zug nach München, und erzählt Khevenhiller, bestätigt Papp: „Der Pfalzgraf Friedrich und der Herzog von Weimar haben

den Palast untergraben lassen, und in die Luft sprengen wollen. Wie es der König erfahren, hat er sich sehr erzürnet, und beyden mit spöttlichen Worten, daß sie ein so herrliches Gebäude ruiniren, und die Rache daran erzeigen wollten, zugeredet, und bey Henken verboten, daß man auch in dem wenigsten nicht Schaden thun solle, und den Zimmerwärter, er solle fleißig in seinem Dienst seyn, ermahnet."

Während dem wurde auch in der Pfalz, im Allgemeinen zum Vortheil der Schweden gestritten. Die Heidelberger Besatzung, verstärkt durch kaiserlich gesinnte Bürger, versuchte sich in wiederholten glücklichen Ausfällen, deren einer sich bis nach Lauterburg jenseits der Queich ausdehnte, die Spanier nahmen Neustadt und Speier, wurden jedoch nach den Niederlanden zurückgerufen, und auf ihrem Rückzuge verfolgt, ohne in den Gefechten bei Staudenbühl, Rockenhausen, Lauterecken zu unterliegen, die Kaiserlichen, welche der Stadt Bretten sich bemächtigt, erlitten bei Wiesloch namhaften Schaden, und blieben, nachdem Frankenthal am 3. Nov. capitulirt hatte, lediglich noch Heidelberg und Dilsberg von ihnen besetzt.

Acht Monate lang hatte der Kurfürst, nicht ohne großen Kostenaufwand, sich in des Königs Gefolge befunden, oder, nach seinem eigenen Ausdruck, ihm aufgewartet, stets in der Hoffnung, in seine Länder wieder eingesetzt zu werden, jetzt endlich, da er zu einer Reise nach dem Rhein sich anschickte, wurde ihm zu Neustadt an der Aisch, Sept. 1632, kund gethan, auf welche Bedingungen die Restitution vor sich gehen könne. Es sollen ihm „1) zwar alle dem Feind abgenommene oder künftig abzunehmende Orte wieder eingeräumt werden, doch nur diejenigen, welche vor den deutschen Unruhen ohne allen Streit (sine controversia et lite) zur Pfalz gehörten; die streitigen bleiben entweder einem Vergleich oder der richterlichen Entscheidung vorbehalten, indem man Niemanden einigen Nachtheil zu verursachen gedenkt." Damit wird ohne Zweifel die vordem von dem Erzstift Mainz an Pfalz verpfändete Bergstraße, als deren in den über den Nachbar gekommenen Stürmen Mainz sich bemächtigt hatte, oder irgend ein mit den Hochstiften Worms und Speier

streitiges Stück, Ladenburg z. B., gemeint sein. Die zärtliche Sorgfalt für das Erzstift Mainz, ab Seiten eines Monarchen, der ohne Bedenken nach Maaßgabe seines Kriegs- und Eroberungsrechtes ganze Erz- und Hochstifte verschenkte, erklärt sich höchst einfach durch Orenstjernas Gelüsten, sein schwedisches Kanzleramt in dem Amt eines Erzkanzlers des heiligen schwedisch-deutschen Reichs aufgehen zu lassen, daher es ihm wichtig sein mußte, seine künftige Dotation in möglichster Vollständigkeit zu erhalten. Dagegen erinnerte Friedrich: „er hätte vielmehr eine Ergötzlichkeit gehofft, als daß man ihm einen Theil seines Landes, in dessen ruhigem Besitz er beim Anfang des Kriegs gewesen, streitig machen und zurückbehalten, und noch dazu andere vorgreifliche Dinge anhängen werde." Diese vorgreiflichen Dinge, nach Friedrichs Ausdruck, sind um so merkwürdiger, weil sie gleichsam das Programm des von dem Eroberer für Deutschland beliebten Regierungssystems.

„2) In den eingeräumten Orten bezieht Friedrich die ordentlichen Einkünfte, jedoch mit Hinsicht auf die Erfordernisse des gegenwärtigen Kriegs. 3) Da die Umstände erheischen, daß einige schon befestigte Orte besetzt bleiben, andere vielleicht auf das Neue zu befestigen sind, so behält sich der König in allen nach seinem Gutdünken das Besatzungsrecht vor. Zur Erbauung und Unterhaltung der neuen Festungen haben die Unterthanen die Frohndienste zu leisten. 4) Zur Bezahlung der Besatzungen müssen gewisse Einkünfte des Landes ausgesetzt werden, reichen sie nicht zu, soll der Ausfall durch die Contributionen der Unterthanen ersetzt werden. 5) Die außerordentlichen Contributionen bleiben dem König, von welchem auch Quartiere und Durchmärsche abhängen. 6) Dem König, und Niemand außer ihm, bleibt die Werbung frei. Will Friedrich selbst eine Werbung anstellen, so muß es mit Rath und Einwilligung des Königs geschehen. 7) Den Pfälzer Unterthanen wird die freie Uebung der Augsburgischen Confession gestattet, nebst eigenen Predigern, Schulen und einem Consistorium. Bis zu dieses Herstellung dürfen sich die Augsburgischen Confessionsverwandten an den Superintendenten und das Consistorium wenden, welches der König zu Mainz bereits errichtet hat, oder noch errichten wird. 8) Dem

König bleibt die ganze Direction des Kriegs vorbehalten. Friedrich muß dazu beitragen, was er an Kräften von dem Seinigen sowohl, als durch die Unterstützung seiner Freunde aufbringen kann. 9) Wenn er wieder eingesetzt worden, soll er nicht nur diese Punkte mit ganzer Treue halten, sondern in Rücksicht auf die empfangene Wohlthat (oder vielmehr als schwedischer Vasall und Lehnmann) diesen Vertrag erneuern, bekräftigen und noch mehr erläutern. Nach geendigtem Krieg muß er einen gewissen Theil des königlichen Heeres, nach dem Beispiel der übrigen Fürsten, nachdem man übereinkommen wird, unterhalten, oder, wie es in der Urschrift heißt: Ubi vero rex Bohemiae restitutus fuerit ditionibus suis, non modo haec omnia servet fide integra, sed agnoscens *acceptum beneficium,* renovet, firmet et uberius declaret haec pacta, ac simul huius belli onere liberatus, in posterum alat in exercitu regis certam partem exemplo reliquorum principum, prout convenerit.

Man würde sich kaum einfallen lassen, daß Kanzler Orenstierna oder irgend ein anderer Concipient unter dem Wort beneficium die Zweideutigkeit versteckt habe, die in des Papstes Adrian IV. Schreiben an Kaiser Friedrich enthalten, wenn nicht Gustav selbst in einem spätern Schreiben das Geheimniß aufdeckte. „Ohnangesehen er nach aller Völker Recht und üblichen Gebrauch gar wohl ein Stück von Friedrichs Erblanden, angesehen er solche nicht ihm, sondern dem Feind abgenommen, behalten, oder zum wenigsten bis zur Wiedererstattung der aufgewandten Unkosten, gleich Chursachsen und Bayern ihrem eigenen Kaiser und Herrn, und zwar aus viel geringerer Erheblichkeit gethan, und jener Lausiz, der andere das Land ob der Enns inbehalten hat, für sich reserviren möchte, so begehre er jedoch nicht einen Fußbreit Landes, sondern dieß allein zur Wiedervergeltung, daß neben der Oeffnung seiner Religion und deren freien Exercitiis Friedrich den König für seinen Benefactorem erkenne, die zugestellten Lande von Niemand als ihm recognoscire, darüber ihn seiner beständigen Treue und Holdschaft, auch einer solchen Freundschaft versichere, welche durch keinerlei Respect und Absehen auf Fremde oder Bündniß mit jemand andern wandelbar gemacht werden könne.

„10) Sowohl nach dem Beschluß des Krieges, als bei dessen Fortdauer muß Friedrich mit dem König und dem Königreich Schweden eine feste, unverbrüchliche Freundschaft halten, und alles nach Kräften abwenden, was ihnen zum Schaden gereichen könnte. 11) Nach Herstellung des allgemeinen Friedens gibt der König Friedrichen seine Festungen zurück. — Wenn Wallenstein selbst diese Punkte in die Feder dictirt hätte, so wäre es kaum möglich gewesen, seinen Plan genauer auszudrücken, nur mit dem Unterschied, daß der Kaiser und die Liga mehr als einmal feierlich erkläret, daß die verlangten Contributionen keine beständige Dauer haben, und überhaupt zu keinem Gesetze sollten gemacht werden: nun aber Friedrich und die übrigen Fürsten auch zu Friedenszeiten zur Erhaltung des schwedischen Heeres contribuiren sollten, doch gewiß nicht eines in Finnland, Liefland oder Schweden selbst befindlichen Heeres, sondern, wie sich der Fall kaum anders denken läßt, eines in Deutschland selbst stehenden und einquartierten schwedischen Heeres. Die Absicht und alles übrige damit verbundene läßt sich leicht errathen."

Solcher Zumuthungen hatte Friedrich sich nicht versehen. Er schrieb an die Kurfürstin: „Es scheint mir, als wolle man die Bergstraße behalten, und das Uebrige so beschweren, daß ich nichts davon hätte. Ich sollte nie gedacht haben, daß Gustav so mit mir verfahren würde — behandelte er mich wie er sollte, ich würde ihn von ganzem Herzen lieben. Ich fange an, von ihm die Hoffnung zu verlieren." In ähnlicher Weise spricht er sich aus in einer aus Frankfurt, 22. Sept., an den König gerichteten Vorstellung. Gustav erbot sich zu weiterer Verhandlung, die aber noch nicht erfolgt war, als er bei Lützen den Tod fand. Dreizehn Tage nach ihm starb Kurfürst Friedrich. Von Frankfurt hatte er sich nach Alzei, von dannen nach Mainz begeben, und daselbst ergriff ihn das hitzige Fieber, welchem er am 29./19. Nov. 1632 erliegen mußte. „Treu bis zum Tode," heißt es in seinem letzten Schreiben an die Kurfürstin. „Als dessen Herr Bruder, Pfalzgraf Ludwig Philipp, sich der Administration unterzogen, ließ er den verblichenen Leichnam von Mainz nach Frankenthal bringen. Als aber derselbe Anno 1635 bey so mißlichem

Zustand der Sachen sich nach Frankreich flüchtete, nahm er solchen mit, aus Beysorg, wann etwan Frankenthal, wie zu vermuthen, wieder an die Feinde übergehen sollte, solche möchten ihn übel und schimpflich handthieren. Brachte ihn also gen Sedan, in einem gar geringen Geleite; da dann auch der Wagen mit der Leiche zu unterschiedlichen malen umgefallen und gestürzet. Zu gedachtem Sedan wurde er in die Fürstliche Gruft eingesenket." Also Joannis, wogegen aus Mosers Neuem patriotischen Archiv erhellet, daß des Kurfürsten Herz zu Oppenheim, der Leichnam zu Metz beigesetzt worden.

Ein unglücklicher Fürst, keineswegs der Rolle, welcher die Verhältnisse vielmehr, als die Neigungen ihn zuführten, gewachsen, erzeigte sich Friedrich im Privatleben als ein ungemein gütiger liebreicher Herr. Grenzenlos war absonderlich die Zärtlichkeit für die Gemahlin: daß Elisabeth sie vollkommen erwiedert habe, scheint nicht ausgemacht. Tallemant des Réaux, das Abth. II. Bd. 1. S. 401 besprochene Liebesabenteuer des Junkers von Palland mit der schönen Brüsselerin, und die Reise nach Holland behandelnd, schreibt ganz kurz: »Au bout d'un an elle devient jalouse de la reine de Bohème.« Deutlicher drückt er sich aus unter der Rubrik Gaston d'Orléans, Bd. 3. S. 88: »L'Epinay chassé s'en alla en Hollande, où il eut facilement accès chez la reine de Bohème. Comme il y entra avec la réputation d'un homme à bonnes fortunes, il y fut tout autrement regardé qu'un autre, et, dans l'ambition de n'en vouloir qu'à des princesses ou à des maîtresses de princes, on dit qu'il cajola d'abord la mère, et après la princesse Louise, car les Louises étoient fatales à ce garçon. On dit que cette fille devint grosse, et qu'elle alla pour accoucher à Leyde, où l'on n'en faisoit pas autrement la petite bouche. La princesse Elisabeth, son aînée, qui est une vertueuse fille, et une fille qui a mille belles connaissances, et qui est bien mieux faite qu'elle, ne pouvait souffrir que la reine sa mère vît de bon oeil un homme qui avait fait un si grand affront à leur maison. Elle excita ses frères contre lui; mais l'électeur se contenta do lui jeter son chapeau à terre, un jour qu'étant à la prome-

nade à pied, il s'étoit couvert par ordre de la reine, à cause qu'il pleuvoit un peu. Mais le plus jeune de tous, nommé Philippe (il fut tué depuis à la bataille de Rhétel) ressentit plus vivement cette injure, et un soir, proche du lieu où l'on se promène à la Haye, il attaque l'Epinay, qui étoit accompagné de deux hommes, et lui n'en avoit pas davantage. Ils se battirent quelque temps: il survint des gens qui les séparèrent. Tout le monde conseilla à l'Epinay de se retirer, mais il n'en voulut jamais rien faire. Enfin, un jour qu'il avoit dîné chez M. de la Tuilerie, ambassadeur de France, il sortit avec des Loges (fils de madame des Loges). Si l'on eût cru que le prince Philippe eût osé le faire assassiner en plein jour, on n'eût pas manqué de le faire accompagner, et il s'en fallut peu que M. de la Vieuville (le duc d'aujourd'hui), qui avoit dîné chez l'ambassadeur, ne prît le même chemin. Il fut donc attaqué par huit ou dix Anglois, en présence du prince Philippe. Des Loges ne mit point l'épée à la main; l'Epinay seul se défendit le mieux qu'il put; mais il fut percé de tant de coups, que les épées se rencontroient dans son corps. Il voulut tâcher à se sauver, mais il tomba; toutefois il fit encore quelque resistance, à genoux, et enfin il rendit l'esprit.

»Pour ce qui est de la princesse Louise, elle a changé de religion, et est abbesse de Maubuisson, où elle mène une vie exemplaire. Madame de Longueville écrivoit de la Haye, où elle la vit, en allant à Munster: »»J'ai vu la princesse Louise, et je ne crois pas que personne envie à l'Epinay la couronne de son martyre.«« Pour la reine de Bohème, on croit seulement qu'elle étoit bien aise que sa fille se divertît. L'Epinay étoit bien à la cour du prince d'Orange, qui n'étoit pas fâché qu'il fût souvent avec son fils. L'Epinay avoit l'esprit adroit, et assurément il y auroit fait quelque fortune.«

Auch der Kurfürstin Beziehungen zu Lord Craven, sei es nun daß sie als Wittwe sich ihn antrauen ließ, oder nur mit dem Gedanken davon sich beschäftigte, sind nicht allerdings angemessen einer Mutter von dreizehn Kindern, von deren Söhnen drei im

blühendsten Alter durch ein klägliches Geschick hingerafft wurden, die zudem in dem väterlichen, wie in dem angeheuratheten Hause so vielfältiges Unglück erlebt hatte. Von besagtem Lord Craven schreibt Collins, Peerage of England: »William, the eldest son of Sir William Craven, Lord-Mayor, was much affected with military exercises from his youth, and signalized himself in Germany, and in the Netherlands, under Henry Prince of Orange. In which valiant adventures he gained such honour, that, on his return, he was first knighted at Newmarket, March 4. 1626, and was deservedly raised to the degree and dignity of a Baron of this realm, by the title of Lord Craven, of Hampsted-Marshall in the county of Berks, by letters-patent bearing date 12. Martii following.

»In 1631, he was one of the commanders of those forces sent to the assistance of that great hero, Gustavus King of Sweden, then in arms in Germany in defence of the Protestants. And when that monarch, with Frederick, Elector-Palatine, and titular King of Bohemia, marched out of Bavaria, in Feb. 1632, and came before the strong castle of Crutzenack, the English volunteers, by their bravery in three assaults, obliged the garrison to surrender; and the capitulation was signed by William Lord Craven, and Colonel Boulin, Quarter-master-general of the King of Sweden's army. The Lord Craven was wounded in the assaults, and, on his coming into the King of Sweden's presence, was told by him, »»he adventured so desperately, he bid his younger brother fair play for his estate.««

»He was afterwards sent to the assistance of the said Elector-Palatine, who having besieged Limegea in the year 1637, a battle ensued; wherein the Emperor's army being victorious, the Elector, with difficulty, escaped by flight; and his brother Prince Rupert, and the Lord Craven were taken prisoners. As soon as his Lordship obtained his liberty, he went into the service of the States of Holland under the Prince of Orange, where he resided till the restoration of King Charles II. But though he did not personally serve King Charles I. against

his rebellious subjects, yet he manifested his loyalty in sending him divers considerables supplies, as also to King Charles II. in his greatest necessities; as the King himself acknowledged after his restoration, when by his letters-patent, bearing date 16. Martii, 16. Car. II. he advanced him to higher degrees of honour, viz. to the title of Viscount Craven of Uffington, in the same county of Berks, and Earl Craven of Craven, in com' Ebor.

»King Charles, on his restoration, taking into consideration his great losses in his service, created him an Earl, as beforementioned; and in 1670, on the death of George Duke of Albemarle, constituted him Colonel of the regiment of foot-guards, called the Coldstream regiment. He was likewise of the privy-council, Lord-Lieutenant of the county of Middlesex, and of the borough of Southwark, and, June 30. 1660, Custos Rotulorum of Berkshire. He was also High Steward of the University of Cambridge, one of the Governors of the Charterhouse, and one of the Lords proprietors of the province of Carolina in North-America.

»The Earl of Craven continued in the esteem of King Charles II. during the whole course of his reign; and Elizabeth Queen of Bohemia, the King's aunt, committed all her affairs to his Lordship. When King James II. came to the crown, his Lordship attended at his coronation, April 23. 1685, and for some time was in his favour, and was sworn of his privy-council; but at lenght having intimation, that the King would be pleased with the resignatiou of his commission, he said, »»If they took away his regimeut, they had as good take away his life, since he had nothing else to divert himself with.«« Upon which he was allowed to keep the regiment.

»But on King William's accessiou to the crown, the Earl's said regiment was bestowed on General Thomas Talmash; and John Holles, Earl of Clare, afterwards Duke of Newcastle, was constituted Lord-Lieutenant of the county of Middlesex. However, his Lordship, to the time of his death, tho' divested of every office dependant on the crown, was ever ready to serve

the public, and was particularly famous for giving directions in extinguishing fires in the city of London and suburbs; of which he had so early intelligence, and was so ready to mount on horseback to assist whit his presence, that it became a common saying, »»his horse smelt a fire as soon as it happened.««

»His Lordship, in his younger days, was one of the most accomplished gentlemen in Europe, an useful subject, charitable, abstemious as to himself, generous to others, familiar in his conversation, and universally beloved. He died unmarried, on April 9. 1697, aged 88 years and 10 months, and was buried at Binley, near Coventry, April 20. following.«

Dagegen heißt es in dem Biographical Index to the present house of Lords, 1808: »William Earl of Craven is singular in several points of view, for, in the first place, he enjoyed so much of the favor of the Queen of Bohemia, that he was supposed to have been married to her majesty; and, in the next, he displayed a most heroic courage during the plague, having remained in the capital on purpose to prevent tumult and confusion.« Bolkmann ebenfalls bespricht, oder vielmehr verneint die Heurath mit Craven. „Hamsted Marshal ist nun ein artiger Landsitz des Lord Craven. Der jetzige Lord hat das Haus gebauet. Das vorige weit prächtigere Gebäude fieng ein gewisser Lord Craven im verflossenen Jahrhundert an aufzuführen, wie er dachte Carls I. Schwester, die Wittwe des sogenannten Königs von Böhmen zu heyrathen: aus der Sache ward aber nichts und der Bau blieb liegen, bis er vor einigen Jahren abbrannte."

Die Kurfürstin, als Wittwe, lebte eine lange Reihe von Jahren hindurch in Holland, denn ihr Sohn, in sein Erbland wieder eingesetzt, wünschte sie dort nicht zu sehen, ließ ihr nur eine jährliche Pension von 6000 Rthlr. zukommen. Auch ihr Neffe, nachdem er wiederum den Thron seiner Väter bestiegen, setzte ihrer Rückkehr nach der Heimath manch unfreundliche Zögerung entgegen. Am 17. Mai 1661 betrat sie, zum erstenmal wieder den Boden von England, am 16. Febr. 1662 ist sie, fast unbemerkt, zu London mit Tod abgegangen. Der Miß Benger Memoirs of Elizabeth Stuart habe ich nicht benutzen können, und

tröste ich mich dessen gern, da ich in dem Buche nichts mir denken kann, als eine fortwährende Lobrede auf eine Fürstin, welche als das Urbild aller englischen Pruden zu betrachten. Sie war eine Mutter von dreizehn Kindern geworden, die also folgen: 1) Heinrich Friedrich, 2) Karl Ludwig, 3) Elisabeth, 4) Rupert, 5) Moriz, 6) Louise Hollandine, 7) Ludwig, geb. 21. Aug. 1623, † 24. Dec. 1625, 8) Eduard, 9) Henriette Maria, geb. 1626, starb als des Sigismund Rakoczy, Herzog von Munkacs Gemahlin, im J. 1651, 10) Philipp, 11) Charlotte, geb. 19. Dec. 1628, † 24. Januar 1631, 12) Sophie, 13) Gustav, geb. 14. Januar 1632, † 1641.

Heinrich Friedrich, geb. 2. Januar 1614, und von der momentan Böhmen beherrschenden Partei als Thronfolger anerkannt und gekrönt, durfte den Vater in die Reise nach Amsterdam, deren Zweck eine Besichtigung der von Peter Heyn erbeuteten spanischen Silberschiffe, begleiten. Die Jacht traf am Abend des 17. Januars 1629 im Fahrwasser bei Haarlem auf ein großes Fahrzeug, und wurde in dem Zusammenprellen zerschellet. Den Kurfürsten und fünf andere Personen rettete ein herbeieilendes Schiff, die übrigen zehn, darunter der liebenswürdige, hoffnungsvolle Kurprinz, ertranken. Sinkend hatte er gerufen, hilf Vater. Grenzenlos war Friedrichs Schmerz, vielleicht die nächste Veranlassung seines frühzeitigen Todes.

Elisabeth, Nr. 3, geb. 26. Dec. 1618, empfing eine durchaus gelehrte, keineswegs auf das Studium der lateinischen Sprache sich beschränkende Erziehung. Eifrig in ihren philosophischen Forschungen, wurde sie dem berühmten Descartes ein Gegenstand der aufrichtigsten Bewunderung. Er rühmt, von allen seinen Zeitgenossen sei sie die Einzige, die ihn vollständig verstehe, hat ihr auch seine Principia Philosophiae dedicirt, wie Franz van Schooten mit des Descartes Geometria that. Um in keiner Weise in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen gestört zu werden, verbat die Prinzessin die Hand eines Königs, Wladislaw IV. von Polen, der Mutter zu lebhaftem Unwillen. Die Tochter hingegen fand sich glücklich in dem Besitze der Abtei Herford, die, 6000 Rthlr. jährlich abwerfend, durch sie in eine Schule des Cartesianismus umgeschaffen wurde. In Bezug auf ihre geistliche

Würde wird Elisabeth in Schriften häufig die gelehrte Domina, von Imhof miraculum inter eruditas foeminas, infinita rerum omnium cognitione sexum suum supergressa genannt. Wie aber hienieden alle Dinge vergänglich, so hat auch letzlich die gelehrte Domina das alte Sprichwort, je gelehrter, je verkehrter, bewährt. Es schreibt die Herzogin von Orléans, 2. April 1719: „Ich werde so reveux in meinem Alter, daß ich glaube, daß ich bald kindisch werde werden, oder so reveux wie unsere Tante Prinzeß Elisabeth von Herford, welche einen Kammerpott vor eine Maske fordert, und sagte, diese Maske hat keine Augen und stinkt, und wenn J. Liebd. selig Trictrac spielten, spien Sie ins Brett und wurfen die Würfel auf den Boden, sie ist auch ganz kindisch gestorben, und war nur 62 Jahr alt wie sie starb," nämlich den 8. Febr. 1680.

Rupert, Nr. 4, erblickte das Licht der Welt zu Prag, 26. Dec. 1619, und scheint ebenfalls, nach den Beschäftigungen seines spätern Alters zu urtheilen, eine wissenschaftliche Erziehung empfangen zu haben, die ihn doch nicht verhinderte, als dreizehnjähriger Knabe dem Entsatz von Rheinberg beizuwohnen, 1632, und bei dieser Gelegenheit auffallende Proben von Klugheit und Tapferkeit abzulegen. Im Nov. 1635 verließ er den friedlichen Aufenthalt im Haag, um den Hof seines Oheims, K. Karls I. zu besuchen. Nicht viel über ein Jahr hatte er dort zugebracht, und er begab sich, in Folge Verabredung mit seinem Bruder, dem Kurfürsten, nach Deutschland, 1637, zunächst mit der Errichtung eines Reiterregiments sich zu beschäftigen. „Inmassen die beiden Brüder, durch Beihülfe Englands, Frankreichs und der Generalstaaten in Anno 1638 unter Favor der Schweden, so ihnen zum Sammelplatz Minden, Osnabrück und die Stadt Meppen angewiesen, in Westphalen an die 10,000 Mann geworben, des Sinnes, mit Conjunction des hessischen Generals Melander entweder die Unterpfalz wieder zu erobern, oder sich eines andern Staats zu bemächtigen, so diesem gleichförmig wäre. Allein der kaiserliche General Graf von Hatzfeld, Gubernator des westphälischen Kreises, und der Baron von Vehlen ließen gedachte Stadt Meppen, so eigentlich die Prinzen von den Knip-

haufischen angekauft, um des Orts ein Magazin anzurichten, unvermerkter Dingen recognosciren, und gaben, auf erhaltene Nachricht, dem Baron Ketler Ordre, sich deren zu bemächtigen. Welcher sie auch den 11./1. Maji bei Nacht überrumpelt, und allen Vorrath an Ammunition, Geld und andern, so die Pfälzischen allda mit Mühe zusammengebracht hatten, erbeutet.

„Als beide Prinzen sich hierauf mit 15 Compagnien zu Pferd, und 20 Compagnien zu Fuß bei Stadtlen mit den Schwedischen Truppen conjungirt hatten, und die Stadt Lemgow belagerten, wurden sie bei Blotho, dahin sie, auf vernommene Annäherung des Feinds gezogen, von dem oberwähnten General Hatzfeld dergestalt geschlagen, daß alle Artillerie, Munition und Bagage im Stich blieben. Namentlich ist des Kurfürsten völlige Bagage, Silbergeschirr und dabei zu einem peculio gehabte 4000 Jacobiner Species in Gold verloren gangen: doch jederzeit geargwohnet, daß seine eigene Leute diese Barschaft ihm entzogen, und sich zugeeignet haben dürften: diesfalls vor andern Wilhelm Curtium in Verdacht habende. Prinz Rupert muste sich gefangen geben, der Churfürst aber, um nicht in des Feinds Hände zu gerathen, setzte mit einer Carosse von 6 Pferden durch die Weser, und als er wegen Höhe des Ufers ans Land nicht kommen konnte, sprang er heraus, ergriff eine Weide, und schwung sich vermittelst derselben ans Land, von dannen er zu Fuß nach Minden sich salvirte, und daselbst, von Mitteln ganz beraubt, bei dem Rathsherrn Schwechhausen 2 Monat in höchster Geheim enthielte; auch von selbigem, ohne Frau und Hausgenossen wissen zu lassen, wer dieser Fremdling sey, mit aller Nothdurft nach Möglichkeit versorgt wurde: dem er doch hernach solche Treue nicht sonders belohnt haben soll. Als sich Prinz Rupert ergeben hatte, wurde er erstlich nach Warendorf gebracht, von dar aber auf Kaiserlichen Befehl nach Linz in Oberöstreich geführet: doch beider Orten aufs Honorabelste und Fürstlich gehalten; endlich Anno 1641 im October, auf bloße Parole, nicht mehr wider Kaiserliche Majestät und das Erzhaus Oestreich zu dienen, der Gefangenschaft entlassen. Worauf er seinen Weg nach Wien

genommen, und daselbst nicht nur zweimal Audienz, sondern auch die Gnad gehabt, mit Ihro Maj. dem Kaiser im Ballhaus zu spielen, und auf der Jagd zu seyn."

Der Freiheit wieder gegeben, hatte Rupert Eile, in Gesellschaft seines Bruders Moriz nach England zurückzukehren, wo der kurz darauf zum Ausbruch gekommene Bürgerkrieg ihnen vollauf Beschäftigung gab. Die ersten Hiebe hat Rupert ausgetheilt. An der Spitze der ihm untergebenen Reiterschar sollte er die Bewegungen des Grafen von Essex, der im Anzug gegen die Stadt Worcester begriffen, beobachten. Er traf auf Cavalerie, die bereits den Thoren der Stadt nahe gekommen, nur noch durch die Schwierigkeiten des Engpasses aufgehalten. In dieser Lage, wie sie eben angefangen sich zu formiren, wurde sie von dem Prinzen angesprengt, vollständig geschlagen, und über eine Meile weit verfolgt, bis der Anblick der überlegenen Streitkräfte des Grafen von Essex den Sieger bestimmte, sich auf die königliche Armee zurückzuziehen. Diese, zu mehr als 10,000 Mann angewachsen, offenbarte in ihren Bewegungen die Absicht, die Hauptstadt, den eigentlichen Sitz der Rebellion, heimzusuchen; das zu verhindern, folgte Essex ihr auf dem Fuße, und erreichte er am Abend des 22. Oct. 1642 das Dorf Keinton, während die Royalisten in geringer Entfernung zu Edgecoat rasteten. Von der Nähe des Feindes in Kenntniß gesetzt durch den Prinzen Rupert, hielt der König Kriegsrath, und wurde für den folgenden Morgen der Angriff beschlossen, der doch, wegen der mancherlei Vorbereitung, nur um 2 Uhr Nachmittags erfolgte. Das wüthende Anstürmen des Prinzen Rupert hat der Ritter Faithfull Fortescue, der auf den linken Flügel, unter des Schotten Ramsay Befehl gestellt, nicht abgewartet, vielmehr seinen Leuten befohlen, die Pistolen gegen die Erde zu lösen und sich dem Commando des Prinzen Rupert zu übergeben. Fortescue hatte für den irländischen Krieg ein kleines Corps geworben, war aber gezwungen worden, in der Armee des Parlaments zu dienen. Nach seinem Abfall wurde es dem Prinzen um so leichter, den ganzen Flügel in die Flucht zu treiben. Er verfolgte den Feind zwei Meilen weit und ließ Keinton durch

seine Reiter plündern. Der rechte Flügel der Rebellen machte kein besseres Glück, wurde von Wilmot und Arthur Aston geschlagen und in blinder Hast verfolgt. Des Königs Cavaleriereserve, von dem Ritter John Byron befehligt, und meistens aus jungen Leuten ohne Erfahrung bestehend, konnte den Augenblick nicht erwarten, bei der Action sich zu betheiligen, und jagte mit verhängtem Zügel dem linken Flügel der Feinde nach. Daß hierdurch die königliche Infanterie blos gegeben, gewahrte der Ritter Wilhelm Balfour, und mit des Esser Reserve brach er in sie ein. Der Reihe nach wurden die Regimenter gesprengt. Der Graf von Lindsay, an der Spitze seines Regiments in großer Herzhaftigkeit fechtend, wurde tödtlich verwundet und gefangen, starb auch an demselben Abend. Sein Sohn, der ihn befreien wollen, gerieth ebenfalls in Gefangenschaft. Graf Lindsay hatte den Befehl der gesamten Infanterie aus Empfindlichkeit über den Stolz des Prinzen Rupert dem schwedischen General Ruth übertragen. Ruth war ein berühmter Kriegsmann: berühmt ist in unsern Tagen Ruths Käse, die Schöpfung eines in Schonen begüterten späten Enkels geworden. Edmund Verney, der die königliche Fahne trug, wurde getödtet, die Fahne genommen, doch wieder gewonnen, denn zwei schwache Regimenter unterhielten das Gefecht, bis die Reiterei vom Nachhauen zurückkam, und die Dunkelheit die Streitenden schied. An die 5000 Mann waren gefallen, die Verluste auf beiden Seiten in dem Treffen von Edgehill ungefähr gleich. Der eine wie der andere Theil schrieb sich die Ehre des Sieges zu, der Vortheil blieb dem König. Esser zog sich auf Coventry zurück, Karl nahm Banbury mit der Besatzung von tausend Mann, marschirte ohne Hinderniß nach Orford, und setzte durch ausgeschickte Parteien das Parlament und die Hauptstadt in Schrecken.

Der Obrist Urrey, der in der Armee des Parlaments gedient, und Ursachen von Mißvergnügen gefunden hatte, kam nach Orford, dem König seinen Degen anzubieten. Allenfallsigen Zweifeln um seine Aufrichtigkeit zu begegnen, setzte er den Prinzen Rupert in Kenntniß von der Unordnung in den feindlichen Quartieren um Tame, seitwärts von Orford. Sogleich war der

Prinz fertig, von dieser Mittheilung Gebrauch zu machen. In der Nacht des 18. Juni 1643 gelangte er in einem Gewaltmarsch nach Wycombe im Rücken des feindlichen Heeres, vernichtete zwei dort in Besatzung liegende Regimenter, und alarmirte sogar das feindliche Hauptquartier. Alles setzte dort sich in Bewegung, den Prinzen in seinem Rückzug zu verfolgen, die Gefangenen zu befreien, den Schimpf zu tilgen. Rupert sah sich genöthigt, bei Chalgrove Front zu machen, dem ungestümm vorgehenden Feind zu schwerem Verlust, und brach letzlich mit ungemeinem Geschick das ungleiche Gefecht ab, wie er dann mit 200 Gefangenen und reicher Beute Oxford glücklich erreichte. Bei dieser Gelegenheit empfing Hampden die Wunde, welche in den nächsten Tagen seinem Leben ein Ende machte. Er gehörte zu der Elite der parlamentarischen Demagogen, zu den root- and branchmen, also genannt, weil sie nicht allein die Zweige des Königthums und der Hierarchie abhauen, sondern auch den Baum mit allen seinen Wurzeln ausreißen wollten. Die Royalisten freuten sich seines Falls, als eines entscheidenden Sieges, die Republikaner beweinten ihn, und gaben beinahe ihre Sache verloren. Sie täuschten sich beide, nichts in der Welt ist leichter zu ersetzen, als ein Schwätzer.

Der Sieg bei Roundway oder Devizes hatte die vornehmsten Schwierigkeiten, welche das Heranziehen der tapfern Scharen von Cornwall zu der königlichen Armee verhinderten, beseitigt. Die vollständige Vereinigung herbeizuführen, wurde Prinz Rupert detachirt, und als sie erreicht, eine Unternehmung beschlossen, so der Zahl und dem Ruf der Truppen angemessen. Bristol, in Reichthum und Größe die zweite Stadt des Königreichs, sollte genommen werden. Sie hatte zur Besatzung 2500 Mann Infanterie, ein Reiter- und ein Dragonerregiment, und zum Commandanten den Sohn des Lord Say, den Nathanael Fiennes, der, gleich dem Vater, einer der einflußreichsten Führer des Parlaments. Gewahrend, daß die Festungswerke weder regelmäßig, noch vollständig, gebot Rupert schon am andern Morgen, ohne irgend eine Vorbereitung, den Sturm. Die Männer von Cornwall, in Unerschrockenheit den Vendéern des 18. Jahrhunderts gleich, in Haltung, Ordnung und Zucht sie weit überbietend, sollten die westliche Seite

der Stadt bestreiten. Von ihren drei Abtheilungen hatte die mittlere bereits den Wall erstiegen, fand aber eine dermaßen ungünstige Localität, solch heftigen Widerstand, daß sie, nach großem Verlust an Officieren und Gemeinen, ablassen mußte. Mit gleichem Muth und gleichem Verlust, mit besserm Glück bestritt der Prinz die entgegengesetzte Seite. Des Lord Grandison Abtheilung wurde zurückgeworfen, tödtlich verwundet der Anführer, ein gleiches Schicksal traf des Obristen Bellasis Abtheilung, aber Washington bemerkte eine vernachlässigte Stelle in der Courtine, und brach sich dort Bahn, zuerst für sein weniges Volk, dann auch für die Reiterei. Gewonnen waren jedoch lediglich die Vorstädte, ungleich größer ergab sich die Schwierigkeit des Angriffs auf die eigentliche Stadt, „und jedweder hatte durch den bereits erlittenen Verlust, und durch die noch bevorstehende größere Gefahr gar sehr den Muth verloren, als zur großen Freude der ganzen Armee die Stadt zur Uebergabe schlug. Die Besatzung erhielt freien Abzug, 25. Jul., mit Bagage und Waffen, Kanonen, Ammunition, Fahnen ließ sie zurück." Fünfhundert der besten Soldaten haben die Königlichen über diesem verwegenen Handstreich verloren, „der Vortheil war aber so groß, daß die eine Partei eben so viel Muth bekam, als die andere verlor."

Die Belagerung von Glocester hingegen mußte der König bei Annäherung der von Essex zum Entsatz geführten Armee aufheben, 5. Sept., worauf der feindliche General in großer Langsamkeit den Rückzug, der Hauptstadt zu, antrat. Am 20. Sept. fand er vor sich bei Newbury die königliche Armee, und es erfolgte ein scharfes Treffen. Des Parlaments Reiterei wurde mehrmalen von der königlichen geworfen, das Fußvolk aber bewahrte standhaft seine Ordnung, und setzte nicht nur ein wohlgenährtes Feuer, sondern auch einen undurchdringlichen Wall von Piken entgegen den wüthenden Angriffen des Prinzen Rupert und der mehrentheils aus Edelleuten bestehenden königlichen Reiterei. „Vornehmlich zeigte die Miliz aus London alles, was man nur von den erfahrensten Truppen erwartete. Ob sie gleich noch gar nichts von einer Action wußte; ob sie gleich nur vor wenigen Tagen von ihrer gewöhnlichen Beschäftigung abgezogen

war; so hatte sie doch alle kriegerische Uebung ganz genau gelernt, und wurde durch einen unüberwindlichen Eifer für diejenige Sache befeuert, für welche sie Dienste genommen hatte. Indem die Armeen in dem hitzigsten Gefechte zusammen waren, machte die Nacht der Action ein Ende, und der Ausgang blieb unentschieden. Am andern Morgen setzte Essex seinen Marsch fort," verfolgt von dem Prinzen Rupert, der auch einmal seinen Nachtrab in Unordnung brachte. Rupert war es nicht minder, welcher durch gerechte Repressalien dem von dem Parlament ausgehenden Befehl, Irländern kein Quartier zu geben, Einhalt that. Bedeutender noch ergab sich der durch ihn am 21. März 1644 erfochtene Sieg. Mit einem geringen Volk durchbrach er die mit der Belagerung von Newark beschäftigten Feinde, und dermaßen verwegen ist er unter sie gesprengt, „daß er erkannt, und von drei kühnen Soldaten gefährlich angefallen wurde. Er tödtete aber einen von denselbigen mit seinem Degen, der andere wurde von einem seiner Edelleute, die er um sich hatte, mit einem Pistol erschossen, und der dritte wollte seine Hand an des Prinzen Ritterzeichen, so er an dem Halse trug, legen, und hätte ihne auch dabei unfehlbar fest gekriegt, wann nicht William Neal solches durch Abhauung des Kerls Hand annoch verhindert hätte." Mit der vollständigen Niederlage einer Armee von 8000 Mann und ihrer Capitulation hat Rupert den Entsatz der wichtigen Stadt besiegelt. Es war das gleichsam die Erwiederung auf das königliche Patent vom Januar 1644, wodurch er zum Herzog von Cumberland und Grafen von Holderneß ernannt worden, auf tödtlichen Abgang (11. Dec. 1643) des letzten Grafen von Cumberland, Heinrich Clifford.

Aber im Nördlichen hatte die Lage der Dinge, durch die Vereinigung der drei Armeen von Manchester, Fairfax und Leven eine sehr bedrohliche Wendung genommen. In York belagert, verlangte der Marquis von Newcastle, der Royalisten Helm und Schild in jenen Gegenden, dringend Hülfe, und sie ihm zu bringen, wurde der Prinz Rupert beordert, 14. Jun. Es hatte dieser zeither in Cheshire und Lancashire sich beschäftigt, Stockport, Bolton, Liverpool genommen, Lathamhouse entsetzt,

nachdem es durch die Eigenthümerin, die Gräfin von Derby, 18 Wochen lang auf das Entschlossenste vertheidigt worden. Auf Empfang des königlichen Befehls setzte der Prinz sich sogleich in Bewegung, es kamen ihm auf dem Marsch Verstärkungen zu, und an der Spitze eines Heeres von 20,000 Mann gedachte er den Feind innerhalb seiner Linien vor York aufzusuchen. Der hat aber sofort seine Schanzen verlassen (1. Jul.), und von freudigem Jubel begrüßt, hielt Rupert seinen Einzug in die befreite Stadt, die er zwar schon am andern Tage verließ, um auf Marstonmoor die blutige und entscheidende Schlacht zu liefern.

In Stärke waren beide Heere einander gleich, ein jedes zählte 23,000 Mann, darunter zwei Fünftel Reiterei. Gegen 5 Uhr Abends, 2. Jul. 1644, befanden sie sich in Schlachtordnung einander gegenüber, doch durch einen schmalen Graben oder Bach getrennt. Es ergab sich eine feierliche Pause, das eine Heer betrachtete das andere, in schweigsamer Ungewißheit das Zeichen der Schlacht erwartend. Es ward 7 Uhr, zum Angriff schmetterten die Trompeten. Rupert, den rechten Flügel befehligend, hatte den Cromwell gegen sich, und die auserlesensten Truppen des Parlaments, welche, unter diesem entschlossenen Führer an Gefahren gewöhnt, durch Andacht begeistert, durch die strengste Kriegszucht gehärtet waren. Nach einem scharfen Gefecht wich die königliche Reiterei, und die ihr zur Seite im Centrum aufgestellte Infanterie wurde gleichfalls über den Haufen geworfen, in die Flucht getrieben. Einzig Newcastles Regiment wich nicht vom Platze, und in der geschlossenen Ordnung, in welcher es gefochten, deckte es den Boden mit seinen todten Leibern. Auf dem andern Flügel focht Fairfax mit nicht minderem Glücke, und in der Verfolgung der weichenden Gegner hatte er beinahe die gleiche Linie mit Cromwell erreicht, als der Ritter Karl Lucas, welchem Newcastles Reiterei untergeben, die Ordnung seiner Scharen wieder herstellte, und in einer verzweifelten Charge die Reiterei des Parlaments brach, sie auf ihre Infanterie warf, und den ganzen Flügel in die Flucht trieb. Er wollte sich ihrer Wagenburg bemächtigen, und traf darüber auf den von Cromwell befehligten Flügel, der die Verfolgung seines Vortheils nicht weiter ausdehnen

wollen. Nochmals mußte um den Sieg, den jede Partei errungen zu haben glaubte, gestritten werden. Die Fronte beider Heere hatte sich gänzlich umgewendet, jede Armee stand auf dem Boden, den im Beginn der Schlacht ihr Feind eingenommen hatte. Dieses zweite Treffen wurde eben so verzweifelt und wüthend ausgefochten, als das erste: aber der Sieg, nachdem man von beiden Seiten das Aeußerste geleistet, erklärte sich ganz und gar für das Parlament. Indem durch den Austausch der Positionen den Royalisten der Weg nach York abgeschnitten, mußten ihrer 15,000 das Gewehr strecken; 4150 Leichname wurden auf dem Schlachtfelde begraben.

Der Marquis von Newcastle, Wilhelm Cavendish hatte sich, gegen alle seine Neigungen, einzig aus Ehrgefühl und ritterlicher Anhänglichkeit für die Person des Königs, den Wechselfällen des Kriegs ausgesetzt. Er lernte dessen Gefahren verachten, aber seinem Hang zur Bequemlichkeit blieb das rauhe Handwerk stets beschwerlich. Freigebig und großmüthig, die feinsten Sitten mit natürlicher Leutseligkeit verbindend, hatte er der einmal ergriffenen Partei viele Freunde zugeführt. Aber inmitten der kriegerischen Thätigkeit sehnte sich sein Gemüth nach den Genüssen, welche allein der Frieden und der Verkehr mit den Künsten gewähren können. Manche gefährliche Stunde hat er in poetischen Uebungen oder in dem Umgang mit Gleichgesinnten vertändelt, gar häufig in der Wahl seiner Officiere durch die geistige Verwandtschaft sich leiten lassen. Zu seinem General-Lieutenant ernannte er einen Dichter von Belang, den Ritter Wilhelm Davenant. Andere, denen er sein Vertrauen schenkte, waren vielmehr die Genossen seiner Vergnügungen, als zu ernster Wirksamkeit tüchtig, und durchaus unbekannt mit der Strenge und Aufmerksamkeit, welche der Kriegszucht zuverlässigste Stützen.

Als Prinz Rupert, wider des Marquis Rath, zu schlagen sich entschloß, und alle Befehle ausgab, ohne sie mit ihm zu überlegen, zog er zwar in die Schlacht, aber, wie er sich ausdrückte, nur als ein Freiwilliger, und ohne sich anders, denn durch die ausgezeichnetste persönliche Tapferkeit bei ihr zu betheiligen. Nachdem vernichtet worden in einer Stunde, was er durch eine ganze

Reihe von Anstrengungen erreicht hatte, erschrack er vor dem Gedanken, das mühselige Tagewerk noch einmal vornehmen zu sollen. Verloren gebend die Sache, für welche bis dahin er gestritten, überredete er sich, daß er seiner Ehre schuldig, eine Partei, welche so unwürdig ihm lohne, aufzugeben. Am folgenden Morgen ließ er den Prinzen seinen Entschluß, augenblicklich das Königreich zu verlassen, wissen, und ohne Verzug schiffte er, von den Lords Fauconberg und Widdrington begleitet, zu Scarborough sich ein. Eine Reihe von Jahren, bis zur Restauration, lebte er, unter den schmerzlichsten Entbehrungen im Ausland, ohne daß er versucht hätte, durch eine den Machthabern bezeigte Deferenz die Rückgabe des reichen ihm entzogenen Besitzthums zu erkaufen, „und diejenigen, die seine Verdienste mit der wenigsten Gunst beurtheilen, gestehen doch, daß die Treue und die Dienste eines ganzen Lebens eine einzige übereilte Handlung, wozu der Zorn ihn verleitet hatte, genugsam vergüten."

Daß des Prinzen Rupert herrischer Sinn dieses Zornes eigentliche Veranlassung, ist wohl nicht zu bezweifeln, wohl aber wird Rupert gegen den Vorwurf, daß er, „dessen kriegerische Gemüthsart nicht genugsam durch die Klugheit gemäßigt, noch durch Gefälligkeit gemildert war," gegen Newcastles Ansicht die unglückliche Schlacht erzwungen habe, durch des Königs Schreiben vom 14. Juni gerechtfertigt. Zwei Dinge, heißt es darin, seien unerläßlich für die Erhaltung der Krone, der Entsatz der Stadt York und die Niederlage des vereinigten Heeres. Daß ein Feldherr nicht immer verantwortlich, wenn der gehoffte Sieg in eine Niederlage sich verwandelt, hat schon Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar anerkannt. Es wurde an Ludwigs XIV. Hofe die Schlacht bei der Conzer Brücke besprochen. »On voulut excuser le maréchal de Créquy; le roi convint que c'étoit un très brave homme; mais ce qui est désagréable, dit-il, c'est que mes troupes ont été battues par des gens qui n'ont jamais joué qu'à la bassette: il est vrai que ce duc de Zell est jeune et joueur; mais voilà un joli coup d'essai. Un autre courtisan voulut dire: Mais pourquoi le maréchal de Créquy donnoit-il la bataille. Le roi répondit, et se souvint d'un

vieux conte du duc de Weimar, qu'il appliqua très bien. Ce Weimar, après la mort du grand Gustave, commandoit les Suédois alliés de la France; un vieux Parabère, cordon bleu, lui dit, en parlant de la dernière bataille qu'il avoit perdue: Monsieur, pourquoi la donniez-vous? Monsieur, lui répondit le duc de Weimar, c'est que je croyois la gagner; et puis se tourna: Qui est ce sot cordon bleu-là.«

Auch Rupert hatte Eile, nach den westlichen Provinzen zurückzukehren, wo er an der Severne mehre feindliche Parteien schlug, dann dem König ein Reitercorps zuführte, stark genug, den unlängst bei Newbury erlittenen Verlust zu ersetzen, zugleich aber auch eine große Plage für die ganze Umgebung von Oxford, denn die ärgsten Ausschweifungen pflegte der Prinz, in seiner Verachtung für alles, was nicht Waffen trug, den Soldaten nachzusehen. Dem König brachte es daher wenig Vortheil, als er an die Stelle Ruthens, dem man von wegen seiner Gebrechlichkeit gerathen hatte, abzudanken, den Prinzen Rupert setzte, dem namentlich in der Armee seine harte und herrschsüchtige Gemüthsart allgemeinen Haß zugezogen hatte. Es ergab sich, theilweise hiervon eine Folge, in derselben die beunruhigendste Insubordination, abgesehen davon, daß sie in einer Menge von kleinen Besatzungen zersplittert, als welchen Fehler Rupert nicht zu verbessern wußte. Unter solchen Auspicien wurde bei Naseby geschlagen, 14. Juni 1645. Den rechten Flügel commandirte Prinz Rupert, und wie allzeit that er den ersten Angriff, der von dem glänzendsten Erfolge begleitet. Der ganze feindliche Flügel wurde allen Anstrengungen Iretons zu Trotz über den Haufen geworfen, der General selbst verwundet, und für eine Stunde der Sieger Gefangner. Allein die Lehren der Erfahrung waren jederzeit für Rupert verloren. Als ein Rasender seinen Vortheil verfolgend, verschwand er vom Schlachtfeld, während Cromwells meisterhafte Führung die Niederlage der Königlichen im Mitteltreffen und auf dem linken Flügel entschied. Zu spät erkannte Rupert seinen Fehler, von dem fruchtlosen Angriff auf die feindliche Artillerie ablassend, sprengte er mit seinem Geschwader der Stelle zu, wo der König sich abmühte, die Trümmer seines Fußvolks zum Stehen zu bringen. Eine schwache Hoff-

nung regte sich in seiner Brust beim Anblick dieser sieghaften Reiterei. Karl glaubte, ihr seine Gefühle mittheilen zu können, sprach: „noch ein Angriff, und wir werden den Verlust ausgleichen." Aber zu einleuchtend war einem jeden die verzweifelte Lage der Dinge, und um keinen Preis von den Entmuthigten eine letzte Anstrengung zu erlangen. Alles warf sich in die Flucht, und wurde die Verfolgung unter großem Blutvergießen bis beinahe zu den Mauern von Leicester fortgesetzt, dabei selbst der Frauen nicht verschont. Deren Hundert, darunter Damen von hohem Rang, starben in der Flucht. Den vollständigsten Sieg hatten die Truppen des Parlaments errungen. Fortan sollte nicht mehr um ein Königreich, nur um den Besitz einzelner Festen Karl I. streiten, und der Anhäufung von Unglücksfällen erliegend, riethen viele seiner Freunde, selbst Prinz Rupert, der bis dahin nur für den Krieg geathmet hatte, mit Ungestümm, die vom Parlament gebotenen Vergleichspunkte anzunehmen.

Ob diese veränderte Stimmung auf Ruperts Verhalten zu Bristol wirkte, läßt sich nicht allerdings ermitteln. Er hatte die Vertheidigung des Platzes übernommen, sich vermessen, vier Monate lang ihn gegen alle Anstrengungen des Feindes zu behaupten; ihn zu entsetzen, war der König bis Ragland-Castle gekommen, und er vernahm, daß Bristol bereits in des Feindes Gewalt sich befinde. Kaum hatte Fairfax die Außenwerke mit Sturm genommen, in einem ungemein verbindlichen Schreiben den Prinzen unterhalten von der Ehrfurcht, welche Parlament und Volk für seine Familie, hohe Geburt, Tapferkeit und andere ungemeine Qualitäten trügen, als er am 11. Sept. 1644 capitulirte. Daß ein Prinz vom Hause, ein Befehlshaber, dessen Ruf, so viel Muth und Treue betrifft, unbefleckt, in der dritten Woche gegen sein ausdrückliches Versprechen eine Stadt von solcher Bedeutung übergeben haben sollte, schien dem König unglaublich. Verdacht und Mißtrauen erfüllten sein Gemüth. Er wußte nicht, ob das Beginnen seines Neffen der Feigheit, Kleinmüthigkeit oder persönlicher Abneigung zuzuschreiben, aber die Folgen eines Ereignisses, welches ihm nicht minder verderblich ausschlagen mußte, als die Schlacht bei Naseby, stellten sich ihm deutlich dar.

In der gereiztesten Stimmung widerrief er die dem Neffen ertheilten Vollmachten, befahl ihm zugleich, das Königreich zu verlassen; sein Betragen zu überwachen, um bei dem ersten Zeichen von Ungehorsam ihn verhaften zu lassen, wurde dem geheimen Rath aufgegeben, die Festsetzung seines Freundes, des Obristen Legge befohlen, Thomas Glenham zu seinem Nachfolger in dem Gouvernement von Oxford ernannt. „Sagt meinem Sohn," äußert der unglückliche Monarch, „es würde mich weniger schmerzen, vernehmen zu müssen, daß er am Haupt verwundet sei, als die Uebergabe von Bristol auf die eingegangenen Bedingungen." Zwei Tage vor der Uebergabe von Oxford verließ Rupert die Stadt, um sich vorläufig nach Frankreich, dann nach Holland zu begeben, wo die steigenden Gefahren des Königs ihn bestimmten, die ersten Schritte zu einer Aussöhnung mit dem königlichen Hause zu thun.

Er folgte dem Prinzen von Wales an Bord der Flotte, welche dem Parlament den Gehorsam aufgesagt hatte, fand aber für seine entschiedenen, der Lage der Dinge angemessenen Rathschläge kein Gehör. Wäre die Flotte vor der Insel Wight erschienen, so ist kaum zu zweifeln, daß K. Karl die Freiheit wieder erhalten hätte; aber der Kriegsrath entschied, es sei dem königlichen Interesse zuträglicher, nach der Themsemündung zu segeln, wo dann eine lange und kostbare Zeit über dem Versuch, durch eine lebhafte Correspondenz das Parlament und die Stadt zu gewinnen, verloren ging. Unverrichteter Dinge mußte die Flotte am 30. Aug. 1648 der holländischen Küste zusegeln. Sie wurde, bevor K. Karl II. die Reise nach Schotland antrat, dem Commando des Prinzen Rupert untergeben, lichtete im März 1649 abermals die Anker, und fügte in dem irländischen Canal dem Handel der Engländer schweren Schaden zu. Vane, dem die Sorge für die Seemacht übertragen, setzte dem Prinzen eine bedeutende Flotte unter den Befehlen von Blake, Dean und Popham entgegen. Rupert wich, Angesichts der Uebermacht, und suchte Sicherheit in dem Hafen von Kinsale (Mai 1649). Die Strandbatterien hielten den Feind in Ehrfurcht, das Wohlwollen der Irländer versah die Flotte mit Lebensmitteln, verstärkte ihre Bemannung. Aber

Cromwells Fortschritte zu Land machten das Asyl unhaltbar; mit Verlust von drei Schiffen brach Rupert sich Bahn durch das Geschwader, so ihn blokirt hielt, er segelte nach den Küsten von Spanien, und fand für die Wintermonate einen sichern Ankerplatz im Téjo.

Im März 1650 legte sich Blake mit 18 Schiffen vor die Barra von Lissabon, und verlangte die Ermächtigung, den Piraten an der Hafenstelle, wo er geankert, anzugreifen. Das verweigerte der König peremptorisch, und Blake, der mit Gewalt den Fluß hinauf segeln wollte, wurde durch das Feuer der Hafenbatterien zurückgewiesen. Er nahm dafür Rache an dem portugiesischen Handel und König Johann, das Vergeltungsrecht übend, ließ die englischen Kaufleute festsetzen, ihr Eigenthum bestricken. Inzwischen beunruhigten ihn seiner Unterthanen Verluste, und er nöthigte den Prinzen, den Téjo zu verlassen, Oct. 1650. Dieser wendete sich nach dem mittelländischen Meer, und trieb, seine Leute zu ernähren, Seeräuberei, die nicht nur englische, sondern auch spanische und genuesische Schiffe, überhaupt alle, die sich nicht wehren konnten, traf. Durch die englische Seemacht aus dem Mittelmeer verjagt, segelte er nach Westindien, wo er vornehmlich den spanischen Handel, weniger die Engländer belästigte. Seine Streitkräfte schmolzen jedoch, in dem Maße die Gegner sich verstärkten, und er sah sich genöthigt, die ferner keine Beute verheißenden Gewässer zu verlassen: im März 1652 ging er im Hafen von Nantes vor Anker: seine beiden, übel zugerichteten Kriegsschiffe verkaufte er an den Cardinal Mazarin.

Mittlerweile war des Kurfürsten Karl Ludwig Restauration erfolgt, und von diesem forderte Rupert, der damals nicht ungeneigt, sich zu vermählen, das Amt Lautern, oder eine anderweitige Apanage. „Da dann der Churfürst ihm allen Verdruß angethan, und unter dem Vorwand, zu Heidelberg im Schloß ein- und anders bauen zu lassen, sich nach Altzey (woselbst eben keine sonderliche Gelegenheit war, eine große Hofstatt zu logiren) erhoben. Da ihm zwar Prinz Ruprecht dahin gefolgt, aber endlich, da ihm daselbst der Churfürst kein besser Tractament, als zu Heidelberg, geniessen lassen, der Sache müd worden, und

sich wieder gen Heidelberg gewandt. Als er aber ins Schloß gewollt, von der Wacht nicht eingelassen worden, mit Vermelden, daß der Churfürst deswegen schriftliche Ordre ergehen lassen. Und da man ihm solche, auf beschehenes Begehren, gezeigt, hat er unter freyem Himmel mit aufgehobenen Fingern zu GOtt geschworen, die Pfalz nimmer zu betreten, es auch nachgehends gehalten. Dann da der Churfürst gesehen, daß des Churprinzen Carls Ehe unfruchtbar sey, und ihn schriftlich ersucht, er solle sich ins Reich begeben, und anständig vermählen, weiln zu besorgen, wo die Simmerische Linie erlöschen und die Neuburgische zur Chur und Succession kommen würde, daß die gute Pfalz vielen und schweren Fatalitäten beydes in ecclesiasticis und civilibus unterworfen seyn werde rc. Zu standsmäßigem Unterhalt wolle er ihm ein genugsames Ambt abtreten und eingeben rc., hat er Prinz Ruprecht in Antwort gemeldt: daß er auf seine, des Churfürsten, Veranlassung, ein feyerliches Gelübd zu GOtt gethan, die Pfalz nicht mehr zu sehen. Wolle also bey seinem so betheuerlich beschwornen Vorsatz bleiben. — Da er zu seinem unterhaltlichen Besitz und demnächst vorhabender Verehelichung von Churpfalz nichts auszuwirken vermochte, reisete er nach dem Kaiserlichen Hof, woselbsten er ein Generalat erlangte, und fürters der ersten Belagerung Stettins beywohnte."

Dem Throne seiner Väter wieder eingesetzt, hatte Karl II. Eile, den erprobten Vertheidiger dieses Throns, den Vetter um sich zu sehen. Prinz Rupert wurde im April 1662 in den geheimen Rath aufgenommen, im Dec. desselben Jahrs zum Mitglied der Londoner Societät erwählt. Im Mai 1666 übernahm er, gemeinschaftlich mit dem Herzog von Albemarle den Oberbefehl der Flotte; es war ihm widerwärtig, daß ein Anderer ihm gleichstehen sollte, aber der König glaubte dem allgemeinen Wunsch der Nation nachgeben zu müssen. Die Flotte verhöhnte ungestraft die Küsten der Niederlande, kehrte nach den Dünen zurück. Eine falsche Nachricht veranlaßte den Prinzen, der mit dem andern Admiral selten übereinstimmte, einen königlichen Befehl auszuwirken, laut dessen er mit 20 Segeln auslaufen sollte, um die von dem Herzog von Beaufort befehligte französische Flotte aufzusuchen,

während Albemarke, Monk, mit 54 Schiffen nach der entgegengesetzten Richtung in See gehen würde. Aber schon am nächsten Morgen, 1. Juni wurde, dem Herzog unerwartet, die holländische Flotte, über 80 Segel stark, signalisirt. Es entspann sich ungesäumt ein Gefecht, das zwei Tage lang fortgesetzt, der ganzen englischen Flotte den Untergang drohte. Monk, nachdem er einen Theil seiner entmasteten Schiffe in Brand gesteckt, den andern Befehl ertheilt hatte, dem nächsten Hafen zuzueilen, stellte am Morgen des 3. Juni die 16 ihm gebliebenen Fahrzeuge, als eine Nachhut dem verfolgenden Feind entgegen. Aber in der Eile der Flucht geriethen sie auf die Sandbänke bei Galloper, wo der Stolz der englischen Seemacht, der Prince-Royal unterging, der Rest der Flotte wohl schwerlich ein besseres Schicksal gefunden haben würde, so nicht endlich Prinz Rupert mit seinen 20 Schiffen sich zum Beistand einfand, nachdem er schon am 1. Juni Befehl erhalten, von St. Helens Rhede zurückzukommen. Sein Eintreffen stellte die einander bekämpfenden Flotten ins Gleichgewicht; am Morgen des 4. Juni erneuerte sich das Gefecht: in Linien aufgestellt, segelten die Flotten fünfmal an einander vorüber, und mit großer Hartnäckigkeit wurde gestritten, bis ein dichter Nebel weitere Anstrengungen untersagte. Die Engländer waren die ersten ihre Häfen zu suchen.

Die Vereinigung mit der französischen Flotte konnte den Holländern entschiedene Ueberlegenheit geben. Sie zu erleichtern, legte sich de Ruyter, sobald seine Schiffe ausgebessert, vor die Mündung der Themse. Prinz Rupert und Albemarle eilten, ihn von dannen zu vertreiben. In dem Treffen vom 25. Jul., wo eine jede der Flotten an die 80 Segel zählte, wurde abermals mit großer Hartnäckigkeit gestritten, wenn auch der Holländer Vordertreffen gänzlich unterlag. In dem Moment der Entscheidung wurde van Tromp, man weiß nicht ob durch Zufall oder aus Absicht, von dem Haupttreffen getrennt, und sollte de Ruyter ganz allein den vereinigten Kräften der Engländer widerstehen. Er behauptete sich in seiner Stellung, bis die Nacht die Flotten schied, und der unterliegende Theil bei der Insel Wieringen eine sichere Zufluchtstätte gefunden hatte. Obgleich der Verlust der

Holländer nicht sehr bedeutend, so gewannen doch die Engländer hiermit entschiedene Ueberlegenheit; wochenlang segelten Rupert und Monk triumphirend längs der Küste hin, nicht zufrieden mit der Blokade der Häfen, ließen sie, belehrt durch die von einem Eingebornen empfangenen Anweisungen, den Sir Robert Holmes mit einer Anzahl von Booten und Brandern dem Blie eindringen. Es war dort die Station, in welcher die nach der Ostsee bestimmten Kauffahrer sich zu sammeln pflegten, und sind deren 150, samt zwei Kriegsschiffen, ein Raub der Flammen geworden, 9. Aug. Ludwig XIV., besorgend, daß die Holländer dem Unglück erliegen möchten, oder daß wenigstens sein Freund de Witt der Regierung entsetzt werden könnte, ließ nun endlich die so lange erwartete Flotte des Herzogs von Beaufort ihre Bewegung antreten, und sollte sie im Canal die Vereinigung mit den Holländern bewerkstelligen. Diese hatten die Straße von Dover passirt, als sie der bedeutend verstärkten Flotte des Prinzen Rupert ansichtig wurden. De Ruyter befand sich an Bord, lag aber krank darnieder, und die Mannschaft hatte kein Hehl ihrer Abneigung, unter einem andern Führer zu fechten; man fand es räthlich, auf der Rhede von Saint-Jean vor Boulogne Schutz zu suchen. Dahin zu folgen wagte Rupert nicht, er wendete sich aufwärts, den französischen Admiral im Canal aufzusuchen. Die Heftigkeit der Winde nöthigte ihn jedoch, bei St. Helens Rhede anzulegen, und die französische Flotte konnte Dieppe erreichen, ohne einen Feind gesehen zu haben. Die von beiden Seiten so sehr gewünschte Vereinigung mußte unterbleiben, und Beaufort befand sich bedeutend compromittirt. Er wußte gleichwohl der Gefahr auszuweichen, und gelangte glücklich nach Brest, ein einziges Schiff von 54 Kanonen haben die Engländer ihm genommen.

In dem Krieg von 1673 traten dagegen die Franzosen als der Engländer Verbündete auf. Prinz Rupert befehligte eine combinirte Flotte von 90 Linienschiffen. Man rechnete darauf, er werde mit dieser furchtbaren Macht das Meer säubern, allein er entsprach keineswegs seinem Ruf; dreimal, den 28. Mai, 4. Junius und 27. Aug. kam er mit de Ruyter zum Gefecht, ohne bedeutenden Schaden zuzufügen oder zu erleiden. In der letzten Schlacht hatte

er de Ruyter zum unmittelbaren Gegner. „Niemals hat sich der Prinz eine mehr verdiente Ehre erworben: seine Klugheit und seine Tapferkeit zeigten sich hier im vorzüglichsten Glanze; nachdem er seine Escadre von der Menge der Feinde, welche ihn von allen Seiten umringten, losgemacht hatte, und zu seinem Contreadmiral, dem Ritter John Chichely, der von ihm getrennt worden, gestoßen war, eilte er dem Sprague zu Hülfe, dem Tromps Escadre sehr zusetzte." Sprague hatte, nachdem sein Schiff, der Prince royal dienstunfähig geworden, den S. George bestiegen, und schickte sich eben an, einem dritten Schiffe seine Flagge aufzustecken, als ein Schuß, den S. George durchbohrend, sein Boot traf und samt der ganzen Bemannung versenkte.

„Der Prinz Rupert fand die Sachen in diesen gefährlichen Umständen, und sah, daß die meisten Schiffe von der Escadre des Sprague außer Stande waren, zu fechten. Das Gefecht fieng wieder an, und wurde sehr hitzig und blutig. Der Prinz brachte den Feind in große Unordnung. Um diese zu vermehren, sandte er zwey Brander unter sie, und gab zugleich der französischen Flotte ein Zeichen anzurücken; und wenn dieses geschehen wäre, so würde er einen gänzlichen Sieg erfochten haben. Als der Prinz aber sah, daß sie auf sein Zeichen nicht achteten, und daß die meisten von seinen Schiffen nicht mehr im Stande waren, die See lange zu halten; so sorgte er klüglich für ihre Sicherheit, und segelte nach der englischen Küste zurück. Der Sieg in diesem Treffen war eben so zweifelhaft, als in allen vorigen."

Der Prinz war auch beauftragt gewesen, die von Friedrich von Schönberg, Schomberg, commandirten Landungstruppen zu convoyiren, und irgendwo an der holländischen Küste auszusetzen. Mit der See-Etikette unbekannt, ließ Schomberg die Regimentsfahne an den Mast seines Schiffes heften, um damit den Mannschaften in den übrigen Schiffen die Signale geben zu können. Rupert aber, der darin einen Subordinationsfehler oder eine Beleidigung fand, ließ zweimal in das Takelwerk schießen, und ertheilte Ordre, des Generals Schiff in den Grund zu bohren, wenn nicht unverzüglich die Flagge gestrichen werde. Schomberg

gab widerstrebend nach, und die Convoi steuerte der holländischen Küste zu. Es kam aber nicht zum Landen. Rupert, nachdem er das feindliche Ufer von der Maas bis zur Ems erschreckt, ließ die Landungstruppen nach Yarmouth zurückbringen. Schomberg, die Heftigkeit des Prinzen bei dem Vorfall mit der Flagge, und die Weigerung, seine Truppen irgendwo auf feindlichem Boden auszusetzen, persönlichem Groll zuschreibend, forderte ihn, jedoch wurde die Sache durch des Königs Verbot ausgeglichen.

Die geringen Erfolge des Prinzen zu erklären, führen seine Freunde an, daß er, der Politik des Hofes abgeneigt, von demselben nur kärgliche Unterstützung empfange, zumal der Herzog von York, obgleich er als Katholik die Flotte nicht mehr anführen durfte, immer noch auf die Admiralität entscheidenden Einfluß übte. Daß es ihm an allem fehle, an Pulver, Kugeln, Lebensmitteln, sogar an Wasser, hat der Prinz geklagt. Dagegen behauptete ein Officier, der die letzten Seezüge mitgemacht, Prinz Rupert sei zu eng mit der Landpartei verbündet gewesen, als daß er einen Sieg habe erfechten wollen, der ihren Gegnern, der Hofpartei, das Uebergewicht geben mußte. Jedenfalls war von dem an seine politische Laufbahn geschlossen, nur daß er 1679 in den neugebildeten Staatsrath aufgenommen wurde. Das Schloß Windsor, wo er als ranger zu gebieten hatte, wurde sein gewöhnlicher Wohnsitz, und daselbst beschäftigte er sich, der „rohe Fremde", wie nicht selten „die rothhaarigen Barbaren" ihn nannten, vorzüglich mit Physik und Mechanik, „in welchem studio er auch so ungemeine Proben gethan, daß ihn der verkappte Realis de Vienna (oder, wie er geheißen, Gabriel Wagner) in seiner 24sten Vernunftsübung den Erfinderischen Fürsten genannt, und König Alfonso X. in Castilien vorgezogen. Unter selbigen zeugen von seiner ungemeinen Scharfsinnigkeit 1) die Invention eiserne Stücke zu gießen, und dieselbige weich und zähe zu machen, daß man sie drehen können, wie Kupfer, dabey sie doch im Schießen besser gewesen, als die von Metall. 2) Die Manier, dreymal scharf aus einem Stück zu schießen, ehe ein Musquetierer einmal auf die gemeine Weise seine Musquete laden und schießen

können. 3) Die Invention von einer Windmühle, wie ein Horizontal-Haspel. 4) Die Manier, die natürliche Marmorsteine zu beitzen und zu poliren, daß ganze Historien darauf gemahlet werden können. 5) Die Kunst, mit dem sogenannten blauen Stein und Steinkohlen das Eisen zu schmelzen, daß es nicht brüchig werde. Von welchen allen der bekannte Johann Joachim Becher, der sehr genau in Engelland mit ihm umgegangen, zu lesen in seiner Närrischen Weisheit, Sectione I. am 34, 48, 85 und 147 Blatt." Rupert hat ferner das sogenannte Prinzenmetall erfunden, auch der Londoner Societät seine Erfahrungen, in Bezug auf die Verbesserung des Schießpulvers mitgetheilt. Von einer sehr wesentlichen Verbesserung der Art spricht der unterrichtete, treuherzige, keineswegs zum Aufschneiden geneigte Johann Weichard Valvasor, Freyherr.

„Was durch die Syn- und Antipathiam sich zu wegen bringen lasse, fällt zwar dem, der die Wissenschaft nicht hat, noch den Grund kennt, fast unbegreiflich. Wer hätte ihms wohl eingebildet, daß ein Synpathisches (oder Synpathetisches) Zünd- und Schießpulver sich bereiten liesse, welches sowohl in der Nutzbar- als Schädlichkeit, dem gemeinen Büchsenpulver es weit zuvor thäte? Dennoch ist ein solches, erst vor wenig Jahren, erfunden. GOtt gebe, daß es niemals recht ausbreche, noch bekannt werde, sondern im Schatten verbleibe: sintemal sonst ungläublich viel Uebels, und die allerschädlichste Händel damit könnten gestiftet werden.

„Wann ich ein solches synpathetisches Pulver (oder Pulver der Mit-Empfindung) in zwey, oder hundert, oder nach Belieben in mehr Theil theilete; hernach solche Theile in unterschiedliche Städte und Länder, in mancherley Oerter hinlegte, und (zum Exempel) in einer Stadt etwas solches Pulvers unter ein Dach, und einen andren Theil in einem Schiffe verbergte, wiederum einen andren in einen Pulverthurn oder Zeughaus thäte: nachmals das meinige, bey mir daheim, anzündete; müßte an allen Orten das hingeschüttete Pulver gleichfalls entbrennen. Oder dafern ungefähr solcher Ort, wohin ich ein solches Pulver gelegt hätte, in Brand geriethe, würde sich gleichfalls anderswo an allen

Orten das dahin geschüttete Pulver, auch das meinige in meinem Hause entzünden.

„Mancher wird Zweifels ohn hierüber die Ohren spitzen, oder den Kopf schütteln, und nicht glauben, daß ein solches Geheimniß in der ganzen Natur anzutreffen, ich weiß aber, daß noch größere Heimlichkeiten in der Natur stecken, als dieses. Sie seynd aber nur Wenigen bekannt, und zwar solchen, die das Maul wohl halten können, und dergleichen Verborgenheiten mit dem Siegel der Verschwiegenheit bey sich zu verschließen wissen. Ich mache aber allhie nicht viel Worte weiter davon, weil es dem, der es nicht gesehn hat, fast unglaublich scheint, zudem auch niemand bishero noch was davon geschrieben hat. Ich hätte auch dieses Synpathetischen Pulvers keine Meldung gethan, wann mich nicht der Antipathetische Türkengift dazu veranlaßt, und ich dieser Tagen nicht ein Buch angetroffen hätte, darin solches Pulvers gedacht wird. Daß ein solches Arcanum neulich erfunden worden, bezeugt auch Johann Daniel Majoris so getitulirte Seefahrt nach der Neuen Welt, ohne Schiff und Segel.

„Mancher dörfte auch wohl ihm die Gedanken machen, ich zielte hiemit auf den Weisen-Stein (lapidem philosophicum), aber denselben will ich versichert haben, daß ich für ein größeres Arcanum halte, ein Paar zerschlissener und zerrissener Schuhe, oder zerfetzte Hosen, zu flicken und auszubessern, als den niemals erfundenen, noch jemals erfindlichen, noch der Natur bekannten Lapidem Philosophorum zu machen. Aber daß eine Gold-Tinctur, oder Extraction des Goldes möglich falle, und in der Natur sey, dadurch man alle Metallen in Gold verwandeln könne, doch ohne einigen Nutzen, glaube ich gern. Es wird nemlich aus dem Gold eine Tinctur extrahirt, und in eine kleine Quantität dermaßen concentrirt, daß wann ein Gran von solcher Tinctur auf ein Pfund geflossenes Metall geworfen wird, selbiges Metall zu Gold transmutirt werden kann, aber ohne einzigen Nutzen. Dann nachdem selbiges Gran der Tinctur ist also aus einem Pfund Golde extrahirt worden, so ist dasselbe Pfund Goldes zu Nichte gemacht: also hat man von dieser Transmutation keinen Nutzen,

sondern nur einen Schaden, dann die Mühe und Arbeit ist umsonst. Also ist es kein Lapis Philosophorum. Dann die Chymici sagen, daß wann man einmal nur eine Gran schwer von dem Lapide Philosophorum hat, so könne man also denselben multipliciren, daß man alles Metall in der Welt könnte zu Gold tingiren, und alles mit Nutzen, und nicht mit Schaden.

„Niemals hat sich einer ehrlich mit dem niemals gewesenen Lapide Philosophorum ernährt, oder was damit gewonnen. Schuhplätzen aber und Hosenausbessern wird täglich von Schustern und Schneidern geübt, und nähret sich mancher damit redlich, ohne Sorge, wo er ein Eisen, Schuhaal oder Nadel hernehmen wollte. Aber das synpathetische Schießpulver hat seinen gewißen Grund in der Natur, und ist keine bloße Speculation, leere Einbildung, oder Spielmäßiger Gedanken, als wie man vor diesem den pulverem synpatheticum, oder fern=empfindliches Wundpulver, damit man ohn Auflegung eines Pflasters den Verwundeten von Weitem heilen kann, dessen erster Entdecker der gelehrte engländische Graf, Kenelmus von Digby war, für ein eitles Gedicht gehalten: welches doch, so vielen dawider geschriebenen Büchern entgegen, seine natürliche Gewißheit nunmehr durch die vielfältige und tägliche Erfahrung behauptet hat, nicht ohne Beschämung so vieler Federn, welche es so hart bishero widersprochen. . . .

„Vielleicht möchte jemand gedenken, ich, der wider die falsche Einbildung andrer Scribenten so eifre, bildete mir selbsten gleichfalls viel ein, indem ich das synpathetische Schießpulver für was Gewisses ausgebe. Demselben ertheile ich zur Antwort, daß ich mir freilich viel einbilde, aber nichts ohne Grund; auch mich dafür nicht ausgebe, daß ich etwas wüßte, welches ich doch nicht weiß. Daß obberührtes synpathetisches Schießpulver natürlich sich bereiten lasse, ist bey mir keine falsche, sondern wahre und bewährte Einbildung, oder vielmehr gründliche Wissenschaft, und so viel mir wissend, ungefähr vor achtzehen Jahren erst ersonnen worden, in Europa. So habe ich auch nicht mit fremden, sondern meinen selbsteignen Augen davon die Probe erblickt. Welches mich versichert, daß in diesem Stück mich meine Einbildung nicht betriege.

„Bitte den freundlichen Leser wegen dieses eingeschalteten Discurses um Verzeihung: die Bereitung obgedachten Türkengifts, auf gewiße Zeit, desto wahrscheinlich- und glaublicher zu machen, habe ich solches synpathetisches Schießpulver, welches noch unglaubhafter scheint, und dennoch gewiß ist, zwischen eingestreuet. Ich wünsche aber, daß weder das eine noch das andere der ohnehin mehr zum Verderben als Erhalten geneigten heutigen Welt recht offenbar und üblich werde. Gestaltsam ich deswegen auch eben in der Stunde da ich diese Erzählung zu Papier setzte, in demjenigen Buch, darin alles, was ich auf meinen Reisen gelernet, mit meinen gewöhnlichen unbekannten Characteren aufgezeichnet, ausgelöschet habe. Möchte wünschen, daß auch alle Türken und Heiden, oder andre Leute, denen es etwan auch bekannt ist, solches von ihrer Gedächtniß gleichfalls austilgten."

Lord Orford, Evelyn, Vertue schreiben dem Prinzen Rupert auch die Erfindung des sogenannten Mezzotinto zu. Nach ihrem Bericht bemerkte er, während seines Aufenthaltes zu Brüssel am frühen Morgen ausgegangen, eine Schildwache, die in einiger Entfernung von dem Posten sehr eifrig mit ihrem Gewehr beschäftigt. Er befragte den Burschen um sein Treiben, und der erwiderte, ein in der Nacht gefallener Thau habe seine Flinte mit Rost überzogen, und er müsse sie putzen. Der Prinz wollte sich den Schaden ansehen, und fiel ihm auf die Zeichnung gleichsam, so durch den Rost auf dem Lauf gebildet, insbesondere die unzähligen kleinen Löcher, die unter einander verbunden nach Art einer geschliffenen Arbeit auf Gold oder Silber. Er kam sofort auf den Gedanken, daß es nicht unmöglich sein möchte, in einer Kupferplatte kleine, einander berührende Löcher anzubringen, die nothwendig einen schwarzen Abdruck geben müßten, wogegen die glatt gebliebene Fläche das übrige Papier weiß lassen würde. Er besprach seinen Gedanken mit dem Maler Wallerant-Vaillant, und stellten sie darüber verschiedene Versuche an. Letzlich erfanden sie einen stählernen Cylinder, der mit Spitzen oder Zähnen bewaffnet, einer Feile nicht unähnlich. Die Platte empfing, den Cylinder berührend, die schwarze Färbung, die nach Belieben geschabt oder geschwächt, die verschiedenen Gradationen des Weißen

darstellen konnte. Dagegen versichern andere, daß die Ehre der Erfindung keineswegs dem Prinzen Rupert gebüre, sondern daß ein hessischer Obristlieutenant von Siegen der erste gewesen, in schwarzer Kunst zu arbeiten, wie dann das von ihm gelieferte Bild der Landgräfin Amalia die Jahrzahl 1643 trage. Rupert soll lediglich des von Siegen Geheimniß erforscht, und zur Zeit der Restauration nach England gebracht haben. Das Datum der Erfindung des Prinzen Rupert, dessen Talent für Malerei ausgezeichnet zu nennen, findet sich nirgends angemerkt. Die älteste von ihm bekannte Arbeit in mezzo tinto, die Enthauptung Johannis, zeigt über dem Henkerschwert die Initialen R. P. F. und darüber eine Krone, dann heißt es in der Inschrift unter dem Bild: SP. in IRVP. P. fecit. Francofurti, anno 1658, M. A. P. M.

Rupert starb in seinem Hôtel zu Spring-Garden, 29. Nov. 1682, und wurde zu Westminster, in Heinrichs VII. Capelle beerdigt. Er nahm den Ruhm mit sich, daß er in allen seinen Handlungen, nach Maasgabe seiner Fähigkeiten, stets nur das Gemeinwohl gesucht habe. Eines der thätigsten Mitglieder des Commercienraths, veranlaßte er vornehmlich die Gründung der Hudsonbay-Compagnie; er hatte ihr eingeleitet durch die Erforschung der Erzeugnisse des Landes, durch die schwere Kosten ihm verursachende Ausrüstung von dahin bestimmten Schiffen. Laut der Stiftungsurkunde der Compagnie wurde er der erste Gouverneur von Labrador, und empfing ihm zu Ehren eine Bay in dem westlichen Labrador den Namen Rupertsfluß. Seeleuten, allen unterrichteten und scharfsinnigen, von public spirit beseelten Männern bezeigte er jederzeit die entschiedenste Vorliebe, mit seiner Casse und seinem Einflusse sie unterstützend. Er hatte sich bei einer Kanonengießerei, bei einer Glasfabrik, bei mehren andern industriellen Anlagen betheiligt, und blieb sein Namen, lange nach seinem Tode, bei den Bewohnern der Umgebung von Windsor hoch in Ehren. Seine Gemäldesammlung ließen die Erben versteigern, seine Juwelen, abgeschätzt zu 20,000 Pf. St., wurden ausgespielt: das Loos kostete 5 Pf. St. Der Haupttreffer gewann ein Halsband von Perlen, 8000 Pf. St. werth.

Prinz Rupert war unvermählt geblieben, denn eine Scheinheurath kann hier nicht in Betracht kommen. Davon schreibt seine Nichte, die Herzogin von Orléans, 28. Januar 1705: „Die Cavalier trinken sowohl mit der Kammermagd, als ihrem Fräulein, wenn sie nur coquet ist, saufen haben sie auch gern, aber die Wahrheit zu bekennen, so seind es nicht Mägde, so sich hier voll saufen, sondern Leute von gar großer qualitet, das ziehen und zechen ist all ziemlich der masquen Art, drumb habe ich diesen Spaß nie sonderlich geliebt. Mich deucht, daß Madame de Bellemont in einem Alter ist, worin sie die masqueraden wohl entbehren könnte; mit der Heurath, habe ich gehört, hätte Oncle Rupert sie betrogen, da hat er nicht wohl an gethan, solle einen Kammerdiener wie einen Pfarrherr gekleidt und sie so geheurath haben. Sie war gar jung, wie sie so angeführt worden, Oncle Rupert logirte in ihres Vaters Haus, Engländer haben mirs so verzählt." Die Betrogene, Franzisca Bard, war eine Tochter von Heinrich Bard, Viscount Belmont in Ireland. Sie wurde Mutter eines Sohns, gemeiniglich Dudley Rupert genannt, wiewohl er in seines Vaters Testament unter dem Namen Dudley Bard vorkommt. Ein Zögling der Schule von Eton, unternahm er 1682 eine Reise nach Deutschland, als Volontaire wohnte er, gleichwie sein Vetter, Jacob Fitzjames, der Belagerung von Ofen bei, und in dem Sturm vom 14. Juli 1686 empfing er eine tödtliche Wunde, der nur kurze Zeit er überlebte. Prinz Rupert hatte der natürlichen Kinder noch mehre, namentlich eine Tochter Ruperta. „Die Concubin, mit welcher er sie erzielet, hieße Margaretha Hues." Dann sagt die Herzogin von Orléans, 4. Juni 1719: „Der Haw ist es ein Sohn von Oncle Rupert, denn wo mir recht ist, hieß seine Comödiantin Haw."

Prinz Moriz, Nr. 5, geb. zu Küstrin 6., getauft 20. Jan. 1620, diente eine kurze Zeit unter Banners Fahnen, war ferner seines Bruders Rupert Schicksalsgefährte, und befehligte namentlich, in Gemeinschaft mit dem Marquis von Hertford, die den Getreuen von Cornwall zugedachte Verstärkung an Reiterei. Alle vereinigt, überschwemmten sie die Landschaften Devonshire und Somerset-

shire. Ihre weitern Fortschritte zu hemmen, stellte das Parlament ihnen eine förmliche Armee unter Waller entgegen. Die Schlacht bei Lansdown, 5. Jul. 1643, wie blutig sie auch gewesen, gab keine Entscheidung, hingegen strebten die Männer von Cornwall, sich der königlichen Armee in der Umgebung von Oxford anzuschließen. „Aber Waller verfolgte ihren Nachtrapp, und beunruhigte sie auf dem Marsch bis nach Devizes. Da er hier mit neuen Truppen verstärkt wurde, welche sich aus allen Gegenden zu ihm versammelten, so war er den Königlichen so sehr an Zahl überlegen, daß sie ihren Marsch nicht fortsetzen konnten, ohne sich der Gefahr einer Action auszusetzen. Es wurde beschlossen, daß Hertford und der Prinz Moriz mit der Reuterei vorrücken, und nach einer vom König empfangenen Verstärkung geschwind wieder zurückeilen sollten, um ihren nothleidenden Freunden in Devizes beyzustehen. Waller glaubte so fest, dieses Corps von Infanterie aufzuheben, da es von seinen Freunden verlassen war, daß er ans Parlament schrieb, er hätte seine Absicht erreicht, und würde mit nächster Post Nachricht von der Anzahl und dem Stand der Gefangnen geben.

„Aber der König hatte, ehe Hertford noch kam, von der großen Verlegenheit gehört, worin die westliche Armee sich befand, ein ansehnliches Corps von Reuterey in Bereitschaft gesetzt, und unter dem Commando des Lords Wilmot sogleich detaschiret. Waller stellte seine Armee bey den Dünen bey Roundway, gegen zwey Meilen von Devizes, rückte mit seiner Reuterey dem Wilmot entgegen, um ihm die Vereinigung mit der cornischen Infanterie zu verwehren, und wurde von den Königlichen mit gleicher Tapferkeit empfangen. Nach einer scharfen Action wurde er (den 13. Juli) aufs Haupt geschlagen, und flüchtete mit wenigen Reutern nach Bristol. Wilmot bemächtigte sich der feindlichen Kanonen, vereinigte sich mit seinen Freunden, zu deren Entsatz er angerückt war, griff die Infanterie des Waller mit verdoppeltem Muth an, schlug sie aus dem Felde, und hauete die ganze Armee nieder, oder zerstreute sie." Nach der Einnahme von Bristol wurde Prinz Moriz abermals nach Devonshire detachirt, er belagerte Lime, von dem nach langwierigen Anstrengungen abzulassen, er durch die Annäherung des Grafen von Essex

genöthigt wurde (15. Juni 1644), dagegen wirkte er in entscheidender Weise zu dem wichtigen, über den feindlichen General errungenen Vortheil. Abgeschnitten von aller Verbindung mit London, eingeschlossen auf der einen Seite durch die See, auf der andern durch das Zusammentreffen der von dem König, dem Prinzen Moriz und dem Ritter Richard Granville befehligten Corps, gerieth Essex in die peinlichste Lage. Er, Robarts und noch ein Officier entwischten in einem Nachen, der sie nach Plymouth trug, Balfour und seine Reuterei benutzten einen dichten Nebel, um sich durch die Vorposten der Königlichen zu stehlen, 1. Sept. 1645, die unter Skiptons Befehlen zurückgelassene Infanterie mußte capituliren, übergab Waffen, Artillerie und Bagage, und erhielt dagegen freien Abzug.

Des Bruders Gefährte in dessen Piratenzügen, verschwand Moriz gelegentlich eines Sturmes, der das bescheidene Geschwader in den Gewässern der kleinen Antillen betraf, 1651. Nach der gewöhnlichen Ueberlieferung kam Moriz im Schiffbruch um, nach einer andern Nachricht ward er von Seeräubern gefangen und nach Algier gebracht, wo er bis zu seinem Tode Sklavenketten trug. „Daß Kurfürst Karl Ludwig seinen Bruder, Prinz Moriz, der von den Algierern gefangen worden, in seiner Sclaverey stecken und verderben lassen, indem ihm ganz nicht verborgen gewesen seyn soll, daß selbiger in diesen miserablen Zustand gerathen, ist mir von einem in Chur-Pfälzischen Diensten verschiedene Jahr gestandenen Minister vor gewiß erzählt, und dabey gedacht worden, daß der Prinz ein solches gegen einen gewißen Schiffmann, der ihn wider alles Vermuthen in diesem Elend zu Algier angetroffen und besprochen, mit vieler Wehemuth selbst geklagt. Welches ich aber hiemit ausgebe, wie ichs empfangen, ohne die Gewährschaft zu leisten.“ Vielleicht auch ist dem Prinzen geschehen, wie jenem Admiral, von dessen schauerlichem Ende man noch heute in dem holländischen Indien erzählt. Der kühne Schiffer, auf einer Entdeckungsreise durch das stille Meer begriffen, wurde durch den Anblick einer Klippe in offener See, von der keine Karte wußte, überrascht. Gleich ließ er dahin das Schiff, dann, nachdem zu seicht das Wasser geworden, das Boot richten. Dem ward

es aber ebenfalls unmöglich, den Felsen zu erreichen, es blieb davon geschieden durch einen schmalen Raum. Ueber den setzt der Admiral in einem kühnen Sprung, und kaum hat er auf dem Gesteine gefußt, so erheben sich über des Wassers Oberfläche hunderte von Armen, die ihn erfassen, herabziehen in die Tiefe. Einen einzigen Schrei hat man von ihm gehört. Man glaubt, daß jene Arme Riesenkrebsen angehörten; 4 Fuß lang wird nicht selten der molucķische Krebs, und in den Gewässern von Kamschatka hat man in der neuesten Zeit eine Krebsschere von 6 Fuß Länge ausgefischt.

Nr. 6, die Prinzessin Louise Hollandine war den 11. April 1622 geboren. „Am 6. Tag Maji ist im Grafenhaag des Pfalzgrafens jungen Freulins Loyse von Holland Kindtauf fast mit Königlichem Pracht und Magnificenz gehalten worden. Dessen Gevatter gewesen die Staaten in Holland, Graf Heinrich Friedrich von Nassau, die Prinzessin von Braunschweig, und älteste Prinzessin von Portugal; die junge Prinzessin von Portugal aber hat das Kind unter einem Himmel zur Kindtauf in die Kirchen getragen, auf welche Weise dann solch Fest mit großer Solemnitet dazumal verrichtet worden." Die sogenannten Prinzessinen von Portugal waren Enkelinen des Bastards Anton, der, Prior von Crato, nach K. Sebastians Ableben, den erledigten Thron in Anspruch nahm. Anton starb, ein heimathloser Flüchtling, 26. Aug. 1595, »aliquot nothorum pater«. Davon hat den ältesten, Emanuel, der Vater im Laufe seiner ephemeren Herrschaft zum Vicekönig von Indien ernannt, dann zum Begleiter ihn gehabt für die Fahrten nach Frankreich und England. Späterhin verzog Emanuel nach Holland, wo er sich 1597 des Prinzen Moriz Schwester, diesem sehr zu Undank freite, und in sothaner Ehe ein Vater von acht Kindern wurde. Als Wittwer kam er nach Brüssel an den Hof der Infantin, und dort hat er sich die zweite Frau, die Spanierin Aloysia Osorio beigelegt, auch an den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz die Schrift, Anatomem fortunae politicae gerichtet, worin dringend von der Annahme der böhmischen Krone abgerathen: »qua dissuasit ei hanc expeditionem, acutissime exponens pericula, quibus olim et

Antonius pater in simili causa subjacuit. Opus sententiis floridum et exuberans, monitis rarum et dignissimum morosa praelectione.« Emanuel starb zu Brüssel, 22. Januar 1678, in dem Alter von 70 Jahren. Die Tochter, welche bei der Pfälzischen Prinzessin zu Gevatter stand, weiß ich nicht genauer zu bezeichnen, wohl aber finde ich, daß Mauritia Eleonora dem Prinzen Georg Friedrich von Nassau-Siegen, dem Bruder des Americaners, angetrauet worden. Von den Söhnen war der ältere, Emanuel Felix, Karmelitermönch geworden, er warf aber die Kutte ab, heurathete 1646 des Grafen Albrecht von Hanau Tochter Johanna, wurde ein Vater von vier Töchtern, deren eine, Elisabeth Maria den Freiherren Adrian van Gent heurathete, und starb 1656. Der jüngere von Emanuels Söhnen empfing in der Taufe den Namen Wilhelm, den er doch bei der Firmelung in Ludwig umwandelte, kehrte nach Spanien zurück, wurde königlicher Kämmerer und Kriegsrath, auch von Philipp IV. mit dem Marquesado Trancoso beschenkt. In seiner Ehe mit Anna Maria Capece Galeota, aus dem Geschlecht, welches von wegen seiner Anhänglichkeit zu dem Königshause von Staufen so viel von Karl von Anjou zu erleiden gehabt, gewann er die Söhne Emanuel Eugenius und Ferdinand Alexander von Portugal, in welchen die männliche Nachkommenschaft des Priors von Crato erlosch: Ludwig selbst starb 1661.

Louise Hollandine, die Pfälzische Prinzessin, scheint, gleichwie ihre philosophische Schwester, den Aufenthalt bei der Mutter unleidlich gefunden zu haben. Sie verließ das Haus, nachträglich in einigen Zeilen die Absicht, katholisch zu werden, ankündigend. Liebreich zu Brüssel aufgenommen, eilte sie gleichwohl nach Paris, in dessen Nähe, zu Portroyal, sie Unterricht empfing, ihr Glaubensbekenntniß ablegte, dann am 25. März 1659 zu Maubuisson den Schleier nahm. Zur Aebtissin von Maubuisson ernannt 1664, soll sie dort, nach Hrn. Häussers Bericht, „lustig und frivol gelebt haben, wie die Mehrzahl des französischen Clerus jener Tage, und die scandalöse Chronik der vornehmen Welt erzählte von ihr arge Dinge." Davon finde ich aber nichts, vielmehr rühmt selbst Tallemant des Réaux das exemplarische

Leben, so sie daselbst führte, ohne doch ihren Fehltritt mit Epinay, den großentheils die Mutter verschuldete, und der vermuthlich ihre Bekehrung veranlaßte, zu verschweigen. Es scheint mir fast, als habe Hr. Häusser von dem frühern Zustand von Maubuisson gehört, und, nicht eben en intention charitable, die Veränderungen, die ein halbes Jahrhundert hervorbringen konnte, nicht beachtet. Wunderlich allerdings war einst dieser Zustand zu nennen.

Die Abtei Maubuisson, dicht bei Pontoise gelegen, eines der reichsten und schönsten Frauenklöster des Ordens von Cisterz, hatte K. Heinrich IV. einer Schwester seiner geliebten Gabriele, der Angelica d'Estrées verliehen. Dieser Schwestern waren überhaupt sechs, und hießen sie, den Bruder, den Marschall d'Estrées einbegriffen, im gemeinen Leben les sept péchés mortels. Ihre Mutter war eine la Bourdaisière, »la race la plus fertile en femmes galantes qui ait jamais été en France; on en compte jusqu'à vingt-cinq ou vingt-six, soit religieuses, soit mariées, qui toutes ont fait l'amour hautement.« Angelica, Nonne in dem Kloster zu St. Louis binnen Poissy, dann Aebtissin von Bertaucourt, wirthschaftete zu Maubuisson in einer Weise, die nur zu sehr den Ursprung ihrer Erhebung verrieth. Der stattliche Bau mit den davon abhängenden Herrschaften und Forsten, ursprünglich eine Einsamkeit, zu Gebet und Buße einladend, schien sich in das Zauberschloß und die Gärten der Armida verwandelt zu haben. In dem wunderlichsten Gegensatze zu den gottseligen Obliegenheiten einer Klostergemeinde standen die irdischen Freuden, in welchen die Bewohner von Maubuisson sich gefielen. Gruppen von Mönchen und Nonnen belebten die Klostergärten; hier ergötzte sich ein Pärchen mit Angeln, durch seine unfruchtbare Thätigkeit die Weiher entvölkernd, welche mit schattigen Gängen, grünen Rasen oder regelmäßigen Blumenbeeten abwechselten, dort in der Laube verkehrte eine Gesellschaft in fröhlicher Lust, die keineswegs auf Mäßigkeit gegründet. Zu ausgelassenen Tänzen vereinigten sich bunte Quadrillen, in welchen zwischen mönchischen Kapuzen und der Klosterfrauen weißen Habiten Uniformen und Hoftrachten lustig sich drehten. Die Abende wurden mit Kartenspiel oder mit der Aufführung impro-

visirter Theaterstücke ausgefüllt, in Erwartung, daß die Nacht ihren Vorhang fallen lasse über Scenen, zu welchen heilige Mauern am wenigsten bestimmt. Betrachtung, ernste Beschäftigung waren gänzlich aus Maubuisson verbannt, oder höchstens des Beichtvaters Monopol geworden. Und der regierenden Frau Scharfsinn hatte Mittel und Wege gefunden, diesem sogar, gleichwie jedem andern Klosterbewohner, den sauern Beruf zu erleichtern. Die übermäßige Anstrengung, welche ihrer Sünden Erwägung ihm auferlegen mußte, bedenkend, erdachten die schönen Beichtkinder schriftliche Formeln, in denen sie ihrer Vergehungen sich anklagten; der schriftlichen Beichte durfte der Gewissensrath nur die Bedingungen, von welchen die Absolution abhangen sollte, hinzufügen.

Ohne allen Rückhalt, in Prachtliebe und Zuchtlosigkeit die Sitten der Hauptstadt beibehaltend, ermüdete Angelica die Geduld des Monarchen, während sie den Verdacht des Ordensgenerals herausforderte. Eine Visitation wurde durch den Abt von Cisterz angeordnet; Angelica ließ die Visitatoren in ein dunkles Verließ werfen, und hatte nicht übel Lust, sie zum Hungertod zu verdammen. Eine zweite Visitation fand den gleichen Empfang; den hochwürdigen Herren, des Ordens angesehenste Aebte, wurde ein Gewölbe in dem Hauptthurm zum Aufenthalt angewiesen; auf Wasser und Brod beschränkt, empfingen sie jeden Morgen, in der grausamsten Weise, die Geißel. Man kann nicht verkennen, daß immer noch ein Geist der Buße, wenn sie auch unfreiwillig, in Maubuisson waltete. Zuletzt wagte es der Ordensgeneral selbst, unter militairischer Bedeckung, der Aebtissin, dem verwegenen Mannweib unter die Augen zu treten. Er kam mit heiler Haut von dannen, konnte sich aber nicht rühmen, daß er das Geringste ausgerichtet habe. Offener Gewalt allein schien es vorbehalten, die Gewalt zu besiegen, und eine ganze Brigade von Häschern wurde gegen die Abtei ausgesendet.

Zwei Tage vergingen in vergeblichem Hin- und Herreden, am dritten Morgen erstiegen die Häscher die Mauern, ohne der Clausur weiter zu achten. Ueberrascht, nicht besiegt, brachte die

Aebtissin eine nagelneue taktische Erfindung in Anwendung, ein Manoeuvre, dergleichen weder Gustav Adolf noch Eugenius zu ersinnen gewußt haben. Sie legte sich ins Bett, hierdurch die Feinde nöthigend, die Belagerung in Blokade zu verwandeln. Es verliefen die Stunden, es folgte dem Tag die Nacht, ein neuer Tag der Nacht, ohne daß die Aebtissin in ihrer horizontalen Lage, die sie, jeglichen Mittels zu Widerstand entbehrend, doch vor jedem Angriff sicherte, irgend eine Veränderung vorgenommen hätte. Getheilt in die Furcht einer Niederlage, die zumal lächerlich, und in die Furcht, ein mehr oder weniger verletzendes Scandal zu geben, wußten die Belagerer als echte Franzosen sich zu helfen. Auf ihre unheiligen Schultern thürmten die Häscher Bett, Decken, Aebtissin und alles dem Angehörige; den ganzen Plunder warfen sie auf einen Karren, mit dem sie buchstäblich die empfangenen Befehle vollziehend, dem Kloster der filles pénitentes in Paris zueilten.

Während daselbst die gefallene Aebtissin zu unfreiwilligen Bußübungen verdammt, gewann Alles zu Maubuisson eine veränderte Gestalt. Dahin hatte der Orden die zeitherige Aebtissin von Portroyal, die gottesfürchtige Angelica Arnauld versetzt, und wie sie von Kindheit an gewirkt, so wirkte die neue Oberin sofort in der geistigen Wüste von Maubuisson. Durch eine unübersteigliche Scheidewand wurde jeglicher Verkehr mit der Welt abgeschnitten. Eine Anzahl von Novizen, deren Beruf für das Klosterleben ungezweifelt, wurde eingeführt, durch ihr Beispiel allmälig den alten Sauerteig in dem Convent zu neutralisiren. In der Leitung der weltlichen Angelegenheiten des Klosters, die schwierig und eigenthümlich durch eine Masse von Lehensbeziehungen, durch Formen und Gebräuche, aus den Zeiten des Ritterthums herstammend, entfaltete die Aebtissin dieselbe besonnene und heilsame Umsicht, wie in den Bemühungen um die Wiedergeburt des geistlichen Lebens. Daß es ihr indessen sofort gelungen sein sollte, eine verwilderte Gesellschaft zu dem wahren Geist der Religiosität zurückzuführen, dieses wird kaum Jemand annehmen. Hatte Angelica selbst dergleichen vielleicht gehofft, zeitig erfolgte die Enttäuschung.

Von der Bußzelle aus verkehrte die Estrées mit den ihr treu gebliebenen Freunden in der Welt. Unter Anführung ihres Schwagers, des Grafen von Sanzay, zog eine Rotte junger Cavaliere bei dunklem Abend vor die Pforte des Klosters der filles pénitentes, die Entweichung der Büßerin zu begünstigen. Angelica trat unter den wilden Haufen, und über Stock und Stein ging es nach Maubuisson. Mit dem frühen Morgen vor der Pforte angelangt, fordert die Estrées gebieterisch Einlaß; den will ein armer Diener verweigern, und es lohnen ihm schwere Prügel, bis er regungslos, als ein Todter, am Boden liegen bleibt. Angelica eilt, die prachtvollen Zimmer der Prälatur einzunehmen, in solche hatte ihre Namensschwester die Kranken gebettet. Unverzüglich müssen die Elenden Betten und Gelasse räumen, in den Ställen, auf den Böden ein demüthigeres Unterkommen suchen. Dagegen traten die Köche ihrer lange verkannten Wichtigkeit wieder ein, und die Estrées ließ, für die Entbehrungen der jüngsten Vergangenheit sich zu entschädigen, ein Mahl bereiten, der hergebrachten glanzvollen Gastfreiheit von Maubuisson würdig. Nur eines setzte dem herrschsüchtigen Weibe Schranken, der Nebenbuhlerin fortwährende Anwesenheit; vergeblich erzeigten sich alle Versuche, die Angelica Arnauld zu schrecken, zu reizen oder zu bewegen, daß sie von vergeblichem Widerspruch und Widerstand ablasse. Selbst Sanzay und seine Spießgesellen wußten das nicht zu erreichen, obgleich sie unter den frevelhaftesten Drohungen den blanken Stahl gegen der rechtmäßigen Aebtissin Haupt richteten, obgleich ihre Kugeln der entschlossenen Frau zur Seite in die Wand fuhren.

Ruhiges Schweigen setzte sie den Wüthigen entgegen, und den Schmähungen, in welchen die Estrées sich Luft machte. Der vielen Redensarten satt, legte Sanzay die erste Hand an die Fromme, seine Schwägerin und der Beichtvater kamen ihm zu Hülfe; sie erfaßten, zerrten zur Klosterpforte die Aebtissin, und warfen ihr nach alle die Jungfrauen, welche von Portroyal nach Maubuisson verpflanzt worden, alle von Angelica Arnauld angenommene Novizen. Paarweise, herabgelassen der Schleier, die Augen zum Boden geheftet, mit gefalteten Händen, zogen

die Verstoßenen nach Pontoise, und mußten sie der Länge nach die Vorstadt durchwandern, bis einige mitleidige Seelen ihnen Obdach gewährten. Aber schon bereiteten sich die Dinge zu abermaligem Umschwung. Am dritten oder vierten Tage führte der Prévôt der Ile-de-France seine Schützen und die Aebtissin nach Maubuisson. Der Schützen Zahl, Haltung und Aufstellung musternd, verzweifelten die Estrées und ihre Cavaliere an der Möglichkeit des Widerstandes; sie entwischten durch eine Poterne. Der Beichtvater, des verwegenen Unternehmens Mitwisser und Gehülfe, wagte den lebensgefährlichen Sprung von der Höhe der Mauer herab, und flüchtete nach Pontoise in der Jesuiten Collegium. Eine der Nonnen, die in der Verschwörung eine Hauptrolle übernommen hatte, und die für einen verkappten Kriegsmann zu halten, die Zeugen des Hergangs nicht ungeneigt sind, die Schwester la Sure barg sich in einem mit mancherlei Geräthschaften vollgestopften Gaden, und viele Arbeit kostete es den Schützen, welche die schmutzigsten Schimpfreden von ihr anzuhören hatten, bis die Furie aus ihrem Schlupfwinkel hervorgezogen.

Sobald der Platz gesäubert, wurden die Exulanten aus Pontoise herbeigerufen. Mit einbrechender Nacht kamen sie heran, langsamen Schrittes, inmitten eines Doppelspaliers von Reisigen, deren jeder, neben der blanken Wehre, eine brennende Fackel trug. Aufs neue übernahm die Aebtissin das Regiment, 1618, und hat sie darin inmitten der fortwährenden Aufechtungen ihrer Feinde sich behauptet. Denn der Graf von Sanzay warf eine Bande ihm ergebener Mörder in die Wälder, von welchen das Kloster umgeben; zu wiederholten Malen wurden die Fenster bei nächtlicher Weile durch einen Hagel von Büchsenschüssen zerschmettert, und Angelica selbst gerieth mehr denn einmal durch plötzlichen Ueberfall oder heimliche Nachstellung in dringende Lebensgefahr. Aber sie selbst, stark in dem Vertrauen zu göttlichem Schutz, verlangte die Entfernung der kleinen Besatzung, welche zu des fortwährend bedrohten Hauses Vertheidigung zurückgeblieben war, und fand sich nicht getäuscht in ihrem Vertrauen. Angelica von Estrées, die Seele des ruchlosen Getreibes, wurde in ihrem Versteck aufgehoben, nach dem Kloster der filles pénitentes zurück-

gebracht, und, nach einer vorläufigen Untersuchung, dem Châtelet überwiesen. In dessen Gefängnissen verlebte sie in Armseligkeit, Zänkereien und Unmäßigkeit eine Reihe von Jahren, dann beschloß sie in dem Kloster der Clarissen, 1634, ein Leben, welches in dem bunten Wechsel der Begebenheiten für Roman, Bühne und Satyre den reichhaltigsten Stoff bietet.

Der strengen Zucht von Portroyal gelehrige Schülerin hat die Pfalzgräfin die von der großen Angelica Arnauld eingeführte Reform nachdrücklichst zu Maubuisson gehandhabt, wie das St. Simon und die Herzogin von Orléans, beide im Loben sparsam, wetteifernd bezeugen. Es schreibt jener: »Madame de Maubuisson mourut, à 86 ans, dans son abbaye près Pontoise, plus considérée encore pour son rare savoir, pour son esprit et pour son éminente piété, que parce qu'elle étoit née et environnée. Le prince Edouard et la princesse Palatine sa femme avaient avec eux Louise Hollandine, soeur d'Edouard, qui se fit catholique à Port-Royal, où elle fut élevée, et dont elle prit parfaitement l'esprit. Elle suivit un détachement qui se fit de ce célèbre monastère, et qui alla réformer celui de Maubuisson; elle s'y fit religieuse et en fut nommée abbesse en 1664.

»Madame de Maubuisson étoit soeur du père de Madame et du père de madame la Princesse et de ses soeurs; de la mère de l'électeur de Hanovre, roi d'Angleterre; fille de la soeur du roi d'Angleterre Charles Ier;. tante des deux rois d'Angleterre, ses fils, et grand'tante de l'impératrice Amélie, femme de l'empereur Joseph. Tant d'éclat fut absorbé sous son voile. Elle ne fut principalement que religieuse et seulement abbesse pour éclairer et conduire sa communauté, dont elle ne souffrit jamais d'être distinguée en rien. Elle ne connut que sa cellule, le réfectoire, sa portion commune. Elle ne manqua à aucun office ni à aucun exercice de la communauté, écarta les visites, la première à tout et la plus régulière, ardente à servir ses religieuses avec un esprit en tout supérieur et un grand talent de gouverner. Sa charité, sa douceur, sa prévenance, sa tendresse pour ses filles, dont

elle était l'âme, l'en firent continuellement adorer: aussi n'était-elle contente qu'avec elles, et ne sortit-elle jamais de sa maison. Les autres se souvenaient d'autant plus de ce qu'elle était qu'elle semblait l'avoir entièrement oublié, avec une simplicité parfaite et naturelle. Son humilité avait banni toutes les différences que les moindres abbesses affectent dans leurs maisons, et tout air de savoir les moindres choses, encore qu'elle égalât beaucoup de vrais savants. Elle avait infiniment d'esprit, aisé, naturel, sans songer jamais qu'elle en eût, non plus que de science.

»Madame, madame la Princesse, le roi et la reine d'Angleterre, l'allaient voir toujours plus souvent qu'elle ne voulait. Madame et madame la Princesse lui étaient extrêmement attachées. La feue reine, madame la dauphine de Bavière, l'avaient été voir plusieurs fois, la maison de Condé souvent, Monsieur aussi, et sa belle-soeur la princesse Palatine, très-souvent tant qu'elle vécut. Pour peu qu'elle n'eût pas été attentive à rompre et à éviter les commerces, les visites les plus considérables et les lettres n'auraient pas cessé; mais elle ne voulait pas retrouver le monde dans le lieu qu'elle avait pris pour asile contre lui.

»Elle conserva sa tête, sa santé, sa régularité, entières jusqu'à la mort, et laissa sa maison inconsolable. Quoique peu au goût de la cour, par celui de terroir qu'elle avait apporté de Port-Royal, et qu'elle conserva chèrement dans sa maison, et dans elle-même, sans s'en cacher, elle ne laissa pas d'avoir une grande considération toute sa vie, qui fut sans cesse le modèle des plus excellentes religieuses, et des plus parfaites abbesses, auquel très-peu ou point ont pu atteindre. Madame la duchesse de Bourgogne était sa petite-nièce. Toute la famille royale, excepté le roi, en prit le deuil pour sept ou huit jours. Celui de Madame et de madame la Princesse dura le temps ordinaire aux nièces.«

In der Herzogin von Orléans Schreiben vom 10. Jul. 1699 heißt es: „Vorgestern habe ich Euern lieben Brief zu Recht empfangen, würde gleich darauf geantwortet haben, wenn ich

nicht ein klein Reisen 7 französische Meilen von hier gethan hätte nach Maubuisson, Matante die Frau Abtissin dorten zu besuchen, welche ich, Gott sey Dank, in vollkommener Gesundheit gefunden habe. J. Liebd. gleichen sehr J. Gnad. unserm Herrn Vattern Sel.: bin also recht gern bey Ihnen und wäre es nicht so weit von hier, ginge ich öfter hin, Sie sprechen noch gut Teutsch, können perfect teutsch, französch, englisch und holländisch." Ferner, 7. Aug. 1699: „seyder meiner Reise wovon ich Euch geschrieben hatte, die ich nach Maubuisson gethan, habe ich J. L. Matante der Frau Abtissin noch eine visite geben, und Gott sey Dank, J. L. noch frischer und lustiger gefunden als die ander Reise, sie ist lustiger, hat mehr vivacitet, sieht, hört und geht besser als ich, und all ebenwohl ist sie just 30 Jahr älter als ich, denn den 11. April seynd J. L. 77 Jahr alt worden, ich hoffe also daß sie noch lang leben wird. Sie malt jetzt ein schön Stück vor Ihre Frau Schwester, unsere liebe Churfürstin zu Braunschweig: es ist das gegossene Kalb, nach dem Poussin. Sie wird angebet in ihrem Kloster, führt gar ein streng, aber doch ruhig Leben, ißt nie kein Fleisch, sie seye dann gar krank, sie ligt auf harte matrazen wie ein Stein, hat nur Strohstuhl in ihre Cammer, steht um Mitternacht auf umb zu beten."

Wiederum, 12. Aug. 1706: „Es ist, Gottlob, nicht wahr, daß es so gar übel mit Matante die Frau Abtissin von Maubuisson ist. Ich schickte J. L. gestern den Brief von unser lieben Churfürstin, mein valet de pied fand J. L. in ihrem Garten, sie seynd besser als sie waren, wie ich letzt dort war; J. L. haben ein groß Alter, denn seyder dem April seynd Sie in ihr 85. Jahr getreten, Sie sehen noch ohne Brill, haben das Gehör gut und den Verstand auch, aber wenn der Mond im abnehmen ist, haben Sie Mühe zu reden und stammeln sehr, auch Mühe zu gehen, denn ein Schenkel ist schwach, aber Sie essen wohl, schlafen wohl und seyn lustig, hoffe also, ob Gott will, daß es noch so bald nicht zu einem End kommen wird." Ferner, 16. Febr. 1709: „Man brachte mir eben die betrübte Zeitung, wie daß unsere tante, die princesse Louise von Maubuisson endlich gestorben nach einer langen Krankheit (11. Febr. 1709), und ob eine

Weibsperson zwar wohl nicht viel weiter kommen kann, indem J. L. 86 Jahr und 9 Mond alt geworden, so hat es mich doch von Herzen geschmerzt, denn die gute Fürstin hatte mich lieber als ihre andern niecen, die doch bey J. L. Sel. erzogen waren worden, welches mich sehr touchirt hatte, zum andern so ist mir auch bang, daß dieser Todesfall matante unsere liebe Churfürstin zu sehr alteriren wird und an Dero Gesundheit schaden. Zum 3ten so mir alle Jahr eine rechte Lust, 4 oder 5mal des Jahrs dort zu Mittag zu essen, den ganzen Tag bey matante zu bleiben, mein Herz dort auszuschütten, und Abends in der Kühle wiederzukommen, habe die gute Fürstin wohl von Herzen beweint. — In diesem Augenblick da ich Euch schreibe, ist man drunten in die Comedie, aber mir ist es gar nicht comedisch, bin noch recht traurig, werde morgen die Trauer anthun." Endlich 8. Juni 1719: „Wie Mad. d'Orléans nun Abtissin ist, folgen ihr Nonnen überall, so die Aufwartung bey Ihr haben, unter uns geredt, ein Kloster ist nichts anderst als ein übel regierter Hof, matante die Abtissin von Maubuisson hat nie keine Aufwartung leiden wollen, sagte, ich bin aus der Welt gangen um keinen Hof zu sehen, schürzte sich und ging in ihrem ganzen Kloster und Garten allein herumb, lachte über sich selber und über alles, war wohl recht possirlich, hatt ganz unsers Herrn Vattern J. G. des Churfürsten Stimm, glich ihm auch mit den Augen und dem Mund, und hatte viel von J. G. Sel. Manieren, konnte sich so zu fürchten und zu gehorchen machen."

„Luise," schreibt Hr. Häusser, „war nicht das einzige Kind Friedrichs V., das den Glauben aufgab, wofür die Eltern so Vieles geopfert." Ich meine nicht, daß die Opfer dem Glauben galten, sondern daß sie gefordert wurden, um eine arge Verletzung des siebenten und neunten Gebots zu bestrafen. Eduard, Nr. 8, der Sohn, welchem des Hrn. Professors Worte gelten, war den 5. Oct. 1625 geboren. Durch die über sein Haus gekommenen Stürme nach Frankreich verschlagen, lernte er die Prinzessin Anna von Gonzaga, des Herzogs Karl I. von Nevers und Mantua Tochter, kennen, und kam es zur Heurath, 24. April 1645, der bald genug die Glaubensänderung des Pfalzgrafen folgte. Daß

er einer der schönsten Männer seiner Zeit gewesen, berichtet Tallemant. Er starb 13. März 1663. Die Prinzessin Anna wurde in der Abtei Farmoutier, unter den Augen der gottesfürchtigen Aebtissin Franziska de la Châtre erzogen. Zwölf Jahre hat sie dort zugebracht, große Fortschritte in Tugend und Wissen gemacht, aber nach des Vaters Willen den Schleier zu nehmen, konnte sie keineswegs sich entschließen. Des Herzogs Karl Ableben, 21. Sept. 1637, gab ihr die volle Freiheit. Sie kam an den Hof, und erregte dort durch ihre Schönheit großes Aufsehen. Von ihrer Liebschaft, von ihrer bestrittenen Ehe mit dem Herzog von Guise, ist Bd. 4. S. 560 Rede gewesen. Als Princesse Palatine gewährte sie der Herzogin von Longueville, deren Brüder eben verhaftet worden, Zuflucht in ihrer Wohnung, und entwickelte sie außerordentliche Thätigkeit, um die Fronde zu Gunsten der Prinzen zu bewaffnen. »Elle commença en ce temps-là,« schreibt die Prinzessin von Montpensier, »à se rendre considérable et à faire parler d'elle dans les affaires: auparavant l'on n'avoit parlé que de ses aventures pendant que la reine de Pologne étoit ici; quoique sa soeur et l'aînée, elle ne la voyoit guère: ce qui se remarquoit; elles logeoient dans la même maison. M. de Guise, tout archevêque de Reims qu'il étoit, la recherchoit comme s'il eût été en l'état où il est maintenant, d'une manière à la vérité toute extraordinaire; il faisoit l'amour comme dans les romans. Quand il étoit sorti de France, elle en étoit aussi sortie; peu de temps après elle s'habilla en homme, et s'en alla droit à Besançon pour passer de là en Flandre: elle s'y fit appeler madame de Guise; lorsqu'elle parloit ou écrivoit, elle disoit: *mon mari.* Elle n'omettoit rien de tout ce qui déclaroit son mariage. Pendant qu'elle étoit à Besançon et lui à Bruxelles, il devint amoureux de madame la comtesse de Bossu, qu'il épousa; elle revint à Paris et reprit son nom de madame la princesse Anne, comme si de rien n'eût été: peu d'années après elle épousa en cachette, et sans le consentement de la cour, M. le prince Edouard, l'un des cadets de l'électeur Palatin. Cette princesse fit la paix avec la reine, elle revint à la cour, et comme son mari

étoit fort gueux et jaloux, et elle d'humeur fort galante, elle l'obligea de consentir qu'elle vît le grand monde, et lui persuada que c'étoit le moyen de subsister et d'avoir des bienfaits de la cour; alors elle suivit son inclination et força celle de son mari par la raison et la nécessité. A la guerre de Paris, son mari prit emploi, et ce fut alors qu'elle fit grande amitié avec M. de Longueville et le prince de Conti.«

Der Palatine Bemühungen, den Prinzen die Freiheit zu verschaffen, gedenkt auch die Motteville: »La princesse Palatine travailloit de son côté en faveur des prisonniers. Elle avoit déjà trouvé moyen de faire tenir de ses lettres, et chez elle s'assembloient souvent ceux qui travailloient à leur liberté. Cette princesse, semblable à beaucoup d'autres dames, ne haïssoit pas les conquêtes de ses yeux, qui étoient en effet fort beaux; mais outre cet avantage trop dangereux à notre sexe, elle avoit ce qui valoit mieux, je veux dire de l'esprit, de l'adresse, de la capacité pour conduire une intrigue, et une grande facilité à trouver un expédient pour parvenir à ce qu'elle entreprenoit. Aussitôt qu'elle se fut résolue à servir les princes, elle s'appliqua ave soin aux moyens de réussir dans son dessein. Comme il lui parut nécessaire d'attirer les frondeurs à leur parti, elle se servit de madame de Rhodes, qui étoit son amie, pour proposer à madame de Chevreuse le mariage du prince de Conti avec sa fille mademoiselle de Chevreuse, et chercha, pour gagner les autres chefs, quelque autre intérêt considérable, capable de les toucher chacun en particulier, et cela n'étoit pas difficile à trouver, car tous en avoient de grands et de petits. Le duc de Nemours, qui étoit ami du prince de Condé et mal satisfait du ministre, étoit un de ceux qui agissoient le plus puisamment par ses amis à la liberté des prisonniers. Le président Viole étoit un violent solliciteur, et Longueil y faisoit des merveilles, en ce qu'il ne se lassoit jamais de l'intrigue. Tous approuvèrent les pensées de la princesse Palatine, particulièrement celle qu'elle avoit eue sur le mariage du prince de Conti et de mademoiselle de Chevreuse. Madame de Longueville, qui en fut avertie

par elle, lui manda aussi de Stenay qu'elle l'estimoit bonne, et qu'on y travaillât. Enfin cette princesse, n'oubliant rien pour parvenir à la conclusion de son oeuvre, ne perdoit pas un moment sans y avancer quelques pas.«

In den Denkwürdigkeiten des Cardinals von Retz ist nicht minder von der Palatine vielfältig Rede. »Madame la Palatine estimoit autant la galanterie qu'elle en aimoit le solide. Je ne crois pas que la reine Elisabeth d'Angleterre ait eu plus de capacité pour conduire un état. Je l'ai vue dans la faction, je l'ai vue dans le cabinet, et je lui ai trouvé partout également de la sincérité.... Madame de Rhodes, de qui le bon homme garde des sceaux étoit beaucoup plus amoureux qu'elle ne l'étoit de lui, avoit toujours été assez amie de madame de Longueville, et elle l'étoit encore beaucoup davantage de madame la Palatine, qui la pressoit extrêmement de me faire des propositions pour la liberté des princes. Ces propositions dont elle ne se cacha point à l'hôtel de Chevreuse, allarmèrent toute la cabale de ceux du parti, qui ne regardant que leur petits intérêts particuliers qu'ils trouvoient avec la cour, eussent été bien aises de ne s'en pas détacher.«

In dem Interesse der Gefangnen suchte die Palatine die Freundschaft der Fronde, aber wie eifrig auch durch seine Schwester, die Herzogin von Nemours bearbeitet, wollte der Herzog von Beaufort in keiner Weise von dem Coadjutor von Retz sich lossagen, und geraume Zeit dieser von keiner Unterhandlung mit der Partei der Prinzen hören. Wesentlich jedoch, nach den kriegerischen Ereignissen in und um Bordeaux seine Stellung gefährdet findend, begann der Coadjutor den fortgesetzten Anträgen der Palatine ein geneigteres Gehör zu schenken. »Madame de Rhodes ne nous fut pas moins utile du côté de madame la Palatine. Je vous ai déjà dit qu'elle en avoit été extrêmement recherchée, et vous pouvez juger comme elle en fut reçue. Elle ménagea avec elle fort adroitement tous les préalables. Je la vis la nuit et je l'admirai. Je la trouvai d'une capacité étonnante, ce qui me parut particulièrement en ce qu'elle savoit se fixer: c'est une qualité très-rare (parti-

culièrement parmi les femmes), et qui marque autant un esprit éclairé au dessus du commun. Elle fut ravie de me voir aussi iuquiet que je l'étois sur le secret, parce qu'elle ne l'étoit pas moins que moi en son particulier. Je lui dis nettement que nous appréhendions que ceux du parti des princes ne nous montrassent au cardinal pour le presser de s'accommoder avec eux. Elle m'avoua franchement que ceux du parti des princes craignoient que nous ne les montrassions au cardinal, pour le forcer de s'accorder avec nous, sur quoi lui ayant répoudu que je lui engageois ma foi et ma parole que nous ne recevrions aucune proposition de la cour, je la vis dans un transport de joie que je ne vous puis exprimer; et elle me dit qu'elle ne nous pouvoit pas donner la même parole, parce que M. le prince étoit en un état où il étoit obligé de recevoir tout ce qui lui pouvoit donner sa liberté; mais qu'elle m'assuroit que si je voulois traiter avec elle, la première condition seroit que, quoiqu'elle pût promettre à la cour, ne pourroit jamais l'engager au préjudice de ce dont nous serions convenus. Nous entrâmes ensuite en matière, je lui communiquai mes vues, elle s'ouvrit des siennes, et après deux heures de conférence (dans lesquelles nous convinmes de tout), elle me dit: »»Je vois bien que nous serons bientôt de même parti, si nous n'en sommes déjà. Il faut vous tout dire.«« Elle tira en même temps de dessous son chevet (car elle étoit au lit) huit ou dix liasses de chiffres, de lettres, de blanc signés; elle prit confiance en moi de la manière la plus obligeante. Nous fimes un petit mémoire de tout ce que nous aurions à faire de part et d'autre; et voici ce que nous avions à faire ....

»»Si j'étois (me dit madame la Palatine) de l'avis de ceux qui croient que le Mazarin se pourra résoudre à rendre la liberté à M. le prince, je le servirois très-mal en prenant cette conduite; mais comme je suis convaincue par tout ce que j'ai vu de la sienne depuis la prison, qu'il n'y consentira jamais, je suis persuadée qu'il n'y a qu'à se mettre entre vos mains, et que nous nous ne nous y mettrions qu'à demi, si nous

ne vous donnions nous mêmes lieu de vous défendre des pièges que ceux des amis de M. le prince, qui ne sont pas de mon sentiment, vous croiront tendre et qu'ils tendront par l'événement à M. le prince même. Je sais bien que je hasarde et que vous pouvez abuser de ma confiance, mais je sais bien qu'il faut hasarder pour servir M. le prince; et je sais même de plus que l'on ne le peut servir dans la conjoncture présente, sans hasarder précisément ce que je hasarde. Vous m'en montrez l'exemple, vous êtes ici sur ma parole, vous êtes ici entre mes mains.«« J'avois naturellement de l'inclination à servir M. le prince (pour qui j'avois eu toute ma vie et respect et tendresse particulière), mais je vous avoue que le procédé et si net et si habile de la Palatine m'y eût engagé quand je n'y aurois pas été aussi porté que je l'y étois par moi-même. Je commençai à l'aimer, car elle eut autant de bonté à me confier les raisons de ses sentiments, qu'elle avoit eu d'habilité à me les persuader.

»Nous avions remis à la nuit suivante la discussion des conditions par lesquelles l'on commence d'ordinaire, et par lesquelles nous ne fîmes point difficulté de finir en cette occasion, parce que la Fronde avoit la carte blanche, et qu'il ne s'agissoit que de combattre d'honnêteté. Monsieur ne vouloit point d'autres conditions que l'amitié de M. le prince, le mariage de mademoiselle d'Alençon avec M. le duc, et la (renonciation à la prétention) de la connétablerie. L'on m'offroit les abbayes de M. le prince de Conty, et vous croyez aisément que je ne les voulois pas. M. de Beaufort étoit bien aise que l'on ne le troublât point dans la possession de l'amirauté, et ce n'étoit pas une affaire. Mademoiselle de Chevreuse n'étoit pas fâchée de devenir princesse du sang par le mariage du prince de Conty; et ce fut la première offre que la Palatine fit à madame de Rhodes. (Tout cela fut réglé dès la seconde conférence) mais il fut réglé en même temps qu'il ne s'en écriroit rien qu'à mesure que les traités particuliers se feroient, et cela pour la même raison pour laquelle il avoit été résolu de n'en point faire de général. La Palatine me

pressa beaucoup de recevoir en forme la parole des princes de ne point traverser mon cardinalat. La posterité aura peine à croire la justesse avec laquelle toutes ces mesures se gardèrent.

»Quand la Palatine eût donné le temps à son parti de se détromper des fausses lueurs avec lesquelles la cour l'amusoit, et qu'elle eût mis les esprits au point où Monsieur les vouloit, je me laissai pénétrer beaucoup davantage que je n'avois accoutumé à Arnaut et à Viole, qui se pressèrent extrêmement de lui en apprendre la bonne nouvelle. Croissy fut l'entremetteur de notre entrevue. Elle se fit la nuit chez la Palatine. Nous conférâmes, nous signâmes le traité, et M. de Beaufort le signa aussi bien que moi, pour faire voir au parti des princes notre union, et que celui qu'il avoit signé auparavant tout seul n'étoit pas le bon. Ce qu'il y eut de plaisant dans cette conférence fut que, de concert avec la Palatine, je leur fis le fin des intentions de Monsieur, ce qui étoit la grosse corde, et qui par toutes raisons ne se devoit toucher que la dernière, et qu'eux pareillement me firent aussi les fins de ce qu'ils en savoient d'ailleurs par le même concert. La différence est qu'elle voulut bien que je susse le dessous des cartes, parce qu'elle voyoit que je ne gâterois rien au jeu, et qu'elle le leur cachoit effectivement le plus qu'il lui étoit possible.«

»Le duc de la Rochefoucauld,« erzählt die Motteville, »voyant les bonnes intentions du parlement, et n'ayant jamais eu d'estime ni d'amitié pour les frondeurs, voulut persuader au ministre de mettre les princes en liberté, et de s'acquérir lui seul le mérite de leur avoir fait ce bien. Il étoit alors venu se cacher chez la princesse Palatine, où, sans que le duc de Beaufort, madame de Chevreuse ni le coadjuteur le sussent, on lui communiquoit toutes les propositions qui se faisoient sur cette négociation. Quand il vit toutes leurs affaires se disposer à une heureuse fin, il souhaita que ce fût le cardinal Mazarin qui pût y mettre la conclusion. La voie des frondeurs ne lui plaisoit point, et celle de la cour lui auroit été fort agréable. Il fit donc savoir au ministre qu'il désiroit

de le voir, et lui demanda sûreté pour sa personne par un écrit de sa main, ce qu'il obtint facilement, et le ministre lui garda une fidélité toute entière. Bartet, créature du cardinal, qui ne l'étoit qu'autant qu'il lui convenoit paroître tel, et qui étoit mêlé dans plusieurs intrigues, tant par la princesse Palatine que par d'autres, mena souvent le duc de la Rochefoucauld chez le cardinal. Il entroit dans son appartement du Palais-Royal par un petit escalier dérobé; et le ministre seul, avec une bougie à la main, leur venoit ouvrir la porte. J'ai ouï dire au duc de la Rochefoucauld que le cardinal venant seul leur ouvrir la porte, il auroit pu facilement le tuer, et qu'il avoit souvent admiré sa confiance et le hasard où il se mettoit, se livrant au meilleur ami qu'eût alors M. le prince et madame de Longueville. Le ministre de même l'auroit pu faire arrêter; mais la fidélité ayant été égale de deux côtés, le duc de la Rochefoucauld n'oublia rien pour convier le ministre à se tourner du côté du prince de Condé. Il lui dit souvent, sans lui découvrir le fond du mystère, qu'il verroit bientôt éclater de grandes persécutions contre lui. Il fit ce qu'il put pour lui faire voir qu'il avoit quelque chose à craindre; mais le ministre, qui ne savoit rien de la liaison des princes avec les frondeurs, qui avoit peur de l'audace du prince de Condé, de l'intrigue de madame de Longueville et de l'ambition du même duc de la Rochefoucauld, n'y voulut point entendre, et ne voulut jamais lui en donner aucune parole positive. Toutes ces conférences n'ayant eu aucun effet, le duc de la Rochefoucauld se résolut de laisser conclure les traités, de consentir que la Palatine achevât son ouvrage avec le duc de Nemours, qui servit le prince de Condé de tout son possible.

»La princesse Palatine, de son côté, en fit autant qu'en avoit fait le duc de la Rochefoucauld. Elle conseilla à M. le prince de s'accommoder avec la cour plutôt qu'avec les frondeurs. Après avoir apprêté toutes ses batteries, elle fit dire aussi au cardinal, par Bartet, qu'il étoit perdu s'il ne se résolvoit pas de mettre les princes en liberté: l'assurant que

s'il ne le faisoit promptement, il verroit dans peu de jours toute la cour et toutes les cabales liées contre lui, et que toute assistance lui manqueroit. Ces menaces et ces prophéties si certifiées l'étonnèrent un peu, et lui firent douter de ce qu'il feroit; mais il ne put se résoudre d'ouvrir les portes à son ennemi. Il temporisa, pour éviter d'être pris pour dupe: il voulut travailler à découvrir la source de ces maux, et voir par quel moyen il pourroit dénouer toutes ces intrigues. Pour commencer à prendre ses précautions, il envoya prier la Palatine de différer quelque temps à lui faire tout le mal dont elle le menaçoit, afin de lui laisser penser à ce qu'il avoit à faire. Elle lui en donna, à ce qu'elle m'a dit, autant qu'elle le put, sans rien négliger de ses autres négociations; mais enfin voyant que le ministre se moquoit d'elle, et qu'elle ne pouvoit plus retarder l'accomplissement des choses qu'elle avoit commencées avec un si heureux succès,« unterzeichnete sie die verschiedenen von dem Cardinal von Retz besprochenen Verträge. Es folgte nicht nur die Freigebung der Prinzen, sondern auch Mazarins Verbannung. Was die Simmerischen Prinzen, Johann Kasimir und Friedrich IV. so eifrig als vergeblich gesucht hatten, die Herrschaft über Frankreich, deren genoß für den Augenblick eine Prinzessin ihres Hauses.

»Le cardinal connut alors que la princesse Palatine lui avoit dit vrai, et qu'il avoit eu tort de ne la pas croire. Il lui écrivit de Saint-Germain qu'il l'avertissoit qu'il alloit faire sortir les princes, et que, selon cette promesse qu'il lui faisoit, il lui demandoit qu'elle lui tînt la parole qu'elle lui avoit donnée, de l'obliger en ce qu'elle pourroit, et de s'attacher à la reine lorsque le prince de Condé seroit en liberté. Elle lui avoit toujours fait dire qu'elle s'étoit engagée de servir les princes; mais que n'aimant point les frondeurs, lorsqu'elle seroit satisfaite par l'heureuse fin de sa négociation, son seul désir étoit d'entrer dans les intérêts de la reine, et de se lier entièrement à elle. Le ministre n'oublia rien pour l'engager dans son parti: il lui fit offrir de dignes récompenses des soins qu'il souhaitoit qu'elle voulût prendre de ses affaires, et particulièrement la charge de surintendante de la maison

de la reine future. La princesse Palatine, par qui j'ai été instruite du détail de sa conduite, accepta ces avantages. Elle vouloit s'établir par la reine, de qui seule elle pouvoit recevoir des grâces proportionnées à sa naissance et à sa grandeur. En se procurant du bonheur, elle sauva la reine, et lui donna le moyen de soutenir le cardinal. Cette princesse adroite et habile, qui avoit alors la confidence entière des desseins des princes et des frondeurs, se gouverna si judicieusement qu'elle les rompit presque tous. Elle ralentit d'abord l'ardeur impétueuse des frondeurs, et fit naître ensuite des dégoûts pour eux dans l'esprit du prince de Condé, qui firent changer les intérêts et les sentiments de tous les acteurs.

»Pendant toutes ces disputes, les amis des princes n'étoient pas contents: ils appréhendoient toujours les artifices et la mauvaise volonté du coadjuteur. Arnauld ce même jour (9. fév. 1651) me vint voir le soir fort tard pour me prier de parler à la reine, et de lui dire que plus elle retardoit, et plus elle engageoit M. le prince avec ses ennemis. Je lui en parlai; mais comme elle avoit pris sa résolution avec le cardinal, rien ne la pouvoit faire changer. La princesse Palatine rassuroit ceux qui étoient du parti des princes, qui s'inquiétoient de l'état incertain où ils étoient; elle avoit la promesse de celui qui apparemment étoit le maître de leur prison. Elle étoit en couche quand toute cette négociation se fit, et malgré ses delicatesses elle ne laissoit pas de conférer avec tous ceux qui avoient besoin de parler à elle. Les frondeurs, dans ce commencement, voulurent pousser la reine à l'extrémité, mais cette princesse, leur amie en apparence, sur la parole du cardinal, arrêta leur mauvais dessein, et disoit aux créatures du prince de Condé, pour qui elle s'intéressoit véritablement, qu'il falloit se servir des frondeurs sans entrer dans leur passion, et qu'ils seroient de fort méchants maîtres s'ils le devenoient tout-à-fait; que l'intérêt de M. le prince étoit fort contraire à cela; et qu'il falloit tenir les choses en état qu'à son retour il fût en pouvoir de choisir le parti qui plairoit, et même de dominer les autres« (Mad. de Motteville).

Wie herkömmlich schieden sich die momentan coalisirten Parteien unmittelbar nach dem Siege. Es schreibt die Prinzessin von Montpensier: »La princesse Palatine abandonna M. le prince sans sujet; elle en prit le prétexte sur ce qu'il avoit manqué d'aller au palais un jour que l'on jugeoit un procès qui la regardoit. Véritablement il y avoit huit jours qu'il y alloit tous les matins à 5 heures. Ce qui l'empêcha de se trouver au jugement, c'est qu'il avoit la fièvre et avoit été saigné deux fois: elle prit cela pour une mauvaise excuse. Elle s'attacha tout-à-fait à la reine et au cardinal Mazarin.... Quelques jours auparavant la princesse Palatine étoit partie pour aller à Poitiers, sur ce qu'on disoit que le cardinal Mazarin y devoit bientôt venir. Elle me voulut voir chez madame de Choisy, où j'allai; elle me tint les mêmes discours qu'elle avoit accoutumé, et me dit que je devois faire mon possible afin que le coadjuteur me rendît de bons offices auprès de Monsieur. Comme c'étoit un homme avec lequel je n'avois nul commerce depuis quelques années, quoiqu'il eût été de mes amis autrefois, et parce qu'au voyage de Bordeaux j'avois été un peu contre lui avec la reine, il ne m'avoit pas vue; cependant un conseiller de ses amis, nommé Caumartin, m'avoit dit qu'il avoit beaucoup de zèle pour moi. Comme ce n'étoit qu'un compliment, et qu'il rendoit de grands devoirs à Madame, avec qui je n'étois pas trop bien, je trouvois que d'établir beaucoup de commerce avec lui, cela me seroit difficile. Monsieur me dit un jour: »»Vous avez connu M. le coadjuteur, pourquoi ne vous plait-il plus?«« Je lui dis que je n'en savois rien; il me répliqua qu'il nous falloit raccommoder. Je lui dis que s'il faisoit des avances pour cela, j'en serois bien aise; qu'il ne me sembloit pas que j'en dusse faire. Je le trouvai chez Monsieur; il vint à moi, et il me dit: »»Je vous supplie que j'aie l'honneur de vous parler.«« Nous allâmes à une fenêtre, où nous eûmes un grand éclaircissement, duquel nous sortîmes bons amis. La Palatine eut grande joie de savoir cela avant que de partir; quoiqu'elle m'eût dit adieu, elle demeura encore quinze jours à Paris, pendant lesquels

madame de Choisy vint me trouver pour me dire: »»La Palatine a besoin d'argent, elle veut avoir deux cent mille écus.«« Je lui dis que j'ordonnerois à mes gens de les trouver. Sur quoi elle me répliqua: »»La Palatine ne veut pas que vos gens le sachent; elle vous en fera trouver, et les sûretés à ceux qui vous les prêteront, parce que vous n'êtes pas en âge, afin qu'il n'y ait nulle difficulté.«« Je n'en voulus rien faire, voyant bien qu'elle me vouloit prendre pour dupe.

»Comme Monsieur se fut déclaré contre le Mazarin, madame de Choisy vint me voir un matin. Je lui dis que je la suppliois d'écrire à la Palatine que je la remerciois des offres qu'elle m'avoit faites de me servir; que si elle croyoit avoir quelque engagement avec moi, je la priois de croire que je n'en voulois plus avoir avec elle, et que les 200,000 écus que madame de Choisy m'avoit demandés pour elle seroient employés pour le service de Monsieur, pour faire la guerre au Mazarin, et que par cette voie je serois plus tôt reine de France. Madame de Choisy, qui va comme une girouette à tous vents et de tous côtés, approuva fort mon dire, et me répondit: »»Je venais vous dire justement ce que vous m'avez dit.«« Je la priai que l'on ne parlât jamais de cette affaire, parce que si on la savoit dans le monde, on croiroit que j'aurois été leur dupe, et que je serois obligée de m'en défendre, et de dire que, quand les gens ne donnent point leur argent à ceux qui les veulent attraper, l'on n'est pas dupe. Elle me répondit que cela demeureroit dans l'oubli.«

Der Coadjutor ebenfalls bespricht die zwischen der Pfalzgräfin und dem Prinzen von Condé eingetretene Spannung. »J'allai, au sortir de chez Monsieur, chez madame la Palatine, d'où je ne sortis qu'un moment devant la pointe du jour. J'ai fait tous les efforts que j'ai pu sur ma mémoire pour y rappeler les raisons qu'elle me dit du mécontentement qu'elle avoit de M. le prince. Je sais bien qu'il y en avoit trois ou quatre; je ne me ressouviens que de deux, dont l'une fut, à mon sens, plus alléguée pour moi que pour la personne in-

téressée, et l'autre étoit en tout sens très-solide et très-véritable. Elle prenoit part à l'outrage que mademoiselle de Chevreuse avoit reçu, parce que c'étoit elle qui avoit porté la première parole du mariage. M. le prince n'avoit pas fait ce qu'il avoit pu pour faire donner la surintendance des finances au bon homme la Vieuville, père du chevalier du même nom, qu'elle aimoit éperduement. Elle me dit que la reine lui en avoit donné parole positive; elle y engagea la mienne, j'engageai la sienne pour mon cardinalat. Nous nous tinmes fidèlement parole de part et d'autre, et je crois dans la vérité lui devoir le chapeau, parce qu'elle ménagea si adroitement le cardinal, qu'il ne put enfin s'empêcher, avec toutes les plus mauvaises intentions du monde, de le laisser tomber sur ma tête. Nous concertâmes, cette nuit-là et la suivante, tout ce qu'il y avoit à régler touchant le voyage de Bartet. La Palatine écrivit par lui une grande dépêche en chiffre au cardinal, qui est une des plus belles pièces qui se soit peut-être jamais faite; elle lui parloit entre autres du refus que j'avois fait à la reine de la servir à l'égard de son retour en France, si délicatement, si habilement, qu'il me sembloit à moi-même que ce fut la chose du monde qui lui fut la plus avantageuse.«

Wesentlich hat, wie die Motteville das bestätigt, auf die Mißstimmung der Pfalzgräfin eingewirkt, daß die Vermählung des Prinzen von Conty mit der Tochter der Herzogin von Chevreuse nicht zu Stande kam. »La princesse Palatine de son côté, voyant qu'elle étoit quitte de la promesse qu'elle avoit faite à madame de Longueville, ne songea plus qu'à bien servir la reine. Elle l'alla voir en secret, prit des mesures avec elle, et tâcha de s'opposer au dessein que le prince de Condé avoit de pousser les choses à l'extrémité. Il vouloit suivre les conseils de ses créatures, qui, par de mauvaises voies, désiroient sa grandeur. On proposa tout de nouveau, dans les premiers jours de son retour, d'enlever le roi, et de le mettre entre les mains du duc d'Orléans. La princesse Palatine, à ce qu'elle m'a conté, dit là-dessus à M. le prince qu'il ne falloit pas aller si vite, ni donner tant de puissance au duc d'Orléans: en quoi elle

servoit utilement la reine, et ne trompoit pas M. le prince. Elle avoit le dessein de les raccommoder ensemble.

»M. le prince perdit aussi dans la suite des temps le duc de Bouillon et le vicomte de Turenne, pour avoir, à ce qu'ils disoient, soutenu faiblement leurs intérêts en quelques occasions. La princesse Palatine, qui ne fut pas non plus satisfaite de sa reconnoissance, parut en quelque façon moins attachée à lui. Elle voulut qu'il ôtat les finances au président de Maisons, pour les donner au marquis de la Vieuville. Le chevalier de la Vieuville, son fils, étoit de ses intimes; elle vouloit qu'il lui eût cette obligation, ou plutôt elle prétendoit devenir riche par leur moyen: et comme elle se vit privée de cet espoir, et du plaisir qu'elle croyoit trouver à favoriser ceux qu'elle considéroit, elle suivit son inclination qui la pressoit de se donner entièrement à la reine, et fit voir par sa conduite qu'elle étoit dans ses intérêts.«

Ganz hatte sie aber noch nicht von dem Prinzen sich losgesagt. Sie wohnte den Conferenzen zu St. Maur bei, »les états de la ligue,« wie der Marschall von Gramont sie nannte, und schrieb, von dannen zurückgekehrt, ein Billet an den Coadjutor, das eben so sehr ihre Ansicht von den Leuten, mit denen sie zu thun hatte, charakterisirt, als es wichtig ist für die Kenntniß ihres Styls. »Je vous prie que je vous puisse voir au sortir de chez la reine; il est nécessaire que je vous parle. J'ai été aujourd'hui à Saint-Maur, où l'on ne sait ce que l'on peut, et je sors du Palais-Royal, où l'on sait encore moins ce que l'on veut.«

Im Ganzen war die Agitation der Fronde ohne alles Resultat geblieben, wie das auch die Pfalzgräfin erfahren sollte. Selbst nicht die Hofcharge ist ihr geblieben. »Madame la princesse Palatine envoya au cardinal, à son extrême regret, la démission de sa charge de surintendante de la maison de la reine, qu'il donna à la comtesse de Soissons, 1661. Il voulut, avant que de mourir, laisser sa niece dans ce poste qui est beau.« Tief empfand Anna die Kränkung, sie verließ den Hof und verlebte einen Zeitraum von etwan drei Jahren auf dem

Lande, vornehmlich mit guten Werken und der Tilgung ihrer Schulden sich beschäftigend. Sie waren bedeutend, verschlangen die Million, welche ihr aus dem Verkauf des Herzogthums Rhetel zugekommen; ihrer Schwester, der Königin von Polen, schickte sie, als eine Beihülfe für den schwedischen Krieg, hunderttausend Franken. Die Vermählung ihrer Tochter mit dem Prinzen von Condé führte sie an den Hof zurück.

»M. le prince maria M. le duc,« schreibt die Prinzessin von Moutpensier, »à la seconde fille de la princesse Palatine, à laquelle la reine de Pologne donna beaucoup de bien et l'adopta pour sa fille: de sorte que M. le prince se trouvoit si heureux d'avoir pris cette alliance, qu'on auroit pu croire qu'il s'étoit estimé jusqu'à ce moment-là un misérable auprès de sa belle-fille; et tout le monde étoit étonné de le voir entêté de la Palatine, lui qui avoit rompu avec elle quelque temps auparavant avec un mépris qui l'obligea à parler d'elle d'une manière qui ne lui étoit pas obligeante. J'avoue que ce mariage me surprit, après tout ce que j'en avois ouï dire à M. le prince. Il ne faut s'étonner de rien dans le monde, et moins de ce que fera M. le prince qu'un autre. J'en ai éprouvé des leçons qui me regardent et qui lui reprocheroient une noire ingratitude, s'il avoit le coeur fait comme les autres hommes. Il m'envoya un gentilhomme pour me donner part de ce mariage, et dans cette occasion madame la princesse Palatine me fit l'honneur de m'avouer pour sa parente dans une lettre qu'elle m'écrivit. Elle me marquoit que l'honneur que sa fille avoit, par M. son père et par elle, d'être ma parente, l'obligeoit à me demander mon approbation pour ce mariage. Je lui fis une réponse sans commencement et sans fin, ni dessus. J'écrivis à la reine mère pour la supplier de demander au roi comment il désiroit que je la traitasse, et qu'elle me fit l'honneur de le faire ajouter à ma lettre; que j'avois usé de cette précaution pour ne rien faire qui pût lui déplaire, ni qui dût fâcher la Palatine. Je voulus prendre cette conduite pour montrer au roi la soumission que je voulois avoir pour ses ordres; et outre cette raison, j'étois bien aise de me ménager cette oc-

casion pour le faire souvenir de moi. Je témoignois aussi un grand respect à la reine par l'amitié que je savois qu'elle avoit pour la Palatine, et par-là je croyois me la rendre favorable. Ainsi mon honnêteté la-dessus avoit plusieurs fins. Le roi y fit mettre comme aux autres princes étrangers qui sont habitués dans le royaume, c'est-à-dire comme à tous les officiers de la couronne. L'on ne me parloit dans toutes les lettres que je reçus que de la magnificence de ces noces, où le roi, les reines et toute la cour avoit soupé; qu'il y avoit eu toute sorte de divertissemens; que la reine de Pologne avoit envoyé des pierreries d'une beauté extraordinaire. Enfin l'on ne cessoit pas de m'écrire des merveilles; que madame la duchesse alloit à deux carrosses comme moi: ce qui me parut nouveau; qu'elle faisoit comme sa belle-mère, qui étoit au désespoir de ce mariage, parce qu'elle avoit souhaité avec passion que M. le duc épousât ma soeur d'Alençon, et s'étonnoit fort, aussi bien que tout le monde, que M. le prince eût voulu préférer l'argent et les pierreries de Pologne au rang d'une petite-fille de France; que pour sa personne, madame la duchesse n'étoit pas plus belle que ma soeur. Voilà le sens de tous les raisonnemens que je trouvois dans les lettres que l'on m'écrivoit.«

Zurückgerufen in die Sphäre, der ungern sie entsagt hatte, führte die Pfalzgräfin dasselbe Leben, wie in den Zeiten der Jugend, Geschäfte, Vergnügungen, Zerstreuung erfüllten alle ihre Stunden, nur daß sie jetzt, statt einer Partei zu gebieten, auf Hofintriguen sich beschränken mußte. So hat sie ganz eigentlich die Vermählung des Herzogs von Orléans mit der Pfälzischen Prinzessin Elisabeth Charlotte bewirkt. Davon heißt es: „Nach wenig Tagen darauf (Sept. 1671) langte des verstorbenen Prinzen Eduards Wittwe, die Princesse Palatine, zu Heidelberg an, thäte in kurzem die unvermuthete Werbung der Churfürstlichen Prinzessin Elisabeth Charlotte, vor des Königs Bruder, Philippen Herzogen zu Orléans: wirkte auch durch ihre Wohlredenheit von dem Herrn Vater das Jawort aus, und erhielte auf gethane Vorstellung, daß sie bey etwan eräugnenden Königlichen Successionsfall zu der

Königlichen Würde, es seye dann, daß sie der Römisch-Catholischen Religion zugethan wäre, nicht gelangen könnte, bey dem Churfürsten hierzu tacite die Verwilligung." — »Que dites-vous du mariage de Monsieur? Ce sont des traits de la Palatine, c'est sa niece,« schreibt die Sévigné.

Anna begann indessen die Leere zu empfinden, welche als ein Fluch auf allem irdischen Treiben haftet. Sie sehnte sich nach der Erkenntniß des Höhern, und es kam auf sie ein Traum, »un songe admirable, de ceux que Dieu même fait venir du ciel par le ministère des anges,« nach Bossuets Ausdruck. »Elle crut que marchant seule dans une forêt, elle y avoit rencontré un aveugle dans une petite loge. Elle s'approche pour lui demander s'il étoit aveugle de naissance, ou s'il l'étoit devenu par quelque accident. Il répondit qu'il étoit aveugle-né. Vous ne savez donc pas, reprit-elle, ce que c'est que la lumière qui est si belle et si agréable, et le soleil qui a tant d'éclat et de beauté? Je n'ai, dit-il, jamais joui de ce bel objet, et je ne m'en puis former aucune idée. Je ne laisse pas de croire, continua-t-il, qu'il est d'une beauté ravissante. L'aveugle parut alors changer de voix et de visage, et prenant un ton d'autorité: Mon exemple, dit-il, vous doit apprendre qu'il y a des choses très-excellentes et très admirables qui échappent à notre vue, et qui n'en sont ni moins vraies, ni moins désirables, quoiqu'on ne les puisse ni comprendre ni imaginer. La princesse, au milieu d'un songe si mystérieux fit l'application de la belle comparaison de l'aveugle aux vérités de la religion et de l'autre vie. Alors, par une soudaine illumination, elle se sentit si éclairée, et tellement transportée de la joie d'avoir trouvé ce qu'elle cherchoit depuis si long-temps, qu'elle ne put s'empêcher d'embrasser l'aveugle, dont le discours lui découvrit une plus belle lumière que celle dont il étoit privé. Et, dit-elle, il se répandit dans mon coeur une joie si douce, et une foi si sensible, qu'il n'y a point de paroles capables de l'exprimer. Elle s'éveilla là-dessus, et se trouva dans le même état où elle s'étoit vue dans cet admirable songe, c'est-à-dire, tellement changée, qu'elle avoit peine à le croire. Je

me levai, poursuit-elle, avec précipitation: mes actions étoient mêlées d'une joie et d'une activité extraordinaires. Tout ce que je lisois sur la religion me touchoit jusqu'à répandre des larmes. Je me trouvois à la Messe dans un état bien différent de celui où j'avois accoutumé d'être. Car c'étoit de tous les mystères celui qui lui paroissoit le plus incroyable. Mais alors, dit-elle, il me sembloit sentir la présence réelle de Notre-Seigneur, à peu près comme l'on sent les choses visibles, et dont l'on ne peut douter.«

Die Bekehrung war eben so vollständig, als plötzlich. Gänzlich von der Welt sich los sagend, erschien die Prinzessin zum letztenmal bei Hof, um Aller Augen die Einfachheit und Bescheidenheit, welche einer vollkommenen Christin zukommen, darzustellen. Sie beschränkte die Reform aber nicht auf sich, ihr ganzer Haushalt mußte derselben sich unterwerfen. Ihr Besitzthum, der Hôtel de Nevers zu Paris, hatte die Gestalt und Ordnung eines Klosters angenommen; ganzer zwölf Jahre verlebte Anna in Buße, Gebet und guten Werken. Sie starb in dem Palast vom Luxembourg in dem Alter von 68 Jahren, den 6. Jul. 1684. Bossuet hielt ihr die Leichenrede, »où l'excès de la louange n'est qu'une vérité historique.« Die sogenannten Mémoires d'Anne de Gonzague, 1786, dann 1789, sind das Werk von Senac de Meilhan.

Die Pfalzgräfin war eine Mutter von vier Kindern geworden. Der Sohn starb in der Wiege, es blieben ihr die Töchter Louise Maria, Anna Henriette Julie und Benedicte Henriette. Louise Maria, geb. 13. Jul. 1647, wurde 1671, den 10. März an den Fürsten Karl Theodor Otto von Salm verheurathet, und starb 11. März 1679. Anna Henriette Julie, geb. 23. Jul. 1648, wurde den 11. Jul. 1663 dem Sohne des großen Condé, dem Herzog Heinrich Julius von Enghien angetraut, und starb den 23. Febr. 1723. Wittwe den 31. März 1709, verlor sie das Jahr darauf auch den Sohn, den Herzog Ludwig von Bourbon, den Saint-Simon in so ergreifenden Zügen geschildert hat. »Madame la Princesse étoit à Maubuisson; elle avoit conservé beaucoup d'affection pour cette maison, quoiqu'elle eût perdu sa célèbre tante. Elle vint en diligence et apprit la mort de

M. son fils, parce que malgré ses cris elle fut menée non à l'hôtel de Condé, mais chez elle au petit Luxembourg, maison qu'elle avoit superbement bâtie depuis la mort de M. le Prince, et qu'elle achevait encore alors.« Die dritte Tochter, Benedicte Henriette, geb. 1652, wurde den 25. Nov. 1667 mit Herzog Johann Friedrich von Hannover vermählt, und starb 1724. Wittwe seit 28. Dec. 1679, schien sie für immer in Frankreich sich niederlassen zu wollen. Ludwig XIV. hatte ihr eine Pension von 12,000 Livres ausgeworfen, »et la voilà établie ici avec fort peu de bien, et trois petites filles,« schreibt die Sévigné.

»Le mariage de M. du Maine causa une rupture entre madame la princesse et la duchesse d'Hanovre, sa soeur, qui avoit fort désiré M. du Maine pour une de ses filles, et qui prétendit que M. le prince lui avait coupé l'herbe sous le pied. Elle vivait depuis long-temps en France avec ses deux filles, déjà fort grandes. Elles n'avaient aucun rang, n'allaient point à la cour, voyaient peu de monde et jamais madame la princesse qu'en particulier. Elles ne laissaient pas d'avoir usurpé peu à peu de marcher avec deux carrosses, force livrée, et un faste qui ne leur convenait point à Paris.« Rangstreitigkeiten mit den Bouillon, die sogar zu Thätlichkeiten ausschlugen (Bd. 4. S. 249), verleideten der Mutter den Aufenthalt zu Paris.

»On a vu que la duchesse de Hanovre était depuis longtemps en France avec ses deux filles sans aucune sorte de distinction, la mortifiante aventure qui, de dépit, la fit retirer en Allemagne, d'où elle fit le mariage de son aînée avec le duc de Modène qui, par la mort de son neveu aîné, avait eu sa succession, et quitté le chapeau de cardinal, et c'est de ce mariage qu'est venu le duc de Modène, gendre de M. le duc d'Orléans. On y a vu en même-temps par quel bonheur de conjonctures et d'intrigues sa seconde fille épousa l'empereur Joseph. On y a vu encore que, arrivée peu après à Vienne dans l'espérance d'y recevoir les plus grands honneurs, elle y fut tellement trompée qu'elle ne put jamais se montrer à la cour, ni voir sa fille, ni les personnes impériales, que par un

escalier secret, en particulier, et cela encore rarement et courtement, tant qu'enfin, dépitée de ne réussir en pas une de ses prétentions, et de n'être même visitée de personne, elle prit assez promptement le parti de se retirer à Modène auprès de son autre fille, qui au bout de quelques années mourut entre ses bras en septembre 1710. La duchesse de Hanovre, qui ne savait où se retirer, demeura à Modène, sous prétexte d'y élever ses deux petites-filles; elle avait aussi deux petits-fils.« — „Der Herzog von Modène," schreibt die Herzogin von Orléans, 26. Mai 1720, „hat recht impertinent in den letzten Zeiten sich gegen seiner Frau Schwiegermutter, der Herzogin von Hannover benommen, als wenn sie geringer wäre als er, und der Unterschied von ihren Geburten ist doch auf allen Seiten groß genug, umb Ihr großen Respect schuldig zu sein. Es ware billig, daß sie sich in alles mischen sollte, da sie seiner Kinder Großmutter ist, und sie alle mit so großer Sorg und Fleiß erzogen."

»Mais, lasse au bout de dix ans des caprices de son gendre, elle résolut de tenter encore une fois fortune à Vienne, et si elle n'y réussissait pas, de venir en France, où elle n'ignorait pas que tout avait changé de face, les prétentions les plus absurdes bien reçues, tout désordre et toute confusion protégés, tout ordre, toute règle, tout droit proscrits; elle espéra donc tout du crédit de M. le Duc, par sa soeur madame la Princesse, et s'achemina lentement en Allemagne, où elle n'avait point de demeure que triste et solitaire, où elle ne put se résoudre d'habiter. En approchant de Vienne, elle apprit qu'elle n'y pouvait aller. On s'y souvenait avec dégoût des prétentions qu'elle y avait montrées, et quoiqu'elles n'eussent eu aucun succès, la cour de Vienne aima mieux ne l'y point voir que de les voir renouveler; on la fit donc demeurer à Aschach à quelques journées de Vienne, où l'impératrice sa fille l'alla voir, et l'y fit recevoir par ses officiers. Elle n'y demeura que quelques jours avec elle, et s'en retourna à Vienne. L'empereur offrit à la duchesse de Hanovre la demeure du château et de la ville de Lintz, ou de tel autre

appartenant à la maison d'Autriche qu'elle aimerait le mieux; mais les espérances de France la touchèrent davantage. Elle partit d'Aschach le même jour que l'impératrice, et prit le chemin de France par Munich à petites journées, pour s'assurer en chemin de ce qu'elle espérait.

»Elle crut faire oublier la façon dont elle y avait été traitée, en changeant de nom, et prit en chemin celui de duchesse de Brunschweig, que les Français prononcent Brunsvick. Madame la Princesse obtint pour elle l'un des deux grands appartements du Luxembourg, avec les logements nécessaires pour sa suite et son service, parce que depuis la mort de madame la duchesse de Berry les deux grands appartements principaux étaient vides, et les autres n'étaient occupés que par des particuliers, dont plusieurs furent délogés peu de jours après son arrivée. On vit une chose sans exemple, que l'abbé Dubois, pour l'intérêt de son chapeau, arracha de M. le duc d'Orléans, dans la pensée d'en faire bien sa cour au roi d'Angleterre, qui était de la maison de Brunswick, mais d'une branche fort éloignée de celle du mari de cette prétendue nouvelle hôtesse de la France (König Georg I. war der Bruderssohn von Herzog Johann Friedrich von Hannover). Le roi l'alla voir, à l'étonnement public et quelque chose de plus. La visite se passa debout et fut de peu de moments, puis il alla voir Madame, nouvellement revenue de Saint-Cloud. Deux jours après, la duchesse de Brunswick eut la bonté de faire l'honneur au roi de lui rendre sa visite. Elle se passa comme l'autre, et depuis elle ne le vit plus chez elle, et une ou deux fois l'année au plus chez lui.

»Ce début lui fit prendre de grands airs et vouloir se donner tous les avantages dont jouissent les princesses du sang, et même en usurper davantage. Soutenue de la maison de Condé, de la faiblesse et de l'indifférence de M. le duc d'Orléans, et de la chimère de l'abbé Dubois de plaire au roi d'Angleterre, qui pourtant ne montra jamais prendre le plus léger intérêt en ceux de cette cousine, elle se mit sur le pied qu'elle voulut; mais elle n'y put mettre le monde, malgré la

sottise si ordinaire en ce genre aux Français. Qui que ce soit, hommes ni femmes, ne lui donna signe de vie; elle ne put apprivoiser que des gens de rien et des bourgeoises inconnues, ravies de se croire admises à une petite cour où elles faisaient bonne chère et jouaient un petit jeu à leur portée. Force étrangers y fréquentèrent aussi; d'autres gens, pas un. Madame la Princesse, qui logeait au petit Luxembourg qu'elle avait acheté et magnifiquement rebâti, lui était de quelque ressource; elle était sa plus proche voisine; mais elles ne se voyaient qu'en particulier et ne mangeaient jamais l'une chez l'autre. Pour les enfants et petits-enfants de madame la Princesse, ils ne la voyaient que fort rarement et courtement en particulier; mais elle était riche, se repaissait de ses chimères et vivait contente dans sa petite et mauvaise compagnie, où elle jouait la petite souveraine. Elle vit aussi Madame fort rarement, et comme point M. et madame la duchesse d'Orléans.«

Auch die Herzogin von Orléans bespricht ihrer Cousine letzten Aufenthalt zu Paris, 28. Nov. 1720: „Die Herzogin von Hannover wird nur au Luxembourg sein bis J. L. ein eigen Haus haben werden; Ich wünsche daß sie ein Haus finden mag, wo sie so gemächlich und wohl sein mag, als im Luxembourg. Es ist kein Wunder, daß diese Herzogin Frankreich liebt, sie ist ja drin geboren und erzogen worden, und hat ja noch ihre liebe Schwester dort. Es kann Paris ihr Mutterland nicht sein, denn ihre Frau Mutter war eher eine Italienerin als Französin, denn sie war ja eine Prinzessin von Mantua, der Kaiserin Leonor leibliche nièce oder tante gewesen, ich weiß nicht mehr wie es ist." Ferner, den 30. Nov. 1720:

„Die Herzogin von Hannover ist so wenig in den 27 Jahren geändert, daß es zu verwundern ist, aber unter uns geredt, mich deucht, sie muß ein wenig über ihrer Frau Mutter Pöttchen kommen sein, denn ihr teint ist eben so itzunder. Es ist wahr, daß die Kaiserin gern gehabt hätte, daß sie (nämlich ihre Frau Mutter) zu Wien geblieben wäre, aber ich kann J. L. nicht blamiren, nicht dort geblieben zu sein. Man sagt, Ihre Frau

Tochter wollte sie in das Kloster (der Salesianerinen) sperren, so sie gestift hat, und Kloster seind nicht jedermann Thuns. Ich könnte ohnmöglich in einem Kloster dauern. Ist es nicht natürlich, daß man lieber in seinem Vaterland ist, wo man geboren und erzogen, und eine Schwester hat, so man all sein Leben über alles geliebt? So närrisch ist unsere Herzogin nicht, sich hier in ein Kloster zu sperren, aber ich kann wohl errathen, warumb sie das gesagt wird haben, es geht ein Geschrei, als wenn sie mit ihrem italienischen secretari eine mariage de conscience gemacht hätte, darumb wird sie gesagt haben, sie wolle in ein Kloster in Frankreich, damit die Kaiserin, ihre Frau Tochter, das Geschrei nicht glauben möge, so auch gar stark hier geht. Ihr werdt den Menschen wohl kennen, so man accusirt ihr Mann zu sein, denn sie hat ihn schon zu Hannover bey sich gehabt, wie mir recht ist, heißt er Marcelli."

Nr. 10, Philipp, geb. 1627, ist bereits S. 150 besprochen worden. „Mit seinem Bruder Eduard erzogen, verließ er ihn nach dessen Bekehrung; der Kurprinz Karl Ludwig, weltklug und die stuartischen Mißgriffe in England wohl erkennend, suchte ihn im Dienste des Parlaments unterzubringen, während zwei andere Brüder dem König zur Seite fochten; aber der Plan schlug fehl und Philipp blieb bei seiner Mutter. Da bekam er Händel mit einem französischen Höfling, der zum Aerger der Kinder auf die Mutter vielen Einfluß ausübte; der Franzose überfiel ihn mit andern eines Abends beim Nachhausegehen (Juni 1646), der Prinz vertheidigte sich glücklich, begann aber am folgenden Tage einen Streit, wobei der Franzose blieb. Jetzt floh Philipp; die Mutter wollte ihn nicht mehr vor ihren Augen sehen." Also Hr. Häusser, der von Tallemants, den Umständen angemessenem Bericht keine Kenntniß genommen zu haben scheint. Der Prinz trat in französische Kriegsdienste, und fiel, unter Turennes Befehlen gegen die königliche Armee fechtend, bei Rhetel, 15. Dec. 1650.

Die Prinzessin Sophie, Nr. 12, geb. 13. Oct. 1630, wurde den 30. Sept. 1658 dem Prinzen Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, Fürstbischof von Osnabrück und nachmaliger Kurfürst

von Hannover angetraut. Wittwe den 23. Januar 1698, starb sie den 8. Juni 1714, schmerzlich beklagt von ihrer Nichte, der Herzogin von Orléans. „Diese liebe Churfürstin Sel. war all mein Trost in allen Widerwärtigkeiten, so mir hier so häufig zugestoßen sein. Nun bin ich, als wann ich ganz allein auf der Welt wäre, ich glaube daß mir unser Herr Gott dies Unglück zugeschickt, um mir die Angst des Sterbens zu benehmen, denn es wohl gewiß ist, daß ich nun ohne Leid mein Leben enden werde. Diese liebe Churfürstin hatte mich durch dero gnädige Schreiben aus manche Betrübnuß und Herzenleid gezogen, aber nun lebe ich ohne Trost. Ach liebe Louise, wie weit bin ich von matante S. Tugenden und Verstand, ach nein in dieser Welt ist J. L. S. nichts zu vergleichen. Mein Gott, liebe Louise, wie kann ich mich ohnmöglich von diesem Unglück wieder erholen, matante war mein einziger Trost in allen Widerwärtigkeiten hier, sie machte mir mit ihren lustigen Briefen alles leicht, was mich auch am betrübsten gedäucht hat, sie hat mir dadurch bisher das Leben erhalten."

Saint-Simon bespricht ebenfalls diesen Todesfall. »La princesse Sophie, palatine, veuve du premier électeur d'Hanovre, et mère du premier Hanovre roi d'Angleterre, mourut à quatre-vingts ans. Elle était fille de la soeur du roi Charles I. d'Angleterre, qui eut la tête coupée, et fille de l'électeur palatin à qui il s'en prit si mal de s'être voulu faire roi de Bohême. Ce fut par elle que le droit à la couronne d'Angleterre vint à la maison d'Hanovre, non qu'indépendamment de la ligne royale des Stuarts il n'y eut plusieurs héritiers (52 sagt er auf anderer Stelle) plus proches, mais tous catholiques, et elle étoit la plus proche d'entre les protestants. C'était une princesse d'un grand mérite; elle avait élevé Madame, qui était fille de son frère, laquelle avait conservé un extrême attachement pour elle, et qui toute sa vie lui écrivit deux fois la semaine, de 20 à 25 pages par ordinaire. C'était à elle à qui elle écrivait ces lettres si étranges que le roi vit, et qui la pensèrent perdre à la mort de Monsieur. Elle fut affligée au dernier point de la perte de cette tante.«

Die Acte, wodurch die Thronfolge in England der Kurfürstin Sophie und ihren leiblichen Erben, sofern diese Protestanten sind, zugesichert, ist vom 22. März 1701. Noch wurde im Parlament darüber berathschlagt, und es liesen Schreiben ein von dem Herzog von Savoyen, worin er die Rechte seiner Gemahlin, Anna Maria von Orléans, Tochter von Herzog Philipp von Orléans, aus dessen erster Ehe mit der Prinzessin Henriette Anna von England, Schwester der Könige Karl II. und Jacob II., vertheidigte, „aber diese Briefe wurden nie öffentlich vorgelesen. Einige von den Mitgliedern, welche insgesamt die Herzogin von Savoyen ungemein lobten, behaupteten, die Rechte des Bluts und der Natur könnten nie durch ein Vergehen, noch viel weniger aber durch eine Verschiedenheit in der Religion verloren gehen; daß diejenigen, welche in einem andern Glauben erzogen worden, durch den Segen Gottes zur richtigen Ueberzeugung und wahren Religion bekehret werden könnten. Auch gegen die Herzogin von Hannover machte man, aber mit Unrecht, den Einwurf, daß sie sich zu einer andern Religion bekannte. Andere nahmen die Partey der Republik und behaupteten, Ausländer könnten keine Rechte auf die Krone erlangen, da sie nicht allein eine andere Sprache redeten, sondern auch ohne Gesetze, nach ihrer eigenen Willkür regierten, und stehende Armeen zu ihrer Vertheidigung hielten.

„Die Successionsbill wurde dreimal verlesen, und passirte das Haus der Lords. Sieben allein von ihren Gegnern ließen ihren Protest in die Bücher des Hauses eintragen. Der Gesandte des Herzogs von Savoyen protestirte ebenfalls dagegen. Sobald die Thronfolge durch ein Gesetz bestimmt war, schickte der König den Grafen von Macclesfield mit dem Charakter eines außerordentlichen Gesandten nach Hannover, wo dieser bei seiner Ankunft ein Haus mit allem, was er für sich und sein ganzes Gefolge brauchte, unentgeldlich und im Ueberflusse fand. Er wurde bei seiner ersten Audienz von dem Kurfürsten und seiner Mutter, denen er die Parlamentsacte überreichte, sehr gnädig aufgenommen, und, nach einem Aufenthalte von einigen Wochen zu Hannover, mit königlichen Geschenken entlassen. Unter den

Großen von Hannover standen einige in so schlechtem Rufe, daß der Erzbischof von Canterbury die Prinzessin Sophia ersuchte, ihnen den Hof zu verbieten, damit ihre Gegenwart und Gesellschaft ihrer Würde keinen Nachtheil brächte."

Karl Ludwig, Nr. 2, war durch seines ältern Bruders frühzeitiges Ableben zur Nachfolge in der Kur berufen, wiewohl er, 22. Dec. 1617 geboren, noch unter Vormundschaft zu stehen hatte. Die führte, kläglich genug, unter den kläglichsten Umständen, sein Oheim, Pfalzgraf Ludwig Philipp von Simmern. Nach dem Fall von Heidelberg, 24. Mai 1633, befand sich die Pfalz vollkommen in der Schweden Gewalt, und nichts stand einer Restitution des Kurfürsten entgegen. Die hatte Orenstjerna in dem Heilbronner Vertrage verheißen, doch unter Bedingungen, die nicht minder drückend, als unlängst von Gustav Adolf sie gestellt worden. Es sollte zwar die ganze Kurpfalz, wie sie vor dem Krieg gewesen, doch ohne Präjudiz für die Rechte Dritter, an die Erben Friedrichs V. zurückfallen, aber Frankenthal, Bacharach, Caub samt der Feste Pfalz mußten Besatzung einnehmen, und Mannheim wurde für die Dauer des Kriegs den Schweden überlassen. Eine Kriegssteuer von 60,000 Rthlr., innerhalb 6 Monaten zahlbar, wurde stipulirt, unabhängig von den allgemeinen Kriegslasten, Einquartierungen, dem Unterhalt der Besatzung in Mannheim ꝛc. Den Lutheranern wurde Gleichstellung mit den Reformirten verheißen, jenen namentlich an Orten, wo sie die Mehrzahl ausmachten, der Genuß der Kirchengüter. Die Direction des Kriegs blieb der Krone Schweden. Man nahm, wie Friedrich V. gesagt hatte, den einen Theil weg, und gab den andern mit so drückenden Lasten zurück, daß ein Aufkommen kaum möglich. Und dem Allen, absonderlich der soldatischen Willkür zu Trotz, begann das Land, Dank der unerschöpflichen Fruchtbarkeit des Bodens, schon wieder sich zu erholen, als die Schlacht bei Nördlingen den Krieg in seiner schrecklichsten Gestalt dahin zurückführte.

In unsern Tagen ist nichts bescheidener und anspruchsloser, als eine geschlagene Armee, diese fliehenden Schweden „richten mehr Unheil im Lande an, als jemals irgend ein Feind ange-

richtet." An der Bergstraße allein hauseten die flüchtigen, zuchtlosen Trümmer von siebenzehn Regimentern, sie gaben, nach Rusdorfs Ausdruck, „der Pfalz die letzte Oelung". Auf dem Fuße folgten ihnen die Sieger, zunächst von Johann von Werth geführt, Nov. 1634. Am 16. Nov. nahmen sie Heidelberg, die Stadt, das Schloß wurde beschossen, aber durch die Franzosen, die hierüber zu offnem Bruch mit dem Kaiser kamen, entsetzt. Damit war freilich für die Pfalz nichts gewonnen, als verdoppelter Druck, ärgere Verwüstung durch die neue Armee, der durch die Ueberrumpelung von Philippsburg ihr eigentlicher Stützpunkt entrissen wurde. In einem kühnen Ritt durchzog Johann von Werth, nachdem er am 2. Febr. 1635 Speier genommen, die Pfalz bis zu ihrer westlichen Grenze, und im Sommer führte Gallas die kaiserliche Hauptarmee zur Stelle. Vor der Uebermacht wich Herzog Bernhard auf die Saar zurück, ihm folgten in Eile und Verwirrung der Administrator, der Pfalzgraf von Simmern, und jene Räthe, die zeither in Frankenthal eine Landesregierung vorgestellt hatten. Unaufhaltsam drangen die Kaiserlichen vor, Heidelberg, Frankenthal, Mannheim, mit ihnen das ganze Land, fielen in ihre Gewalt, und es trat ein Zustand ein, den die gleichzeitigen Berichte nicht schauerlich genug darzustellen wissen. Die Pfalz, Deutschland überhaupt, soll beinahe zur Wildniß geworden sein, eine Ansicht, zu der doch die gleichzeitigen großartigen literarischen Unternehmungen, eines Merian z. B. nicht stimmen. Dergleichen würden nimmermehr Abnehmer gefunden haben, wäre die Lage der Dinge so trostlos gewesen, als man sie gewöhnlich darstellt.

Am 22. Dec. 1635 ward Kurfürst Karl Ludwig 18 Jahre alt, daß er also, nach den Bestimmungen der goldenen Bulle befähigt, die Regierung zu übernehmen, nachdem er bis dahin zu Leyden den Studien obgelegen, „und zwar mit der grössesten Application, also, daß er sich nicht allein in der Historie, der Mathesi, der Moral, Politik u. s. w., sondern auch in der Theologie, und beides dem Jure civili und publico so festgesetzt, daß er mit Recht vor den gelehrtesten Fürsten seiner Zeit gehalten worden. Daß er Zeit seiner Churfürstlichen Regierung sich noch

immer an der alten Römischen Historie belustiget, und zu dem End den Lucanum de bello Pharsalico zur Hand genommen, rühmt der ältere Schurzfleisch in derjenigen Oration mit welcher er die Professionem Poetices zu Wittenberg angetreten. Wie gründlich er in den strittigen Religionspunkten erfahren und geübt sey, überschreibt Dr. Dannhauer, der bekannte Straßburgische Theologus und Präsident des Kirchenconvents daselbst, an den Dr. Hülsemann. Daß er aber in Holland nicht allein den Studien obgelegen, sondern sich auch alles hohen Fürstlichen Wohlstands beflissen, bezeugt der Churpfälzische geheimbde Rath von Rußdorf in einer An. 1635 auf seiner Reise nach Engelland, an Ludwig Cammerarium, Kön. Schwedischen Ambassadeur im Haag erlassenen Epistel.

„Anno 1635 im November schiffte er nach Engelland über, in Absicht, von seinem Oncle, König Carl I. eine zulängliche Hülfe bittlich zu begehren. Wie er ihm dann sobald in einer besondern eigenhändig überreichten Schrift die Ursach seiner Ueberkunft gezeigt. Mit welcher es sich aber bey zwey Jahr hin verzogen; wiewohln er selbst an solchem Verweil nicht ausser aller Schuld gewesen seyn mag; sintemal, wie der vorgedachte Rußdorf in seinem an den Secretaire Moritz aus London nach dem Haag erlassenen Schreiben mehr als einmal klagt, er die Lustbarkeiten dieses delicieusen Königreichs sich mehr gefallen und angelegen seyn ließ, als sein Interesse und Bestes. Indem er aber inzwischen in sein 19. Jahr eingetreten, ermangelte er nicht den Churfürstlichen Titel zu führen: und als folgenden 1636sten Jahrs Chur-Mainz, Chur-Cöln und Chur-Bayern in Person, Sachsen und Brandenburg aber durch Abgesandten zu Regenspurg zusammenkommen waren, von des h. R. Reichs Beruhigung zu rathschlagen, und den Römischen König zu wählen, erließ er an dieselbe ein Schreiben, unter dem dato London den 4. Sept. durch solches zu behaupten, daß ihm die Pfälzische Churwürde, und die von selbiger abhangende Gerechtsame gebüre. Als nun jene ein solches nicht beantworteten, hingegen aber in dem Wahlgeschäft und andern wichtigen Berathschlagungen fortfuhren, ließ er ferner ein ausführliches Manifest an alle christliche Könige

und Potentaten, sein Recht zur Chur-Dignität, nebst der Richtigkeit der vorgegangenen Pragischen Friedenshandlung gründlich zu erweisen, unterm dato London 12. Jan. 1637 ausgehen. Und als immittelst höchst- und hochgedachte Herren Churfürsten und Abgesandten den Hungarischen und Böhm. König Ferdinand den 12. Decemb. zum Römischen König erwählet hatten, protestirte er wider solche Wahl, und die darauf den 30. dito beschehene Krönung desselben, durch ein anderweites zu London den 27. Januar 1637 datirtes Manifest aufs feyerlichste. Einige Tage hernach, 2. Febr. 1637, ließ er ein abermaliges Schreiben an alle Könige und Potentaten ab- und in den Druck ausgehen, um weiter zu zeigen, wie unbillig ihm die Restitution der Pfalz vorenthalten werde."

Dem Allen folgte der unglückliche Zug nach Meppen, das Treffen bei Vlotho, S. 155—156. Karl Ludwig kam im Febr. 1639 flüchtig und in der vollständigsten Hülflosigkeit nach Holland zurück, von dannen ihn jedoch bald die Hoffnung, des Herzogs Bernhard von Weimar Nachfolger in seinen Eroberungen und dem Commando seiner Armee zu werden, abforderte. Ausgemacht ist es, „daß der Churfürst, schon bey Lebzeiten des Herzogs, sich auf den Fall einen Weg zur Succession zu bahnen gesucht; und auf erhaltene Nachricht von dessen Absterben, in Hoffnung besagte Armee samt den Festungen an sich zu ziehen, und vermittelst dieser Gelegenheit desto eher zu seinen Erblanden zu gelangen, sich nicht allein bey derselben durch einige Abgeordnete, als den Obristen Peplitz und Paul Raming insinuirt; sondern auch auf des Prinzen von Uranien Einrathen, eilfertigst nach England erhoben (2. Aug. 1639), und als er daselbst eine namhafte Summe Gelds (25,000 Pf. St.) zusammengebracht, nach Frankreich übergefahren, und durch solches in das Breisgau gehen wollen." Daß er auf sothaner Reise Schwierigkeiten finden würde, hatte beim Anblick der Vorbereitungen der französische Gesandte gegen K. Karl geäußert. Nichtsdestoweniger umgab sich Karl Ludwig, oder wie er in seinem Incognito heißen wollte, Ludwig Stuart mit fürstlichem Glanz. Er landete zu Boulogne, verweilte geraume Zeit zu Paris, setzte endlich seine Reise

fort, wurde aber, zu Moulins, „unvermutheter Dingen angehalten (24. Oct. 1639), und nach Vincennes gebracht, unter dem Vorwand, es gebüre keiner Person von so hoher Condition, ohne Vorwissen des Königs zu reisen. In welchem Arrest er auch bis den 11. März des folgenden 1640sten Jahrs die Zeit mit Geduld zubringen müssen. Da inzwischen Frankreich durch Geld und große Verheißungen zu seinem Zweck gelangt, und sowohl die Armee, als die Festungen in die Hände bekommen." Eigentlich hatte der Gefangene am 11. März lediglich die Vergünstigung erhalten, sich in Paris aufhalten zu dürfen, unter der Bedingung, daß er von dannen sich nicht entferne. Erst am 4. Aug. erhielt er die volle Freiheit wieder. Aeußere Auszeichnungen und Ehren, die der Hof ihm erwies, die für ihn gemachten Ausgaben, täglich 1500 Livres, waren kein Ersatz für den muthmaßlichen Schaden, den er durch den Arrest erlitten.

Mittlerweile stritten sich um den Besitz der Pfalz Weimarische und Ligisten, bis dann jene im Beginn des J. 1640 das verödete Land freiwillig aufgaben. „Indem aber Dänemark mittlerweile sich die Pfälzische Restitutions-Sache vor andern angelegen seyn ließ, ermangelte Churfürst Carl Ludwig nicht (wie er bereits im Oct. 1639 gethan), sich in Anno 1641 persönlich nach Kopenhagen zu erheben, dem König solche, bey den damaligen Umständen weiter zu recommandiren, funde auch daselbst ein ganz geneigtes Gehör. Massen der König nichts an sich erwinden ließ, dieselbe sowohl zu Regenspurg, auf dem damaligen Reichstag, als nach Endigung desselben, zu Wien nach Möglichkeit zu besorgen. Wiewohln alle Mühe fruchtloß ablief." Nur daß in der kaiserlichen Erklärung vom 6. Mai 1642 doch endlich die Rückgabe der Rheinpfalz bedingungsweise verheißen. Karl Ludwig lebte damals in England, abwechselnd in Whitehall oder auf Windsor, und bezog von dem Parlament 8000 Pfund jährlich, »for his good affection to the popular cause,« daß er demnach keineswegs die gleiche Bahn mit seinen Brüdern verfolgte. Später vertauschte er den Aufenthalt im Palast von Whitehall mit der stillen Wohnung des Dechant Wren zu Windsor, wo er, von Wenigen umgeben, mehr der Ruhe eines wissenschaftlichen

Lebens, als den Geschäften sich hingab. In der Pfalz dauerten der Soldatendruck, das Unwesen fort: wie weit man aber noch in Deutschland von einer vernünftigen Beurtheilung der Lage überhaupt, ergibt sich aus der Kleinigkeit, daß die Bewohner des an Pfalz verpfändeten, von Bayern besetzten Pforzheim Torstensons Sieg bei Leipzig durch einen Gottesdienst feierten.

Unendlich viel wurde noch auf dem Reichsfriedenscongreß um die Pfälzische Frage verhandelt, geschrieben, gestritten, da endlich am 24. Oct. 1648 der verhängnißvolle Vertrag unterzeichnet, der anderthalb Jahrhundert für Deutschland die suprema lex geworden ist. Die Kur und die Oberpfalz blieben bei Bayern, für Karl Ludwig wurde eine achte Kur geschaffen, die doch erlöschen sollte, wenn mit dem Abgang der bayerischen Linie die alte Kur an Pfalz zurückfallen würde. Die Rheinpfalz wurde auf den Fuß von 1618 restituirt, mit Ausnahme der Pfandschaft Starkenburg oder Bergstraße, dann desjenigen, zu welchem Worms und Trier ihre Ansprüche »coram competenti iudice« begründen könnten. Jeder der vier Brüder des Kurfürsten sollte von dem Kaiser, binnen vier Jahren, „zu Behuf des Fürstlichen Unterhalts, 100,000 Rthlr., und eine verheyrathende Prinzessin 10,000 Rthlr. zur Ehesteuer, die Frau Mutter aber vor einmal 20,000 Rthlr. in victualitium empfangen." Mit Karl Ludwig und allen seinen geächteten Anhängern wurde auch sein Oheim Ludwig Philipp in das Fürstenthum Simmern wieder eingesetzt. „Welches Churfürst Carl Ludwig, wiewohl schwer, zur Friedens-Vollziehung eingehen müssen," wie sich aus seiner Antwort auf der gesamten Churfürsten und Stände Notificationsschreiben, d. d. London, 22. Dec. 1648 ergibt, auch aus der Medaille, so er bei dieser Gelegenheit prägen ließ. Darauf ist er im vollen Harnisch abgebildet, am Boden liegt, ermüdet, doch mit trotziger drohender Geberde der Pfälzische Löwe. Sedendo non cedo, heißt es in der Inschrift.

„Diesem nächst begabe An. 1649 Churfürst Carl Ludwig sich aus Engelland, woselbsten er eine Zeit her die von seinem Avo materno, König Jacob I. jährlich gewidmete Pension genossen, und nach vollbrachter Enthauptung seines Avunculi, K. Carls I.

weil er wegen Klugheit sehr ästimirt wurde, aus Favor verschiedener von dem Obern- auch Untern Haus fast zur Cron kommen können, wann er nicht mit einigen der vornehmsten Englischen Damen sich in Liebsgeschäfte zu weit eingelassen, und denen darob Unvergnügten dardurch Argwohn gegeben, er nach erlangter Königlichen Hoheit sich dessen gegen noch mehrere audentius gebrauchen würde, über Holland ins Teutsche Reich, des Sinnes, zugleich sich um eine anständige Gemahlin umzusehen.“ Also Reiger, den jedoch auch hier zurechtzuweisen, Joannis nicht verfehlt. „Ob Churfürst Carl Ludwig sich bey dem damaligen verwirrten und von den unruhigen Independenten, unter des berufenen Cromwells Gewalt, abhangenden Zustand der Sachen in Engelland einige Hoffnung zur Cron machen können; solcher aber, aus dem erzählten Mißtrauen einiger Großen, leer ausgegangen, will nicht wohl glaublich scheinen. Dieß aber ist nicht ohn, daß er, zeit seines Aufenthalts in Engelland, mit einigen der vornehmsten Damen in eine ziemlich genaue Bekanntschaft gerathen, wie er dann mit einer gewißen Gräfin würklich einen Sohn erzeugt. Es ist auch, daß bereits anno 1637 der kluge, vor das Pfälzische Chur-Haus so treu-gesinnte, tapfere Minister, Johann Joachim von Rußdorf, in einem an Theobald Mauritium aus London erlassenen Schreiben, und in einem andern an Henrich Alting, nicht wenig bedauret, daß der Churfürst so wenig auf sein Interesse bedacht sey, hingegen aber die Zeit und seine Jugend so über mit Wollüstigkeit zubringe.“

Bereits am 29. Dec. 1648 hatte der Kurfürst seinen Oheim, den Pfalzgrafen von Simmern, zur Besitzergreifung der Pfälzischen Lande ermächtigt, ihm aufgegeben, das Herkommen, die alten Beamten wieder einzuführen, am 14. Febr. 1649 erbat er sich von dem Parlament Paß und freies Geleite, demnächst fuhr er hinüber nach Holland. „Von dannen richtete er seinen Weg auf Cassel, allwo er von der damaligen Regentin, Wilhelm V. Landgrafen in Hessen, so der Standhafte genennet, aber bereits anno 1637 Todes verblichen war, verlassenen generösen Wittiben höflich empfangen, und auf die wegen ihrer zweyten Fräulein Tochter Charlotte gethanen Werbung ohnschwer das Jawort

erhalten, doch mit dem Beyfügen, daß diese ziemlich widerspenstig, und Sie daher nicht wisse, ob selbige Ihrer Liebden recht anständig seyn, und Ihro sich gebürend accomodiren dörfte: Der ihr, der Frau Landgräfin, hierüber geantwortet, wie er hergegen desto freundlicher seyn, und sie dadurch zu gewinnen befleißigen wollte. Dann die Landgräfin merkte, daß sie Herzog Friedrichen von Würtenberg mehr, als ihrem neuen Churfürstlichen Hochzeiter geneigt war, bemühete sich derhalben nicht wenig, der Tochter Sinn auf guten Weg zu bringen, vorstellend daß solche Churfürstliche Heyrather rar wären, und sich nicht von den Aesten herabnehmen ließen.

„Folgends gienge Churfürst Carl Ludwig auf Nürnberg zu dem der Ends, wegen der Friedens-Vollstreckung angestellten Convent befundenen Königlich Schwedischen Generalissimo, Pfalzgraf Carl Gustav, der ihme, neben schöner Geldverehrung alle Hülfe, und dabey Nachlaß des der Untern Pfalz zu denen der Cron Schweden beym Friedensschluß verordneten 1,800,000 Rthlr. Satisfactions-Geldern zugelegten Beytrags-Quanti von 124,600 Gulden zu verschaffen, gleich auch geschehen, versprochen; mit Zusag, den Lutherischen in der Stadt Heidelberg das öffentliche Religions-Exercitium zu verstatten, und nach diesem über Windsheim durch Franken auf Heidelberg." Zu Mosbach, die erste Pfälzische Stadt, so er berührte, wurde er mit Jubel empfangen. Die ganze Bürgerschaft, die Knäblein von 6 bis 12 Jahren waren ihm entgegengezogen, und „es preßte manche Thräne aus" der Anblick dieser ungeheuchelten Freude ob der Rückkehr des angestammten Herren.

Am 7. Oct. 1649 zog Karl Ludwig zu Heidelberg ein. „Bezoge zur Ankunft das Commissariat-Haus, und bewohnete dasselbe eine Zeitlang, bis das Schloß, von den Soldaten ziemlich verwüstet, zur Beziehung zugerüstet war. Indessen correspondirte er fleißig mit seiner Vertrauten, und versprach die Vermählung durch seine Hinkunft zu befördern. Welche in ihren Antworten immer Aufschub gesucht: daran gleichwohl der Churfürst sich nicht kehrend, noch die rauhe winterliche Zeit achtend, das Vornehmen fortgesetzt: von Heidelberg unter ziemlichem Gefolge nach Cassel

abgefahren, die Vermählung den 22./12. Febr. 1650 vollbracht, nachdem hierzu eine Zeitlang überaus stattliche Bereitschaften gemacht worden. Solches nun zu vollziehen, „seynd Montags den 11./21. beyder Herren L. L. Friederichs und Wilhelms zu Hessen F. F. Gn. Gn. mit ihrer Suite, Nachmittag gegen 2 Uhren Ihr. Churf. Durchl. als Herrn Bräutigam entgegen gezogen, welcher aber erst gegen 5 Uhr nach dem Abend, nebenst verschiedenen Fürstl. Gräffl. und Adelichen, auch andern Stands-Personen, und einem ziemlichem Comitat in Cassel ankommen, allda man Sie mit Lösung der Stücke, und andern Ceremonien, wol empfangen. Dieweilen es dann spät worden, ehe die Frembden sich in etwas eingerichtet, hat vor 9 Uhren die Mahlzeit ihren Anfang nicht genommen, welche sich bis nach 12 Uhren erstrecket.

„Dienstags den 12./22. Febr. zu Mittag wurden die Fürstl. Personen in ihren Gemächern gespeiset: nach der Mahlzeit aber bereittete man sich, der bevorstehenden Chur- und Fürstl. Copulation beyzuwohnen, und kame man gegen 8 Uhr Abends im güldenen Saal zusammen, da dann der Herr Churfürst, in silbernem Stück bekleidet, zuerst, und zwar mit Paucken und Trompetten, vielen Edelleuten und hohen Officirern, worunter 8 der vornehmsten brennende Fackeln vorher trugen, von dem Herrn Pfaltzgrafen zu Simmern, und Herrn Landgraf Herman zu Hessen, begleittet, hinein an den verordneten Ort gebracht ward, welchen gefolget, Herr Landgraf George, und Ihrer Fürstl. Gn. Herren Söhne: Item, Herr Landgraf Ernst, und Herr Landgraf Christoph Wilhelm zu Homburg vor der Höhe, sampt vielen Gräffl. Personen.

„Nach diesem wurde die Churfürstl Braut, gleichfalls mit Paucken und Trompeten, und 8 Fackeln, welche auch von 8 vom Adel, so eines Theils Obristen waren, vorher getragen, in gedachten Saal gebracht, und trugen Ihro vier Gräffliche Fräulein, so in silberne Stücke gekleidet, den Schweiff des Rocks, welcher von dem reichesten silbern Stück war, und auff ein Hohes ästimiret, nach; die hatte eine Crone von Perlen und Edelgesteinen auff dem Haupt, so über viertzig tausend Reichsthaler werth geschätzet wird.

„Demnach nun der 45. Psalm, Mein Hertz fürbringen will ein schön Gedichte rc., als welcher ein rechtes Braut-Lied, gesungen, und der Herr Superintendent ein Glückwünschungs-Predigt (nach Anleytung der Worte, aus dem 1. Buch der Chronic am 18. Cap. Vers 26 und 27: Nun Herr, du bist GOtt, und hast solch Gutes deinem Knecht geredet: Nun hebe an zu segnen das Haus deines Knechtes, daß es ewiglich sey vor dir: Denn was du Herr segnest, das ist gesegnet ewiglich) gethan, ist hierauff die Copulation vorgangen, nach welcher man sich allerseits wieder in die bestimbte Gemächer verfügt, dahero es sich mit der Mahlzeit bis zu zehen Uhr verzogen, da man dann erst zur Tafel gangen. Die Churfürstliche Braut sasse oben an zur Rechten, des Herrn Churfürsten Durchl. aber zur Lincken, und forders zunechst die Fürstliche Anverwandte von Seiten der Churfürstlichen Braut, welches sich doch die andern Tag änderte. An der Fürstlichen Tafel sassen über 20 Fürstliche Personen, und unten nur beyde Gräfinnen von Wied und Arolssen: die übrige Grafen und Gräfinnen, neben einigen Edelleuten, sassen über einer andern Tafel; Und folgends die übrigen Adeliche Mann- Weibs- auch andere Stands-Personen, an ihren verordneten Tafeln. Der Tantz gieng nach 12 Uhr an, und währete bis umb 4 Uhren. Den Mittwochen, gegen 7 Uhr Abends, geschahe abermahls eine Predigt im güldenen Saal, darauff folgete die Mahlzeit, und wurde hernach wieder getantzet. Donnerstag war man zwar im Werck, ein Ringel-Rennen anzustellen, weilen es sich aber zum Regen anliesse, muste es damit anstehen. Nach dem Abend-Essen, zu 9 Uhren, wurde ein Feuerwerck in der Aue, und gegenüber, jenseit des Wassers gehalten, so über zwey Stund gewähret, und wegen der verschiedenen Inventionen von Seulen, Nahmen, Wasserkugeln, und andern Sachen, wol zu sehen war. Freytags Nachmittag ward eine Jagd von Wölffen, Füchsen und Schweinen angestellet: welchen Tags Abend Herr Graf Georg Friederich zu Waldeck Arolssen ein schön und kostbares Ballet, von verschiedenen Entreen, gehalten. Den Sonnabend Nachmittag wurde vorermeldtes Ringel-Rennen angestellt, und ritten die Chur- und Fürstliche Personen selber mit. Ihro

Fürstl. Gn. Landgraf Wilhelm bekamen in denen erstgehaltenen dreyen Thurniern das Beste: Demnach Sie es aber hinwieder zum besten gaben, gewann dasselbe, nemblich ein vergüldtes Gießbecken, der Herr Graf von Salm, Herr Landgraf Ludwig aber bekame den andern, und Herr Graf von Hanaw den dritten Gewinn, welches 2 Becher waren. Nach dem Abend-Essen hielten Ihre Fürstliche Gnaden, Landgraf Wilhelm, auch ein schönes Ballet, so sehr wol zu sehen. Die übrige Tage ist sonderlich nichts vorgangen, als daß man mit allerhand Discursen und Gespräch die anwesende Gäste lustig zu machen, sich bemühete, und demnach zum Wieder-Abzug allerseits die Anstalt gemacht worden: Ihre Churfürstliche Durchl. aber, beneben dero Gemahlin, und dem H. Pfaltzgrafen zu Simmern, seynd noch in etwas daselbsten verblieben.

„Nach genommenem Valete, und beschehenem Abzug vom Fürstl. Casselischen Hof, langten Ihre Churfürstl. Durchl. Montags den 18./28. Martij, Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhren, bey ziemlich trübem Wetter, von Friedberg aus, mit einem ziemlichen Comitat, in hiesig unserer Statt Franckfurt an; ward durch drey starcke Trouppen zu Pferd der vornehmsten Kauffleute und vermöglichsten Bürger, welche von zweyen, eines Wol-Edlen, Ehrnvesten und Hochweisen Raths voransehentlichen Herren Deputirten, als Herrn Christoph Bendern, und Herrn Ulrich von Neuhausen, beyden Schöpffen und des Raths (denen 2 hiesiger Statt Trompetter und Einspänniger in ihrer Liberey, und mit denen Trompetten in der Hand, vorgeritten), geführt wurden, durch das Neue Thor über die Zeile, so die breiteste und lustigste Strasse der gantzen Statt ist, zwischen der übrigen, mit fliegenden Fahnen, und bis an das Churf. Logiament im Gewehr haltender Bürgerschafft eingeholt, und in gedachtes Logiament am Roß-Marckt gelegen, zur güldenen Ketten genannt, begleittet; da indessen sowol mit Stücken von den Wällen, als auch aus Mußqueten, von der gesampten Bürgerschafft, zu unterschiedlichen mahlen Salve gegeben worden.

„Dienstags verblieben Ihre Churfürstliche Durchl. allhier: Dero zu unterthänigsten Ehren, die der Meß halber der Zeit

allhier sich haltende Englische Comödianten, selbigen Tags Abend, und gar späth bis in die Nacht, mit Präsentirung einer kurtz-weiligen Comödi die Zeit vertrieben, seynd auch selbigen Tags Ihrer Churf. Durchl. von E. E. Rath der Statt Franckfurt mit einem Dutzet von 28 Marck schön ausgearbeiteten silbernen Schalen, und dem ordinari gewöhnlichen Präsent von Habern und Wein regalirt worden.

„Mittwochs den 20./30. Martij, nach gehaltener Tafel (an welcher, ausser dem H. Reichs-Pfenningmeister Bleymann, lautere Churfürstl. Fürstl. und Gräffliche Personen gesessen), geschahe fast umb 2 Uhr Nachmittags der endliche Uffbruch, zwar in vorerwehnter Ordnung, aber mit einem viel ansehentlicherm Comitat, und in grösserer Frequentz, weder bey der entrée zu sehen gewesen. Seine Churfürstliche Durchl. ritten zu Pferd, Fürstlich bekleidet, zur Rechten; Dero aber zur Lincken der Herr Pfaltzgraf von Simmern allein, welcher bey gehaltener Tafel dem Herrn Chur-Fürsten die rechte Hand gehalten. Die gantze Ordnung führeten die unserigen zu Pferd, wie mich bedünckt, jetzo in 3 Trouppen brav ausmuntiret. Ihnen folgeten unterschiedliche Churfürstliche und Gräffl. Leib-Pferde, mit verhülleten Sätteln und Decken, sampt etlichen Edel-Pagen zu Pferd in der Liberey. Denen kame zunechst nach die Churfürstliche Leib-Garde 50 in 60 zu Pferd starck, je fünff und fünff in einem Glied (welches auch bey dem Einzug also observirt worden), alle in gleicher blauer Liberey, mit silbernen Passamenten reichlich versehen, die Carabiner vor sich in der Faust führende, und sämptliche schwartze Hüte mit blauem Favor, wie die Liberey, uffhabende. Hierauff ist gefolgt ein ansehentlicher Trouppe zu Pferd, von Fürstlichen, Gräfflichen, Adelichen und andern Herren-Stands-Personen. Gleich hinter solchen neun Trompeter, mit ihren silbern und vergüldeten Trompeten, als 4 vorhero, der Heerpaucker mit überzogener Kessel-Tromme in der Mitte, und dann 5 von hinden, in gleichmässiger Churfürstlichen Liberey, welche alternatim sich exercirten, daß es eine Lust zu sehen und hören war, zumahlen da der Himmel zu solchem Auszug, mit schön hellem Wetter und beständigem Sonnenschein, sich insonderheit günstig erzeigete.

Darauff folgete ein Glied zu Fuß, demnach S. Churfürstl. Durchl. wie vermeldet, mit dem Herrn Pfaltzgrafen von Simmern, allein, und abermals ein Glied zu Fuß, in der Liberey: Dann weiters die Churfürstliche Leib-Kutsche, inwendig mit rothem Sammet durchaus versehen, welche von 6 schönen grossen Rappen gezogen ward: darinnen sassen die Junge Chur-Fürstin, beneben des Herrn Pfaltzgrafen von Simmern Frauen Gemahlin, und etlich anderm Fürstlichem Frauenzimmer. Demnach noch unterschiedliche mehr andere Carossen, meiste mit 6 Pferden bespannt: worauff das übrige Frauenzimmer, und andere Churfürstl. allerhand Bediente gesessen, welche auch diese gantze Suite beschlossen.

„Der Weg wurde genommen, von vormehrgedachtem Logiament am Roßmarckt, durch die grosse Sand-, Schnur- und Fahr-Gassen über die steinerne Brücke, und gieng die Reyse selbigen Tags noch bis nach Darmstatt. Als Ihre Churfürstl. Durchl. über der Brücken, und zwischen der eussersten Vorstatt, Sachsenhausen genannt, wurden die auff der Statt Wällen, wie ingleichem die kleinere auff mehrberührter Brücken zu beyderseits stehende Stücke loß gelassen: Demnach Sie aber gar vor Sachsenhausen heraus, und auff dem Wege nach der Wartte zu begriffen gewesen: Liesse sich auch das auff denen Sachsenhäuser Bollwercken plantierte Geschütz 2 in 3 mahl mit grossem Krachen hören: da dann inzwischen ein jegliches Burger-Quartier, von eben selbigem Wall, darauff sie sämptlich geführt worden, ein zierliches Salve gegeben, welches auch von der Statt Soldatesca, so theils zwischen der Affen-Pforten und denen Stacketen gehalten, ordentlich beschehen. Womit also der gantze Actus oder Abzug sich ohne einige vorgangene Confusion und Unruh geendet, deme etliche tausend Personen, ja beynahe die gantze Statt, zugesehen.

„Den 24. Martij langten Ihre Churfürstl. Durchl. zu Heydelberg gar späth an. Auf der Ladeburger Heyde hatten sich die Heydelbergische Völcker, bestehende in zwölff starcken Fahnen zu Fuß, 5 Compp. zu Pferd, wie auch einem Trouppen von 50 Pferden, allerhand Churfürstlicher Bedienter versamblet, und daselbsten Ihr. Churfürstl. Durchl. erwartet. Dieselbe nun kamen in Begleittung der Herren Grafen von Isenburg, Löwenstein-

Wertheim, H. Abgesandten Gerstecks, und Herrn von Schönburg, etwas vorhero, welchen ungefehr 2 Stunde hernach die Churfürstl. Gemahlin, sampt der gantzen Suite gefolget, und eine gute Weil im Feld gehalten, da inmittelst 3 Salven gegeben worden. Darauff geschahe der Einzug in die Statt, wobey sich die Stücke vom Schloß gleichfalls dreymahl hören lassen. Den 25. Martii wurde in Beyseyn des gantzen Hofs, in der Kirchen zum H. Geist, eine Predigt, wegen der jungen Churfürstin Heimführung gehalten, in welcher der 45. Ps. Davids gesungen, und der Text aus dem 8. Cap. des Propheten Ezechiels genommen worden.

„GOtt der Allmächtige wolle Ihrer Churfürstlichen Durchleuchtigkeit, sampt dero Hertzgeliebten Frauen Gemahlin, und gantzem Hochlöblichen Churfürstlichen Haus, eine langwierige, glücklich und friedfertige, wie nicht weniger eine selbst anwünschende fruchtbare Ehe verleyhen."

Zu Heidelberg hat „die Churfürstin anno 1651 den Churprinz Carl zur Welt geboren, dessen Taufpathen künftiger König Carl Gustav von Schweden, Herzog Carl zu Lothringen, und die vier evangelischen Schweizercantons gewesen. Im nächstfolgenden 1652sten Jahr genase sie der Tochter Elisabeth Charlotte, deren Taufgezeug, unter andern der damalige Churfürst zu Mainz, Johann Philipp von Schönborn gewesen, als welchen Churfürst Carl Ludwig sich der Zeit zu verbinden getrachtet.

„Inzwischen bis der Reichstag anno 1653 zu Regenspurg angegangen, suchte der Churfürst Carl Ludwig, nebst der sorgfältigen Lands-Regierung, durch beygebrachte Comödianten, Bergknappen, so wohl singen konnten, und andere anstellende Lustbarkeiten, seine Gemahlin immer zu erfreuen, und dadurch die Liebe gegen sich zu vermehren, als welche bey ihr eifriger seyn können: zumalen da sie sich gegen denselben bisweilen mürrisch erzeiget, und wann sie sich im Cabinet eingeschlossen, dem anklopfenden Ehegemahl nicht aufzumachen begehret, sondern stillschweigend abgewiesen, ja mit unziemlichen Worten demselben begegnet: so jedoch er nicht resentiret, sondern sie mit sich nach Regenspurg genommen.

„Woselbsten Ihro Kais. Maj. Ferdinand III. Churpfalz ganz gnädigst und liebreich tractiret, Ihro auch zu Bestreitung da-

selbstigen starken Ausgaben, aus Kaiserlicher Wohlgewogenheit, neben Nachlaß vieler Römermonaten 36,000 fl. baar schießen lassen, ihn auch einst wegen seines überaus höflichen und civilen Umgangs, ihren politischen Churfürsten genennet haben sollen. Allwo die Churfürstin mit öfterm auf die Jagd unterfangenen Reiten, und sonsten sich zum Mißfallen Ihro Eheherren bezeiget, und solches bey selbigem nicht wenig vermehret, daß sie vom Pferd einsmals einen fast schimpflichen Unglücksfall gethan." Sie durfte gleichwohl der Fahrt nach Augsburg, wo die Wahl eines Römischen Königs, Ferdinand IV. vorzunehmen, sich anschließen, und dort wurde sie von einem zweiten Prinzen entbunden, der „in der Taufe den Namen Friedrich empfangen, und nach solcher bald Tods verblichen (22./12. Mai 1653). Welcher Fall sich aber so zugetragen haben soll, daß, da auf beschehene Wahl die Stücke gelöset wurden, der Prinz, indem der Churfürst ohnfern des Stadtwalls logirt, über dem starken Donnern der Canonen, die Gichter bekommen, und an solchen verstorben.

„Hierüber nahm die Churfürstin eigenes Sinnes vor, sich eine geraume Zeit der ehelichen Cohabitation zu entschlagen; aus Vorwand, wie ihr ungelegen, ihren Leib durch viele Kindbette verderben und quälen zu lassen, besonders, da auch das Land und dessen Einkommen nicht so beschaffen, daß man darzu vieler Kinder bedörftig wäre. Der Churfürst je mehr und mehr die Aversion und Entziehung seiner Gemahlin von sich hiedurch begreifend, wollte in dieses ungewöhnliche und unerlaubte einseitige Votum, nach ausgehaltenem Kindbett, nicht geheelen, und versuchte sowohl selbst, als durch vertraute Ministres und Frauen sie davon, zur schuldigen Ehepflicht-Leistung zu bringen. Welche aber von dem Vorsatz nicht abzuwenden gewesen, indem sie gänzlichen, jedoch fehlend, sich eingebildet, sie ihren Eheherrn, wegen Dero ihr zutragenden großen Liebe, wozu sie wollte bringen könnte.

„Hierüber wuchse die Mißhelligkeit täglich, und ließe sich zur gefährlichen Trennung mit der Zeit ansehen. Deme vorzubeugen, anfangs Baden-Durlach, hernach Würtemberg, und endlich der Herr Landgraf Wilhelm zu Hessen-Cassel, als Bruder, nach Heidelberg gekommen, und angelegentlich gesucht, die Chur-

fürstin zu anderer ihr anständigern Entschließung zu vermögen; mit der treugemeinten Warnung, daß widrigenfalls sie sich in große Ungnad also stürzen würde, daraus sie hernach, wann es zu spät, sich nicht mehr retten könnte. Es war aber dieser dreyer vornehmer Fürsten, und einiger bey sich gehabten Gemahlinen Rath fast fruchtloß. Daher, als der Landgraf wieder verreisete, und das erste Nachtlager zu Weinheim in der Kellerey, wohin Churpfalz und seine widrige Gemahlin ihn begleiteten, genommen, auch dabey angestellet wurde, daß sie, aus Ermangelung eines eigenen Bettes, sich einmal zu ihrem Eheherrn zu verfügen hätte, sie solches nicht thun, sondern vielmehr auf der harten Bank die Nacht zubringen wollen. Worüber der Landgraf unwillig geschieden, Churpfalz aber höchst erzürnet, zum endlichen die Churfürstin durch den Hofmarschall von Landas ermahnen lassen, sich in kurzem entweder anderster zu entschließen, oder es einen widrigen Ausgang gewinnen, und hernachmals die Reu vergebens seyn: sonderlich, da er sie solchergestalten vor keine Gemahlin mehr erkennen, und in großen Kosten vergebens erhalten würde noch wollte.

„Weiln nun hierüber die gebürende Unterwürfigkeit nicht erfolgte, und Churpfalz im besten Alter sich der Cohabitation nicht zu entschlagen wusten, ergriffen sie das längst angedrohete Mittel, und adjungirten sich heimlich das unterm Hof-Frauenzimmer befindliche Fräulein von Degenfeld, hernach gemachte Raugräfin, des Vorsatzes, sich ihrer, mit Verstoßung der Churfürstin, fürohin concumbendo zu bedienen, so auch beydes zu Werk gesetzt wurde. Die Churfürstin, solches erfahrend, gedachte dieser Fräulein, mittelst zur Handnehmung eines lethalen Gewehrs, abzuhelfen, und damit sich ihr ohnversehens zu diesem Zweck zu nähern: es war aber wider Vermuthen Churpfalz zugegen, die das Absehen gleich balden vermerkend, der Churfürstin entgegenstunden, und mittelst Reichung einer Maulschellen das Vorhaben unterbrochen. Die Churfürstin fiele zu Fuß, Gnad zu begehren, dieses und vorigen Fehlers, allein es mogte bey dem erzürnten Churfürsten keine Abbitte oder Weinen mehr was verfangen, sondern klebte der Degenfelderin mit Liebe völlig an, transferirte

sie (die Kurfürstin) sofort nacher Schwetzingen, und ließe selbige allda versichert bewahren.

„Wenn der Supplicationsschrift nachzugehen, welche die Churfürstin anno 1661 an den Kaiser ergehen lassen, so hätte sich die Begebenheit mit der Maulschelle noch vor der Regenspurger Reise, so gestalter Dingen zugetragen; daß, als die Churfürstin, bey Anwesenheit Markgraf Friedrichs von Baden-Durlach, über der Tafel, auf höchstgedachten Markgrafens gethanes Anfragen: warum sie so traurig da sitze? geantwortet, daß sich noch wohl Ursachen ihrer Traurigkeit finden dörften. Und als der Churfürst darauf versetzt, wie daß nichts neues sey, daß seine Gemahlin ohne gegebene Ursach zürne, sie in diese Worte ausgebrochen: „„Diejenigen, welche die Mägde lieber sehen, als die Frauen, machen mich zornig,““ der Churfürst, welcher hierüber sich entrüstet, ihr im Zorn eine Maulschelle versetzt.

„Die andere, vom gefaßten Vorsatz, der Degenfeldin das Licht auszublasen, hätte sich erst anno 1657 so ereignet. Als sie, die Churfürstin, in Hoffnung den Churfürsten zu erweichen, mit ihren Kindern einst vor dem Tafelgemach aufgewartet, und als derselbe von dem Mittagsmahl herauskommen, einen Fußfall vor ihm gethan, die Degenfeldin aber, da der Churfürst hierüber voller Gedanken gestanden, daher kommen, und in italiänischer Sprach gesagt: »»Signor Elettore, servate la vostra parola,«« habe sie, die Churfürstin, als derselbe seufzend hinweggegangen, eiligst aus ihrem Gemach eine geladene Pistole gelangt, um der Degenfeldin eine Kugel durchs Herz zu jagen: es habe aber, da sie herauskommen, Graf Wolfgang Julius von Hohenlohe ihr die Pistol abgenommen, und zu einem Fenster hinaus loßgeschossen. Da nun der Churfürst den Schuß gehöret, sey er eilends aus seinem Zimmer herausgelaufen und habe gefragt, wer geschossen habe? und da sie gesagt, daß sie es gethan, um seine, des Churfürsten, Ehre an der Degenfeldin zu rächen, habe er erwidert: „„Charlotte, Charlotte, laßt dieses unterwegen, wann ihr nicht von mir wollt abgeschafft werden.““ Worauf sie ohne einige weitere Antwort fortgegangen. Und auf diese Weise hätte sich beydes begeben.

„Welcher Bericht nun, dieser der Churfürstin, oder jener des Autoris (Reiger) mehrere Wahrscheinlichkeit habe, lassen wir dem geneigten Leser zu beurtheilen über, und gedenken bloß, daß, ob es sich schon so verhalten haben mag, wie es die Churfürstin hier klagbar erzählt und vorbringt, sich doch sonst in dieser Schrift, so sie an Kaiserl. Maj. erlassen haben soll, ein und anders findet, das selbst wider einander lauft. Exempelsweise, wann die Churfürstin sagt, daß sie nach ihrem dritten Kindbett bey dem Churfürsten eine nicht geringe Gemüthsentfremdung gegen sie verspüret, nicht lange hernach aber, wo solche herrühre, innen worden; indem sie ein Lateinisches von der Degenfeldin an ihn gestelltes Brieflein in die Hände bekommen: und als sie hierauf derselben Tresörlein heimlich aufbrechen und durchsuchen lassen, noch drey andere, die der Churfürst an jene geschrieben, gefunden. Worauf sich der gedachte Zufall, mit der Maulschelle, bey Anwesenheit des Markgrafen von Durlach ereignet; deß ungeachtet sie doch mit dem Churfürsten nach Regenspurg auf den Reichstag gereiset wäre ꝛc. Welches sich gewißlich nicht wohl zusammenreimt, weiln sie ja erst, da sie sich von Regenspurg mit dem Churfürsten, ihrem Gemahl, nach Augspurg erhoben, dieß Orts das drittemal niederkommen, und einen Prinzen zur Welt geboren. Ferner, wann sie fortfährt und dazusetzt: daß, als sie von Regenspurg zurück angelangt, und höchst betrübt sehen müssen, daß die Degenfeldin ihren Platz eingenommen, sie einst ihre beyde Prinzen (da doch der zweyte, wie gemeldt, zu Augspurg schon Tods verblichen war) zu sich kommen lassen, sich und dieselbe bestens geschmückt, und nebst ihnen vor der Tafelstuben den erwähnten Fußfall gethan u. s. w."

Kurfürst Karl Ludwig „gienge fürters in dem 1657sten Jahr nach dem Herbst, mit der Degenfeldin auf Frankenthal, und verbliebe daselbst den Winter über, wo sie den ersten Herrn, Carl Ludwigen, Raugrafen, anno 1658 geboren. Hernach führte er sie wieder in gemeldtes Schwetzingen, von deren ferners, bis zu ihrem Ableben, so den 18. Martii 1677 zu Friedrichsburg erfolgt, noch 12 Kinder erzeuget. Die Churfürstin aber war mittlerzeit zu Heidelberg, und hatte Raum genug, ihrer beyder Fürstlichen

Kinder Auferziehung nachzusehen, auch das vergangene eigene Verschulden zu bereuen. Und seynd die von jemands ausgesprengte lateinische Liebsbrief, welche zwischen Churpfalz und Madame Degenfelderin gewechselt worden, bloß erdichtet: denn diese der lateinischen Sprache nicht, sondern allein der Italiänischen kundig gewesen: hatten auch in stetiger Gegenwart nicht nöthig, die Lieb mit Briefen zu unterhalten; allenfalls es mit Italiänischem Idiomate geschehen wäre. Ingleichen hat man niemals einige durch den Lutherischen Pfarrer zu Heidelberg, Heilanden, unter ihnen verrichtete Copulation mit der linken Hand erfahren mögen; deren dann er, Heiland, unter Churfürst Carls Regierung hierüber genauest examinirt, nicht geständig seyn wollen. Weniger ist die Churfürstin zu ihrer Ankunft von Regenspurg mit solcher großen Wacht verwahret worden. Deswegen solche Irrthümer billig undivulgirt bleiben sollen." Wie der vorsichtige Joannis erinnert.

In Ansehung der lateinischen Correspondenz äußert Levin von Ambeer, oder, nach seinem wahren Namen, Immanuel Weber: „Ob die untereinander gewechselte Schreiben, deren Inhalt der berühmte Hofmannswaldau hernach mit Poetischer Feder ausgeschmückt, genuin oder erdichtet seyn, daran lässet man einem jeden seine Gedanken. Reiger, Junker und Johannis in der neuen Edition Parei historiae Bavarico-Palatinae, wollen an dem ersten zweifeln, und das lezte behaupten: bey welcher Meinung gleichwohl noch verschiedenes, und unter andern dieses zu erinnern wäre, daß der Churfürst der Baronesse von Degenfeld selbst eine Perfection in der Lateinischen Sprache zugelegt: weniger nicht die Churfürstin, deren der Degenfeldin Originalschreiben zugekommen, ihre Hand wohl müsse gekennet haben. Vielleicht aber kann es seyn, daß der Daphnaeus Arcuarius, oder Beger, ein Patron der Polygamiae und damaliger Churpfälzischer Antiquarius, mit hinter diesen Dingen gesteckt, und die Liebesbriefe mit schmieden helfen. Wie man aber auch dieses Orts ihm sowohl, als andern, seine Gedanken lasset, so sollte man hingegen fast wahrscheinlicher sagen, daß dies alles ein bloßer angestellter Handel gewesen, um etwan die Churfürstin zu einer Eifersucht,

und folgends mehrern Liebe gegen den Churfürsten zu reizen. Die Briefe, sowohl diejenigen drey, die der Churfürst an die Degenfeldin, als derjenige, den sie an ihn soll geschrieben haben, stehen fast von Wort zu Wort in des Aeneae Sylvii Roman von des Euryali und der Lucretiae Liebeshändeln (vergl. Bd. 4. S. 545—547), aus welchem sie dann derjenige, der sie, wie gedacht, untergeschoben, herausgezogen. Wer den gemeldten Roman in Lateinischer Sprache, in welcher er verfaßt worden, nicht hat, noch haben kann, der nehme nur die alte Teutsche Version, die der Hr. Rath Hahn dem I. tomo seiner Collectaneorum n. 9 einverleibt, vor sich, so wird ihm der Glaub in die Hände und Augen fallen. Uebrigens verstößt sich wohlgedachter Hr. Dr. Weber nicht wenig, wann er muthmaßet, vielleicht sey Beger mit hinter diesen Dingen gesteckt. Maßen Beger damals, als die Churfürstin hinter diese Schreiben, wie sie sagt, kommen, noch ein Kind von etwan 4 Jahren gewesen, und erst an. 1675, im 22. Jahr seines Alters Churfürstlicher Bibliothecarius geworden, den bekannten Tractat aber, den er auf Befehl höchstgemeldten Churfürsten von der Polygamie geschrieben, unter dem angenommenen Namen Daphnaei Arcuarii ans Licht gestellet." Neben diesen Aufzeichnungen der Zeitgenossen darf aber nicht übersehen werden eine Anmerkung in des Hrn. Professor Häusser in vieler Beziehung musterhaften Geschichte der Rheinischen Pfalz: „Levinus von Ambeer und A. haben dergleichen Geschichtchen genug; wir nehmen absichtlich nichts außer ganz Bestätigtes in die Erzählung auf, weil hier die Klatschsucht und Lüge sich thätiger als irgendwo bewies. Wir verweisen ein für allemal auf Katzners Louise Raugräfin zu Pfalz, Leipz. 1798, wodurch der größte Theil der kecken Unwahrheiten oder gewagten Vermuthungen, die man als historische Wahrheit erzählte, seine Erledigung gefunden hat."

„Anno 1662 wurde mittelst Churbrandenburgischer Interposition, wegen der Churfürstin Charlotte, zu Cöln an der Spree, woselbst sich von Seiten Churpfalz der Hofgerichtsrath Caspar von Borcke, und Hessen-Casselischen Theils der Canzler Bultejus befunden, ein sogenannter Entfernungs-Tractat geschlossen: Krafft

dessen Churpfalz, in Ansehung der Jhro zugesellten Madame Degenfeld versprochen, der Churfürstin jährlich 8000 Rthlr. zum Unterhalt baar zu bezahlen, freystellend, wo sie selbige verzehren wollte. Ließe Jhro auch diese Summe, nach Abzug 1000 fl. vor das zugesagte, aber nicht abgerichtete Heyrathgut, jährlich auszuwerfender Pension, von Meß zu Meß baar schießen. In dem 1663sten Jahr zoge die Churfürstin unterm Vorschein der Sauerbrunnen-Cur nacher Cassel, welches eine verdeckt-gehaltene Abforderung ihrer Person; dann man allda gesinnet war, Churpfalz eine Befehdung zu thun, so wegen des Landgrafen, ihres Herrn Bruders, geschwinde dazwischen gekommenen Todes (16. Jul. 1663) unterblieben."

Die Raugräfin starb, wie gesagt, im März 1677. „Hierauf vermeinet Churpfalz gänzlich ohne Ehegatten zu seyn, und gedachte, bey sogestalten Sachen, sonderlich, weiln der Churprinz bereits ins 7te Jahr ohne Leibserben ehlich zugebracht, und darzu wenig Hoffnung erschiene, zu Erhaltung des Pfalz-Simmerischen Stammes sich dahin zu bemühen, damit sie bey annoch verspürenden Leibskräften zur anderweitigen Ehe schreiten könnten. Weshalben sie im Junio 1677, auf Vernehmen, daß der Churfürstin Schwester Elisabeth von Hessen, die Aebtissin zu Hersord, im Sauerbrunnen zu Schwalbach seye, sich von Friedrichsburg aufgemacht, in der ersten Nacht bey dem Herrn Grafen zu Leiningen-Hartenburg, der einige wohlgebildete, hierzu nicht unannehmliche Töchter habe, ihre Einkehr, fürters den Weg auf Bacharach und ins Schwalbach genommen, woselbst sie mit gemeldter Prinzessin, wegen der von der Churfürstin Seiten zu obigem End verlangenden gänzlichen Scheidung, Unterredung gepflogen, die ihr bestes beyzutragen sich erboten, und hernach zurückgekehret. Der Churprinz schickte auch seinen vormaligen Praeceptorem, Professorem Historiarum Hachenberg nach Cassel, mit Instruction, die Frau Mutter möglichst dahin zu bewegen, zu des Churhauses Nutzen in des Herrn Vaters Begehren zu willigen; mit Erbieten, Jhro ein solchs Unterhalts-Deputat zu verschaffen, daß sie dabey Fürstlich leben, und den bisherigen Mangel verbessern könnte. Die aber nicht allein das geringste hievon nicht hören,

wollen, sondern auch den Anbringer solch übernommenen Geschäfts ausgefilzt, und dabey dem Churprinzen in Antwort solches hart verwiesen, indem sie nimmer gegkaubet, daß er Ihro dergleichen Zumuthung thun würde. Ohngehindert dessen ließen Churpfalz hierunter an sich nichts erwinden, in Meinung durchzudringen. Als aber nichts erfolgen wollen, wurden Sie zu nicht geringem Unwillen getrieben; beschließend, der Churfürstin fürohin kein Deputat, welches sie ihr allein in Ansehung der mit der Frau Raugräfin gepflogenen Conjunction, cessante per hujus mortem causa, verwilliget, mehr zu reichen: gleich geschehen. Weshalben die Churfürstin anno 1680 bey dem Kaiserlichen Hof über verweigerten Unterhalt rescriptum Caesareum ausgewirkt, und insinuiren lassen: dessen Beantwortung wegen eingefallenen Churfürstlichen Tods unterblieben."

Kurfürst Karl säumte nicht, die Wittwe gewordene Kurfürstin nach Heidelberg zurückzuführen, sie überlebte ihm aber kein volles Jahr, indem sie am 16. März 1686 mit Tod abging, „nachdem der eben erst angelangte Orleanische Gevollmächtigter de Morvas 2 Tag zuvor die erste Audienz erhalten gehabt. Worauf die Prinzessin von Tarente, der Churfürstin ältere Schwester, ihre Reise auf Cassel fortgesetzt. Indessen zur Begräbniß aller Anstalt gemacht, selbige im Monat Maji vollbracht, ihr Testament publiciret, von der Madame, ihrer eingesetzten Erbin, angenommen, den Hofbedienten die Legata abgestattet, und sämtlich fortgelassen worden." — „Alle Tugenden des Kurfürsten," erinnert Hr. Häusser, „machten keinen Eindruck auf die kalte Schönheit der Gemahlin; es fehlte ihr der zarte weibliche Sinn und an der Wiege der reichbegabten Fürstin waren die Grazien ausgeblieben. Eine kräftige Amazone, liebte sie Jagd und Pferde, war nie gewohnt, ihren bizarren Neigungen und Launen eine Schranke zu setzen, ihre Diener wie ihre ganze Umgebung hatten die unschönen Ausbrüche ihres leidenschaftlichen Humors zu tragen, und selten gingen die Stunden der Toilette ohne sehr lebhafte Auftritte vorüber."

Doch es wird an der Zeit sein, zu dem Kurfürsten zurückzukehren, zunächst von seinem großen Verdienst um die Wieder-

herstellung der Pfalz zu handeln. Was durch Gesetze und fürstliche Befehle für Zurückführung der Ordnung möglich, wurde versucht, absonderlich die bedeutend gelichtete Bevölkerung allmälig wieder an Gehorsam und Zucht gewöhnt. Um den verarmten Unterthanen aufzuhelfen, ward die Steuer so weit verringert, als das in der größten Sparsamkeit abgemessene Bedürfniß erlaubte. Die Ausgewanderten wurden zur Rückkehr nach der Heimath eingeladen, fremden Ansiedlern, dergleichen Waldenser und die aus England gekommenen Sabbatarii, oder Juden-Christen, in mancherlei Weise begünstigt. Sehr bald schwanden die traurigen Spuren einer dreißigjährigen Verwüstung, wie das namentlich der Marschall von Gramont bezeugt, 1657: »La surprise du maréchal de Gramont ne fut pas médiocre, lorsqu'il trouva le pays cultivé, ses villages rebâtis, la maison de l'électeur parée des plus beaux meubles; Heidelberg et tout son état aussi bien peuplés, que s'il n'y avoit jamais eu de guerres, quoiqu'il en eût été le théatre l'espace de tant d'années, et que, lorsqu'il y passa douze ans auparavant avec l'armée du roi, il l'eût vu désert et entièrement détruit. Mais l'application de l'électeur, ses soins et son économie lui avoient fait changer cette face hideuse depuis la paix de Munster, par le moyen de laquelle il fut rétabli dans le bas Palatinat.«

Auch durch nachbarliche Beziehungen sollte der Kurfürst vielfältig in Anspruch genommen werden. Noch wurden ihm verschiedene Hoheitsrechte im Speierischen, die Lehnschaft über Leiningen und Sayn bestritten, wegen der Herrschaft Dachstuhl war mit Kurtrier, wegen Hemsbach, Sulzbach, Laudenbach mit dem Hochstift Worms zu rechten, im Amte Umstadt hatte Hessen die Restitution gehemmt. Frankenthal blieb noch immer von den Spaniern besetzt, und es kostete unendliche Mühe, die Räumung zu erwirken, die doch am 3. Mai 1652 erfolgte. „Anno 1651 richtete Churpfalz die Universität Heidelberg wieder auf, und berufte dazu von verschiedenen Orten gelehrte Männer, wordurch das Studium allda baldest zu floriren angefangen. Und zwar nahm er die Würde eines Rectoris Magnificentissimi, da er sie den 1. Nov. solenniter wieder aufrichtete, auf sich, und setzte zu einem Prorector den Doctor

Chuno an." Gesonnen den Reichstag von 1653 persönlich zu besuchen, „verordneten Churpfalz zu Dero Statthaltern Herrn Friedrich Ludwigen, Herzog in Zweybrücken auf Landsberg, der sich gleich darauf mit wenigen Personen zu Heidelberg eingefunden, und auf dem Schloß logiret. Dieser pflegte gemeinlich in seinem Zimmer allein zu speisen. Als er nun einsmals zu Mittag um 12 Uhren das Essen empfangen, hieße er den aufwartenden Edelknaben zum Mahl gehen. Mittlerzeit er, Herr Statthalter, allein war, hörte derselbe vor seinem Gemach eine klägliche Stimme mit diesen Worten schreien: O wehe dir Pfalz! welche über eine wenige Zeit wiederholet wurde. Hierüber Herr Statthalter erschrocken stunde auf vom Tisch, und ginge vor das Zimmer, sahe und hörte aber keinen Menschen; deswegen er, daß jemand zu ihm kommen möchte, durch das Fenster in den Hof gerufen. Auf Einfinden der Seinigen erkundigte er sich der Begebenheit, konnte aber nichts erfahren. Deswegen er vermerkte, daß diese Stimme extraordinari gewesen, und einen künftigen bösen Erfolg bedeute. Wannenher er folgenden Tags frühe in der Canzley den Herren Räthen solche mit furchtsamem Gemüth angezeigt. Welches Praesagium durch die anno 1685 ausgelöschte Simmerische Chur-Lineam, und darauf in anno 1689 erfolgte, mehr dann Attilaische Verwüstung des herrlichen Residenzschloßes und der meisten Städten auch Oerter der Churpfalz wahr gemacht worden sein dörfte." Dem Reichstag selbst ging ein Besuch vorher, welchen der Kurfürst dem Kaiser in Prag abstattete. Dort am 5. Oct. 1652 eingeritten, wurde er mit Pomp und Herzlichkeit empfangen. Als der Kaiser nach Regensburg sich erhoben, im Dec. folgte ihm dahin der Kurfürst, und hielt dieser, von Gemahlin und Schwester begleitet, mit einem Gefolge von 250 Pferden am 8. Januar 1653 seinen stattlichen Einzug.

Er entsagte bei dieser Gelegenheit förmlich dem mit der pfälzischen Kur vordem verbundenen Erztruchsessenamt, wogegen er von dem Kaiser die feierliche Belehnung über das Amt eines Erzschatzmeisters empfing. Zu seinen Unterbeamten bestellte er die eben damals an dem kaiserlichen Hofe hoch angesehenen Grafen von Sinzendorf. Bei der Krönung des römischen Königs, Ferdinand IV.

am 18./8. Jun. 1653 „haben Sie Dero würdigstes Erzchur-Ambt das erstere mal verrichtet, die Reichs-Crone zur Kirche vorgeführet, und nachgehends die gülden- und silberne Krönungsmünzen ausgeworfen. Da dann bey diesem letztern Actu sich dieser Zufall zugetragen, daß, als Sie an die aufgeschlagene Küche kommen, das Pferd sich bey dem Gedräng des Volks mit den vordern Füßen in die Höhe aufgebäumt, und dann auf die Seite niedergeschlagen. Ob welchem Fall Sie doch keinen Schaden empfangen, sondern als man ihnen aufgeholfen, sich wieder ohnerschrocken aufgesetzt, und dem Rathhaus zugeritten. Da dann die beyde Herrn Grafen von Sinzendorf, Georg Ludwig und Johann Joachim, die übrige Münzen unter das Volk herumgeworfen." Auf dem Reichstag wurde auch durch Spruch eines Schiedsgerichtes, 2. Dec. 1653, der Simmerische Successionsstreit in der Weise ausgeglichen, daß der Pfalz $^1/_3$ vom Amt Kreuznach, und $^2/_3$ vom Amt Stromberg bleiben sollen, daß sofort an sie abzutreten das Stift Lautern samt der Collectur, die Propstei Enkenbach, die Schaffnerei Bockenheim und die Kellerei Kahlstadt, und daß endlich auf Absterben des Pfalzgrafen Ludwig Philipp und seiner Gemahlin das Amt Lautern mit aller Hoheit an Kurfürst Ludwig zurückzufallen habe. Desgleichen wurde der Zwist um die Bergstraße erledigt. Gegen Erlegung des Pfandschillings von 100,000 Gulden wurden Starkenburg, Heppenheim, Bensheim, das Kloster Lorsch an Mainz zurückgegeben, demselben außerdem, tauschweise gegen das Amt Schauenburg, Handschuchsheim, Dossenheim und Seckenheim, das Dorf Birnheim, das Amt Neuenhain, die Fautei Sulzbach abgetreten.

Gelegentlich des Absterbens von Kaiser Ferdinand III., 2. April 1657, ergab sich zum erstenmal Streit über das Reichsvicariat, in Betreff dessen, bei Uebertragung der Kur an Bayern nichts bestimmt worden. Bayern hatte sich dessen sogleich durch das Patent vom 12. April angemaßt, wogegen Karl Ludwig nicht unterließ, durch offene Briefe vom 16. April und 12. Mai sein Recht zu behaupten, und gegen jede Handlung Bayerns zu protestiren. Man fing sich gegenseitig die Gerichtsboten auf, schimpfte sich in gedruckten Deductionen, sprach von unverschämten

Scharteken, und zumal schien eine Uebereilung des Pfälzischen Kurfürsten dem Handel eine höchst bedrohliche Wendung zu geben. „Währenden Wahltag anno 1655, da der Churbayerische Abgesandte, Herr Oexel, occasione des Vicariats, im Churfürstlichen Collegio, in Gegenwart Churpfalz und anderer Churfürsten, ein anzügliches Scriptum verlesen, und auf Churpfalz Erinnern, damit anzustehen, nicht nachlassen wollte, wurden Sie hierüber erzürnet, und schütteten das ergriffene Dintenfaß demselben gegen das Gesicht und auf das Papier, oder, wie andere wollen, ihm, dem Gevollmächtigten, gar an den Hals, womit die Session sich endigte. Wie nun dieses Churbayern zur bedroheten Ahndung, da Ihro keine Vergnügung widerfahren würde, hochempfindlich aufnahm; auch Churpfalz eines Einfalls in Dero Aembtern Boxberg oder Mosbach sich besorgten, und deswegen die Stadt Mosbach eilends mit Palisaden und sonsten versehen ließen, so vermittelte doch das Churfürstliche Collegium die Sache dahin, daß Churbayern mit der Churpfälzischen Declaration sich vergnügt erwiese."

Ungleich ernstlicher gemeint waren des Kurfürsten Verwicklungen mit den französischen Gesandten, Gramont und Lyonne, in Bezug auf die Kaiserwahl. Sie wurden zu Heidelberg auf das Glänzendste empfangen, ohne doch daß durch solchen Glanz der Marschall von Gramont sich in seinem Urtheil über den Kurfürsten hätte bestechen lassen. »L'électeur palatin étoit un prince qui avoit passé la plus grande partie de sa vie dans la mauvaise fortune: ce qui n'est pas une méchante école pour avoir du mérite et connoître parfaitement bien les hommes. Il avoit fort bon esprit, et possédoit beaucoup de langues en perfection; savant au dernier point dans toutes les constitutions de l'Empire; sobre pour le boire et le manger, mais se livrant volontiers aux plaisirs d'aimer les dames; civil autant qu'on le peut être, sans toutefois rien perdre de sa dignité; d'une conversation aimable, et dans laquelle il y avoit toujours de quoi apprendre; défiant et soupçonneux outre mesure; et souvent l'on avoit lieu de s'apercevoir qu'il étoit quelquefois périlleux de prendre une entière confiance à ce qu'il promettoit, lorsque son intérêt y étoit contraire.

»Gravel avoit eu plusieurs conversations avec l'électeur, dans lesquelles il s'étoit fait plusieurs propositions sans rien conclure: et comme il étoit impossible de faire quelque chose d'avantageux en Allemagne sans être assuré de sa personne, le maréchal de Gramont et M. de Lyonne résolurent, à quelque prix que ce fût, de traiter avec lui avant d'entamer aucune autre affaire; et pour avoir un commencement bien favorable et espérer une bonne issue de cette négociation, il étoit nécessaire d'une défiance réciproque. Ils se persuadoient qu'il vouloit seulement leur argent et qu'il ne leur tiendroit point sa parole; et lui de son côté ne doutoit nullement qu'ils n'eussent grande envie de l'escroquer. Enfin, après deux jours de conférence, d'allées et de venues d'un appartement à l'autre, ils conclurent et signèrent un traité par lequel ils lui promettoient soixante mille écus arrivant à Francfort, et cinquante mille le premier jour de l'an (n'estimant pas que la diète pût aller plus loin); puis trois années de suite quarante mille écus.

»Mais, pour guérir les défiances mutuelles, les ambassadeurs du roi consignèrent l'argent entre les mains du plénipotentiaire suédois, duquel ils retirèrent un écrit, par lequel il leur promettoit de ne le délivrer que de leur consentement: et quant à leur sûreté, l'électeur leur donna un papier signé de sa main et scellé de ses armes, par lequel il promettoit dans toutes les affaires de la diète de faire tout ce que lesdits ambassadeurs demandoient de lui au nom du roi. Il n'en falloit pas davantage ni moins aussi pour s'assurer d'un homme, comme je l'ai déjà dit, duquel la parole parfois n'étoit pas sûre. De plus, étant porté expressément dans la bulle d'or que tout électeur qui engagera sa voix, pour quelque considération que ce puisse être, sera chassé du collége électoral, ils ne croyoient pas qu'il voulût manquer à des gens qui avoient un tel gage entre leurs mains.

»De leur côté, il désira aussi un écrit par lequel ils s'engageoient, la diète finie, et ayant pleinement satisfait à sa parole, de lui rendre le sien; ce qui fut fait avec exactitude: et après l'élection, l'argent du roi et l'écrit de l'électeur

furent échangés avec toutes les précautions qu'on peut prendre entre gens persuadés que chacun d'eux seroit bien aise d'en donner à tâter à son compagnon.« Ueberhaupt „ermangelte Churfürst Carl Ludwig nicht, der Französischen Gesandten Angelegenheiten, so viel an ihm war, und sich thun lassen wollte, zu befördern.

„In dem 1663sten Jahr erzeigte sich zwischen Chur-Pfalz und dem Haus Hessen in der Gemeinschaft Umstadt (eigentlich wegen der Besetzung der dasigen Pfarrei) gefährliche Weiterung; dann beyde Theil ihre Völker der Ends vorschickten, und Hessen vorkommend die Stadt besetzte. Gleichwohln verhinderten die Kaiserliche ergangene scharfe Inhibitorial-Rescripta und einiger Churfürsten Vermittlung, daß das Feuer in der Aschen gelöscht wurde. Indessen unterstunde sich Churpfalz die von Dero Herrn Großvater, Friedrich IV. angelegte, aber ganz verstörte Festung Friedrichsburg wiederum aufzubauen; und ohnerachtet sie wohl wußten, gleich Ihro Prince de Condé entboten, daß deren Perfectionirung und künftige Sustentation fast ein opus regium, und Königliche Mittel erforderten, daß es Dero Barschaft aufreiben, und das Land beständig mit Contribution, auch höchst beschwerlichen Frohnden belästigen würde, wollten sie nichtsdestoweniger damit durchdringen, weiln sie als Pfalzgraf bey Rhein an diesem Obern Rheinstrom eine Festung, und zwar unter andern Bewegursachen darum haben wollen, daß sie insküuftige allda in der Ebene residiren, und dadurch zugleich hindern könnten, daß wann sie nicht mehr zu Heidelberg die Hofhaltung führen, man Ihro nicht ferner ohngebürlich Chur-Heidelberg, sondern Churpfalz (dann sie nicht Churfürst von dieser Stadt allein, sondern der Pfalzgrafschaft bey Rhein wären) zuschreiben möchte: maßen sie sich über jenes bisweiligen Erfolg alteriret, und solches zu ändern öffentlich geahndet haben.

Nach diesem entsprunge (vielmehr spann sich fort) nicht geringer Streit wegen der pfandschaftlichen Stadt Ladenburg zwischen Churmainz, als Bischofen zu Worms, und Churpfalz. Worüber diese einen Theil der Stadtmauren einwerfen, jener

aber dennoch eine Lothringische Garnison hinein legen ließe Endlich schluge es zu einer Kaiserlichen Sequestration aus; darinen diese Sache noch dato befindlich. Ingleichen entstunden zwischen denen Bischofen zu Worms, Speyer, Straßburg, Rheingrafen, und andern überrheinischen Herren, auch Adel (worzu sie den Herzog zu Lothringen zur Parteynehmung berufen und Geld gegeben), sodann Churpfalz ratione des Wildfangsrechts cum annexis, große Schwürigkeiten, die zur öffentlichen Thätlichkeit ausbrachen." Vermöge des Wildfangrechtes betrachtete ein Kurfürst von der Pfalz die Wilden, d. i. Heimathlose und Uneheliche, in dem Umfange seines Gebietes als seine Leibeigene, und dehnte er nicht selten auch auf benachbarte Bezirke die davon abgeleiteten Ansprüche aus. Bereits auf dem Reichstag von 1653—1654 wurde von den Nachbarn in Betreff des Wildfangrechtes Klage geführt. Die Belästigung dauerte jedoch fort, „worüber Churmainz, Trier, Cöln und andere Stände sich in eine Allianz wider Churpfalz begeben, und dieselbe folgenden Jahrs öffentlich befehdeten. Churpfalz, auf das Kaiserliche uralte Privilegium und Possession sich verlassend, beklagten sich bey Kais. Maj., daß man sie mit Gewalt der Waffen, gegen das Instrumentum pacis und gemeine Reichssicherheit des Besitzes ihrer Regalien zu berauben trachtete: begehrende ernstliche Inhibition, zumalen sie zum Rechten erbietig wären. Unterließen gleichwohl nicht, durch schleunige Werbung und sonsten so viel Mannschaft aufzubringen, wodurch Sie dem gegenseitigen Gewalt sich widersetzen könnten. Hierauf giengen hin und wieder unter beyden Theilen einige Scharmützel, Besetz- und Einnehmung etlicher Oerter und Schlößer vor, und währete dieser Krieg in 3 Jahr; bis gegen Ende des 1666sten Jahrs durch beyder Königen von Frankreich und Schweden nacher Heilbrunn zum beliebten Compromiss abgeschickter Gesandten, Mons. de Courtin und Herrn Mevium diese Sach durch ein Laudum (17./7. Febr. 1667) entschieden worden: welches mehr zum Besten Churpfalz, als des Gegentheils ausfiel. Dann was Ihro ex capite des Wildfangs in andern Rechten ab-, solches Deroselben durch das beweisende Herkommen und actus possessorios probatos zuge-

sprochen worden. Weshalben Churpfalz nach der Hand dero Jura so stark, als vorher exerciren lassen, und die zum Abstand dero Rechten öfters angebotene 300,000 fl. nicht annehmen mögen, sagend, diese Regalia, womit ihr Churhaus vor andern begabet, mit Geld nicht mehr zu erwerben wären, und müßte man solche nicht jederzeit ex solo commodo erwägen."

Das der Pfalz feindliche Bündniß hatte vornehmlich der Kurfürst von Mainz zu Stande gebracht, im Felde war der Herzog von Lothringen Karl Ludwigs thätigster Gegner gewesen. „Weiln auch der alte Herzog zu Lothringen wegen des durch Churpfalz in der ihm zugefallenen Grafschaft Falkenstein geübten Wildfangsrechtens sich widrig bezeigte, so nahme Churpfalz die aus Frankreich zurückkommende, von dem Königsmark geworben-abgedankte Reutercompagnie an, gienge damit und andern mehrern, auch Fußvolk und Stücken in Person vor das annoch von Lothringen usurpirte, sonst Sickingische Schloß Landstuhl, eroberte dasselbe weniger nicht, als das Schloß Hoheneck bey Lautern, und versprengte jenes, dergleichen sie mit der Burg Falkenstein auch thaten. Dieses Lothringen verdriessende, bewegte ihn gegen 4000 Pferd unter beyden Prinzen de Vaudemont und Lillebonne heraus nach dem Nohestrom anmarschiren zu lassen. Zu deren Ankunft Churpfalz mit ihrem Corpo ihnen sich genähert, und so sie gleich anfänglich sich entschließen können, den Feind herzhaft anzugreifen, wäre er leichtlich aus dem Feld zu schlagen gewesen. Durch fünfwochigen Anstand aber vermehrte er sich, sonderlich mit einigen Compagnien Bischöflich-Straßburgischer Fußvölker, die Rothröck genannt. Endlich gedachte Churpfalz, aus Verdruß des langen Stillliegens, doch gegen das Abrathen des Generalwachtmeisters Chawet, auf den Feind zu dringen, und deshalb ohnweit Genzingen seine Reuterey den Berg herab zu ziehen: deren Anzahl die Lothringer wohl beobachteten. Darauf wurde nach 12 Uhren das Treffen (bei Büdesheim; vergl. Abth. III. Bd. 2. S. 181—182) angefangen; worinen 4 Compagnien Churfürstliche Dragoner mit ihrem Obristlieutenant von Mischlitz meist darniedergemacht, von der Land-Reuterey auch ziemlich getödtet, einige gefangen genommen, dem Feind der Platz endlich

gelassen, und allerseits gegen 1000 Todte gezählet worden. Daß es also ganz anders abgelaufen, als der Churfürst gemeint, wann sich anders dasjenige so verhält, welches der Abbé Calmet angemerkt: L'électeur Palatin avoit prié le prince de Simmern, son parent, et même, dit-on, les dames d'Heidelberg, de venir sur une hauteur prendre le divertissement de la chasse, qu'il alloit donner aux Lorrains, qu'il qualifioit de piqueurs de vaches.

„Die Ursach dieses unglücklichen Streichs entstunde daher daß der Feind an Reuterey den Churpfälzischen weit überlegen, und das Fußvolk in denen Weinbergen meist wegen diesseitiger Enge gestellet, sonderlich unter schlechter Anführung ihrer beyden vorgesetzten Obristlieutenants, Claus von Neuburg und von Watteville die Schuldigkeit nicht genugsamlich verrichtet. Die Feinde blieben in ihrem nächsten Lager stehen, Churpfalz aber zoge selbige Nacht sich annoch gegen Alzey zurück. Als sich Lothringen mit neuen Völkern verstärkt hatte, gieng er vor Alzey, und belagerte solches. Churpfalz hingegen feyerte auch nicht, seine Truppen von allen Orten zusammenzuziehen, und die Stadt zu entsetzen. Wie es nun fast an dem war, liefen die Kaiserliche iterirte Mandaten ein. Denen dann Lothringen sowohl, als Churpfalz Gehör gab, und jenes nicht lange hernach, auf Frankreichs ernstes Erfordern, seine Völker aus der Pfalz zurückzoge. Nach welchem Churpfalz die Grafschaft Falkenstein gegen einen Austausch des Städtleins Billigheim und etlicher Dörfer im Oberamt Germersheim an sich zu bringen versuchte: es wurde auch darüber durch Lothringische Deputirte, sonderlich Obrist von Webenheim, tractiret, aber das Werk zu keinem Schluß befördert.

„Im J. 1670 beschlosse Churpfalz sich des Churprinzens Vermählung angelegen seyn zu lassen. Da Ihro dann die Prinzessin von Schlesien zu Brieg und Liegnitz, reformirter Religion, mit 40,000 fl. Heyrathsgelds, nebst Einraumung eines Ambts an Unterthanen und Gefällen angetragen worden, der Churprinz aber inclinirte nach dem Fürstl. Würtembergischen Haus, der Churfürst aber nach Dänemark, woselbsten dessen Frau Schwester Sophia, die Bischofin zu Osnabrück, die Werbung übernommen.

Mittlerzeit sahe man vor gut an, den Churprinzen durch die Schweiz nach Genf und Lyon eine Reise zu thun zu vermögen. Worzu ihm der geheime Rath Paul von Rammingen, neben einem kleinen Gefolg, gegeben wurde. Als er aber zu gedachten Genf ankommen, überfielen ihn die Urschlechten, welcher Krankheit er auswarten mußte; doch darnach den vorgenommenen Strich zu besuchen fortgegangen, und nach dessen Vollbringung zurückgekehrt. Folgenden 1671sten Jahrs, da der Heyrath mit der Königl. Dänemarkischen Prinzessin Wilhelmina Ernestina seine Richtigkeit erlangt, gienge der Churprinz nach Kopenhagen, um sich dem König und der Prinzessin zu präsentiren. Nach dessen Wiederkunft wegen des Beylagers Churpfalz sonderbare große Zurüstung machen, auch gegen 7000 Mann auf das Handschuchsheimer Feld zum Lager zusammenführen lassen, die mit Stücken versehen, zur Ankunft der Braut dreymalige Salve gegeben. Churpfalz entsetzte sich im ersten Anblick über Dero Leibsdicke in etwas, doch ließen Sie selbiges sich auf keine Weise vermerken, sondern den Einzug prächtig halten, und folgends das Beylager pompös vollbringen."

Dem folgte in den nächsten Tagen die Werbung um die kurfürstliche Prinzessin. „Als besagte Heyrath heimlich tractiret und beschlossen worden, wurde der Churfürst nicht wenig entrüstet, als er acht Tage darauf in der Haarlemschen Zeitung diesen Tractat öffentlich gedruckt fand. Ließe derowegen in die Heidelbergische Zeitung setzen, daß man einen solchen Calumnianten und Lügenschreiber billig strafen sollte. Acht Tage darauf stehet wieder in der Haarlemer Courant: Man vernimmt, daß der Churfürst von Heidelberg sehr ungehalten sey gewesen wegen der notificirten Heyraths-Alliance zwischen dem Herzog von Orleans und der Pfälzischen Prinzessin, und den Courantier für einen Lügner habe beschreyen lassen; sie ist aber doch wahr. Diese Confirmation erzürnte den Churfürsten dergestalt, daß er mit den Füßen wider die Erde stampfte. Aber da war kein ander Mittel, als sich in die Geduld zu begeben.

„Der König von Frankreich, vermeynend durch diesen Heyrath Churpfalz sich gebunden gemacht zu haben, ließ im folgen-



den 1673. Jahr durch den zu Ihro nacher Friedrichsburg abgeschickten Monsieur d'Anjou begehren lassen, des Königs Partey zu nehmen, und zu verstatten, daß man selbiger Seiten 3000 Mann in die Stadt Oppenheim verlegen thue, dazu aber Churpfalz sich mit nichten verstehen wollen; wohl wissend, daß man, wider anfängliches sinceriren, solcher mächtigen Gäste, hernach nicht mehr befreyet werden könnte. Wie sie dann anno 1658, als sie zur Rheinischen Alliance mit eingeladen worden, aber nicht trauend, an dieser statt mit der Cron sich allein verbunden, monatlich die 3000 Rthlr. angebotene Subsidien zu empfangen, leider erfahren, daß man Sie allein gesucht, stark zu obligiren, nicht der Meinung, das Geld lang zu schießen; gleichwie über ein paar Monat nicht abgetragen worden.

„Mittlerweile da Turenne aus dem Westerwald mit der Armee nach Frankenland ruckte, und sich ohnfern Miltenberg postirte, muste Churpfalz beschwerliche Durchzüge, und dieses leiden, daß Dero Unterthanen, in den nächsten Orten um Philippsburg wohnend, dahin zum Schanzen erfordert, und auf nicht erscheinen alsobald feindlich geplündert wurden. Weshalben Sie zum Könige, der sich eben zu Münster im St. Gregorienthal des Ober-Elsaß befunden, eine eilfertige Abschickung gethan, dadurch den Unfug beweglich vorzustellen, und derer neuerlichen Proceduren Inhibition zu begehren. Der König erzeigte sich über dieses Anbringen ganz zornmüthig, sagend, daß so Churpfalz seiner Amitié genießen wollte, sie in dergleichen und mehrerm Ansinnen keine Difficultät machen, oder resentiment zu erwarten hätten. So Churpfalz zu anderm Nachdenken, sonderlich weiln der König Ihro keine Neutralität zu verstatten gedacht, nicht ohnbillig getrieben.

„Gegen den Herbst selbigen Jahrs, als Montecucolli mit einer schönen Armee aus Böhmen nach Frankenland im Anzug begriffen, resolvirte Turenne, mit List über den Odenwald nach dem Neckar auf Ladenburg, und weiters gegen Philippsburg sich zu retiriren. Damit er aber desto sicherer durchgehen, und von der Kaiserlichen Armee ihm nicht vorgebogen werden möchte, mußte der Generallieutenant Vaubrun mit 4000 Mann sich an

den Ladenburger Neckarpaß ziehen, und simuliren, daß er Turenne zu Hülf gesendet worden wäre. Begehrte derowegen, daß Churpfalz ihme zur schleunigen Ueberführung der Völker mit einer Schiffbrücken an Hand gehen wollte, damit Dero Unterthanen der Ungelegenheit desto ehender überhoben würden. Churpfalz dieses Vorbringen also glaubend, willfahrten ihm schleunigst. Als aber die Brücke geschlagen, hieße es, daß diese Völker zu Beschützung solches Neckarpasses verordnet, und schickte die Churpfälzische dahin in ein Schänzlein gesetzte Wacht fort. Bald darauf kamen der Turennischen Armee Vortruppen angezogen, und bedienten sich der Brücken über 3 Tag lang, ihren Marsch auf Philippsburg richtend. Inzwischen beyde Generallieutenants Comte de Guise und Lorge nach Friedrichsburg sich erhebten, denen Churpfalz eine stündige Audienz ertheilt, nach welcher sie zur Armee wiedergekehret. Turenne aber, ob er gleich höflich eingeladen worden, mogte Churpfalz hierunter nicht beehren, vorschützend, keinem Königlichen Feldmarschall zustehen thue, sich in eine Festung einschließen zu lassen.

„Mittlerweil die Kaiserliche Armee hinabwärts auf Bonn, selbige Stadt wieder zu erobern, gezogen, die Franzosen ohnfern Kreuznach zu Wellstein sich gelagert, und zur Verderbung des Lands daselbst 9 Wochen lang stehen verblieben; folgends in der hintern Grafschaft Spanheim und am Saarstrom die Winterquartier bezogen. Comte de Guise, von der Hauptkrankheit angesteckt, begabe sich nach Kreuznach, allwo der Herzog zu Simmern ihn bei Hof logirte, und da er den Kranken besuchte, geriethe er in gleichmäßigen Zustand, und folgte dem ersten im Sterben bald nach, nämlich den 24. Dec. 1673 alten, oder den 4. Januar 1674 neuen Kalenders." Es war Herzog Ludwig Heinrich Moriz, dem die nachmalige Herzogin von Orléans zu freien, seiner Eltern Absicht gewesen. Es schreibt die Herzogin, 25. Juni 1721: „Es hat nicht an dem Herzog noch an der Herzogin von Simmern gelegen, daß ich Kreuznach gesehen, denn sie hatten gar sehr gebeten, daß ich eine Reise machen mögte, aber J. G. der Kurfürst unser Herr Vater hat es nicht erlauben wollen, sagte, es schicke sich nicht, daß eine junge ungeheurathe

princess wie ich damal ware, an fremde Höfe reisen sollte, und visiten thue, das war die Antwort, aber an mir sagten J. G. die Herzogin von Simmern führe kein ordentlich Leben genug, um mich hin zu schicken, habe also Kreuznach nicht zu sehen bekommen. Wie ich den Herzog von Simmern gesehen und gekannt, war er schon längst geheurath an die princess Marie von Oranien; er war gar nicht zu heyrathen; ich hatte J. L. S. wohl lieb vor einen Vetter und Freund, aber heyrathen hätte ich ihn wahrlich nicht gemögt, dazu hätte er mir gar nicht gefallen, er war klein und häßlich."

Nach des Herzogs Tod ließ „Churpfalz als Patruelis und nächster Agnatus, aus Ermanglung Leibserben, des heimgefallenen Herzogthums Possession und Huldigung einnehmen, und die Reitpferd, zusamt der Rüstkammer überbringen. Worüber die Fürstliche Wittib, sonderlich bey Churbrandenburg, sich beschwerte. Von wannen an Churpfalz ein Schreiben dahin einlangte, daß sie mit der Huldigung so lang anstehen wollten, bis man sehe, ob die Frau Herzogin schwanger: dann sie in solcher Condition zu seyn vor gewiß gehalten würde. Churpfalz, so eines andern sowohl von Dero Herrn Vettern selig, als Dero Gemahlin berichtet und versichert waren, lehnten dieses in Antwort füglich ab, und fuhren fort mit des Landes Zueignung; des Sinnes, das Amtschloß Böckelheim und die zwey Städtlein Sobernheim und Monzingen, darinen Churmainzische Eventualbesatzung gelegen, anzugreifen, und selbige zu depossediren. Dann Sie und andere Agnati gegen den von Churmainz dem Herzog zu Simmern am 11./1. Sept. 1663, bey damaliger zusammengezogener, auf die Einnahme Erfurt gerichteter Französisch- und übrigen Völker Macht stützend, aufgedrungenen Vergleich, kraft dessen auf sein, des Herzogs Absterben ohne männliche Erben, das Amt Böckelheim dem Erzstift Mainz als eine uralte, nun aufgekündigte Pfandschaft wiederum anzufallen hätte, protestiret, und solche Protestation Churmainz per Notarium und Zeugen einhändigen lassen. Gleichwohl hat Churmainz den 5. Januar 1674, Nachmittags um 1 Uhr zu Schloß-, gleich hierauf zu Wald-Böckelheim, und Abends zu Sobernheim, den 6. Jan. aber

zu Monzingen die Possession ergriffen, und wie zu Schloß-Böckelheim die dasige Besatzung, also an den gemeldten andern Orten die Bedienten, Bürger und Unterthanen zur Huldigungspflicht ordentlicher Weise gezogen.

„Wobey es aber Churpfalz nicht verbleiben lassen, sondern kurz hierauf sich von Sobernheim und Monzingen Meister gemacht, die angeschlagene Maynzische Wappen beyder Orten abgerissen, die zur Besatzung eingelegte Miliz ausgetrieben, und die Bürger und Amtsangehörige in Pflichten genommen; Schloß-Böckelheim aber, welches sich nicht hierzu bequemen wollen, mit einiger Mannschaft umschlossen und belagert. Also daß die Sache ein gefährliches Ansehen genommen, indem Churmainz in möglichste Gegenverfassung sich stellete, und von Dero Alliirten, Churtrier, Würzburg und Darmstadt, wie auch Churbrandenburg (als welches die obgemeldte anno 1663 getroffene Convention zu garantiren sich anheischig gemacht), Hülfe begehrte, da hingegen Churpfalz auch nicht ermangelte, der gegenseitigen Macht sich mit den Waffen entgegenzusetzen. Welche besorgliche Weiterung zu verhüten, der Kaiser an beyde Theile ernstliche Dehortatoria ergehen ließ, anbey eine Sequestration dieses Ambts, bis zu Austrag der Sache vorschlug, und da sie beyderseits solche acceptirten, dem Baron de Landsee auftrug." Nicht ehender denn am 25. Januar 1715 wurde die Sequestration aufgehoben, in Gefolge des von den streitenden Parteien eingegangenen Vergleichs.

„Indem nun gegen das End des 1673sten Jahrs es sich am obern Rheinstrom zum gefährlichen Krieg ansehen ließe, und Frankreich von Churpfalz fast absolute begehrten und haben wollte, sich vor ihn zu entschließen, oder eine große Landesverderbung zu erwarten, dann man die wenige Pfälzische Soldaten im Gegenfall nicht achten würde, überlegte Churpfalz die Sache, ihrer Wichtigkeit nach, reiflich, und beschloße vielmehr mit dem Reich und dessen Oberhaupt, als einem Ausländischen, mit Gefahr zu halten; wozu die treu gemeinte Correspondenz des Kaiserlichen Generals Marchese de Grana viel gewirket." Anfänglich hatte der König von Frankreich gesucht, „den Churfürsten mit großen, außerordentlichen, aufgethürmten Anerbietungen und

Verheißungen zu gewinnen und auf seine Seite zu ziehen. Wie man dann Nachricht hat, daß er ihm bereits um das 1670ste Jahr den Vortrag thun lassen, falls er sich mit seinen Landen und Leuten der Königl. Französischen Souveraineté widmen und unterwerfen würde, er ihn zum König von Austrasien erklären und machen wollte. Da zwar Carl Ludwig solchem einiges Gehör gegeben, und anfänglich hierüber mit den Königlichen Gesandten in einer mündlichen Unterredung, hernach mit dem König selbst durch Briefe Handlung gepflogen. Als er aber dieselbe, nach reifer Betrachtung der Sache abgebrochen, und viel räthlicher vor sich erachtet, beym Kaiser und dem Reich getreulich zu halten, als sich von denselben zu trennen, und in eine so weitläuftig aussehende gefährliche Unternehmung (bey welcher er, anstatt ein Königreich zu erlangen, nach dem Exempel seines Herrn Vaters um Land und Leute kommen dörfte) zu stecken, faßte der König den Entschluß, mit Gewalt der Waffen in ihn zu setzen, und im Fall einer weitern Weigerung die Pfalz mit Feuer und Schwert feindlich zu verheeren."

Des Kurfürsten Rath und geheimer Secretarius Seilern wurde an den kaiserlichen Hof verschickt, „um in größtem Geheim einen Allianztraetat aufzurichten. Dessen ohnvollkommenes ersteres Project die Franzosen, wie man davor gehalten, am Hispanisch-Brüsselischen Hof communicirt überkommen, und sofort den Grafen von Rochefort mit 5000 Mann auf Germersheim anziehen; durch den Marquis de Bethune aber von Churpfalz sich in 24 Stunden vor den König zu erklären, oder der Execution zu erwarten, begehren lassen. Mittlerzeit er, Rochefort, den Ort, so nicht besetzt war, ferner Hagenbach und Selz eingenommen, die Mauern an gedachter Stadt Selz schleifte, das darinen gelegene Schlößlein sprengte, und gleichergestalt mit den Stadtmauern zu Germersheim verfuhr. Folgends es zur feindlichen Bezeigung gerathen, und Churpfalz zu Hülfe der Kaiserliche General-Lieutenant Graf Caprara, mit dem Obristen Dünewald (Abth. I. Bd. 4. S. 320—325) in 4000 Pferd, samt dem halben Streinischen Regiment zu Fuß, aus dem Westerwald herauf anmarschiret, und sich unter Frankenthal zu Oppau postiret: wozu einige Chur-

sächsische Dragoner gestoßen. Von welchen anno 1674 im Frühjahr ein Französisches, sie zu überfallen von Weißenburg angekommenes Regiment bey Rheingenheim also empfangen worden, daß der Obriste verwundet, und 150 auf dem Platz getödtet worden. Indessen wurde die Stadt Heidelberg, als der Neckarpaß, mit dem Fränkisch d'Avilaischen Kreisregiment zu Fuß besetzt." Eben erst 1673 errichtet und von dem Obristen von Avila befehligt, gewinnt dieses Regiment für den Antiquarius eigenthümliche Wichtigkeit, indem dessen erster Obristlieutenant, Hans Karl von Thüngen (Bd. 3. S. 77—93), dazu ein Bataillon geworben hat, und im J. 1703 Johann Friedrich Mohr von Wald (eben daselbst, S. 84—85) als Obrist dem Regiment vorgesetzt worden.

„In der Pfingstwochen 1674, als der alte Herzog von Lothringen mit obigen Kaiserlichen Völkern aus dem Elsaß, woselbst sie denen Franzosen einzufallen gedachten, wiederum herunter gezogen, und bey Sinzheim angelangt, aber gegen Churpfalz Ermahnen, in den Quartieren sich saumete; ginge ihnen Turenne von Philippsburg mit 14,000 Mann und Stücken eilends kommend entgegen. Da es dann bey und oberhalb dem Städtlein, gegen Mittag zu einem Treffen gerathen, wobey, ohne die Blessirte, beyderseits 1000 erlegt, das Städtlein vom Feind ausgeplündert, und von den diesseitigen, als über 6000 Mann nicht stark und in Reuterey bestehend, die Retirade gegen den Neckar, und fürters herab auf Mannheim und Ladenburg, allwo sie in 14 Tagen ein Lager geschlagen, und durch den Duc de Bournonville etwas verstärkt, genommen; die Turennische Armee aber über Rhein ans Gebürg nächst Neustadt bey Lachen gezogen worden. Von wannen er der Kaiserlichen Lager zu Ladenburg vernehmend, wieder aufgebrochen, zu Philippsburg den Rhein repassirt, und sich geschwind dem Neckar genähert. Dieses Feldmarschall de Bournonville sehend, retirirte sich in continenti des Nachts gegen den Mayn unter Frankfurt, daselbsten sich lagerend, und dem Feind Freiheit gebend, auf beyderseits des Neckars zu Ladenburg mit 14,000 Mann sich zu setzen, das Land in völliger Erndt stehend, zu verhergen, auszuplündern, und darneben in der Bergstraßen etliche schöne Ort zu verbrennen, aus Vorwand,

die Schnapphahnen, wie zum Theil nicht ohne, ihm seine Leute nicht nur ertödteten, sondern auch ganz zerstümmelten.

„Churpfalz, den Brand täglich auf seinem pavillon in Friedrichsburg sehend, schickte den Trompeter Hänsgen mit Schreiben an Turenne, zu wissen begehrend, ob er dergleichen Brennung aus Befehl des Königs, oder aus alter Passion vornähme: allenfalls hätte er zu glauben, daß diese Crudelität Sie von der Reichstreue mit nichten abbringen würde, dann noch Stein und Holz vorhanden, wordurch andere Häuser zu erbauen stünden. Der sich allein mit der Schnapphahnen Procedur entschuldigt, doch allmälig von dem Brennen abgestanden. Daß aber Churpfalz ihn Turenne dieserhalben zum Duell gefordert, ist ganz unwahr, auch an sich selbst von einem Churfürsten des Reichs gegen seine hohe Autorität, und wegen bevorgestandener Gefahr, gefangen zu werden, so wenig zu muthmaßen, als wenig hinwiederum der Französische General sein Commando zu verlassen, unterstehen dörfen, auch dadurch die Feindseligkeiten nicht zu End gekommen wären." Diese Ansicht, die namentlich Colini in seiner Abhandlung Dissertation historique et critique sur le prétendu cartel ou lettre de défi envoyé par Charles-Louis électeur Palatin au vicomte de Turenne mit gewichtigen Gründen vertheidigt, wird von Hrn. Häusser verworfen. „Wie aber die Verwüstungen fortdauerten, schickte der Kurfürst (im Juli) an den französischen Marschall ein bitteres, vorwurfsvolles Schreiben, in welchem die Herausforderung zu einem Zweikampfe lag. Er warf ihm in der Erbitterung vor, wie er die Religion seiner Väter abgeschworen, und jetzt in dem Lande, worin sein verbannter Vater eine Zuflucht gefunden, unschuldige Unterthanen ruinire und mordbrennerisch hausen lasse, und fügte die Worte hinzu: nicht aus einer romanhaften Laune, noch aus eitelm Stolze, eine abschlägige Antwort zu erhalten, fordere ich Euch heraus, sondern aus einem Gefühl der Rache, weil ich jetzt nicht an der Spitze einer Armee erscheinen kann, die Euch gewachsen und deßhalb keine andere Genugthuung vor Augen sehe, als die durch meine eigne Hand. Turenne schrieb eine höfliche, entschuldigende Antwort, verfuhr aber seitdem etwas schonender. — Bei der Theil-

nahme, die Karl Ludwig am Wohlstand des Landes nahm, ist solch eine Hitze ein menschlich edler Zug, auch wenn man ihn später der Etikette wegen hat verbergen wollen. Turenne schrieb sehr wahr an Louvois: Je suis assuré que Mgr. l'électeur Palatin en aura été fâché une heure après, drum ist auch in den pfälzischen Archiven nichts zu finden gewesen, und der nach Oben sehr gefällige Reiger leugnete die Sache ab, worauf Colini zu viel Werth gelegt hat."

Der Abbé Raguenet, Histoire du vicomte de Turenne, bespricht ebenfalls in der bestimmtesten Weise die Ausforderung und ihre Veranlassung. »Le Vicomte de Turenne se trouvant maître du Palatinat, y fit vivre ses troupes à discrétion; et son armée, en quatre ou cinq campemens qui durèrent près d'un mois, consuma tous les fourages et toutes les moissons de ce pays, de manière qu'il eût été impossible à aucun corps de troupes d'y subsister. La plupart des paysans, dépouillés de toutes choses, furent obligés d'abandonner leurs maisons et de sortir du pays; mais il n'y eut sortes de cruautés qu'ils ne firent souffrir à ceux de nos soldats qu'ils purent prendre, pour se venger de l'extrémité où nous les réduisions. Ils en pendirent quelques-uns la tête en bas, et les firent brûler à petit feu, ou les laissèrent ainsi mourir sans les étrangler: ils arrachèrent le coeur et les entrailles à quelques autres encore en vie, et leur crevèrent les yeux; et après les avoir tous massacrés ou mutilés avec la cruauté la plus barbare, ils les exposèrent en cet état sur les grands chemins. Notre armée eut ce triste spectacle en plusieurs endroits de sa marche; et les Anglois, ayant trouvé les corps de quelques-uns de leurs camarades ainsi misérablement tronqués, cette barbarie les outra de telle sorte qu'ils allèrent comme des furieux, le flambeau à la main, mettre le feu partout aux environs, et brûlèrent quantité de bourgs et de villages, et même quelques petites villes, dont les habitans furent contraints de s'aller établir dans d'autres états.

»L'électeur Palatin, voyant son pays ainsi dépeuplé et ravagé, étoit au désespoir de n'avoir pas accepté la neutralité

que nous lui avions offerte. Irrité de la désolation de ses états, n'ayant point d'armée pour s'en venger, et ne sachant à qui s'en prendre, il envoya faire un appel au vicomte de Turenne, et lui écrivit une lettre, par laquelle il lui mandoit, qu'il le vouloit voir l'épée à la main dans un combat particulier. Comme cette lettre lui fut apportée devant tout le monde par un trompette, il la lut en présence de quelques officiers qui étoient avec lui: mais il n'eut pas plutôt vû ce qu'elle contenoit, qu'il fut très fâché de l'avoir lue publiquement, par considération pour l'électeur Palatin, à la réputation duquel il craignit que cette lettre ne fit beaucoup de tort; car cet électeur passoit pour le prince de tout l'Empire qui avoit le plus d'esprit. Et le vicomte de Turenne jugeant bien qu'il ne seroit pas long-temps à se répentir de l'appel qu'il lui avoit fait faire, auroit bien voulu ménager l'honneur de ce prince: en effet, il n'eut pas plutôt lû la réponse pleine de sagesse, que lui fit le vicomte de Turenne, qu'il demeura confus de ce que la passion lui avoit fait faire. Le vicomte de Turenne ne voulut donner à qui que ce soit copie de cette lettre; et il ne l'envoya même au roi, qu'après qu'il lui eût promis, qu'il ne la feroit voir à personne. Il fit un châtiment exemplaire de ceux qui avoient été les auteurs des incendies: et comme c'étoient la plupart de fort *braves gens,* il ne put les condamner à mort sans se faire une extrême violence.«

„Der Churfürst indessen mit gröszester Geduld in seiner Resolution so standhaft verharret, daß er zu den Umstehenden, wann er des Morgens gewöhnlich ein Stück gemein Hausbrod gegessen, öfters vermeldet, so lang er dieses noch habe, ihn des Königs von Frankreich Gewalt zu andern Gedanken nicht zwingen sollte. Hierauf Turenne nach 7 Wochen das Lager aufhebend, sich weiter über Rhein oberhalb Landau gegen Bergzabern gezogen, und allda gesetzet. Inzwischen ist die Kaiserlich- Braunschweigisch- und Münsterische bey Frankfurt sich versammelte Armee zu Mainz den Rhein passiret, bis nächst Speyer kommen, und zu Dultenhofen 14 Tag still gelegen; hernach aber ihren Zug wieder über den Rhein, und fürters auf Straßburg über die

Brück genommen und bey Wasselnheim sich gegen Turenne gesetzt: da sie zwar einsmals in ein Gefecht gerathen, so aber keine Armee zu weichen genöthiget. Darnach kam die Churbrandenburgische Armee über den Odenwald auf Heilbrunn nach Straßburg eilends anmarschiret, so Churpfalz verursachte, mit einem Regiment Dragoner, seiner Garde zu Pferd, und einer gesammleten Compagnie ausgerissener Engelländer (Turenne hatte unter seinen Befehlen die von K. Karl II. an Frankreich überlassenen Hülfstruppen) dahin ebenmäßig zu folgen. Daselbsten sich zwar beyde Armeen conjungirten, aber den unverweilt nöthigen Angriff so lang aufzögerten, bis der Feind des Nachts in der Stille über den Elsaßzaberer hohen Steg in Lothringen entwischt, und ihnen das leere Nachsehen gelassen. Es wurde folgends das ganze Elsaß von den Völkern ausgefressen, selbige durch die Lagersucht ziemlich geschwächt, und gegen den rechten Winter, da Turenne sich etwas gestärkt aus Burgund anzoge, gezwungen, das Elsaß zu verlassen. Also der kostbare Zug vergebens gethan worden, und kam Churpfalz mit dem Churprinzen Anfangs Decembers wieder in Dero Residenz an, beklagend die edle versäumte Zeit und Gelegenheit, den Feind zu überwinden."

Auch der Feldzug von 1675 erbrachte, bis auf Turennes Fall, keine Resultate. „Im folgenden 1676sten Jahr beschloße man, auf Churpfalz beständiges Antreiben, die Festung Philippsburg zu belagern. Zu dem End man sie im März berennet; fürters durch die Fränkische, Schwäbische und andere Völker, mit Zuziehung einiger Kaiserlichen Regimenter, der Anfang zum Angriff gemacht, und selbiger so lang insistiret wurde, bis der Kaiserliche General-Lieutenant Herzog von Lothringen, gegen den Augustmonat mit der völligen Armee gegenüber am Rhein sich postiret, um den von dem Marschall von Luxemburg zu versuchen beschlossenen Succurs zu verhindern. Dieses der Commandant du Fay sehend, ließe den 1. Sept. die Uebergab der Festung antragen, sofern sie in acht Tagen nicht succurriret würde. Welches Anerbieten, zu Aufhörung vieles Blutvergießens, man gern angenommen, und dadurch den 7. Sept. den Ort überliefert bekommen: wodurch der Feind solcher Gegend des Rheinstroms fast

vertrieben worden. Churpfalz, an Eroberung der Festung allezeit bis auf den Auszug selbsten zweiflend, hat aus einiger Mißverständniß hierzu weder Volk, Pulver, noch Stück hergegeben, und darum auch hernach nicht erlangen mögen, daß solche geschleift worden. Welches doch denen Landschaften selbiger Enden sehr ersprießlich gewesen wäre, und mithin deren Wiedereroberung sowohl, als die Aufrichtung der Festung Laudau unterblieben wäre. Dann die Franzosen jene nicht leiden mögen, und diese zur Aemulation gebauet, um beyderseits die Chur- und Fürsten, samt den Unterthanen (wie leider am Tag) dominatice und aufs feindlichste zu tractiren.

„Im Jahr 1677, den 18. März alten Calenders versturbe die Frau Raugräfin schwangeren Leibs, nachdem sie einige Zeit öftere Ohnmachten, Mattig- und Herzbangigkeit ausgestanden. Deren zum Nachdenken beschloße Churpfalz zu Friedrichsburg eine schöne Kirche zur Eintracht genannt, zu erbauen," als in welcher Kirche die Raugräfin sowohl, als ihre vorher verblichene Tochter Friderica beerdigt worden. „Welcher beyden Körper der Feind im Frühjahr 1689 bey Verstörung Friedrichsburg, nachdem er vorher die zinnerne Särge und sammete Decken spoliret, mit der schönen Kirche in die Luft gesprenget."

Louise von Degenfeld, der Churfürstin Hofdame seit 1650, hatte nicht wenig unter den Launen der Herrin zu leiden gehabt. Das mochte sie dem Kurfürsten, der nicht minder in seinem Ehestand ein Kreuzträger, empfohlen haben, Anmuth und Schönheit vollendeten den durch das Mitleiden hervorgebrachten Eindruck. Neue Mißhandlungen, denen das Fräulein im Anfang des J. 1657 ausgesetzt gewesen, ohne die geforderte Entlassung erhalten zu können, bestimmten den Kurfürsten, als dessen Beschützer aufzutreten. Es ergaben sich die S. 232—233 besprochenen Scenen, am 5. März 1657 stellte der Kurfürst einen Revers aus, „die Freyin von Degenfeld, so lang dieselbe oder er lebe, beständig und getreulich über alles zu lieben, zu ehren und zu halten, wie ein Mann seiner Frau zu thun schuldig," und am folgenden Tage motivirte er ausführlich die Gründe seiner beschlossenen Ehescheidung. Die ist aber, wie wir wissen, nicht

erfolgt, und daher nicht abzusehen, wie der lutherische Pfarrer Heyland zu Heidelberg den Kurfürsten mit dem Fräulein von Degenfeld getraut haben könnte, wenngleich dafür ein bestimmtes Datum, der 6. Jauuar 1658, angegeben wird. Es ist auch nicht zu übersehen die Inschrift der zum Gedächtniß der Raugräfin geprägten Medaille: A. Ludovica R(ugravia) P(alatina) E(lectoris) P(alatini) D(ilecta) N(ata) L(ibera) B(aronissa) A D(egenfeld); R. Aeternitati. MDCLXXVII. Den Titel Raugräfin empfing sie, nachdem durch Revers vom 31. Dec. 1667 sie für ihre Nachkommen auf alle Erbansprüche zur Pfalz verzichtet hatte.

Sie wurde eine Mutter von 14 Kindern, deren jüngstes ihr freilich das Leben gekostet hat. Groß und aufrichtig war des Kurfürsten Schmerz, er schrieb an die Kurfürstin von Hannover, seine Thränen würden nie vertrocknen, als in dem Sande zu Mannheim, wo er neben seiner Raugräfin in der Concordienkirche die leibliche Ruhe zu finden hoffe. In der von ihm eigenhändig aufgesetzten sogenannten Ehestandsabrechnung preiset er Louisens „Schönheit, Sauberkeit, Anmuth, wann sie gewollt, ihre Devotion, ehrbare Sitten, Sorg und Mühe für ihre Kinder", nicht minder ihre Ordnungsliebe, Demuth, Geduld und Muth in schwieriger Lage, ihre Nachgiebigkeit und Reue bei Fehlern. Gegrämt habe ihn oft, setzt er hinzu, daß sie ihm nicht immer gefolgt, auch manche böse Gewohnheit gehabt habe, im Anfange der Ehe oft kalt, nachher bisweilen mißtrauisch und melancholisch gewesen sei, was sie doch wieder einzubringen nicht verfehlte, wie denn bei dieser Gelegenheit der Kurfürst ausdrücklich bestätigt, was Tenzel in seiner körnichten Sprache vorbringt, „daß, da sie einsmals in Gegenwart des Churfürsten viel Seufzer gehen lassen, und derselbe gefragt, ob ihr etwas mangelte oder abgienge? sollte nur begehren und verlangen, oder ob sie etwas heimlich betrübe oder schmerze? sie zur Antwort gegeben, nichts anders als die Furcht, daß sie ihn nicht genugsam habe lieben, caressiren und bedienen können."

Ihr überlebten acht Kinder. Der älteste Sohn, Karl Ludwig, 1658 geboren, dem Vater ähnlich und deshalb vielfach von

ihm bevorzugt, führte eine bewegtes Leben, diente den Venetianern als Generalmajor bei der Belagerung von Negroponte, 1688, und fand dort den Tod in der gleichen Weise, wie sein Bruder, Kurfürst Karl, ihn vor Negroponte bei Mannheim gefunden hatte. „Den jungen Herzog von Wolfenbüttel," schreibt die Herzogin von Orléans, 27. Jul. 1700, „habe ich auch hier gesehen, war ein häßlich Schätzchen und erschrecklich debauchirt, wurde verliebt von Carllutz Sel. der empfing ihn aber übel, hätte ihm schier den Hals gebrochen." Ueberhaupt scheint er eine Art spadassin gewesen zu sein. „Wie Karl Lutz, euer Bruder," heißt es in dem Schreiben vom 21. Januar 1716, „herkam, stand ich gar übel mit dem chevalier de Lorraine, und das falsch Geschrei gieng, daß ich Carllutz hatte holen lassen, um mich an dem chevalier de Lorraine zu rächen. Viel cavalier von Hof, brave Leute, kamen und baten mich um Gottes Willen sie vor des Raugrafen seconden anzunehmen. Ich lachte von Herzen und sagte, daß ich gar keine Schlägerei anfangen wollte. Ich weiß nicht, ob der chevalier hiervon gehört oder nicht, aber einsmal als Karl Lutz und ich und noch viel andere Deutsche in meiner Kammer waren, kam der chev. de Lorraine in meine Kammer; wie er uns Deutschen aber beisammen sah, drehete er kurz um und lief davon, als wenn er den Teufel gesehen hätte. Einer von seinen guten Freunden, der fragte ihn, où courez vous donc si vite, der chevalier de Lorraine antwortete, Madame ne m'aime pas, elle est entourée de son Raugraff et encore d'autres grands Allemands, j'y pourrois mal passer mon temps, c'est pour quoi je pris le parti le plus sûr, car qui sait ce qui auroit pu m'arriver, si Madame disoit mot parmi tous ces Allemands, ils sont mauvais railleurs.«

Der zweite Sohn, Raugraf Karl Eduard, starb auf dem Bett der Ehre, gegen den Erbfeind streitend, im Januar 1690. „Ich weiß wohl," berichtet seine Halbschwester, „warum man Karl Eduard nicht so wohl hat leiden können und lieb haben, als Karl Moriz. Er war zu tuckmäußig, und wollte sein Leben seine Meinung über nichts sagen, ich habe mein Leben nicht aus ihm bringen können, was er haßt oder liebte, was ihm gefällt oder

mißfällt; ich sagte ihm tausendmal, sagt mir, was Ihr gern thut, was Ihr gern habt, da machte er nur eine reverenz, lachte verschämt, aber sonst konnte ich nichts aus ihm kriegen. Das ist langweilig, und macht ungeduldig auf die Länge." Der dritte Sohn, Raugraf Karl Moriz, Kriegsmann und Dichter, geb. im Dec. 1670, wurde dem Vater gleich bei seiner Geburt ein Gegenstand des Verdrusses. „Wie J. Gnad. Sel. meinen Brief in der Nacht im Bett wiedergeben wollten, stießen sie der Raugräfin unversehens so stark mit der Faust aufs Aug, daß ihr das Aug gleich geschwoll, und andern Tags schwarz und blau war. Erschrack, wie ich sie so verstellt sah, ich sagte, Herr Jeß Madame, so hieß ich sie aus Befehl, was ist das vor ein Aug: zu ihrem Glück verzählte sie mir den Handel also. Wie Carl Moriz auf die Welt kam, hatte er das Aug eben so. Ihr wißt aber, liebe Louise, wie abscheulich jaloux und eifersüchtig der Churfürst war, der bild sich ein, daß weilen der Oberste Webenheim, der einäugig war, und oft mit uns gespielt hatte, daß Euer Frau Mutter ihn zu oft angesehen, daß Carl Moriz Aug deswegen so schwarz geworden wäre wie des Obersten Webenheims Pflaster, ließ mich derowegen gleich rufen, wie das Kind geboren war, und sagte zu mir: Lise Lotte sagt, dies Aug ist es nicht wie das Pflaster von euerm guten Freund dem Obersten Webenheim? Ich fieng an zu lachen und sagte, ach nein, J. G. ich sehe wohl was es ist; der Churfürst sagt ganz krittlich, sacrement, was ist es denn? Ich sagte, es ist etwas, das E. G. nicht gesehen haben; erinnern Sie sich noch wohl wie Sie nach Oppenheim reiseten und Madame Nachts meinen Brief von meiner Frau Mutter geben wollten, und ihr die Faust ins Aug stießen: andern Tags ward ihr Aug eben, wie E. G. das Kind sehen. Mein Gott, sagte der Churfürst, Lise Lotte, wie soulagirt Ihr mich, Euch dieses zu erinnern, um Gottes Willen sagts der Madame nicht, damit war alles wieder gut, aber hätte ich mich zu allem Glück dessen nicht erinnert, wäre ein großer Lärmen worden."

Von des Karl Moriz Dichtungen ist keine auf uns gekommen, was vermuthlich ein geringes Unglück. Von einer seiner Comödien urtheilt die Herzogin von Orléans: „sie endet was kurz, allein

es seind Sachen darinen, so nicht schlimm sein." Den 22. Jul. 1702 schreibt sie: „Wenn Carl Moriz den Wein nicht so sehr geliebt hätte, wäre er ein perfecter philosophe gewesen, er hats aber theuer genug bezahlt, denn ich bin sicher, daß Saufen sein Leben verkürzt hat. Daß er nicht ohne Trinken sein konnte, erwiese wie seine Leber verhitzt und verbrennt war. Ich wollte daß er mir sein gut Gedächtniß hätte vermachen können." Karl Moriz starb 17. Juni 1702. Sein Bruder, Karl August, fand, als neunzehnjähriger Jüngling, den Tod im französischen Kriege, Sept. 1690. Der Söhne jüngster, Karl Kasimir, geb. 1675, blieb im Duell, zu Wolfenbüttel, wo er die Ritterakademie besuchte, ehe er das 16. Jahr vollendet hatte. Von den Töchtern wurde Karoline Raugräfin zu Pfalz, geb. Dec. 1659, im Jan. 1683 mit dem Grafen Meinhard von Schönberg, nachmaligen Herzog von Leinster verheurathet. Sie, „deren vortreffliche Eigenschaften ihre Zeitgenossen nicht genug bewundern können," starb 7. Jul. 1696. Louise, geb. 15. Jan. 1661, empfing von ihrer Halbschwester, der Herzogin von Orléans jene Briefe, welche den Hauptinhalt der von Hrn. Menzel herausgegebenen Correspondenz bilden, und starb zu Frankfurt, 6. Febr. 1733. Ihre jüngste Schwester, auch unzertrennliche muntere Gefährtin, die Raugräfin Amalia Elisabeth, geb. 22. März 1663, hatte sie im Jul. 1709 verloren. Nach seinen sparsamen, vielmehr filzigen Gewohnheiten waren alle diese Kinder von dem Kurfürsten nicht allzu reichlich versorgt worden und sein Nachfolger beschränkte sie noch mehr in dem geringen, ihnen ausgesetzten Deputat. Dagegen hat Karl Ludwig einem andern natürlichen Sohn, den ihm eine englische Gräfin geboren, dem in der Ausübung des Reichsvicariats von ihm legitimirten Ludwig von Rothschild die Gefälle des Städtchens Selz verliehen. Es ist aber derselbe auf seiner zweiten Reise, die er aus England nach Frankreich unternommen, zu Paris 1660, in der schönsten Blüthe der Jahre durch ein hitziges Fieber hingerafft worden. „Worüber sich der Churfürst höchlich betrübt, ihm auch zum Gedächtniß eine güldene Medaille schlagen lassen." Darauf heißt es im A. um das Brustbild: Lvdovicvs Dynastes de Saletione. MDCLX.

Wie schmerzlich aber dem Kurfürsten der Verlust seiner Raugräfin, Ersatz dafür zu suchen, zögerte er nicht. In der Absicht, am Abend seines Lebens noch eine ebenbürtige Verbindung einzugehen, ließ er mit der Kurfürstin um ihre Einwilligung für eine Ehescheidung unterhandeln, S. 237—238. „Indem dann obiger Intent nicht angegangen, doch Churpfalz ohne Weibsperson nicht zu bleiben gedachten, unterstunden Sie, wiewohl gegen das von den darüber befragten Medicis gegebene Consilium, der Frau Raugräfin Platz mit einer andern gefälligen Person, mittelst dreyer adelicher darum angesprochener Töchter zu ersetzen. Die aber sich vor das hohe Angesinnen und anerbotene Ehre, sich einbildend, daß selbige wegen des Churfürsten betagten Alters eine geringe Zeit währen, und darnach Widriges nicht ausbleiben dürfte, demüthigst bedankten. Dannenhero Churpfalz anno 1679 bey Gelegenheit da sie im Collegio Sapientiae die jüngere Raugräfin besuchet, die in des Ephori Kost und Haus sich aufgehaltene oberländische Jungfrau von Berau in Augenschein genommen, und da sie nicht unanständig geschienen, selbige zu Ihren Raugräflichen Töchtern zu kommen, berufen lassen. Wodurch er sie, mittelst freundlicher Liebkosung, unter Versprechung hoher Ehr und Geschenk, zum Vorhaben beredet: da es aus großem Respect (nach dem Exempel des Herzogs Karl von Mantua Amasiae, der Comtesse de Rovere) in der Liebesantragung geheißen: Jo humilissima servante di vostra Altezza Serenissima sono più pronta a ubbiedire suo volere, che ella a commandarmine. Fürters sie bey Hof zu Friedrichsburg im Schwedischen Haus logiret, jederzeit absonderlich gespeiset, ihr zwo Kammerfrauen, des Professoris Spina Schwester, die Wittwe Susanna Maria von Eickel, und eines Pfarrers Wittib, mit Namen Grefin, zur Aufwartung und Conversation zugegeben: die mit ihr, weiln sie fast geheim gehalten worden, und man sie nicht gern viel in Publicum, noch in die Hofkirchen kommen lassen wollen, wohl wissend, daß mehr auf selbige, als den Prediger die Augen geworfen werden dörften, in das Dorf Neckarau zum Gottesdienst gefahren. Etliche Tage nach des Churfürsten Ableben begehrte Madame de Berau, daß man sie, in ihr Vaterland zu reisen,

fortlassen möchte, womit ihr, als einer nunmehr unnöthigen Person, willfahret wurde. Die, eingelangten Schreiben nach, über einige Zeit eines Söhnleins genesen, wovon der regierende Herr nichts zu hören begehrt: also daß man solchen Brief bloß hingelegt.

„Auf ohnläugst geschlossenen Nimmegischen Frieden vermeinte Churpfalz in Dero Alter sich der vielen Regierungsgeschäften etwas entziehen, und die übrige Zeit mit einiger Ruh genießen zu können, Sie wurden aber daran thätlich verhindert. Dann erstlich die Franzosen an die Pfalz eine ungerechte Forderung von 150,000 fl. Contribution vor die ganze Zeit daß Philippsburg belagert und erobert, formirten, und solche unter bedrohter feindlicher Execution erlegt haben, darwider auch keine gegründete Einwende anhören wollten. Maßen der General Montclar mit 6000 Mann sich in das Oberamt Neustadt legte, und dadurch Churpfalz zur Einwilligung mit Gewalt vermogte. Zu deren Aufbringung eine Generalauflag aller befreyeten und unbefreyeten Gefällen und Gütern im ganzen Land gemacht, und das Accis auf 2 Jahr verdoppelt wurde. Kaum dieses eingegangen war, fingen die Franzosen an die Erweiterung des Elsaß zu thun, nahmen die Landen sämtlich bis an die Queich, und damit der Churpfalz das große Amt Germersheim, welches den fünften Theil des Churfürstenthums Einkünften betragen solle, belagerten auch die Schlößer Magdeburg, Falkenburg und andere auf dem Gebirg, so sich dieser feindlichen Reunion und Weiterung nicht sobalden ergeben thäten. Welches Churpfalz mehr dann der ganze ausgestandene Französische Krieg afficiret; nicht unbillig besorgend, man solchermaßen sie der Land und Leuten gar entsetzen, und also im Alter zum Exulanten weiter machen dörften. Schickten derohalben den Baron von Eck nach Paris, dem König und Louvois diese dem Westphälischen und Nimmegischen Friedensschluß zuwider laufende Procedur vorzustellen, mit Bitt, weiln der König Sie mit dem Titel eines Bruders beehre, sie auch brüderlich, und nicht mit Abnahm der Landen, Unterthanen und Einkünften unverschuldet tractiren möchte, gleich die Türken auf den Ungerischen Grenzen zu thun gewohnet wären. Welches aber wegen selbiger Cron Unvergnüglichkeit vergebens war.

Derowegen man vor gut erachtete, den Churprinzen in Engelland zu versenden, um den König Carl II. zu ersuchen, sich bey Frankreich zu interponiren; der sich zwar alles Guten erboten, aber doch ohne Wirkung geblieben.

„Vor des Churprinzen Abreise, 27. Juni 1680 alten St. wurde die neuerbaute Friedrichsburger schöne Kirche dediciret, und zu dieses solennen Actus Vollführung, über die anwesende ordinari Italiänische Sänger, von andern Orten her mehrere beschrieben, auch ein Jud, Türk und Mohr getauft, deren Taufgezeugen Churpfalz, der Churprinz und dessen Gemahlin zu seyn, von dem geistlichen Vater, Pfarrer Köhlern, schriftlich erbeten worden. Nachdem Hofprediger Langhans den Gottesdienst und Tauf vollendet, trate der Lutherische Pfarrer Petri auf die Canzel, und da er seinen Sermon gethan, bestiege der Catholische Priester von Handschuchsheim selbige ebenfalls, und thäte eine Gleichnißrede vom Tempel Salomonis hergenommen. Worüber die große anwesende Menge in- und ausländischer Zuhörer in nicht geringe Verwunderung gezogen worden: meist ohnwissend daß Churpfalz dieser Kirchen den Namen der Eintracht ertheilet, und damit auch die drey im Römischen Reich zugelassene Religionen auf einmal bey diesem Actu concurrirend zu erscheinen verstatten wollen, so jedoch von den Protestanten in- und auswärtigen fast übel aufgenommen und ausgedeutet worden." Daß der Kurfürst überhaupt eine Vereinigung der verschiedenen Religionsparteien wünschte, ist eine bekannte Sache. „Wenigstens wollte er die Namen der Calvinisten, Lutheraner und Papisten gar abgeschafft wissen. Dann wann man ihrer viele von allen dreyen Religionen in den Glaubensarticuln examinirte, würde man finden, daß die wenigste in allem einerley glaubten. Gleichwohln, weiln sie sich, zum Exempel, unter die Reformirte rechneten, so hielten sie diese allein für Rechtglaubige, und verfolgten die andern. Wäre also zum besten, daß man die Sectennamen abschaffe, und unter dem Namen der Christen Einigkeit stiftete, ob wir gleich differenten Glaubenslehren folgten.

„Den 20. Augusti 1680 gienge Churpfalz von Friedrichsburg nach Heidelberg. Auf halbem Weg zu Edingen im Dorf

begehrten sie aus dem Flaschenfutter einen Trunk, und da dieser kaum verschluckt, vermeldeten Sie gegen Großhofmeistern, wie sie einen Frost verspüreten. Dieser an nichts widriges gedenkend, sagte, der Trunk in der Hitze die Alteration verursacht haben werde. Ritten also fort an gehörigen Ort. Folgenden Morgens frühe empfunde Churpfalz einige Mattigkeit, und beschlossen Nachmittags zurück nach Friedrichsburg in ihr gewohntes Clima zu kehren. Zur Ankunft sie sich baldest gelegt, und empfunden, daß das hitzige Fieber sie ergriffen. Ließen derhalben aller Geschäften Vortrag einstellen, den Juden-Doctorem von Mannheim, Heyem, und Apotheker Timmermann zu ihrer Pflegung berufen. Womit sie bis Samstags frühe, den 28. Augusti fortsetzten. Da vor gut erachtet worden, den sehr schwachen Herrn auf einem Sessel mit 2 Schweizer-Trabanten frühe Morgens in frischer Luft auf Heidelberg zu bringen. Unter der Festungspforten begegnete Churpfalz der Regierungsrath D. Schreiber, gegen den Sie dieses sagten: Es ist nun auch an mich gekommen. Ihro folgten die drey Raugräfliche Töchter, Madame de Berau, und der meiste Hof. Allein im Feld überfielen die Gichter und Ohnmachten den kranken Herrn, also daß man mit Demselben in der großen Hitz weiter nicht, dann nach Edingen, wo er vor acht Tagen zuvor das Uebel zuerst vermerkt, zu kommen vermocht, da er, Nachmittags, in einem Garten, unter einem Nußbaum und Rebenlauben, um 4 Uhr, das Leben im 63sten Jahr des Alters, geendiget. Dessen verblichener Körper in das nächste Haus gegenüber getragen, und angestellet, daß er selbige Nachts ausgenommen, balsamiret und fürters zur Begräbniß bis auf die Ankunft des hinfürigen regierenden Churfürsten aus Engelland verwahrt, da er am 25. Oct. a. St. zur H. Geistkirche beygesetzt worden.

„Es wurde aber anno 1693, nach Eroberung der Stadt Heidelberg der Körper von den Feinden aufs gröbste mißhandelt; als die sowohl dessen als Churfürsten Carls und anderer Pfalzgrafen Churfürsten Gebeine barbarischer Weise herausgeworfen, und zum Theil unter dem freyen Himmel liegen lassen. Also daß damals geschehen, was Churfürst Carl Ludwig, daß es ehe

geschehen dörfte, befahret, wann er anno 1676 unter den Bericht, daß erst anno 1686 das Jubilaeum der Universität Heidelberg einfallen werde, folgende Worte mit eigner Hand gesetzt: Churpfalz wird zu der Zeit des Jubilaeum im Chor der Kirche zum H. Geist mit stiller Musik halten, wann anderst die Hypergryphischen Völker seine Gebeine werden ruhen lassen."

Von Karl Ludwigs Studien und Kenntnissen, von seinen Verdiensten um die Wiederaufnahme des herabgekommenen Landes ist Rede gewesen. Mannheim verdankte ihm unendlich viel. „Hielte die Unterthanen in der Schatzung ganz leidentlich, von hundert Capital so lang einen Gulden einziehend, bis der Lothringische, und hernach der Französische Krieg angefangen, da die Auflagen zu Bestreitung der Kriegskosten vierfach gestiegen. Seinen Räthen, Beamten und Dienern trauete er in schweren Angelegenheiten nicht zu viel, und hörte der ersten Gutachten mehr an, als er selbigen folgete, fast alles vor sich selbst entschließende. Derentwillen er auch weder Tag noch Nachts ruhete, und das geringste weder in publicis noch oeconomicis ohne seinen Vorbewußt und Verwilligung gut geheißen wurde. Hielte eine mittelmäßige wohl angeordnete Hofhaltung, ließe die Hofleute zu Genügen und Ehr tractiren, alle Schwelgerey vermeiden, die Trinker und Müßiggänger anfeinden, hergegen fleißige, verständige und Landeserfahrne treue Diener werth achten, und ihnen die Besoldungen, ob sie zwar bey den meisten gering waren, jedesmals zur bestimmten Zeit richtig auszahlen: diejenige, welche der Mieth, Gaben und Geschenk ergeben, auch in Verwaltung der Dienst Untreu verübten, wann sie dessen durch angestellte Inquisition überwiesen, mit großen Geldstrafen, nebst Verlust der Bedienungen, unvermöglichste aber am Leib züchtigen, und außer Lands relegiren, des Sinnes, durch diese so scharfe Procedur endlichen treue Diener zu machen. Welches Vermögliche, Dienst zu erlangen, letztlich abgeschreckt, und zu schwer verrechnenden Bedienungen, unter den großen Cautionen, sich viel nicht gebrauchen lassen wollen. Dabey er die Ausgaben, durch Einziehung theils Oberämter, Besoldungen und ohnnöthigen Diensten eingeschränkt; gegen niemand, es habe dann das sonderbare

Interesse und Churfürstliche Ehr erfordert, seine Freygebigkeit, und allenfalls doch mäßig geübet; die vacante Güter und Lehen weit lieber seiner Kammer und Einnahmen einverleibt, als wiederum begeben. Dadurch und die stattlich geübte Sparsamkeit, auch gehaßten Kleiderpracht, er niemals ohne Baarschaft, Wein und Früchten guten Vorrath gewesen, keine Schulden gemacht, sondern des Landes Einkünften also vermehret, daß sie die Intraden vor dem Deutschen Krieg weit übertrafen.

„An die Diener wollte er nicht also verbunden seyn, daß er selbige nicht, da sie ihm unanständig würden, oder mißfielen, zu jederzeit erlassen könnte. Hergegen war ihm unleidlich, wann jemands derselben, so seine Sach verstanden, bey andern Beförderung suchte, maßen er auf Anhalten um den Abschied solche nicht dimittirte, sondern dergleichen zu begehren, unter bedroheter Ahndung abgeschreckt. Dessen der gewesene verdiente Regierungsrath und Geheime Secretarius Johann Friedrich Seiler anno 1675, da er auf überkommenen Anlaß des in ihn gesetzten Mißtrauens und Muthmaßung, daß er an höchstem erlaubten Ort einige Dienstanerbietung etwan mit der Zeit nicht ausgeschlagen, seine Erlassung mittelst überreichten Memorials gesucht, erfahren. Dann er derentwillen allein auf dem Schloß Heidelberg in einem Zimmer, unter scharfer Wacht, ein halb Jahr eingeschlossen bleiben, und endlichen bey der Aufhebung hören müssen, nunmehro, wohin er wollte, fortzugehen. Der kurz sich bedenkend, auf der Post nach Augspurg, fürters auf Wien gegangen, und allda, nach geänderter Religion, zu hohen Kaiserlichen Diensten angewendet worden." Das scheint nicht nur der Kurfürst, sondern auch seine Tochter unverzeihlich gefunden zu haben. Es schreibt die Herzogin von Orléans, 12. Dec. 1711: „Ich bin versichert, daß wenn Ihr den Schelmen den Seyller sehen werdet, daß er Euch doch sehr an unsere Heidelbergische Zeiten erinnern wird. Wie er vor etlichen Jahren hier war, wollte er nicht zu mir kommen, sagte hundert Lügen, unter andern sagte er an mons. de Torcy, daß er unser Bruder wäre, daß ich aber Euch andere viel lieber gehabt hätte, als ihn, daß ich ihn allezeit übel tractiret hätte, drum wollte er nicht zu mir kommen. Ich

habe aber dem Torcy die rechte Sach verzehlt, wie er als ein arm Kind, dessen Vater ein Tuchfärber war, aber so arm, daß er seinen Sohn nicht hätte studiren können lassen, wenn unser Herr Vatter ihn nicht aus purer Barmherzigkeit in die Neckarschul geschickt hätte; daß er wohl studirt hätte, und daß ihn J. G. der Churfürst hätte reisen lassen, daß er ihn hernach zum Bibliothecarius gemacht, hernach zum geheimen Secretarius, daß aber der undankbare Seyller sich nicht contentirt hätte, seinen Landsfürsten, seinen Herrn und Gutthäter zu verlassen, da er ihn am nöthigsten gehabt, sondern er hatte ihn noch bestohlen und nöthige Schriften mit sich weggeführt, um eine größere fortune am Kaiserlichen Hof zu machen. So habe ich hier erklärt, welch ein ehrlicher Mann Herr Baron Seyller ist." Letzlich k. k. wirklicher geheimer und Conferenzrath und obrister Hofkanzler, Reichsgraf seit 4. Nov. 1713, ist Seiler zu Wien 1715 verstorben. Er hatte seines Bruders Christian Sohn, Johann Friedrich, der mit ihm zugleich in den Reichsgrafenstand erhoben worden, adoptirt, und wurde dieser, östreichischer Hofkanzler seit 1735, gest. 18. Jun. 1751, der Stammvater der heutigen Grafen von Seilern. Sie besitzen seit 1772 die Herrschaft Litschau in Oestreich unter der Enns, dann die von dem jüngern Johann Friedrich angekauften Herrschaften Lukow, Hradischer, und Kralitz, Ollmützer Kreises, hingegen hat dieser selbst noch die von dem Oheim ererbte Herrschaft Aspang, im Lande unter der Enns, V. U. W. W. verkauft. Lukow kostete ihn 202,000, Kralitz 117,100 Gulden.

Kurfürst Karl Ludwig „hat sonsten gelehrte Leute, sonderbar in Stilo geübte Secretarios, sehr geschätzet, aber ins Angesicht wenig gelobt, sondern vielmehr sich gegen sie, wie alle Untergebene, ernstlich gestellt, Tag und Nacht angestrengt, perfecte Personen, davon Seiler, Reiger, Schmettau und Rießmann noch im Leben, in seinem Cabinet und Canzley erzogen; träge, unter Bedrohung der Abschaffung, zur Arbeit angefrischt. Inmaßen als er einsmals in der Rechenkammer hinter der Thür die vorhin gelebte Churfürsten iuxta seriem temporis mit ihren attribuirten Elogiis specificiret, und bey seinem Namen das patiens beyge-

schrieben gesehen, darzugesetzt: Aber impatiens, wenn man nicht fleißig arbeitet. Auch die Canzley öfters des Morgens besucht, und die nach dem Glockenschlag kommen, solches verwiesen, sagende, daß er vor die Besoldung Dienste, und zwar unter der Verschwiegenheit geleistet haben wollte. Deshalben er einen Revers, zu Vermeidung der Geschenk und Haltung Stillschweigens auffsetzen, und von allen Canzleybedienten zur genauen Beobachtung unterschreiben und siegeln lassen.

„Sahe im übrigen die Delationes, samt den Anbringern gern, kame aber an der falschen Delatoren Abstrafung, aus Vorwand, andere dadurch abgeschreckt werden, und mithin viel ohnentdeckt bleiben dörfte, selten. Er brauchte sonst auch die Politique, unter seinen Hofbedienten immer ein heimliches Mißtrauen zu hegen. Hielte auf seiner Churfürstlichen Hoheit und Regalien fest, war dem Heil. Römischen Reich mit steter Treu und Eifer zugethan, und mußte von in- auch ausländischen, ob zwar die Macht nicht considerabel war, wegen des hohen Verstands, Wachsamkeit, und vielen Anschlägen ästimiret werden. Also daß durch sein in dem 1680sten Jahr, auf kurz vorher von den Franzosen von neuem empfundenen Drangsalen und Gewaltthätigkeiten, auch andere viele gehabte Gemüthsturbationen, so ihn ganz unruh- und unwillig gemacht, ohnerachtet er im Essen und Trinken überaus mäßig sich erwiesen, und beydes letzlich im Genießen abgewogen, erfolgtes Absterben, das Römische Reich eine nicht geringe Säule, und das Land einen eifrigen Schutzherrn verloren." Ebenbürtige Kinder hat Karl Ludwig nur zwei hinterlassen, den Nachfolger in der Kur und die Herzogin von Orléans.

Der Kurprinz, geb. 31. März 1651, befand sich noch in England. Von dem Todesfall in Kenntniß gesetzt, begab er sich ziemlich spät auf die Reise. „Den 17. Octobris 1680 langte Churfürst Carl aus Engelland, und die Gemahlin bald hernach aus Dänemark an. Folgenden 21. dieses Monats ließe er die Hof- und Canzleybedienten (außer etlich wenigen von dem Herrn Vater ästimirten Räthen, die sein vormaliger Paedagogus, nunmehro zum Oberbefehlshaber erhöheter Hachenberg, als anderer Seianus, aus Furcht, sie zu seiner unersättlichen Regier- Ehr-

und Geldsucht nichts contribuiren dörften, in Diensten nicht leiden, sondern in Engelland auf die ihm mit größten Freuden zugekommene Nachricht des Churfürstlichen Tods, par force erlassen haben wollte, auch gleichbalden zur Ankunft des neuen Churfürsten mit vieler Verwunderung dimittiret werden müssen) zur Pflichtleistung erfordern: und befohle, die väterlich gesparte schöne Baarschaft von Friedrichsburg nach Heidelberg zu überbringen. Von welcher gleichbalden auf einem Wagen, unter Begleitung, 43,000 fl. nach Cassel, zu Abtilgung der Frau Mutter daselbst gemachte Schulden, um davon befreyet, nach Heidelberg zu kehren, versendet worden.

„Indessen suchte ein jeder, so gut er konnte, sich einzuschmeicheln; der eine erlangte, neben seiner Hofbedienung, ein Oberamt, um daraus, ohne weitere Dienstleistung, die Besoldung ziehen zu können: der Andere ein Lehen, der Dritte stattliche, zum domanio Electorali gehörige, ihrer Natur nach nicht füglich zu veräussern stehende Zehenden, Höfe und Weinberge, der Vierte Beförderung seiner Diensten, der Fünfte Vermehrung der Besoldung. Und welchen Hachenberg geneigt war, die mußten, obgleich sie der abgelebte Churfürst aus überwiesener Untreu billigst abgeschafft und untüchtig erkläret, zu den vorig- und neuen Bedienungen ohne Anstand wieder gezogen werden. Dann dieser mit offenbarer Insolenz sich unterstunde, die vacirende, auch neue Dienste würcklich zu begeben, und die Churfürstliche in seiner Mitgegenwart unterschriebene Annehmungsdecreta zu verreißen: auswürckende, daß über die in Holland bey der Herausreise bereits überkommene, auf den Comtoiren gestandene 7000 fl. Churfürstlicher Capitalien, ihm scheunigst eine schöne Wohnung nach Italiänischer Manier, gegen 8000 fl. kostend, erbauet werden sollte. Allein wie es heißt, quod violenta non durant, also fiel er auch nach 7 Wochen in eine Lägerkrankheit, dadurch er inner 20 Tagen aufgerieben, und ihme folglich, an jenes statt, ein anderer Palast, von vier Brettern, zur endlichen Abfertigung, zubereitet worden. Womit die hochtrabende Regierbegierde den völligen Abschied genommen.“ Wobei doch nicht zu übersehen, „daß man Reigern nicht nur Anfangs seine

Dimission gegeben, sondern auch nach der Hand nicht einmal gestatten wollen, seinen Aufenthalt zu Heidelberg advocando zu suchen.

„Auf das von Hacheuberg gelegte Fundament gedachte der bereits zum ersten Kirchenrath erhöhete Hofprediger Langhans die Structur zu setzen. Dann sobald er auf jenes Tod die Geheime Rathsstelle erlangt, wollte er dessen Platz bekleiden, fürters, nachdem er sich mit dem Leibmedico Winckler, und etlichen Hofschmeichlern zur Beystimmung unterredet, unterstunde er den Herrn Churfürsten zu persuadiren, sich der Regierungsgeschäften, so seine melancholische Natur (theilweise die Frucht einer unvernünftig strengen Erziehung) nur vermehrten, zu entschlagen, und ihm neben andern zu übergeben, die sie schon treulich verwalten wollten. Welches der Churfürst (so bey des Herrn Vaters Zeiten, nicht ohne dieses Bedauren, zu dergleichen wenige Geneigtheit verspüren lassen, sondern so schrift- als mündlich bezeuget, daß er lieber mit Soldaten üben und Jagen sich ergötzte: ohngeachtet derselbe ein guter Latinus, Historicus und in humanioribus wohl, und also zum Regiment genugsam unterrichtet war, gegen des Herrn Vaters treugemeinte Einrathung, nicht leichtglaubig, sondern vorsichtig zu seyn) einwilligte, und seinen geheimen Räthen, unter Direction des Langhansen, allen Gewalt, auch die Execution dessen, was sie beschlossen, verstattete.

„Dannenhero auch die drey erste Ministers, wie männiglichen bewußt, als durch das erlangte arbitrium ganz absolut zu seyn sich erachtend, durch die mit dem Französischen Gesandten zu Frankfurt im Jahr 1682 gepflogene Handlung, diesem vor den König die Cession über das reichslehenbare Amt Germersheim, gegen Zusagung einer jährlichen gewissen Summa an Churpfalz würklich verschaffet, und vor diese Mühe große Vergeltung baar empfangen, aber damit nicht vergnüget, annoch von denen wegen des gemeldten eingekommenen Geldern in 40,000 fl. unter sich vertheilet haben sollen. Mittlerzeit vermehrten sich durch der Churfürstlichen Frau Mutter und ihrer Bedienten Gegenwart, neuangenommenen Hof- und Canzleypersonen, täglich fast anstellende Wirthschaften, Ballete, Comoedien, worbey männiglich

sich zum Essen eingedrungen, Einladung verschiedener Fürsten und Herren zum Repraesentirungsspiel der vier Monarchien, und dergleichen anhaltenden Lustbarkeiten, militarischen Ergötzungs-Belägerungen der Schlößer Friedelsheim, Ilbesheim (so mit dem Dorf, nach der Einnahme, dem Herrn Großhofmeister Grafen zu Castell mit aller Superiorität geschenkt wurde), item in anno 1684 des alten Enhöltzheim, Eichelsheim, bey Mannheim, Negroponte benamset (welches dem Herrn Churfürsten den schwarzbleichen Tod zugezogen), sodann nach Onolzbach und Nürnberg das Jahr zuvor übernommene, in 35,000 Rthlr. Species allein zu stehen gekommene Reise, die Ausgaben also sehr, daß neben der hieroben gemeldten gegen seine schmeichlende Hofbediente geübten, von ihnen sogenannten Liberalität, in fünfthalbjähriger Churfürstlichen Regierung, über des Lands völlig-eingehenden Intraden, wovon der Herr Vater noch zuruckgelegt, dem von einigen genauest gezogenen calculo nach, gegen eine Million Gulden, ungerechnet die von dem großen Wein- und Früchtenvorrath mitverzehrter Anzahl, consumiret worden.

„Wobey sonderlich die Hofbediente der Aufwartung, außer der Eßzeit, sich meist entschlagen, und die jedesmal heimgebrachte starke Räusche ausgeschlafen, also daß der regierende Herr im Ausreiten wenig, aber bey Tisch eine Menge essender Bedienten, hingegen der Herr Vater, wegen beobachteten hohen Churfürstlichen Respects, alle zur schuldigsten Aufwartung gehabt. Desgleichen bey der sehr an Personen vermehrten Canzley thäte auch ein jeder was er gern wollte: kamen des Morgens in dieselbige spat, und liefen vor der gesetzten Stund wieder davon, mit der gewissen gepflogenen Abrede, wo sie den Nachmittag, anstatt der Canzleyarbeit, zum Spazieren, Spielen, sonderlich überhand genommenen Schwelgen, zusammen kommen wollten. Darunter in 8 Personen sich befunden, die vor allen sich hierunter ergötzt, und sich selbsten die Patronanzbrüder genennet: ja in Verfolgung des Schlunds und Bauchlust des Epicuri Nachkömmlingen nicht ungleich waren; davon mehrere noch im Leben seyn werden. Ingleichen gienge es mit den Kriegsbedienungen wunderlich her. Dann wer des Präsidenten von Stein-Callenfels Gunst, und

den unerfahrnen geldsüchtigen Dürfeld geschmieret hatte, mußte zu einer guten Charge befördert, und diesen Platz zu machen, Versuchte cassiret werden. Worwider Langhans, der indessen allenthalben Geschenk und Nutzen zoge, und inner vier Jahr Zeit, wie seine Söhne und Tochtermann, Maler Rose zu Nürnberg bekanntlich gestehen, gegen 34,000 fl. an sich gebracht, ganz nicht geeifert, und damit er das Sauflaster, auch andere Uebel von der Canzel nicht bestrafen durfte, das Predigtamt aufgegeben.

„Fürters mißbrauchte dieser, Leibmedicus Winckler und einige andere des Churfürstens große Gütigkeit gegen sie, wider Gewissen untreulich darinen, daß sie demselben seiner Gemahlin Person zu verleiden suchten, unterm falschen Vorwand, wie sie nicht völlig gesund wäre. Der dadurch eine solche Abhorrenz gefaßet, daß er sich derselben, ohnwissend warum, gegen 2 Jahr, bis auf das selig erfolgte Ableiben, gänzlich entschlagen. Damit aber gleichwohln der Medicus zu dieser Entäußerung einigen Anlaß gegeben zu haben nicht schiene, wurden viele Medici berufen, welchen Namens Churpfalz, durch ihn der erdichtete Zustand vorgetragen, und ein Consilium zur Curation begehrt worden. Die, wie der Scaevola, secundum ea quae proponebantur, in guter Meinung, ohnwissend des gefährlichen Absehens, geantwortet.

„Langhans, Dollne und ein Paar andere ruheten indessen nicht, den Churfürstlichen Herrn dahin zu bereden, der Ehegemahlin Hoheit cum bona gratia zu dimittiren, und eine andere Dame zu ehender Leibserben-Erzielung sich zuzuehelichen. Zu welchem Zweck die vorhandene Hofdame Rüdin von Collenberg, und zugleich in Vorschlag gebracht ward, daß Churpfalz mit selbiger sich auf das Onolzbachische Schloß Carlsburg in Franken begeben, und allda sich ergötzend aufhalten, mittelst durch ihn und einige andere die Regierung wohl fortgeführet werden könnte und sollte. Durch diese boshaftige Intriguen der Langhans, Winckler, Dollne und ihnen zugehaltene, sie den sonst mit Wahrheitsgrund frommen und gottesfürchtigen Herren also eingenommen und verwickelt, daß er sich nicht als aus GOttes Wort zu trösten, und diese das Gewissen berührende Dinge mit Geduld

zu tragen wußte. Darbeneben verschwärzte er, Langhans, mit Worten und Briefen bey dem Churfürstlichen Herrn die Frau Mutter also heftig, daß er sie weder besuchte, noch Besuch annahme, weniger sie zur Unterredung zuließe: sonsten sie, als eine betagt- verständige Wittib dergleichen unanständiges Vorhaben gleichbalden unterbrechen, und die ungewissenhafte Rathgeber zur exemplarisch- verdienten Bestrafung befördern können.

„Allein wie dergleichen weitaussehende schwere Dinge gemeiniglich einen merklichen Anstand erfordern, und inzwischen sich allerhand Verhinderungen hervorthun; darbeneben gewiß zu glauben, daß der Höchste solche Vornehmen öfters hintertreibe, also auch solcher nicht zum äußerlichen Effect gekommen. Dann da Churpfalzgraf Carl im Julio 1684 in die 4 Wochen lang vor der bereits angerührten Negropontischen Schanz, Ilbesheim, am Rhein gelegen, Tag und Nacht sich in der großen Hitze zu viel bemühet, dabey wegen großen Durstes stark getrunken, und wie Jedermann gesehen, wenig Ruhe nehmen wollen, fielen Sie in die Lagersucht des hitzigen Fiebers, mit den meisten Hofleuten, und halben Theil vorhandener Soldaten (davon viel ausgegeistert), wurden sobalden zu dero Residenz Heidelberg gebracht, von dem Leibmedico Winckler, ohne Berufung anderer haupterfahrner Männer, die Curation unternommen, und zwar endlichen präcipitiret zu einer Schwindsucht gebracht."

Keyßler bespricht ebenfalls die Belagerung von Negroponte. „Im Jahre 1684, nachdem die Franzosen in vorhergehenden Kriegen schon übel mit den pfälzischen Landen gehauset hatten, und da im Namen der Madame d'Orleans unerhörte Foderungen mit harten Bedrohungen (die mehr als zu viel erfüllet worden) gemachet wurden, und zwar zu einer Zeit, da aus dem barbarischen Verfahren gegen die Reformirten genugsam abgenommen werden konnte, was sich die reformirte Pfalz von einem solchen Feinde zu versehen hätte, brachte der letzte Churfürst aus dem Hause Simmern die meiste Zeit mit Ergötzlichkeiten und prächtigen Aufzügen zu, welche einer Hoffräulein von Rüd, in welche er verliebt war, zu Gefallen angestellet wurden. Unter andern nahm der Churfürst nebst dem ganzen Hof die Kleidung, den

Namen und das Ceremoniel des Großsultans an, die Garden wurden türkisch gekleidet, und ein nahe bey Mannheim gelegenes Schloß, dem man den Namen von Negropont gegeben hatte, wurde belagert. Die damals allenthalben regierende Lust machte, daß man dem Commandanten zu gute hielt, daß er bey Annäherung der Hof-Equipage unvermuthet einen Ausfall that, des Churfürsten silbernes Service und Vorrath von Wein und andern Victualien wegnahm. Das Service lieferte er wiederum aus, die andern ihm nöthigen Dinge aber behielt er, obgleich der Churfürst anfänglich sauer dazu aussah. Ein Jahr hernach war dieser Herr todt und zwar nicht ohne Verdacht von beygebrachtem Gifte. In seiner Lungen fanden sich zwey Löcher von solcher Größe, daß ein Hühnerey dadurch fallen konnte, welches insonderheit bey einem jungen Herrn von 34 Jahren nicht anders als außerordentlich seyn konnte."

Keyßler gibt auch die Erklärung von dem oben vorgekommenen Ausdruck Wirthschaft. „Unter die Ergötzungen, welche sich der kaiserliche Hof machet, ist die Wirthschaft, so in der Carnavalszeit gehalten wird, zu rechnen, ob es gleich wegen des strengen Ceremoniels so lustig dabey nicht zugeht, als an andern Höfen bey solchen Maskeraden geschieht. Von Damen kömmt außer denenjenigen, die den Kammer- oder Stubenzutritt haben, niemand dazu. Der Kaiser tanzet etliche mal mit der Kaiserin und den Erzherzoginen: die Kaiserin aber mit niemanden als mit dem Kaiser. Bey den deutschen Tänzen sehen beyde nur zu, die Erzherzoginen aber tanzen mit. Im letzverwichenen Fasching (wie die Carnevalslust hier genennet wird) hatte man fast Noth, die verlangten Paare zu dieser Wirthschaft zusammenzubringen, und mußte der Kaiser etlichen Kammerherren, Partey dabey zu machen, befehlen. Man zieht gemeiniglich etliche Monate vorher die Zettel, und von solcher Zeit an muß der Cavalier derjenigen Dame, welche ihm das Loos zugesellet, täglich mit einem Bouquet entweder natürlichen oder gekünstelten Blumen, desgleichen mit kostbarem Bande, und andern dergleichen Präsenten aufwarten. Die Maskeradenkleider werden gemeiniglich so kostbar gemacht, daß sie selten diejenige Person oder Profession

vorstellen, welche bey einer dergleichen Wirthschaften erscheinen sollte. Der Cavalier sorget auch für die Kleidung seiner Dame, und wenn man alles zusammenrechnet, steigen die Unkosten leicht auf dreytausend Gulden, daher nicht zu verwundern ist, wenn man sich um diese Ehre auf Seiten des männlichen Geschlechtes nicht allzu große Bemühung machet. Hiezu ist noch nicht einmal die Schlittenfahrt, wenn solche das Wetter zuläßt, gerechnet, als welche kein Cavalier, wenn er gleich seine eigene Equipage und Pferde hat, unter fünfhundert Louisd'or bestreitet. Denn außer vielen neuen dabei zu machenden Geschenken, suchet jeder mit der kostbarsten Staatslivrey sich dabey hervorzuthun. Wer mit keinem eigenen Schlitten versehen ist, muß die Miethung desselben mit dem Geläute nur auf einen Tag lang oft mit hundert und mehr Ducaten bezahlen, und ist man froh, wenn sie nur von der sogenannten Mehlgrube oder etlichen alten abgedankten Maîtres d'hôtel um solchen Preis zu haben sind."

Mit dem Kurfürsten Karl verschlimmerte es sich von Tag zu Tag. „Währender dieser die Gefahr immer mehrers anzeigenden Krankheit gedachte Langhans sich mit einigen andern durch Entwerfung eines Churfürstlichen Testaments endlichen vergnügt vorzusehen, und die übrige vorhandene Eigenthumsmittel vollends zu vertheilen. Derohalben er einen letzten Churfürstlichen Willen concipiret, darinen 2000 Ducaten Species vor sich, der Rüdin auch solche Summe, und vielen andern meist unverdienten Höflingen ansehnliche Legata verschrieben, aber aus großer Unerfahrenheit der Rechten die Erbeinsetzung vergessen, darzu die Churfürstl. Frau Mutter präteriret, fürters solchen ausfertigen lassen, und dem schwachen Herrn Churfürst zur Unterschrift vorgelegt, der, wie einige Cammerbediente bewähren wollen, ohngelesen solchen auf des Vorträgers Anhalten unterschrieben. Nach diesem Langhans, weiln das Testament in solenner Form eingerichtet gewesen, da sonsten Chur- und Fürsten des Reichs, wann sie wollen, als privilegirt, ohne Solennitäten, nach militarischer Weise testiren mögen, die Unterschrift von den hohen Ministris begehrt, und denen Erkrankten nach Haus vor die Better zur Unterzeichnung gesendet, also solche Subscriptiones einzlich gesammelt.

„Als man nun gegen das Frühjahr 1685 gesehen, daß die Churfürstliche Leibs-Indisposition täglich stiege, beschriebe man von Schafhausen den berühmten Medicum Dr. Weyffern, und seinen Tochtermann Brunnern zur Churfürstlichen Pflegung. Die zur Ankunft, daß es verloren sey, gesehen, und bedauret, daß sie nicht ein halb Jahr vorher erfordert worden, da dem Uebel zu steuren gewesen wäre: thaten jedoch ihr möglichstes, so aber umsonst war, dann der Churfürst ausgezehrt den 16. Maji 1685 zu Mittag nach 12 Uhren das Leben endigen mußte. Er soll, 5 Wochen vor seinem Absterben einst im Schlaf plötzlich in diese Wort ausgebrochen seyn: „„Dann wirds mit der Pfalz bey Rhein verloren seyn! was vor eine Menge Truppen! was vor Lärmen und Gedränge!"" Ueber welchen so unversehenen Todesfall sonderlich die Churfürstliche Frau Mutter, welcher neben der Ehegemahlin Hoheit den kranken Herrn zu besuchen, nicht zugelassen worden, in große Bestürzung gesetzt, und von Ihro vielmals Gleichnißweise weinend gesagt worden, daß es Ihro werthesten Herrn Sohn als demjenigen im Evangelio, der unter die Mörder unweit Jericho gefallen, von seinen ungetreuen Leuten ergangen." In gleichem Sinne schreibt die Herzogin von Orléans, 15. Aug. 1720: „Man weiß wohl, was meinen armen Bruder ums Leben gebracht hat, das hat der verfluchte Langhans und Winckler gethan, sie habens dem Herzog von Neuburg selber gestanden, der hat sie (welches man ihm zum ewigen Lob nachsagen muß) gleich in Verhaft nehmen lassen."

Der Herzogin von Orléans Recht auf die Erbschaft zu vertreten, hatte ein Gevollmächtigter sich eingefunden, und da dieser „auf die Auslieferung der Churfürstl. eigenthumlich beschriebenen Erbschaft getrieben, das Churfürstliche Testament an Solennität, Erbschaftnehmers Auslassung, und sonsten mangelhaft gänzlich verworfen, und hernach, da Churpfalz sich, daß sie allein Successor in der Chur, und nicht Erb seyn wollten, gnädigst erkläret, dieselbe gerne nach und nach ausgefolgt (davon die meiste Mobilien, auf Französische Weise, in offener Vergantung, neben dem Haus-Silberwerk verkauft), die Kleinodien, beste Tapeten, neu Silberwerk und anders, mit übrig gefundener Baarschaft,

in Frankreich, und mithin aus beyden Erbschaften (von Mutter und Bruder) der Madame, dem Bericht nach, in 300,000 fl. Werth zugeführet; Churbrandenburg aber, wegen der von Ihro Frau Mutter, Friedrichs IV. Churfürstens zu Pfalz gewesener Tochter, und sonsten gemachten Anspruch, die Churfürstliche sämtliche güldene, silberne und kupferne Numismata, über 12,000 Stück und hochgeschätzt, zum Abstand gegeben: Herrn Landgrafen zu Hessen=Cassel die von dem Churfürsten, und hernach der Churfürstin legirte Churfürstliche Bibliothek behändigt; nach welchem ein und anders ferners zur Richtigkeit gebracht, jedoch die Allodialsache nicht gar erörtert," ein Versehen, welches zu dem schrecklichen Kriege von 1688 den Vorwand hergeben mußte.

In seiner Ehe mit Wilhelmine Ernestine, der dänischen Prinzessin, war Kurfürst Karl kinderlos geblieben. Mit einem Gefolge von 463 Personen und 528 Pferden kam die kurfürstliche Braut angezogen; sie zu empfangen, bewegte sich 19. Sept. 1671 eine vollständige Armee gegen Ladenburg. Militair, die Leibgarden, uniformirte Bürger und Studenten, der ganze Hof, der gesamte Adel des Landes, der Beamtenstaat zeigten sich in prächtigem Putze; man zählte an Grafen mit ihrem Gefolge 182 Personen, an Vasallen mindern Ranges 142, Beamte 166. Ein Zug von tausend Personen wogte über die Brücke durch prächtige Triumphpforten nach der Stadt. Die Festlichkeiten im Schlosse, die Trauung, die Gastmähler, Fackeltänze, Ausflüge nach Mannheim und Frankenthal waren nicht minder prächtig, denn bei Friedrichs V. Hochzeit. An schwülstigen Glückwünschen, die von Ladenburg bis ins Schloß und die Universitätsaula ohne Unterlaß fortdauerten, an pomphaften Reimen in lateinischer und deutscher Sprache fehlte es so wenig, als bei der verhängnißvollen Heimführung der englischen Prinzessin. Aber das so vielfältig ihm verheißene Glück hat Karl in seiner Ehe nicht gefunden.

Er schreibt: „Ihr Humor bestehet darin, daß sie hoch gehet, und das eben hasse ich auf den Tod. Sie liebt die Einsamkeit und ich die Gesellschaft; sie thut nichts als sitzen und ich kann kaum außer der Tafel sitzen; sie findet Lust in vielen kleinen Sachen, die ich kaum über die Schulter ansehe; sie begehrt hie

und da etwas, das ich des Landes schlechten Zustands wegen nicht prästiren kann." Den Fortgang solcher Verstimmung bespricht der Kurfürst in einem Schreiben an Langhans, der ihn auf seine Pflichten hingewiesen hatte. Er könne mit der Gemahlin keinen Umgang pflegen, weil seine Natur „ihrer Ungesundigkeit wegen eine große Aversion" vor der ihrigen habe, und er wisse, daß es doch vergebens sei. Nach Ableben des Kurfürsten „thäte der Königliche Dänemärkische Abgesandte de Rumor, wegen der Churfürstin Hoheit Wittiben, gegen Dr. Winklern und Langhausen, mit Beystimmung der ältern Churfürstin Wittib, wider den letztern, in puncto der gegen beyde hohe Personen begangenen Freveltaten und Beschimpfungen, harte Klagen erregen, selbige eifrigst fortsetzen, beyde in Gefangenschaft zu führen, auswirken. Da nach einem fast halbjährigen gewährten Accusations-Process" Winkler mit Landsverweisung bestraft, Langhans zu 20jähriger Festungshaft, deren ihn doch die Franzosen 1688 erledigten, verurtheilt wurde.

Elisabeth Charlotte, des Kurfürsten Karl Ludwig ebenbürtige Tochter, erblickte das Licht der Welt den 28./18. Mai 1652. In zarter Kindheit wurde sie nach Hannover gebracht, wo die Tante, die treffliche Sophie, und Fräulein von Uffeln, nachmalen Frau von Harling, die Sorge für ihre Erziehung übernahmen. Während ihres Aufenthaltes an jenem Hofe empfing sie von dem sparsamen Vater zu Nadelgeld 900 Gulden, mit kaum 500 wurde ihre dienende Umgebung abgefunden. In ihrem neunten Jahre wurde Elisabeth Charlotte nach Heidelberg zurückgebracht, und alsbald des kurfürstlichen Vaters auffallend bevorzugtes Kind. Das ergibt sich besonders in der für die Wahl eines Ehegemahls vergönnten Freiheit, davon u. a. ihr Schreiben vom 15. Dec. 1718 zeuget.

„Es ist wahr, daß ich den Prinz von Durlach an den König präsentirt habe, daß ich seinen groß Herr Vater schier geheurathet hatte, ist gar wahr, daß er mir aber gefallen, ist die größte Lügen von der Welt, da war der gute Herr zu affectirt und abgeschmackt. Es ist gar zu possirlich, wie dieser Heurath zu meinem großen Trost zurückgegangen, um daß ich

es Euch nicht verzählen sollte, liebe Louise. Markgraf Friedrich hatte ganz ordentlich angehalten bey J. G. dem Churfürsten unserem Herrn Vatter, der ganz drin consentirt hatte. Markgraf Friedrich, des Prinzen Herr Vater, war auch Freund von J. G. die Churfürstin, mein Frau Mutter, wollte also seines Sohns Heurath nicht ohne ihr consens thun, reisete derowegen expresse nach Cassel. Unterdessen aber daß dieser Herr auf der Post nach Cassel reist, kommen die Lothringer mit großen Pelzen und Pelzenmützen, und entführen in einem pfälzischen Dorf alle Pferd weg; die Bauern versammeln sich mit Prügeln, und das war eben wie der alte Markgraf wieder von Cassel auf der Post reit, die Bauern nehmen ihn und seine Suite vor die lothringische Officier, so ihnen die Pferd gestohlen, schlagen also mit ihren Prügeln getrost zu, und nehmen ihre Pferde. Der Markgraf meinte, es wäre eine angestellte Sach, und daß ihn der Churfürst prügeln ließ, weilen er meiner Frau Mutter consens geholt hatte, brach den Heurath gleich und schickt Baron Ermeck nach Holstein, selbig Prinzeß zu fordern. Dieses war wohl eine von den größten Freuden ich mein Leben empfunden. Der junge Markgraf schickte einen Doctor nach Heidelberg, der kam als von sich selber, wir waren eben zu Kloster Neuburg, und ließ mich fragen, ob ich ihm erlauben wollte, Mittel zu suchen, den holsteinischen Heurath zu brechen, und sich wieder, aufs wenigst sein Herr Vatter mit J. G. mein Herrn Vatter zu vergleichen. Ich antwortete, daß es mir leid sein sollte, ihm zu wehren, seinem Herrn Vatter gehorsam zu sein, daß er mir nichts schuldig wäre, bate ihn sehr, seinen Heurath fort zu führen. Da seht Ihr wohl, daß ich gar nicht verliebt von diesem Herrn war. Wie ich die aventure hörte, fieng ich an zu lachen und sagte, vor Markgraf Friedrich ist mirs leid (denn in der That hielte ich sehr viel auf diesen Herrn), aber es wäre possirlich gewesen, wenn es dem jungen Markgrafen begegnet wäre, nachdem wir alle beide geheurath wären. Hat der arme Herr mir in allen occasionen so viel Freundschaft erwiesen, daß wir gute Freunde geblieben sein, er hat einen Edelmann nicht annehmen wollen, weilen er übel von mir gesprochen, und ihm das Land

verwiesen, bin ihm also verobligirt gewesen. Die Frau von Rathsamhausen hatte diesen Heurath gern gesehen, sie sich mit mir darüber brouillirt gehabt. Mein Bruder den Heurath auch gern gesehen, denn er hatte gehofft dadurch die Catherine Barbe (des Markgrafen Friedrich VI. von Baden-Durlach Tochter, geb. 4. Jul. 1650, gest. als Stiftsdame zu Herford 1734) zu bekommen, von der er recht verliebt war."

Späterhin hat jedoch die raison d'état auf den Vater ihren Einfluß geübt. Es wurde die Heurath mit dem Bruder Ludwigs XIV., mit dem Herzog von Orléans beschlossen. Ob sie der Prinzessin so durchaus unerwünscht, wie sie wiederholt erklärt, lasse ich dahin gestellt sein, allerdings war der ihr bestimmte Gemahl ein höchst unbedeutendes, geckenhaftes Männlein. »Monsieur,« schreibt Saint-Simon, »Monsieur qui, avec beaucoup de valeur, avait gagné la bataille de Cassel, et qui en avait toujours montré une fort naturelle en tous les siéges où il s'était trouvé, n'avait d'ailleurs que les mauvaises qualités des femmes. Avec plus de monde que d'esprit, et nulle lecture, avec une connaissance étendue et juste des maisons, des naissances et des alliances, il n'était capable de rien. Personne de si mou de corps et d'esprit, de plus faible, de plus timide, de plus trompé, de plus gouverné, ni de plus méprisé par ses favoris, et très-souvent de plus mal mené par eux. Tracassier et incapable de garder aucun secret, soupçonneux, défiant, semant des noises dans sa cour pour brouiller, pour savoir, souvent aussi pour s'amuser, et redisant des uns aux autres. Avec tant de défauts destitués de toutes vertus, un goût abominable que ses dons et les fortunes qu'il fit à ceux qu'il avait pris en fantaisie avaient rendu public avec le plus grand scandale, et qui n'avait point de bornes pour le nombre ni pour les temps. Ceux-là avaient tout de lui, le traitaient souvent avec beaucoup d'insolence, et lui donnaient souvent aussi de fâcheuses occupations pour arrêter les brouilleries de jalousies horribles; et tous ces gens-là ayant leurs partisans, rendaient cette petite cour très-orageuse, sans compter les querelles de cette troupe de femmes décidées de la cour de

Monsieur, la plupart fort méchantes, et presque toutes plus que méchantes, dont Monsieur se divertissait, et entrait dans toutes ces misères-là.

»Le chevalier de Lorraine et Châtillon y avait fait une grande fortune par leur figure, dont Monsieur s'était entêté plus que de pas une autre. Le dernier, qui n'avait ni pain, ni sens, ni esprit, s'y releva, et y acquit du bien. L'autre prit la chose en Guisard qui ne rougit de rien pourvu qu'il arrive; il mena Monsieur, le bâton haut toute sa vie, fut comblé d'argent et de bénéfices, fit pour sa maison ce qu'il voulut, demeura toujours publiquement le maître chez Monsieur, et comme il avait avec la hauteur des Guises leur art et leur esprit, sut se mettre entre le roi et Monsieur, se faire ménager, pour ne pas dire craindre de l'un et de l'autre, et jouir d'une considération, d'une distinction et d'un crédit presque aussi marqué de la part du roi que de celle de Monsieur. Aussi fut-il bien touché, moins de sa perte que de celle de cet instrument qu'il avait su si grandement faire valoir pour lui. Outre les bénéfices que Monsieur lui avait donnés, l'argent manuel qu'il en tirait tant qu'il voulait, les pots de vin qu'il taxait et qu'il prenait avec autorité sur tous les marchés qui se faisaient chez Monsieur, il en avait une pension de 10,000 écus, et le plus beau logement du Palais-Royal et de Saint-Cloud. Les logements, il les garda à la prière de M. le duc de Chartres, mais il ne voulut pas accepter la continuation de la pension par grandeur, comme par grandeur elle lui fut offerte.

»Quoiqu'il fut difficile d'être plus timide et plus soumis qu'était Monsieur avec le roi, jusqu'à flatter ses ministres et auparavant ses maîtresses, il ne laissait pas de conserver avec un grand air de respect l'air de frère et des façons libres et dégagées,« von welchen la Porte ein nettes, freilich den Knabenjahren angehörendes Beispiel anführt. »De Montereau nous vînmes à Corbeil, où le roi voulut que Monsieur couchât dans sa chambre, qui était si petite qu'il n'y avait que le passage d'une personne. Le matin, lorsqu'ils furent éveillés, le roi,

sans y penser, cracha sur le lit de Monsieur qui cracha aussitôt tout exprès sur le lit du roi, qui, un peu en colère, lui cracha au nez: Monsieur sauta sur le lit du roi et pissa dessus; le roi en fit autant sur le lit de Monsieur: comme ils n'avaient plus de quoi ni pisser ni cracher, ils se mirent à tirer les draps l'un de l'autre dans la place, et peu après, ils se prirent pour se battre. Pendant ce demêlé, je faisais ce que je pouvais pour arracher le roi, mais rien n'en pouvait venir à bout; je fis avertir M. de Villeroi, qui vint mettre le holà. Monsieur s'était plus tôt fâché que le roi, mais le roi fut bien plus difficile à apaiser que Monsieur.«

Saint-Simon fährt fort: »En particulier il se licenciait bien davantage, il se mettait toujours dans un fauteuil, et n'attendait pas que le roi lui dît de s'asseoir. Au cabinet, après le souper du roi, il n'y avait aucun prince assis que lui, pas même Monseigneur; mais pour le service, et pour s'approcher du roi ou le quitter, aucun particulier ne le faisait avec plus de respect, et il mettait naturellement de la grâce et de la dignité en toutes ses actions les plus ordinaires. Il ne laissait pas de faire au roi par-ci par-là des pointes, mais cela ne durait pas; et comme son jeu, Saint-Cloud et ses favoris lui coûtaient beaucoup, avec de l'argent que le roi lui donnait, il n'y paraissait plus. Jamais pourtant il n'a pu se ployer à madame de Maintenon, ni se passer d'en lâcher de temps en temps quelques bagatelles au roi, et quelques brocards au monde. Ce n'était pas sa faveur qui le blessait, mais d'imaginer que la Scarron était devenue sa belle-soeur: cette pensée lui était insupportable.

»Il était extrêmement glorieux, mais sans hauteur, fort sensible et fort attaché à tout ce qui lui était dû. Les princes du sang avaient fort haussé dans leurs manières à l'appui de tout ce qui avait été accordé aux bâtards, non pas trop M. le prince de Conti, qui se contentait de profiter sans entreprendre, mais M. le Prince et surtout M. le Duc, qui de proche en proche évita les occasions de présenter le service à Monsieur, ce qui n'était pas difficile, et qui eut l'indiscrétion de se vanter

qu'il ne le servirait point. Le monde est plein de gens qui aiment à faire leur cour aux dépens des autres: Monsieur en fut bientôt averti; il s'en plaignit au roi fort en colère, qui lui répondit que cela ne valait pas la peine de se fâcher, mais bien celle de trouver occasion de s'en faire servir, et s'il le refusait, de lui faire un affront. Monsieur, assuré du roi, épia l'occasion. Un matin qu'il se levait à Marly, où il logeait dans un des quatre appartements bas, il vit par sa fenêtre M. le Duc dans le jardin; il l'ouvre vite, et l'appelle. M. le Duc vient. Monsieur se recule, lui demande où il va, l'oblige toujours en reculant d'entrer et d'avancer pour lui répondre, et de propos en propos, dont l'un n'attendait pas l'autre, tire sa robe de chambre. A l'instant le premier valet de chambre présente la chemise à M. le Duc, à qui le premier gentilhomme de la chambre de Monsieur fit signe de le faire, Monsieur cependant défaisant la sienne, et M. le Duc, pris ainsi au trébuchet, n'osa faire la moindre difficulté de la donner à Monsieur. Dès que Monsieur l'eut reçue, il se mit à rire, et à dire: »»Adieu, mon cousin, allez-vous en, je ne veux pas vous retarder davantage.«« M. le Duc sentit toute la malice et s'en alla fort fâché, et le fut après encore davantage par les propos de hauteur que Monsieur en tint.

»C'était un petit homme ventru, monté sur des échasses, tant ses souliers étaient hauts, toujours paré comme une femme, plein de bagues, de bracelets, de pierreries partout, avec une longue perruque tout étalée en devant, noire et poudrée, et des rubans partout où il en pouvait mettre, plein de toutes sortes de parfums, et en toutes choses la propreté même. On l'accusait de mettre imperceptiblement du rouge. Le nez fort long, la bouche et les yeux beaux, le visage plein, mais fort long. Tous ses portraits lui ressemblent.«

In Gefolge der mit ihrem kurfürstlichen Vater getroffenen Verabredung legte die Prinzessin am 15. Nov. 1671 zu Metz in die Hände des Bischofs Georg von Aubusson ihr Glaubensbekenntniß ab, am folgenden Tage wurde sie par procureur getraut, am 21. Nov. fand zu Chalons die Vermäh-

lungsfeier statt. »Vous comprenez bien,« schreibt die Sévigné, 16. Aug. 1671, »la joie qu'aura Monsieur d'avoir à se marier en cérémonie: quelle joie encore d'avoir une femme qui n'entende point le françois! On dit qu'elle est belle.« Hingegen heißt es in dem Schreiben vom 21. Oct. 1671: »Je viens d'écrire à l'abbé de Pontcarré, que je le conjure de ne m'en plus rompre la tête, ni de la Palatine qui va querir la princesse, ni du maréchal du Plessis, qui va l'épouser à Metz, ni de Monsieur qui va consommer à Châlons, ni du roi qui va les voir à Villers-Cotterets; qu'en un mot, je n'en veux plus entendre parler qu'ils n'aient couché et recouché ensemble.« Weiter heißt es in dem Schreiben vom 2. Dec. 1671: »On dit que la nouvelle Madame est toute étonnée de sa grandeur. Quand on lui présenta son médecin, elle dit qu'elle n'en avoit que faire, qu'elle n'avoit jamais été ni saignée, ni purgée, et que quand elle se trouvoit mal, elle faisoit deux lieues à pied, et qu'elle étoit guérie: *Lasciamo la andar, che farà buon viaggio.*«

Der neuen Madame Sitteneinfalt und entschiedener Charakter wurden sehr bald dem Hofe und den Parisern ein Gegenstand der Verwunderung. Manche Eigenthümlichkeiten der Fürstin sind Abth. I. Bd. 1. S. 776—778 besprochen worden. Solcher Dinge zu gedenken, verfehlt auch Saint-Simon nicht. Saint-Cloud, des Herzogs von Orléans Lieblingsaufenthalt, nennt er »une maison de délices, avec beaucoup de grandeur et de magnificence, et tout cela sans aucun secours de Madame, qui dînait et soupait avec les dames et Monsieur, se promenait quelquefois en calèche avec quelques-unes, boudait souvent la compagnie, s'en faisait craindre par son humeur dure et farouche, et quelquefois par ses propos, et passait toute la journée dans un cabinet qu'elle s'était choisie, où les fenêtres étaient à plus de dix pieds de terre, à considérer les portraits des Palatins et autres princes allemands dont elle l'avait tapissé, et à écrire des volumes de lettres tous les jours de sa vie et de sa main, dont elle faisait elle-même les copies qu'elle gardait. Monsieur n'avait pu la ployer à une vie plus humaine et la laissait faire, et vivait

honnêtement avec elle, sans se soucier de sa personne, avec qui il n'était presque point en particulier.« Von der Herzogin unabhängigem Sinn zeugt namentlich der Sévigné Erzählung vom 19. Jul. 1675: »L'autre jour, Madame et madame de Monaco prirent d'Hacqueville à l'hôtel de Gramont, pour s'en aller courir les rues incognito, et se promener aux Tuileries: comme madame n'est point sur le pied d'être galante, elle se joue parfaitement bien de sa dignité.«

Die Sévigné bespricht nicht minder, 23. Oct. 1675, der Madame Verkehr mit ihrer Tante, der Prinzessin von Tarent, Emilie von Hessen: »Madame écrit en allemand de grandes lettres à madame de Tarente: je me les fais expliquer: elle lui parle avec beaucoup de familiarité et de tendresse, et la souhaite fort. Il me paroît que madame de Monaco auroit sujet de craindre la princesse, si celle-ci étoit catholique; car sa place seroit bien son fait. Madame lui dit qu'elle ne peut être contente qu'en la voyant établie auprès d'elle. Madame de Monaco voulut un jour donner sur la bonne Tarente; Madame, malgré cette belle passion, la fit taire brusquement.« Diese Stelle mag einem spätern Brief vom 7. Jul. 1680 zur Einleitung dienen: »Cette voisine (la princesse de Tarente) parle fort plaisamment de sa nièce (Madame) qui a une violente inclination pour le frère aîné de son époux, et ne sait ce que c'est: la tante le sait bien; nous rîmes de ce mal qu'elle ne connoît point du tout, et qu'elle sent d'une manière si violente. C'est un patron rude et qui se tourne selon son caractère; c'est la fièvre qu'elle a; comme quand le petit de la Fayette disoit qu'il étoit tout je ne sais comment, et faisoit des visites; c'est qu'il avoit un accès furieux. Elle n'a de sentiment de joie ou de chagrin que par rapport à la manière dont elle est bien ou mal dans ce lieu-là: elle se soucie peu de ce qui se passe chez elle, et s'en sert pour avoir du commerce, et pour se plaindre à cet aîné. Je ne puis vous dire combien cette voisine conta tout cela d'original, et confidemment, et plaisamment.« Und ferner, 28. Jul. 1680: »Elle n'attribue l'agitation de sa nièce qu'à l'ignorance de son état;

elle dit que c'est une fièvre violente, et *qu'elle s'y connoît:* voulez-vous que je dispute contre elle?« Aus dieser Frage glaubt Monmerqué schließen zu können, »que madame de Sévigné ne croyoit pas à ce que lui disoit la princesse. Il est encore plus difficile d'y croire aujourd'hui. La haine que Madame ne cessa de porter à madame de Maintenon ne peut être considérée comme l'effet de la jalousie. Elle paroissoit avoir à se plaindre des dispositions peu favorables que madame de Maintenon avoit inspirées pour elle à la dauphine, et une personne de son rang est peut-être celle qui pardonne le moins une élévation aussi extraordinaire que celle de l'amie de Louis XIV.« Elisabeth Charlotte hatte indessen Aehnliches in dem Vaterhause erlebt und auf freundschaftlichem Fuße mit der Raugräfin gelebt, sie selbst schreibt in den Fragments de lettres originales: »Le roi auroit été mon propre père que je n'aurois pu l'aimer davantage, et je me plaisois beaucoup à être dans sa compagnie.«

»Le père de Madame,« schreibt die Sevigné, 18. Sept. 1680, »est mort: un gros Allemand le dit à Madame à-peu-près de cette sorte, sans aucune précaution. Voilà Madame à crier, à pleurer, à faire un bruit étrange, on dit à s'évanouir, je n'en crois rien; elle me paroît incapable de cette marque de foiblesse: c'est tout ce que pourra faire la mort que de fixer tous ses esprits.« Das Ableben ihres Gemahls beschreibt Elisabeth Charlotte ganz kurz, 15. Jul. 1701: „Ich glaube das mir noch so wehe in den Schenkeln thut, ist daß der abscheuliche Schrecken, so mir Monsieur Sel. so schleuniger Todesfall (9. Juni) verursachet, in den Schenkeln gefallen, welche mir 24 Stunden gezittert haben, als wenn man im stärksten Frost vom Fieber liegt. Man konnt auch nichts Erschrecklicheres sehen, um 9 Uhr Abends geht Monsieur in voller Gesundheit, lustig und lachend aus meiner Kammer, um halb 10 ruft man mir, da sind ich J. L. Sel. schon ohne Sprach, kannte mich doch noch, und sagte etliche Wort mit großer Mühe. Die ganze Nacht bis andern Morgen um 6 bracht ich da zu, bis gar kein Hoffnung mehr war, da wurde ich wie ohnmächtig und man trug mich weg."

Umständlicher bespricht Saint-Simon den Trauerfall und der Madame Haltung dabei: »Madame était cependant dans son cabinet, qui n'avait jamais eu ni grande affection ni grande estime pour Monsieur, mais qui sentait sa perte et sa chute, et qui s'écriait dans sa douleur de toute sa force: »»Point de couvent! qu'on ne me parle point de couvent! Je ne veux point de couvent!«« La bonne princesse n'avait point perdu le jugement; elle savait que, par son contrat de mariage, elle devait opter, devenant veuve, un couvent, ou l'habitation du château de Montargis. Soit qu'elle crût sortir plus aisément de l'un que de l'autre, soit que sentant combien elle avait à craindre du roi, quoiqu'elle ne sût pas encore tout, et qu'il lui eût fait les amitiés ordinaires en pareille occasion, elle eut encore plus peur du couvent. Monsieur étant expiré, elle monta en carrosse avec ses dames, et s'en alla à Versailles suivie de M. et de madame la duchesse de Chartres, et de toutes les personnes qui étaient à eux.«

Diese Herzogin von Chartres, Ludwigs XIV. natürliche Tochter von der Montespan, hatte der Schwiegermutter, noch bei des Herzogs von Orléans Lebzeiten, unsägliches Herzeleid bereitet. Geraume Zeit trug sich der König mit dem Project, die Mademoiselle de Blois an seinen Neffen zu verheurathen, gleichwie er von seinen beiden andern Töchtern die eine an den Prinzen von Conty, die zweite an den Herzog von Bourbon gegeben hatte. »Les mariages des deux princes du sang avaient scandalisé tout le monde. Le roi ne l'ignorait pas, et il jugeait par là de l'effet d'un mariage sans proportion plus éclatant. Il était d'autant plus difficile de faire réussir celui qu'il projetait, que Monsieur était infiniment attaché à tout ce qui était de sa grandeur, et que Madame était d'une nation qui abhorrait la bâtardise et les mésalliances, et d'un caractère à n'oser se promettre de lui faire jamais goûter ce mariage.

»Pour vaincre tant d'obstacles, le roi s'adressa à M. le Grand, qui était de tout temps dans sa familiarité, pour gagner le chevalier de Lorraine, son frère, qui de tout temps aussi

gouvernait Monsieur. Sa figure avait été charmante. Le goût de Monsieur n'était pas celui des femmes, et il ne s'en cachait même pas; ce même goût lui avait donné le chevalier de Lorraine pour maître, et il le demeura toute sa vie. Les deux frères ne demandèrent pas mieux que de faire leur cour au roi par un endroit si sensible, et d'en profiter pour eux-mêmes en habiles gens. Cette ouverture se faisait dans l'été de 1688. Il ne restait pas au plus une douzaine de chevaliers de l'ordre; chacun voyait que la promotion ne se pouvait plus guère reculer. Les deux frères demandèrent d'en être, et d'y précéder les ducs. Le roi, qui pour cette prétention n'avait encore donné l'ordre à aucun Lorrain, eut peine à s'y résoudre; mais les deux frères surent tenir ferme; ils l'emportèrent, et le chevalier de Lorraine, ainsi payé d'avance, répondit du consentement de Monsieur au mariage, et des moyens d'y faire venir Madame et M. le duc de Chartres.«

Der Chevalier de Lorraine konnte über des jungen Prinzen Präceptor, den nachmalen so berühmt gewordenen Abbé Dubois, verfügen, und wurde dieser in Bewegung gesetzt, um auf das Gemüth seines Schülers zu wirken. »Dubois avait gagné sa confiance; il lui fut aisé en cet âge, et avec ce peu de connaissance et d'expérience, de lui faire peur du roi et de Monsieur, et, d'un autre côté, de lui faire voir les cieux ouverts. Tout ce qu'il put mettre en oeuvre n'alla pourtant qu'à rompre un refus; mais cela suffisait au succès de l'entreprise. L'abbé Dubois ne parla à M. de Chartres que vers le temps de l'exécution; Monsieur était déjà gagné, et dès que le roi eut réponse de l'abbé Dubois, il se hâta de brusquer l'affaire. Un jour ou deux auparavant, Madame en eut le vent. Elle parla à M. son fils de l'indignité de ce mariage avec toute la force dont elle ne manquait pas, et elle en tira parole qu'il n'y consentirait point. Ainsi, faiblesse envers son précepteur, faiblesse envers sa mère; aversion d'une part, crainte de l'autre, et grand embarras de tous côtés.

Der Prinz wurde in des Königs Cabinet beschieden. »M. de Chartres trouva le roi seul avec Monsieur dans son cabinet,

où ce jeune prince ne savait pas devoir trouver M. son père. Le roi fit des amitiés à M. de Chartres, lui dit qu'il voulait prendre soin de son établissement; que la guerre allumée de tous côtés lui ôtait des princesses qui auraient pu lui convenir; que de princesses du sang, il n'y en avait point de son âge; qu'il ne pouvait mieux lui témoigner sa tendresse qu'en lui offrant sa fille, dont les deux soeurs avaient épousé deux princes du sang; que cela joindrait en lui la qualité de gendre à celle de neveu; mais que, quelque passion il eût de ce mariage, il ne le voulait point contraindre et lui laissait là-dessus toute liberté. Ce propos, prononcé avec cette majesté effrayante si naturelle au roi, à un prince timide et dépourvu de réponse, le mit hors de mesure. Il crut se tirer d'un pas si glissant en se rejetant sur Monsieur et Madame, et répondit en balbutiant que le roi était le maître, mais que sa volonté dépendait de la leur. »»Cela est bien à vous, répondit le roi, mais dès que vous y consentez, votre père et votre mère ne s'y opposeront pas««; et se tournant à Monsieur: »»N'est-il pas vrai, mon frère.«« Monsieur consentit, comme il l'avait déjà fait seul avec le roi, qui tout de suite dit qu'il n'était donc plus question que de Madame, et qui sur-le-champ l'envoya chercher; et cependant se mit à causer avec Monsieur, qui tous ne firent pas semblant de s'apercevoir du trouble et de l'abattement de M. de Chartres.

»Madame arriva, à qui d'entrée le roi dit qu'il comptait bien qu'elle ne voudrait pas s'opposer à une affaire que Monsieur désirait, et que M. de Chartres y consentait; que c'était son mariage avec mademoiselle de Blois, qu'il avouait qu'il désirait avec passion, et ajouta courtement les mêmes choses qu'il venait de dire à M. le duc de Chartres, le tout d'un air imposant, mais comme hors de doute que Madame pût n'en pas être ravie, quoique plus que certain du contraire. Madame, qui avait compté sur le refus dont M. son fils lui avait donné parole, qu'il lui avait même tenue autant qu'il avait pu par sa réponse si embarrassée et si conditionnelle, se trouva prise et muette. Elle lança deux regards furieux à Monsieur et à

M. de Chartres, dit que, puisqu'ils le voulaient bien, elle n'avait rien à y dire, fit une courte révérence et s'en alla chez elle. M. son fils l'y suivit incontinent, auquel, sans donner le moment de lui dire comment la chose s'était passée, elle chanta pouille avec un torrent de larmes, et le chassa de chez elle.

»Un peu après, Monsieur, sortant de chez le roi, entra chez Madame, et excepté qu'elle ne le chassa pas comme son fils, elle ne le ménagea pas davantage; tellement qu'il sortit de chez elle très-confus, sans avoir eu loisir de lui dire un seul mot. Toute cette scène était finie sur les quatre heures de l'après-dînée, et le soir il y avait appartement, ce qui arrivait l'hiver trois fois la semaine, les trois autres jours comédie et le dimanche rien.

»Ce qu'on appeloit appartement était le concours de toute la cour, depuis sept heures du soir jusqu'à dix que le roi se mettait à table. D'abord il y avait de la musique, puis des tables à toutes les pièces toutes prêtes pour toutes sortes de jeux; un lansquenet où Monseigneur et Monsieur jouaient toujours; un billard; en un mot, liberté entière de faire des parties avec qui on voulait, et de demander des tables si elles se trouvaient toutes remplies; au delà du billard, il y avait une pièce destinée aux rafraîchissements, et tout parfaitement éclairée. Au commencement que cela fut établi, le roi y allait et y jouait quelque temps, mais dès lors il y avait long-temps qu'il n'y allait plus, mais il voulait qu'on y fût assidu, et chacun s'empressait à lui plaire. Lui cependant passait les soirées chez madame de Maintenon à travailler avec différents ministres les uns après les autres.

»Fort peu après la musique finie, le roi envoya chercher à l'appartement Monseigneur et Monsieur, qui jouaient déjà au lansquenet; Madame, qui à peine regardait une partie d'ombre auprès de laquelle elle s'était mise; M. de Chartres qui jouait fort tristement aux échecs; et mademoiselle de Blois qui à peine avait commencé à paraître dans le monde, qui ce soir-là était extraordinairement parée et qui pourtant ne savait et ne se doutait même de rien, si bien que, naturelle-

ment fort timide et craignant horriblement le roi, elle se crut mandée pour essuyer quelque réprimande, et était si tremblante que madame de Maintenon la prit sur ses genoux où elle la tint toujours, la pouvant à peine rassurer. A ce bruit de ces personnes royales mandées chez madame de Maintenon et mademoiselle de Blois avec elles, le bruit du mariage éclata à l'appartement en même temps que le roi le déclara dans ce particulier. Il ne dura que quelques moments, les mêmes personnes revinrent à l'appartement où cette déclaration fut rendue publique.

»Madame se promenait dans la galerie avec Châteauthiers, sa favorite et digne de l'être ; elle marchait à grands pas, son mouchoir à la main, pleurant sans contrainte, parlant assez haut, gesticulant et représentant fort bien Cérès après l'enlèvement de sa fille Proserpine, la cherchant en fureur et la redemandant à Jupiter. Chacun par respect lui laissait le champ libre et ne faisait que passer pour entrer dans l'appartement. Monseigneur et Monsieur s'étaient remis au lansquenet. Le premier me parut tout à son ordinaire ; mais rien de si honteux que le visage de Monsieur, ni de si déconcerté que toute sa personne, et ce premier état lui dura plus d'un mois. M. son fils paraissait désolé, et sa future dans un embarras et une tristesse extrême. Quelque jeune qu'elle fût, quelque prodigieux que fût son mariage, elle en voyait et en sentait toute la scène, et en appréhendait toutes les suites. La consternation parut générale, à un très-petit nombre de gens près. Pour les Lorrains ils triomphaient.

»La politique rendit donc cet appartement languissant en apparence, mais en effet vif et curieux. Je le trouvai court dans sa durée ordinaire ; il finit par le souper du roi, duquel je ne voulus rien perdre. Le roi y parut tout comme à son ordinaire. M. de Chartres était auprès de Madame qui ne le regarda jamais, ni Monsieur. Elle avait les yeux pleins de larmes qui tombaient de temps en temps, et qu'elle essuyait de même, regardant tout le monde comme si elle eût cherché à voir quelle mine chacun faisait. M. son fils avait aussi les

yeux bien rouges, et tous deux ne mangèrent presque rien Je remarquai que le roi offrit à Madame de presque tous les plats qui étaient devant lui, et qu'elle les refusa tous d'un air de brusquerie qui jusqu'au bout ne rebuta point l'air d'attention et de politesse du roi pour elle.

»Il fut encore fort remarqué qu'au sortir de table et à la fin de ce cercle debout d'un moment dans la chambre du roi, il fit à Madame une révérence très-marquée et basse, pendant laquelle elle fit une pirouette si juste, que le roi en se relevant ne trouva plus que son dos avancé d'un pas vers la porte.

»Le lendemain toute la cour fut chez Monsieur, chez Madame et chez M. le duc de Chartres, mais sans dire une parole; on se contentait de faire la révérence, et tout s'y passa en parfait silence. On alla ensuite attendre à l'ordinaire la levée du conseil dans la galerie à la messe du roi. Madame y vint. M. son fils s'approcha d'elle comme il faisait tous les jours pour lui baiser la main. En ce moment Madame lui appliqua un soufflet si sonore qu'il fut entendu de quelques pas, et qui, en présence de toute la cour, couvrit de confusion ce pauvre prince, et combla les infinis spectateurs, dont j'étais, d'un prodigieux étonnement. Ce même jour l'immense dot fut déclarée, et le jour suivant le roi alla rendre visite à Monsieur et à Madame, qui se passa fort tristement, et depuis on ne songea plus qu'aux préparatifs de la noce.«

Der Madame Gemahl war, wie gesagt, den 9. Juni 1701 mit Tod abgegangen. »Le samedi 11. juin, la cour retourna à Versailles où, en arrivant, le roi alla voir Madame, M. et madame de Chartres, chacun dans leur appartement. Elle, fort en peine de la situation où elle se trouverait avec le roi dans une occasion où il y allait du tout pour elle, avait engagé la duchesse de Ventadour de voir madame de Maintenon. Elle le fit; madame de Maintenon ne s'expliqua qu'en général, et dit seulement qu'elle irait chez Madame au sortir de son dîner, et voulut que madame de Ventadour se trouvât chez Madame, et fût en tiers pendant sa visite. C'était le dimanche, le len-

demain du retour de Marly. Après les premiers compliments, ce qui était là sortit, excepté madame de Ventadour. Alors Madame fit asseoir madame de Maintenon, et il fallait pour cela qu'elle en sentit tout le besoin. Elle entra en matière sur l'indifférence avec laquelle le roi l'avait traitée pendant toute sa maladie; et madame de Maintenon la laissa dire tout ce qu'elle voulut; puis lui répondit que le roi lui avait ordonné de lui dire que leur perte commune effaçait tout dans son coeur, pourvu que, dans la suite il eût lieu d'être plus content d'elle qu'il n'avait eu depuis quelque temps, non-seulement sur ce qui regardait ce qui s'était passé à l'égard de M. le duc de Chartres, mais sur d'autres choses encore plus intéressantes, dont il n'avait pas voulu parler, et qui étaient la vraie cause de l'indifférence qu'il avait voulu lui témoigner pendant qu'elle avait été malade. A ce mot, Madame, qui se croyait bien assurée, se récrie, proteste, qu'excepté le fait de son fils, elle n'a jamais rien dit ni fait qui pût déplaire, et enfile des plaintes et des justifications. Comme elle y insistait le plus, madame de Maintenon tire une lettre de sa poche, et la lui montre en lui demandant si elle en connaissait l'écriture. C'était une lettre de sa main à sa tante, la duchesse de Hanovre, à qui elle écrivait tous les ordinaires, où, après des nouvelles de cour, elle lui disait en propres termes: qu'on ne savait plus que dire du commerce du roi et de madame de Maintenon, si c'était mariage ou concubinage; et de là tombait sur les affaires de dehors et sur celles du dedans, et s'étendait sur la misère du royaume, qu'elle disait ne s'en pouvoir relever. La poste l'avait ouverte, comme elle les ouvrait et les ouvre encore presque toutes, l'avait trouvée trop forte pour se contenter à l'ordinaire d'en donner un extrait, et l'avait envoyée au roi en original. On peut penser si, à cet aspect et à cette lecture, Madame pensa mourir sur l'heure. La voilà à pleurer, et madame de Maintenon à lui représenter modestement l'énormité de toutes les parties de cette lettre, et en pays étrangers; enfin, madame de Ventadour à verbiager, pour laisser à Madame le temps de respirer et de se remettre

assez pour dire quelque chose. Sa meilleure excuse fut l'aveu de ce qu'elle ne pouvait nier, des pardons, des repentirs, des prières, des promesses.

»Quand tout cela fut épuisé, madame de Maintenon la supplia de trouver bon qu'après s'être acquittée de la commission que le roi lui avait donnée, elle pût aussi lui dire un mot d'elle-même, et lui faire ses plaintes de ce que, après l'honneur qu'elle lui avait fait autrefois de vouloir bien désirer son amitié et de lui jurer la sienne, elle avait entièrement changé depuis plusieurs années. Madame crut avoir beau champ. Elle répondit qu'elle était d'autant plus aise de cet éclaircissement, que c'était à elle à se plaindre du changement de madame de Maintenon, qui tout d'un coup l'avait laissée et abandonnée et forcée de l'abandonner à la fin aussi, après avoir long-temps essayé de la faire vivre avec elle comme elles avaient véeu auparavant. A cette seconde reprise, madame de Maintenon se donna le plaisir de la laisser enfiler comme à l'autre les plaintes, et, de plus, les regrets et les reproches; après quoi elle avoua à Madame qu'il était vrai que c'était elle qui la première s'était retirée d'elle, et qui n'avait osé s'en rapprocher; que ses raisons étaient telles qu'elle n'avait pu moins que d'avoir cette conduite; et par ce propos fit redoubler les plaintes de Madame, et son empressement de savoir quelles pouvaient être ses raisons. Alors madame de Maintenon lui dit que c'était un secret qui jusqu'alors n'était jamais sorti de sa bouche, quoiqu'elle en fût en liberté depuis dix ans qu'était morte celle qui le lui avait confié sur sa parole de n'en parler à personne, et delà raconte à Madame mille choses plus offensantes les unes que les autres qu'elle avait dites d'elle à madame la Dauphine, lorsqu'elle était mal avec cette dernière, qui, dans leur raccommodement, les lui avait redites mot à mot. A ce second coup de foudre, Madame demeura comme une statue. Il y eut quelques moments de silence. Madame de Ventadour fit son même personnage, pour laisser reprendre les esprits à Madame, qui ne sut faire que comme l'autre fois, c'est-à-dire qu'elle pleura, cria, et pour

fin demanda pardon, avoua, puis repentirs et supplications. Madame de Maintenon triompha froidement d'elle assez longtemps, la laissant s'engouer de parler, de pleurer et lui prendre les mains. C'était une terrible humiliation pour une si rogue et si fière Allemande. A la fin, madame de Maintenon se laissa toucher comme elle l'avait bien résolu, après avoir pris toute sa vengeance. Elles s'embrassèrent, elles se promirent oubli parfait et amitié nouvelle. Madame de Ventadour se mit à en pleurer de joie, et le sceau de la réconciliation fut la promesse de celle du roi, et qu'il ne lui dirait pas un mot des deux matières qu'elles venaient de traiter, ce qui, plus que tout, soulagea Madame. Tout se fait enfin dans les cours, et si je me suis peut-être un peu étendu sur ces anecdotes, c'est que je les ai sues d'original, et qu'elles m'ont paru très-curieuses.

»Le roi, qui n'ignorait ni la visite de madame de Maintenon à Madame, ni de ce qui s'y devait traiter, donna quelque temps à cette dernière de se remettre, puis alla le même jour chez elle ouvrir en sa présence, et de M. le duc de Chartres, le testament de Monsieur. Il tint la parole de madame de Maintenon, il ne parla de rien, et fit beaucoup d'amitié à Madame et à M. le duc de Chartres, qui fut, et le terme n'est pas trop fort, prodigieusement bien traité. Les pensions de Madame et de la nouvelle duchesse d'Orléans furent augmentées. Après qu'elles eurent reçu les visites et les ambassadeurs, et que les quarante jours furent passés, pendant lesquels le roi visita souvent Madame, elle alla chez lui, chez les fils de France, chez madame la duchesse de Bourgogne, qui l'avaient, excepté le roi, été tous voir en grand manteau et en mante, et à Saint-Germain en grand habit de veuve, après quoi elle eut permission de souper tous les soirs en public avec le roi à l'ordinaire, d'être de tous les Marlys et de paraître partout sans mante, sans voile, sans bandeau, qui, à ce qu'elle disait, lui faisait mal à la tête. Pour le reste de cet équipage lugubre, le roi le supprima pour ne point voir tous les jours des objets si tristes. Il ne laissa pas de paraître fort étrange de voir Madame en public, et

même à la messe de Monseigneur en musique, à côté de lui, où était toute la cour, enfin partout, en tourière de filles de Sainte-Marie, à leur croix près, sous prétexte qu'étant avec le roi et chez lui, elle était en famille. Ainsi il ne fut pas question un instant de couvent ni de Montargis, et elle garda à Versailles l'appartement de Monsieur avec le sien. Il n'y eut donc que la chasse de retranchée pour un temps et les spectacles, encore le roi la fit-il venir souvent chez madame de Maintenon, l'hiver suivant, où on jouait devant lui des comédies avec de la musique, et toujours sous le prétexte de famille, et là de particulier. Le roi lui permit d'ajouter à ses dames, mais sans nom, pour être seulement de sa suite, la maréchale de Clerambault et la comtesse de Beuvron, qu'elle aimait fort. Monsieur avait chassé l'une et l'autre du Palais-Royal, la première étant gouvernante de ses filles. Madame leur donna 4000 livres de pension à chacune, et le roi deux logements à Versailles, auprès de celui de Madame, et les mena toujours depuis toutes deux à Marly, ce qui fut réglé une fois pour toutes. Avant cela, elle voyait peu la maréchale de Clerambault, que Monsieur haïssait, et point du tout la comtesse de Beuvron, qu'il haïssait encore davantage pour des tracasseries et des intrigues du Palais-Royal. Très-rarement elle la voyait dans quelque intérieur de couvent à Paris en cachette; mais à découvert elle lui écrivait tous les jours de sa vie, par un page qu'elle lui envoyait de quelque lieu où elle fut.

»La maréchale de Clerambault était fille de Chavigny, et avait été gouvernante de la reine d'Espagne, fille de Monsieur, qui se prit à elle de diverses choses, et la chassa assez malhonnêtement. Elle était parente assez proche et fort amie de M. et madame la chancelière, et allait souvent à Pontchartrain avec eux. C'est où je l'ai fort vue et chez eux à la cour. C'était une vieille très-singulière, et quand elle était en liberté et qu'il lui plaisait de parler, d'excellente et de très-plaisante compagnie, pleine de traits et de sel qui coulaient de source, sans faire semblant d'y toucher et sans au-

cune affectation. Hors de là des journées entières sans dire une parole; étant jeune, elle avait pensé mourir de la poitrine, et avait eu la constance d'être une année entière sans proférer un mot. Avec sa tranquillité, son indifférence, sa froideur naturelle, l'habitude lui en était restée. On ne saurait avoir plus d'esprit qu'elle en avait, ni d'un tour plus singulier. Quoique venue fort tard à la cour, elle en était passionnée et instruite à surprendre de tout ce qui s'y passait, dont, quand elle daignait en prendre la peine, les récits étaient charmants; mais elle ne se laissait aller que devant bien peu de personnes.

»Avare au dernier point, elle aimait le jeu passionnément, et ces conversations particulières et resserrées, et rien du tout autre chose. Je me souviens qu'à Pontchartrain, par le plus beau temps du monde, elle se mettait, en revenant de la messe, sur le pont qui conduit aux jardins, s'y tournait lentement de tous côtés, puis disait à la compagnie: »»Pour aujourd'hui, me voilà bien promenée, oh bien! qu'on ne m'en parle plus, mettons nous à jouer tout à l'heure;«« et de ce pas prenait des cartes qu'elle n'interrompait que le temps des deux repas, et trouvait mauvais encore qu'on la quittât à deux heures après minuit. Elle mangeait peu, souvent sans boire, au plus un verre d'eau. Qui l'aurait crue, on eût fait son repas sans quitter les cartes. Elle savait beaucoup en histoire et en sciences, et jamais il n'y paraissait. Toujours masquée en carrosse, en chaise, à pied par les galéries: c'était une ancienne mode qu'elle n'avait pu quitter, même dans le carrosse de Madame. Elle disait que son teint s'élevait en croûte sitôt que l'air le frappait; en effet, elle le conserva beau toute sa vie, qui passa quatre-vingt ans, sans d'ailleurs avoir jamais prétendu en beauté. Avec tout cela, elle était fort considérée et comptée. Elle prétendait connaître l'avenir par des calculs et de petit points, et cela l'avait attachée à Madame, qui avait fort ces sortes de curiosités; mais la maréchale s'en cachait fort.

»Il faut donner le dernier trait à cette espèce de personnage. Elle avait une soeur religieuse à Saint-Antoine, à

Paris, qui, à ce qu'on disait, avait pour le moins autant d'esprit et de savoir qu'elle: c'était la seule personne qu'elle aimât. Elle l'allait voir très-souvent de Versailles, et, quoique très-avare, mais fort riche, elle l'accablait de présents. Cette fille tomba malade; elle la fut voir, et y envoya sans cesse. Lorsqu'elle la sut fort mal, et qu'elle comprit qu'elle n'en reviendrait pas: »»Oh bien, dit-elle, ma pauvre soeur, qu'on ne m'en parle plus!«« Sa soeur mourut, et oncques depuis elle n'en a parlé, ni personne à elle. Pour ses deux fils, elle ne s'en souciait point, et n'avait pas grand tort, quoiqu'en grande mesure avec elle; elle les perdit tous deux, il n'y parut pas, et dès les premiers moments.« Wesentlich verschieden von dem Charakter ihrer Favoritin erscheint Elisabeth Charlotte in dem Schreiben vom 29. Nov. 1722, das nur um 14 Tage ihrem Ende vorhergeht: „Gestern morgen haben wir auf einmal unsere arme maréchalin verloren, war vorgestern noch bei mir. Kein Schlag hat sie gerührt, aber sie hat sich nicht mehr erwärmen können, sie soll ihren Magen zu sehr mit aigre de cedre erfrischt haben. Es ist mir wohl von Grund der Seelen leid, denn es war eine Dame von großem Verstand und Gedächtnuß, und war sehr gelehrt, aber sie ließ es sich nie merken, man hörte sie von nichts Gelehrtes, man fragte sie dann. Ob es zwar nichts rares ist, eine Person von 88 Jahren sterben zu sehen, so ist es doch schmerzhaft, eine gute Freundin zu verlieren, mit welcher man 51 Jahr gelebt hat."

In frühern Zeiten fand die Herzogin in der Pfälzischen Erbschaft vielfältige Beschäftigung. Sie nahm das Mobilare, die Allodien, die Weiberlehen in Anspruch, und schwer hat unter diesem Anspruch die Pfalz, das Rheinland überhaupt gelitten. Durch den Ryswyker Friedensschluß wurde die Sache an den Kaiser und an den König von Frankreich, und im Falle sie sich nicht einigen könnten, an den Papst verwiesen, dem es freistehen sollte, den Schiedsspruch des einen oder des andern Monarchen zu bestätigen. »L'abbé de Thésac, frère du secrétaire des commandements de feu Monsieur et de M. le duc d'Orléans ensuite, était à Rome, à la suite de cette affaire, sur laquelle

il avait été diversement prononcé à Vienne et ici, et de sept consulteurs nommés par le pape, trois furent d'avis de confirmer la sentence rendue par le roi, et les quatre autres de réduire Madame, pour toutes ses prétentions, à toucher de l'électeur Palatin 300,000 écus romains, en défalquant même ce qu'elle pouvait avoir déjà reçu de ce prince. Le pape embrassa ce dernier avis, que confirma sa sentence arbitrale. On prétendit ainsi qu'il avait passé son pouvoir, et l'abbé de Thésac, au nom et comme procureur de Madame, protesta contre ce jugement d'une manière solennelle.« Das Urtheil besprechend, äußert die Herzogin: „Die commissarie so zu Rom meinen Proceß unter Handen gehabt, haben 50,000 Thaler bekommen, abbé Thésac hat die quittancen im original gesehen. Wie ers dem Papst sagte, antwortete der Papst, beklagt mich, daß ich mit solchen gottlosen und falschen bösen Leuten umzugehen habe, die das Recht um Geld beugen, aber das Unrecht zu ersetzen, da sprach er nicht von. Der abbé de Thésac ist viel betrübter um die Sach als ich, denn sobald ich gesehen, daß monsieur die Sach nach Rom geschickt, habe ich sie vor verloren gehalten, also mein partie so wohl gefaßt, daß ich gar nicht drüber erschrocken, wie die Zeitung angekommen ist." Bei einer frühern Gelegenheit heißt es: „Was die pensionen anbelangt, was man noch vor den Armen zu Heidelberg schuldig ist, so kann ich hierauf nichts ordoniren, denn alles was von der ganzen Erbschaft kommen ist und auch noch zu hoffen ist, wird wohl unter meinem Namen gefordert, so lang monsieur aber lebt, bekomme ich nichts davon, denn monsieur als maître de la communauté, wie man es heißt, ist so lang J. L. leben, Herr und Meister über alles, ich kann von keinem Heller ordoniren noch disponiren, denn mein Heurathscontract ist auf pariser Brauch eingericht worden. — Ihr betrügt Euch sehr, wenn Ihr meint, daß ich groß Interesse in den pfälzischen Sachen habe. Mit der Zeit kanns meinen Kindern zu gut kommen, aber ich werde wohl mein Leben keinen Heller noch Pfennig davon zu sehen bekommen; wie mein Heurathscontract gemacht ist, ist monsieur Herr und Meister von alles, und die 200,000 Thaler, so er schon

aus der Pfalz bekommen, hat er verthan, ohne mir einen Heller davon zu geben." In einem ungleich spätern Schreiben wird gesagt: „Die Princesse Palatine ist schuldig, daß es so knapp mit mir hergeht, sie hat mein Heurathscontract schlechter machen lassen als ein Bürgerfrau, darum hab ich alles in der Welt cediren müssen, um zu leben zu haben, Meublen, Juwelen, alles was von den Meinigen kommen ist. Was geht mich an, daß mein Sohn Regent ist, des Königs Geld ist nicht das seine, und ich wollte kein Louisd'or davon haben, weilen es mir nicht mit Recht zukäme, mein Sohn ist nicht capabel so etwas zu thun. — Mein Heurathscontract hat man so elend aufgesetzt, als wann ich ein Bürgers Tochter wäre, kann nicht begreifen, wie J. G. der Churfürst S. mich selbigen hat unterschreiben machen, aber mein Haus ist so groß, daß, ob der König mir zwar 250,000 Franken Pension gibt, und man alles dabei rechnet, so fehlt es noch an noch einmal so viel, als der König mir gibt, um mich nach meinem Stand gemäß zu unterhalten, und das, weilen auf alle chargen Gerechtigkeiten seind, alle erkauft sein, und ich also nicht retranchiren kann, auch hier im Land so theuer und außer Preis ist."

Noch erzählt die Herzogin, 14. Mai 1695: „Hier in Frankreich sobald Assembléen sein, thut man nichts als Landsknecht spielen, dies Spiel ist am meisten in vogue, aber die jungen Leute wollen nicht mehr danzen, ich thue weder eines noch das ander, ich bin viel zu alt um zu danzen, und seiter J. G. unsers H. Vattern S. Tod habe ich nicht gedanzt, und aus zweien gar starken Ursachen spiel ich nicht, die erste ist, daß ich kein Geld habe, und die zweite, daß ich das Spiel nicht liebe. Das Spielen ist hier greulich hoch, und die Leute werden wie dolle Menschen, wenn sie spielen, eins heult, das andere schlegt mit der Faust auf der Tafel, daß die ganze Kammer drüber zittert, der 3te lästert Gott, daß einem die Haar darüber zu Berg stehen, summa alle sein wie verzweifelte Menschen, welche einem bang machen sie nur anzusehen."

Von ihrer Persönlichkeit handelt die Fürstin in verschiedenen Briefen. „Ihr müßt meiner sehr vergessen haben, wenn Ihr

mich nicht mit unter die Häßlichen rechnet. Ich bin es all mein Tag gewesen, und noch ärger hier durch die Blattern worden, zudem so ist meine taille monstrueuse in Dicke, ich bin so viereckt wie ein Würfel, meine Haut ist röthlich mit gelb vermischt, ich fange an grau zu werden, habe ganz vermischte Haar schon (1698), meine Stirn und Augen sind sehr runzlicht, meine Nase ist eben so schief als sie gewesen, aber durch die Kinderblattern sehr brodirt, sowohl als beide Backen. Ich habe die Backen platt, große Kinnbacken, die Zähne verschlissen, das Maul auch ein wenig verändert, indem es größer und runzlichter geworden, so ist meine schöne Figur bestellt. — Ich sehe schier nie, wie die Leute gekleid sein, und behalt es noch weniger, meine einzige continuirliche Kleidungen seind grand habit und Jagdkleid, wenn ich reite, sonsten trag ich nichts, auch mein Leben keine robe de chambre noch manteau, habe auch in meiner garderobe nur einen einzigen Nachtsrock, nur damit aufzustehen und zu Bett zu gehen, sonst nichts. — Hier an diesem großen Hof habe ich mich schier zum Einsiedler gemacht, und es seind gar wenig Leute hier im Land, mit welchen ich oft umgehe, bin auch ganze Tage lang ganz allein in meinem Cabinet, worin ich mich mit Lesen und Schreiben occupire, kommt jemands mich zu sehen, sehe ich sie ein Augenblick, rede vom Wetter oder Zeitungen, dann wieder in meine Einsamkeit. Viermal die Woch hab ich Schreibtag, Montag in Savoyen, Mittwoch nach Modène, Donnerstag und Sonntag schreibe ich große mächtige Briefe an ma tante nach Hannover; von 6 bis 8 fahre ich mit monsieur und unsern Damen spazieren, dreimal die Woch fahre ich nach Paris und alle Tag schreibe ich an meine Freundinen so dort sein, ein oder 2mal die Woch jage ich (1702)." Zwölf Jahre später, 1714, wird das noch weiter ausgeführt. „Um 9 stehe ich ordinari auf, gehe wo Ihr wohl rathen könnt, hernach bete ich, nachdem ich gebett, lese ich 3 Capitel in der Bibel, eines vom alten Testament, ein Psalm und ein Capitel im neuen Testament, hernach kleide ich mich. Bei meinem Aufsetzen kommen viel Mannsleute von Hof zu mir, um 11 Uhr gehe wieder in mein Cabinet, lese oder schreibe, wenn nicht mehr Leute kommen. Kommen mehr

Leute, so entretenire ich sie bis um 12, so gehe ich in die Kirch, wenn ich wieder komme, so esse ich zu Mittag, nemblich um 1, bin ordinari $^3/_4$ Stund an Tafel mit großer Langweil, denn ich finde nichts langweiligers als allein essen, und daß Leute um einem herum stehen und sehen einem ins Maul — ob ich schon 43 Jahr hier, kann ich doch das elende Essen nicht gewohnen — nach dem Essen gehe ich in mein Cabinet, ruhe ein halb Stündchen und hernach lese oder schreibe ich, bis daß man zur Tafel geht zum König. Abends legen die Damen ihre visiten ab, Nachmittags kommen meine Damen und spielen bis um 9 ein ombre oder berlan, ganz nahe bei meiner Tafel, dem sehe ich etlichmal zu, etlichmal kommt mad. d'Orléans, um 9 auch etlichmal die duchesse de Berry. Nach $^3/_4$ auf 10 kommt mein Sohn, dann gehen wir mit einander zu des Königs Nachtessen, stellen uns an unsern Platz an Tafel, bis der König kommt. Etlichmal kommt er nicht vor halb 11, da stehen wir oder sitzen ohne ein Wort zu sagen. Nach dem Essen geht man ins Königs Kammer, da bleibt man ein Vaterunser lang stehen, hernach macht der König ein reverenz und geht in sein Cabinet, und wir folgen ihm, ich aber nur seiter der letzten dauphine Tod, da spricht der König, um halb 12 gibt er uns den Abschied, und ein jedes geht in seine Kammer, ich gehe nach Bett, aber mad. la Duchesse fängt alsdenn erst ihr Spiel an, welches die ganze Nacht durch währt, bis am Tag. In den Zeiten wo man Comedien hat, gehe ich um 7 nunter, und nach der Comedie zu des Königs Nachtessen. Jagt man, stehe ich um 8 auf, gehe um 11 in Kirch, esse um halb 12, um 1 Uhr geht man auf die Jagd, nach der Jagd ziehe ich mich wieder an, das währt ein Stündchen, hernach schreibe ich, denn alle Woch habe ich noch zu schreiben, Sonntag, Dienstag und Freitag an meine Tochter, Montag an die Königinen von Spanien und Sicilien, Mittwochen an die Herzogin von Hannover. — Ich habe jetzt (1702) nur 9 Hündcher in meiner Kammer, das ich aber am liebsten gehabt, ist diesen Sommer gestorben; die Mobsger seind ordinarie gar treu, ich habe aber die Espagneulcher lieber."

Für Deutschland, für die Heimath bezeigt die Fürstin bei jeder Gelegenheit das lebhafteste Interesse. „Ich habe nur gar

zu sehr ein deutsch Herz, denn ich kann mich noch nicht getrösten über was in der armen Pfalz vorgangen, darf nicht daran denken, sonst bin ich den ganzen Tag traurig. — Ich kann nicht vertragen, Deutsche zu finden, die ihre Muttersprach so verachten, daß sie nie mit andern Deutschen reden oder schreiben wollen. — Ich weiß euerm Hrn. Schwager recht Dank, daß er noch gut deutsch ist, ich kann nicht leiden, wenn die Deutschen anders als deutsch sein wollen, und ihre Nation verachten, die sy sein, taugen ordinarie nicht ein Haar. — Das ist wohl wahr, daß ich aus purem Gehorsam vor J. G. mein Herr Vatter und Oncle und Tante von Hannover S. in Frankreich kommen bin, meine inclination war nichts weniger."

Den Expectorationen mögen noch verschiedene Aufzeichnungen von Saint-Simon folgen. »On vit à Fontainebleau une nouveauté assez étrange: Madame à la comédie publique dans la deuxième année de son deuil de Monsieur. Elle en fit d'abord quelque façon; mais le roi lui dit que ce qui se passait chez lui ne devait pas être considéré comme le sont les spectacles publics. — Le prince de Talmont avait quitté le petit collet et ses bénéfices assez tard, ennuyé de n'en avoir pas de plus riches. Grand et parfaitement bien fait, mais avec l'air allemand au possible; son peu de bien l'avait rendu avare; il en chercha et en trouva avec la fille de Bullion. L'embarras fut Madame, qui traitait le duc de la Trémoille et lui avec grande amitié, et ne les appelait jamais que mon cousin, et ils étaient germains. Elle et Monsieur même avaient vécu avec toutes sortes d'égards les plus marqués pour la princesse de Tarente, leur mère. Monsieur et Madame lui obtinrent la permission très-singulière, à la révocation de l'édit de Nantes, non-seulement de demeurer librement à Paris, à la cour, dans ses terres et partout en France, mais d'avoir un ministre à elle et avec elle partout à sa suite, pour elle et pour sa suite, et de faire dans sa maison partout, mais à porte fermée, l'exercice de sa religion. Au premier mot du mariage du prince de Talmont, Madame entra en furie. Bullion était petit-fils du surintendant des finances, et fils d'un président à mortier qui s'était

laissé prendre sa chargo pour celle de greffier de l'ordre, et qui n'avait pas laissé, pour ses grands biens, d'épouser mademoiselle do Prie, soeur aînée de la maréchale de la Mothe. Madame n'avait pas oublié la peine qu'elle avait eue à laisser gagner 2000 pistoles à madame do Ventadour pour admettro une seule fois madame de Bullion dans son carrosse, qui espéra par là entrer après en ceux de madame la duchesso de Bourgogne, manger et aller à Marly, à aucune desquelles distinctions elle ne put parvenir. Madame fit tout ce qu'elle put pour détourner le prince de Talmont d'une alliance si disproportionnée de celles que sa maison avait, elle déclara qu'elle ne verrait jamais ni lui ni sa femme, et défendit à M. et à madame la duchesse d'Orléans de signer le contrat de mariage. Ello et Monsieur avaient été aux noces du duc de la Trémoille; elle n'oublia rien pour l'engager à rompre avec son frère..... Le mariage se fit avec le tabouret, accordé à la princesse de Talmont, et, après bien des années, Madame s'est laissée fléchir.«

Von der andern Seite brachte der Herzogin grenzenlose Freude die Vermählung ihrer Enkelin, der ältesten Tochter des zweiten Herzogs von Orléans, mit dem Herzog von Berry (6. Jul. 1710). „Sie wird ein groß Mensch werden, denn sie wird den 20. augusti erst 15 Jahr alt werden, und ist schon 2 Finger hoher als ich," schreibt die Großmutter. Bis dahin war der Charakter der jungen Fürstin, geb. 20. Aug. 1695, vielen ein Räthsel geblieben. Den Tag nach der Hochzeit zeigte sie sich in ihrer wahren Gestalt, hochfahrend, zornig, rücksichtlos; sie verachtete den Gemahl und dessen allerdings sehr beschränkte Fähigkeiten, tyrannisirte ihn und die Personen seines Hofs. Sie suchte ihn mit seinem Bruder, dem Dauphin zu entzweien, behandelte die Dauphine, die doch wesentlich zu ihrer Vermählung beigetragen hatte, mit dem schnödesten Undank, die eigene Mutter mit empörendem Hochmuth. Der Herzog stand im Begriff, den Großvater anzurufen, daß er ihm von der bösen Frau helfe, als der Tod am 4. Mai 1716 ihn überraschte. „Wir haben vor 9 Tagen den armen duc de Berry sterben sehen, so nur 27 Jahr alt ist, und dick, fett und gesund schien, als wenn er hundert

Jahr leben sollte, ich glaube daß er sie auch erlebt hätte, wenn er sich selber nicht so liederlich ums Leben gebracht hätte."

Saint-Simon hingegen glaubt an Vergiftung. Er kann auch nicht umhin, trotz seiner warmen Anhänglichkeit für das Haus Orléans, alles Unglück der Ehe der Herzogin beizumessen. »Il avait commencé avec madame la duchesse de Berry comme font presque tous ceux qu'on marie fort jeunes et tout neufs. Il en était devenu extrêmement amoureux, ce qui, joint à sa douceur et à sa complaisance naturelle, fit aussi l'effet ordinaire qui fut de la gâter parfaitement. Il ne fut pas long-temps sans s'en apercevoir; mais l'amour fut plus fort que lui. Il trouva une femme haute, altière, emportée, incapable de retour, qui le méprisait, et qui le lui laissait sentir, parce qu'elle avait infiniment plus d'esprit que lui, et qu'elle était de plus suprêmement fausse et parfaitement déterminée. Elle se piquait même de l'un et de l'autre, et de se moquer de la religion, de railler avec dédain M. le duc de Berry, parce qu'il en avait; et toutes ces choses lui devinrent insupportables. Tout ce qu'elle fit pour le brouiller avec M. et madame la duchesse de Bourgogne, et à quoi elle ne put parvenir pour les deux frères, acheva de l'outrer. Ses galanteries furent si promptes, si rapides, si peu mesurées, qu'il ne put se les cacher. Ses particuliers journaliers et sans fin avec M. le duc d'Orléans, et où tout languissait pour le moins quand il y était en tiers, le mettaient hors des gonds. Il y eut entre eux des scènes violentes et redoublées. La dernière, qui se passa à Rambouillet, par un fâcheux contretemps, attira un coup de pied dans le cul à madame la duchesse de Berry, et la menace de l'enfermer dans un couvent pour le reste de sa vie; et il en était, quand il tomba malade, à tourner son chapeau autour du roi comme un enfant, pour lui déclarer toutes ses peines, et lui demander de le délivrer de madame la duchesse de Berry. Ces choses en gros suffisent, les détails seraient et misérables et affreux; un seul suffira pour tous.«

Mit aller Gewalt wollte die Herzogin durch ihres Gemahls Stallmeister la Haye, der ihr als Kammerherr beigegeben, und

dessen lange hagere Gestalt ihre Eroberung gemacht hatte, sich entführen lassen. »Les lettres les plus passionnées et les plus folles de ce projet ont été surprises,« denn la Haye sah sich am Ende doch genöthigt, das Geheimniß dem Herzog von Orléans zu offenbaren. Nur auf Umwegen konnte dieser seine Tochter von der Ausführung des unsinnigen Vorhabens abbringen. Unter diesen Umständen mochte die Herzogin sich durch des Gemahls Absterben gar sehr erleichtert finden, eine Ansicht, in welcher die Großmutter ihr beigestimmt zu haben scheint. „Ich finde sie auch nicht unglücklich," schreibt diese, 22. Jul. 1714, „ohne Mann und Kinder zu sein. Sie hat einen größern Rang, als sie jemals hätte wünschen mögen, ist die erste in Frankreich, hat das Jahr 250,000 Franken mehr Einkommen als ich, ich habe nur 450,000 Franken und sie hat 700,000, also, wie Ihr seht, sehr reich, und ihr Haus ist nicht größer, als das meine, also viel überflüßig, sie ist gesund und jung, so geliebt von Vatter und Mutter, daß sie mit ihnen machen kann was sie will, hat alles die Fülle, Juwelen und Meublen."

Einer Reihe von flüchtigen Neigungen mußte auch la Haye weichen, und die Prinzessin blieb ohne Liebhaber en titre, bis der Graf von Riom, ein jüngerer Sohn aus dem Hause Aydie, am Hof auftrat. Seine Erscheinung wirkte gleich einem Blitzstral auf das empfängliche Gemüth; er wurde der Prinzessin Gardehauptmann, und herrschte unumschränkt im Luxembourg, wie einst sein Vetter Lauzun, jetzt sein Vorbild und Lehrer in der schlüpfrigen Bahn. Gleich dem Liebling der Nichte Ludwigs XIII. erlangte der Liebling der Großnichte Ludwigs XIV. eine solche Gewalt über die Gebieterin, daß sie einen Willen zu haben sich gar nicht mehr bewußt. Auch für die gleichgültigsten Handlungen mußte sie den Despoten befragen. Wollte sie ausgehen, so hielt er sie zu Haus, um ein ander Mal wider ihren Willen sie herauszuschicken. Ihr verhaßte Damen mußte sie mit Auszeichnung behandeln, und dagegen Männer, an denen sie Wohlgefallen fand, und um derentwillen Riom Eifersucht heuchelte, von sich entfernen, während er selbst nicht den geringsten Zwang sich auferlegte, an der Eifersucht, an den Thränen der Prinzessin sich

ergötzte. Sie meinte ihn durch Geschenke zu fesseln, die reichsten Kleider, Spitzen, Diamanten wurden an ihn verschwendet, aber Riom, der den guten Lehrer gehabt, wußte den Eindruck alsbald zu beseitigen, er fand das alles armselig. Die geplagte Fürstin hatte sogar das Recht, ihren Putz zu wählen, verloren. Oft mußte sie die Frisur verändern, das Kleid wechseln, wenn sie eben einen Besuch abzustatten vermeinte. Abends war sie gehalten, für den Anzug und die Beschäftigung des folgenden Tages sich die Befehle des Liebhabers zu erbitten, die er doch am Morgen zu widerrufen beliebte. Bei all dieser Unterwürfigkeit, dieser Hingebung mußte die Prinzessin sich häufig die unfreundlichste, die schnödeste Behandlung gefallen lassen, so daß sie bei aller Herrlichkeit, in dem unausgesetzten Rausche der Sinnenlust ein wahrhaft unglückliches Leben führte.

Zu Zeiten das Gefühl davon in seiner vollen Stärke empfindend, suchte sie Trost bei den Carmeliteſſen der Straße von Grenelle, wo sie eine Wohnung sich erbauen lassen. Dahin begab sie sich auch an hohen Festen, wo sie dann mehre Tage in vollkommener Regelmäßigkeit, unter den besten Vorsätzen zubrachte, allen Officien des Tages, manchmal auch jenen der Nacht beiwohnte, mit der Klosterküche sich begnügte, und die Fasten in aller Strenge beobachtete. Zwei Nonnen von Verstand und Welterfahrung hatten unabänderlich die Weisung, der Prinzessin in ihren Exercitien Gesellschaft zu leisten. Erstaunt über die Widersprüche, deren Zeugen sie geworden, hatten sie mehrmals ihr vorgestellt, wie sie nicht begreifen könnten, was in ihrem Kloster suche diejenige, deren ärgerliches Leben so offenkundig, daß es selbst den Bewohnerinen dieser stillen Zellen kein Geheimniß geblieben. Ueber solche Freimüthigkeit pflegte die Herzogin wohl zu lächeln, sie hörte die manchmal ziemlich derben Ermahnungen, ohne Empfindlichkeit oder Kummer zu verrathen, und lebte, wie sie es hergebracht, fromm bei den Carmeliteſſen, ausgelassen im Luxembourg. Dergleichen Treiben mußte ihr Leben nothwendig verkürzen, und war sie dessen wohl bewußt. Wenn man ihr vorstellte, wie sehr die Unmäßigkeit in den Freuden der Tafel und der Liebe, die häufigen Nachtwachen, der Fortdauer

ihrer Existenz bedrohlich, entgegnete sie wohl: »he bien courte et bonne!«

Ueber die Völlerei drückt sich die Großmutter unumwunden aus: „Mad. de Berry ißt wenig zu Mittag, aber wie wär es möglich, daß sie recht essen könnte. Sie liegt im Bett und frißt ein Haufen Käß, Kuchen von allerhand Gattung, steht nie vor 12 auf, um 2 geht sie an Tafel, ißt wenig, um 3 geht sie von Tafel, thut keinen Schritt, um 4 bringt man ihr allerhand zu fressen, Salad, Käß, Kuchen, Obst, Abends um 10 geht sie zum Nachtessen, fressen bis um 12, um 1 oder 2 geht sie zu Bett, um zu verdauen trinkt sie den stärksten Branntwein." — Ferner, 2. April 1719: „Wir haben nun unsere duchesse de Berry krank, hat das Fieber mit vapeurs und Mutterwehen, dies letzte kommt ihr von den abscheulichen starken parfums, so sie immer in ihrer garderobe hat, wenn sie ihre Zeit hat, das muß schaden, und das Fieber kommt von dem abscheulichen Fressen bis um 3 Uhr des Morgens." — Ferner, 18. Juni 1719: „Was macht, daß sie besser ist, ist, daß man ihr 2mal die Woch medicinen gibt, und um den andern Tag ein clistir, hieraus scheint wohl, daß ihre Krankheit von dem abscheulichen Fressen kommt. Sie kam her, setzte sich in die Seine, blieb 3, 4 Stund im Wasser, fraß Pasteten, Kuchen, Salad, Schinken, Würst, allerhand so Zeug; fuhr wieder à la Meutte spazieren bis gegen Mitternacht, dann setzten sie sich wieder an Tafel und fraßen aufs neu bis um 3 Uhr Morgens, und darauf gleich wurde sie auch so fett wie eine gemäste Gans."

Von der Unmäßigkeit weiß Saint-Simon ebenfalls zu reden: »Elle ne faisait guère de repas libres, et ils étaient fréquents, qu'elle ne s'enivrât à perdre connaissance, et à rendre partout ce qu'elle avait pris,« von ihrer letzten Krankheit gibt er aber Ursachen an, welche die Großmutter nicht füglich besprechen konnte. »Madame la duchesse de Berry vivait à son ordinaire dans le mélange de la plus altière grandeur, et de la bassesse et de la servitude la plus honteuse; des retraites les plus austères, fréquentes, mais courtes aux Carmélites, et des soupers les plus profanés par la vile compagnie, et la saleté et

l'impiété des propos; de la débauche la plus effrontée, et de la plus horrible frayeur du diable et de la mort, lorsqu'elle tomba malade au Luxembourg. Elle ne voulait se contraindre sur rien; elle était indignée que le monde osât parler de ce qu'elle-même ne prenait pas la peine de lui cacher, et toutefois elle était désolée de ce que sa conduite était connue. Elle était grosse de Riom, elle s'en cachait tant qu'elle pouvait. Madame de Mouchy était leur commode, quoique les choses à cet égard se passassent tambour battant. Riom et la Mouchy étaient amoureux l'un de l'autre, et vivaient avec toutes sortes de privances et de facilité pour les avoir. Ils se moquaient ensemble de la princesse qui était leur dupe, et de qui ils tiraient de concert tout ce qu'ils pouvaient. En un mot, ils étaient les maîtres d'elle et de sa maison, et l'étaient avec insolence, jusque-là que M. le duc et la duchesse d'Orléans, qui les connaissaient et les haïssaient, les craignaient et les ménageaient.

»La grossesse vint à terme, et ce terme mal préparé par les soupers continuels, fort arrosés de vins et de liqueurs les plus fortes, devint orageux et promptement dangereux. Madame de Saint-Simon trouva la duchesse retranchée dans une petite chambre de son appartement, qui avait des dégagements libres. M. le duc et la duchesse d'Orléans, Madame même n'entraient pas quand ils voulaient, à plus forte raison la dame d'honneur ni les autres dames, la première femme de chambre ni les médecins. Tout cela entrait de fois à autre, mais des instants. Un grand mal de tête ou le besoin de sommeil les faisait souvent prier de vouloir bien ne point entrer, et quand ils entraient de s'en aller après quelques instants. Eux-mêmes, qui ne voyaient que trop de quoi il s'agissait, ne se présentaient pas le plus souvent pour entrer, se contentaient de savoir des nouvelles par madame de Mouchy qui entre-bâillait à peine la porte, et ce manége ridicule qui se passait devant la foule du Luxembourg, du Palais-Royal, et de beaucoup d'autres gens qui, par bienséance ou par curiosité, venaient savoir des nouvelles, devint la conversation de tout le monde.«

Der Fortgang der Krankheit machte die Intervention des Pfarrers von Saint-Sulpice nothwendig; er forderte, bevor die Sterbsacramente gereicht werden könnten, als unerläßliche Bedingung die Entlassung von Riom und der Mouchy, es wurde, in Betreff solcher Forderung, der Erzbischof, Cardinal von Noailles consultirt, und genehmigte dieser vollständig des Pfarrers Verfahren, dem er scheidend aufgab, jeden Versuch einer heimlichen Spendung der Sacramente zu hintertreiben. Ganzer zwei Stunden verhandelte der Erzbischof mit dem Vater, allen seinen Einfluß wendete dieser an, die Tochter zu bestimmen, daß sie ein Begehren, gestützt auf die unwandelbaren Regeln der Kirche, bewillige. Alle Gründe, alle Bitten vermochten nichts über das hartnäckige Weib. Der Cardinal ging endlich seines Wegs. »M. le duc d'Orléans se hâta d'annoncer à sa fille le départ du Cardinal, dont lui-même se trouva fort soulagé. Mais en sortant de la chambre, il fut étonné de trouver le curé collé tout près de la porte, et encore plus de la déclaration qu'il lui fit que c'était là le poste qu'il avait pris et dont rien ne le ferait sortir, parce qu'il ne voulait pas être trompé sur les sacrements. En effet, il y demeura ferme quatre jours, et les nuits de même, excepté de courts intervalles pour la nourriture et quelques repos qu'il allait prendre chez lui, fort près du Luxembourg, et laissait en son poste deux prêtres jusqu'à son retour; enfin, le danger passé, il leva le siége.«

Die Herzogin wurde von einer Tochter entbunden, und verlobte sich, in der Dankbarkeit für ihre Genesung, sechs Monate lang weiß gekleidet zu gehen. »Ce voeu fit un peu rire le monde. La maladie de la duchesse, dont on a parlé, la prit le 26. mars, et le jour de Pâques se trouva le 9. avril. Elle était tout-à-fait bien, mais sans vouloir voir personne. La semaine de Pâques après la semaine sainte était fâcheuse à Paris, après le scandale qu'on a raconté. D'ailleurs les visites de M. le duc d'Orléans devenaient rares et pesantes. Le mariage de Riom causait de violentes querelles et force pleurs. Pour s'en délivrer et sortir en même temps de l'embarras des pâques, elle résolut de s'aller établir à Meudon le

lundi de Pâques. Elle partit donc, suivie de Riom et de la plupart de ses dames et de sa maison.«

Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, ihre heimliche Ehe mit Riom zu veröffentlichen. »Le mariage ne me surprit que médiocrement par cet assemblage de passion et de peur du diable, et par le scandale qui venait d'arriver. Mais je fus étonné au dernier point de cette fureur de le déclarer dans une personne si superbement glorieuse. M. le duc d'Orléans s'étendit avec moi sur son embarras, sa colère, celle de Madame, qui se voulait porter aux dernières extrémités, le dépit extrême de madame la duchesse d'Orléans. Heureusement le gros des officiers destinés à servir sur les frontières d'Espagne partaient tous les jours, et Riom n'était resté qu'à cause de la maladie. Le duc d'Orléans trouva plus court de se donner une espérance de délai en faisant partir Riom, se flattant que cette déclaration se différerait plus aisément en absence qu'en présence. J'approuvai fort cette pensée, et dès le lendemain Riom reçut à Meudon un ordre sec et positif de partir sur-le-champ pour joindre son régiment dans l'armée du duc de Berwick. La duchesse de Berry en fut d'autant plus outrée qu'elle en sentit la raison et par conséquent son impuissance de retarder le départ, à quoi Riom, de son côté, n'osa se commettre. Il obéit donc. Si on avait cru Madame, l'affaire aurait été finie avant le voyage de Meudon, car le duc d'Orléans aurait fait jeter Riom par les fenêtres du Luxembourg.« Die Luftveränderung, die fortgesetzten, vielfältig sehr heftigen Zänkereien um die Veröffentlichung der Heurath waren nicht geeignet, die Reconvalescenz zu befestigen, Diätfehler traten hinzu, und veranlaßten neue krankhafte Zufälle. Eine Veränderung in ihrem Zustand hoffend, verlangte die Leidende, nach la Muette transportirt zu werden, als wohin man sie am 14. Mai brachte. Ihr Zustand verschlimmerte sich jedoch fortwährend, es wurde ihr zu zweimalen das Abendmahl gereicht, und ist sie den 21. Jul. 1719 um die Mitternacht verschieden. Daß sie abermals schwanger, ergab sich bei der Dissection. „Sie ist in der That ein gut Mensch,“ schreibt die Großmutter, „hätte die Mutter mehr Sorg vor sie gehabt

und sie besser erzogen, wäre nichts als lauter guts aus ihr geworden. Ich gestehe daß mir ihr Verlust recht zu Herzen geht."

Die Herzogin von Berry ist nicht die einzige von den Enkelinen der Pfälzischen Prinzessin gewesen, die böse Welt zu beschäftigen. Von Louise Adelheid, geb. 13. Aug. 1698, schreibt die Großmutter: „Ich fürchte, wir werden auch Herzenleid an der zweiten erleben, so mit aller Gewalt eine Nonne werden will, und das gute Mensch betrügt sich selber, sie hat gar kein Nonnenfleisch, und die Sach wird nicht sobald geschehen sein, so wird sie, wie ich fürchte, in eine Verzweiflung fallen und ist capabel sich selber umzubringen, denn sie ist geherzt und fürchtet den Tod ganz und gar nicht. Es ist wohl schad vor das Mensch, sie hat viel guts an sich, ist gar angenehm von Person, lang, wohl geschaffen, ein hübsch angenehm Gesicht, schönen Mund, Zähn wie Perlen, danzt wohl, hat eine schöne Stimm, weiß die Musik wohl, singt à livre ouvert was sie will, ohne grimacen, recht angenehm, ist eloquent von natur, hat gar ein gut Gemüth, liebt alles was sie lieben soll, sie sagt an alle Menschen, daß sie niemands regrettire als mich, also habe ich sie auch recht lieb. Es ist kein Kunst, diese lieb zu haben, denn sie ist recht angenehm, ist mir also recht leid, daß sie eine Nonne werden will." Entscheidend für ihren Beruf, der besonders lebhaftem Widerspruch ab Seiten des Vaters begegnete, wurde ein Vorfall in der Oper. Cauchereau, der Prinzessin Musiklehrer, in einer höchst leidenschaftlichen Scene auftretend, preßte ihrem Entzücken ob seines herrlichen Gesanges den Ruf aus: Ah mon cher Cauchereau! Das schien der Mutter so bedenklich, daß sie von Stund an dem Kloster bestimmt wurde.

Am 30. März 1717 wurde die Prinzessin als Novize dem Kloster zu Chelles, Benedictinerordens, eingeführt, am 23. Aug. 1718 legte sie, jetzt Schwester de Ste Batilde, die Gelübde ab, und brachte sie eine Aussteuer von 100,000 Livres, während sie zugleich eine Pension von 12,000 Livres bezog. Die zeitherige Aebtissin dankte ab 1719, und am 14. Sept. n. J. wurde die Schwester de Ste Batilde ihrer Stelle eingeführt. Von der Einsegnung schreibt die Großmutter: „Wie meine Reise nach

Chelles abgelaufen, das werde ich hiermit erzählen. Ich fuhr vergangen Donnerstag um halb 7 hier weg, mit der duchesse de Brancas, mad. de Châteauthiers und der Frau von Rathsamhausen, wir kamen um halb 10 zu Chelles an. Mein Enkel, der duc de Chartres, war schon ankommen, ein halb Viertelstund hernach kam mein Sohn, eben so lang hernach kam mademoiselle de Valois an, mad. la duchesse d'Orléans hatte sich expreß zur Ader gelassen, um nicht dabei zu sein, denn sie und die Aebtissin seind nicht allezeit die besten Freund, aber wenn sies gleich gewesen wären, so hätte ihrer Frau Mutter natürliche Faulheit ihr nicht erlaubt dabei zu sein, hätte zu früh aufstehen müssen. Ein wenig nachdem es 10 geschlagen, gingen wir in die Kirch; der Abtissin prie-dieu war in der Nonnen Chor von violettem Samet mit goldnen fleurs de lis ganz voll gestickt, mein prie-dieu war an der Balustrade vom Altar, darauf waren mein Sohn, und seine Tochter war hinter meine chaise, denn die princessen du sang dürfen nicht auf mein drap de pied knien, nur les petits-enfants de France, wie mein Sohn und meine Tochter. Ich sage Euch dies, liebe Louise, weilen ich glaube, daß Ihr diese ceremonie nicht wißt. Des Königs ganze Musik war in der tribune, sangen ein schön motet. Der Cardinal de Noailles sagte die Meß, der Altar ist gar schön zu Chelles von lauter schwarz und weißem Marmel, 4 großmächtige Säulen von schwarzem Marmel, oben und unten weiß, worauf 4 schöne wohl gemachte figuren von weißen marbre von heiligen Abtissinen sein, worunter eine ist so unser Abtissin gleicht, als wenns vor sie gemacht wäre, da es doch längst gemacht ehe sie geboren, denn sie ist nur 21 Jahr alt.

„Es kamen 12 Mönchen von ihrem ordre in gestickten chasublen um der Meß zu dienen. Nachdem der Cardinal die Epistel gelesen, ging der Ceremonie-Meister ins Nonnenchor, und holte die Abtissin, die kame mit gute Mienen mit zwei Abtissinen gefolgt und ein halb Dutzend Nonnen von ihrem Kloster, machte eine große reverenz an dem Altar und mir, sie stieg hinauf und kniete vor dem Cardinal nieder, der saß in einer großen chaise à bras vor dem Altar. Man bracht ihr in ceremonien la confession

de foi, die las sie, hernach legte sie sich ganz platt auf die letzte Tafeln vom Altar; da las der Cardinal viel Gebetter über sie, und las auch das Evangelium, hernach hoben sie die zwei Abtissinen so gefolgt hatten wieder auf. Kniete nieder vor dem Cardinal, der gab ihr ein Buch worinen ihre regul vom Kloster stehet, damit führt man sie wieder an ihren Platz, unterdessen las man le credo und l'offertoire, hernach bracht man dem Cardinal die chaise à bras wieder und die 12 Mönche holten die Abtissin à l'offrande, die gingen wieder, mit den vorigen begleit vor den Altar. Man brachte ihr zur offrande 2 große Kerzen, 2 Leib Brod, davon das eine vergült, das andere ganz versilbert ist, 2 Tonnen, davon eins vergült wie das Brod, das ander versilbert ist. Nachdem sie dieses alles mit ceremonien dem celebrant presentirt, hernach führt man sie an ihren Ort.

„Wie es an der Communion kam und der Cardinal communicirt hatte, holte man die Abtissin, die hatte damalen den Schleier über die Nase, ging vor den Altar mit aufgehoben Händen und communicirte, ging hernach wieder an ihren Platz und der Cardinal endigte die Meß bis auf den Segen, da holten die 12 Mönchen en chape mit dem Ceremonie-Meister Abtissinen und Nonnen, sie kniete wieder nieder, und der Cardinal gab ihr den Bischofstab oder crosse, wie mans hier heißt. Sie stund auf, behielt diesen Stab in der Hand und drehete sich gegen das Chor, so alle Nonnen sehen konnten. Hernach giengen die 12 Mönchen wieder vor ihr her, sie gab die crosse der Nonnen, so die charge hat sie zu tragen, der Cardinal führte die Abtissin. Die setzte sich nicht wieder an ihr prie-dieu, sondern er führte sie auf der Abtissin Stuhl am andern End. Ueber diesem Stuhl und prie-dieu war ein dais de princesse du sang mit fleurs de lis und ihr Wappen; in ihrem Marsch ließen sich Pauken, Trompeten und hautbois hören. Sobald sie in ihrem Thron placirt war, ging der Cardinal mit allen seinen Geistlichen wieder an den Altar, stund auf der linken Seiten mit seinem Bischofstab in der Hand, und die Musik sang das Te Deum laudamus. Das währte eine geschlagene Stund: unter diesem Gesäng kame das Kloster von Nonnen, zwei und zwei, und erwiesen durch große

reverenzen ihre soumission. Das erinnerte mich, wie man Athis zum grand-prêtre de Cybèle macht, denn da kommen auch 2 und 2 mit reverenzen. Ich meinte, man würde singen wie in dem Opera:

Que devant vous tout s'abaisse et tout tremble.
Vivez heureux, vos jours sont notre espoir.
Rien n'est si beau que de voir ensemble
Un grand mérite avec un grand pouvoir.
Que l'on bénisse
Le Ciel propice,
Qui dans vos mains
Met les sorts des humains.

„Nach dem Te Deum gingen wir wieder ins Kloster, um halb 12 ging ich zur Tafel, aß mit mein Sohn, mein Enkel dem duc de Chartres, die princesse Victoire de Soissons, die junge mademoiselle d'Auvergne, des duc d'Albret Tochter, und die 3 Damen so mit mir kommen waren. Eine halbe Stund hernach ging unsere Abtissin an Tafel in ihrem Saal, an einem Tisch von 40 couverts mit ihrer Schwester, mademoiselle de Valois, und 2 Abtissin, 2 Damen so mit mademoiselle de Valois kommen waren, die gewesene 2 Hofmeisterinen, die jetzige und die vorige, und alles übrige Nonnen vom Kloster. Es war possirlich zu sehen alle diese Tafel mit dem schwarzen Nonnenzeug umringt und alles das bunte von der Tafel, denn meins Sohn Leute hattens hübsch und magnific gemacht. Alles Obst hat man den Pöbel plündern lassen, wie auch die confituren. Nach dem Essen, um $^3/_4$ auf 4 ist mein Kutsch kommen und ich bin wieder weg."

Auch Louise Adelheid war dem Vater der Gegenstand der lebhaftesten Zärtlichkeit, und seine häufigen Besuche im Kloster, zumal häufig nach dem Ableben der Herzogin von Berry, boten der Verläumdung reichlichen Stoff. Indessen ist sie lediglich durch den bekannten Charakter des Herzogs gerechtfertigt. Mit ihrem gesammten Convent gehörte die Prinzessin zu den Gegnern der Constitution Unigenitus; dieses erweckte ihr nach des Vaters Tod viele Verdrießlichkeiten, und ein Glaubensbekenntniß, das sie in Form eines freundschaftlichen Schreibens

im Druck erscheinen ließ, wurde in dem königlichen Gewissensrathe verbrannt, 1725. Man nahm ihr auch die von dem Hof ausgesetzte bedeutende Pension und den Beichtvater. Am 11. Sept. 1732 legte sie die Regierung der Abtei nieder, um sich in das Kloster de la Madelaine-de-Trenel in der Pariser Vorstadt St. Antoine zu begeben. Sie starb in diesem Kloster an den Kinderblattern, den 19. Febr. 1743. »On s'intéresserait peu aux extravagances de l'abbesse de Chelles,« schreibt cavalièrement Lemontey.

Charlotte Aglae, mademoiselle de Valois, geb. 22. Oct. 1700, wird von der Großmutter nicht eben gelobt, „so bett sie ihr Leben nicht, zum andern so hat sie kein gut Gemüth, fragt nichts nach ihrer Mutter, wenig nach ihrem Vatter, und will ihn regieren, mich haßt sie ärger als den Teufel, ihre Schwestern haßt sie alle, sie ist so falsch in allen Stücken und spart oft die Wahrheit, coquet abscheulich, summa das Mensch wird uns allen noch Herzenleid geben, das ist gewiß. Ich wollte, daß sie schon geheurath und weit weg wäre, und in fremden Landen verheurath, daß man hier nichts mehr von ihr hörte." Den Wunsch scheinen auch die Eltern getheilt zu haben. »Ses parens saisirent la première occasion d'éloigner une princesse dont la surveillance semblait si périlleuse.

»Le marquis Rangone-Macchiavelli, alors envoyé de Modène, s'était introduit dans la familiarité du Régent par un cynisme spirituel et par l'emploi des bouffonneries de son pays; il imagina le mariage de mademoiselle de Valois avec le prince héréditaire, et fit aisément sentir au duc de Modène l'avantage de s'allier avec une famille qui disposerait pour long-temps de toutes les forces de la France. Le Régent consentit volontiers à cette union; mais il fallut bien du temps, des ruses, des menaces, des promesses, des séductions, pour y décider mademoiselle de Valois, que d'autres attachemens retenaient à Paris („sie hätte gern ihren Vetter, den comte de Charolois geheurath, aber er hat nicht anbeißen wollen"). Le duc d'Orléans, par un abus assez coupable de son autorité, constitua un dot considérable à sa fille, au nom du roi, et

des deniers de l'Etat. Après avoir épuisé tous les délais que purent arracher ses larmes et son désespoir, la princesse fut enfin obligée de partir, et ne songea plus qu'à prolonger un voyage dont le but lui était odieux; elle le fit par ses caprices durer quatre mois, et coûter une dépense énorme. Unsere mademoiselle de Valois hat gar keine Eil nach Modène, ist wohl eine dolle Hummel, wie wir in der Pfalz sagen. Ohnangesehen ihres Herrn Vatters ernstlichen Verbott will sie durch die ganze Provence herum spazieren, und Toulon sehen, welches ganz von ihrem Weg abgelegen ist. Sie will auch, wie man sagt, die Sainte-Beaume sehen, führt also des Königs Haus herum, welches dem König Millionen kostet, da hat sie die geringste consideration nicht vor, das fällt alles auf ihren Herrn Vattern, das macht mich auch krittlich, ob zwar Vater und Mutter es wohl verdient haben, denn sie haben sie beide zu sehr verzogen und dadurch ganz verdorben. Ich habe viel dolle Köpf in Weibern gesehen, aber keines, das dieser gleich kann kommen. Ihr montespanisches Gemüth erweißt sich in alles, aber es ist meine Schuld nicht, kann zu meinem Sohn sagen wie in der Comedie: George Dandin tu l'as voulu.

»Cette caravane, composée de Français et d'Italiens, était pleine de désordres, de jalousies et d'insubordination. Personne n'obéissait, et on attendait pour chaque débat une décision de la cour avant de se remettre en route; on voyageait pendant le carême; mais, tandis que les Français en observaient l'abstinence, les Italiens se voyant hors de leur pays, et privés des avantages de l'hypocrisie, exigèrent qu'on les servît en gras durant toute la semaine sainte. Les deux nations s'accordèrent pour faire leurs pâques en commun dans la cathédrale de Moulins, et de la sainte table on courut à une partie de jeu qui dura dix-sept heures.

»Deux affaires principales agitaient cette cour ambulante, et par contre-coup celle du Régent. La duchesse de Villars chargée d'accompagner mademoiselle de Valois jusqu'à la frontière, lui était devenue odieuse. Elle prétendait par son titre partager avec elle les honneurs de la soucoupe, c'est-à-dire

boire dans un verre à pied, présenté sur une soucoupe. La princesse hautaine refusa d'y consentir, et pour humilier la vanité de cette dame, elle cessa de manger avec elle, ou, lorsqu'elle y fut obligée, elle s'abstint de boire pendant tout le repas. Madame de Villars l'imita, décidée à mourir de soif plutôt que de compromettre par une goutte d'eau le corps des duchesses.« Eigentlich hatte sie die soucoupe vor ihrem Abgang stipulirt: »Il fut donc décidé qu'elle aurait partout le même traitement que mademoiselle de Valois, à la main près, c'est-à-dire un fauteuil, un cadenas à table, une soucoupe, un verre couvert, les cuillers, fourchettes et couteaux de vermeil, les assiettes de même, le tout pareil à ceux de la princesse.«

»La seconde affaire était plus sérieuse: mademoiselle de Valois emmenoit avec elle une marquise de Bricqueville, sa confidente et son amie; elle n'avait consenti au mariage qu'à cette condition. La marquise était une créature sans moeurs et sans considération; elle avait plaidé contre son mari, et nourrissait avec soin les dangereuses inclinations de la princesse. Déjà même pendant le voyage elle l'avait portée à donner ensemble du scandale dans plusieurs églises.« Auf die Vorstellungen des modenesischen Ministers gebot der Regent, sie die Grenze nicht überschreiten zu lassen. Der Befehl sollte ein Geheimniß bleiben, bis dahin die Prinzessin das Schiff bestiegen haben würde, sie scheint jedoch einige Kunde davon empfangen zu haben, und suchte durch Schreiben an den Vater den Streich abzuwenden. Nichtsdestoweniger kam der Befehl zu Vollzug: »mademoiselle de Valois en eut plus de colère que de chagrin, et l'orage qu'on avait craint fut vif, mais de peu de durée. Les personnes qui ont un peu fréquenté les princes savent qu'ils sont assez heureusement nés pour supporter avec modération la perte de leurs amis. Le Régent donna une pension de 12,000 fr. à la duchesse de Villars, pour la dédommager des tracasseries de la soucoupe, et une de 6000 fr. à la marquise de Bricqueville, pour la consoler de ne plus empoisonner une jeune princesse de ses conseils et de ses

exemples. On croira peut-être qu'il était possible de faire un meilleur emploi des deniers publics.

»La répugnance de mademoiselle de Valois semblait un pressentiment du sort qui l'attendait à Modène. Le prince héréditaire était un jeune homme de vingt-deux ans, faible, timide, avare et sans esprit. Soit que sa femme cachât mal son indifférence pour un tel écolier, soit que la possession d'une princesse française, brillante de beauté, d'orgueil et d'esprit, fut trop imposante pour lui, le mariage ne put être consommé.« Es folgen Auszüge der Correspondenz, welche der Prinzessin Beichtvater, Abbé Colibeaux, mit dem Ministerium in Paris über diesen Gegenstand führte, die ich zwar wiederzugeben, Bedenken trage. Nur heißt es, 19. März 1721: »M. le prince croit qu'on a jeté un sortilège sur son mariage, et il veut faire dire les prières ordonnées en pareille occasion; j'en trouve bien contre les maléfices, mais je n'en trouve point contre l'impuissance. Si le voyage de Lorette opère quelque chose, ce sera un vrai miracle. — On regarde ce voyage comme la dernière ressource du mariage, après laquelle on n'espère plus rien.« Deutlicher in der Sache zu sehen, schickte der Regent den Gesandten zu Genua, Chavigny, nach Modena, dessen Berichte ich aber nicht minder inexprimable finde. Ueber der beständigen Beunruhigung erkrankte die Prinzessin. »La maladie dont parle le confesseur, donna lieu à un de ces incidens bizarres qui semblent réservés aux filles du Régent. Le chapelain et le médecin ne s'étant point concertés arrivèrent ensemble, l'un pour l'administration du viatique, et l'autre pour la prise de quelques bols. Il s'ensuivit un débat dont l'issue toute mondaine mit le temps au-dessus de l'éternité.«

Früher war Rede gewesen, die Prinzessin an den Prinzen von Piemont, nachmalen K. Karl Emanuel, zu vermählen, was indessen die Großmutter hintertrieb. »Madame était la droiture, la vérité, la franchise même, avec de grand défauts, dont l'un était de pousser à l'extrême les vertus dont on vient de parler. La reine de Sicile et elle s'écrivaient toutes les semaines. Madame lui manda sans detour qu'elle apprenait qu'il était

sérieusement question du mariage du prince de Piémont avec mademoiselle de Valois; qu'elle l'aimait trop pour lui vouloir faire un si mauvais présent et pour la tromper, qu'elle l'avertissait donc &c.; et lui raconta tout de suite tout ce qu'elle en savait, ou ce qu'elle en croyait savoir; puis, la lettre partie et hors de portée de pouvoir être arrêtée et prise, elle dit tout ce qu'elle contenait au duc et à la duchesse d'Orléans, laquelle en fut outrée. Le duc ne fit qu'en rire.« Charlotte Aglae war von Kindheit an der Großmutter mißfällig geworden. Sie schreibt, 18. Jul. 1715: „Es ist ein Mädchen von 14 Jahren; wie sie noch ein Kind war, meinte ich sie würde recht schön werden, aber ich bin sehr in meiner Hoffnung betrogen. Es ist ihr eine große Habichtsnas kommen, die hat alles verderbt, sie hat das artigste Näschen von der Welt gehabt. So ändern die Kinder. Ich rathe wohl, was es ist, man hat ihr erlaubt, Schnupftabak zu nehmen, das hat ihr die Nas so wachsen machen."

In dem Laufe der Wallfahrt nach Loreto gelang es der Prinzessin, den schwachen Gemahl zur Flucht zu bestimmen, das Ehepaar hatte aber die Grenze von Frankreich noch nicht erreicht, als ein Abgeordneter des Regenten die Weiterreise untersagte und die Rückkehr nach Modena erlangte, die Bittfahrt jedoch ist nicht unerhört geblieben; am 11. Nov. 1723 wurde die Prinzessin von einem Söhnlein entbunden, dem neun andere Kinder folgten. Gleichwohl blieb ihre Lage ungemein schwierig: »Le duc de Modène était égoiste, bigot, défiant, vindicatif, et livré à des favoris étrangers qui ruinaient son pays. Il détestait le prince héréditaire, et fomentait avec joie un procès d'impuissance qui lui permettrait de marier son fils cadet et de lui assurer sa succession.« Die Prinzessin hatte unermüdet, stets vergeblich, den Vater um die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren, angerufen, sein Tod nahm ihr den letzten Beschützer. »Elle fut abandonnée dans une cour qui était l'antre de la discorde. Des scènes trop ignobles pour que j'ose les décrire, s'y renouvelaient sans cesse par la tyrannie et la mechanceté du père, la lésine et l'imbecillité du mari, les hauteurs, la violence

et les profusions de la femme. Deux fois Louis XV. envoya Chavigny et Campredon mettre les holà dans ces guerres domestiques.«

»Une Vie privée du maréchal de Richelieu, de prétendus Mémoires du comte de Maurepas, et d'autres livres de ce genre, chargent mademoiselle de Valois d'imputations calomnieuses; il l'accusent d'un commerce criminel avec son père; mais je puis assurer que les lettres nombreuses de l'un et de l'autre qui m'ont passé sous les yeux, souvent écrites dans des circonstances orageuses, et toutes empreintes de dignité paternelle et de respect filial, ne me permettent pas le plus léger soupçon de cette infamie. Ils prétendent que pour présent de noces elle porta une maladie honteuse à son mari; mais les faits authentiques que j'ai rapportés démontrent sur ce point la complète ignorance des libellistes; ils racontent que le duc de Richelieu fit pour la voir le voyage de Modène, sous le deguisement de libraire. Cette invention romanesque est sans fondement. La princesse avait deux confidentes, les dames Marcellot et Piché, qui s'épiaient et se déchiraient l'une l'autre; ces deux femmes rendaient compte de tout au Régent que ces pauvretés amusaient; le pélerinage amoureux du duc ne leur aurait certainement pas échappé. Ce n'est pas que je veuille affirmer qu'il n'y ait pas eu précédemment entre la princesse et le duc de Richelieu un attachement dont la mesure m'est inconnue, car j'ai vu ces mots dans une lettre de madame Piché au Régent, de sept. 1721: »»Le confesseur ayant donné à la princesse une gazette qui annonçait le mariage du duc de R... avec mademoiselle de G. elle fondit en pleurs toute la journée.««

Von diesem Liebeshandel schreibt die Großmutter, 13. Mai 1719: „Da Ihr mich fragt, was mich krittlich gemacht hat, in détail kann ichs nicht sagen, aber en gros ist es ein abscheuliche coquetterie, so mademoiselle de Valois gehabt mit dem verteufelten duc de Richelieu: der hatte ihre Briefe schleppen lassen, denn er hat sie nur aus vanität lieb, alle junge Leute haben die Briefe gesehen, worinen gestanden, daß sie ihm hier



(zu St. Cloud) rendezvous geben hat. Ihre Frau Mutter hätte gern gehabt, daß ich sie wieder mit mir herführen sollte, das ich aber platt abgeschlagen und declarirt, daß ich sie mein Tag des Lebens nicht mehr bei mir haben will, daß man mich nur einmal betrügt. Alle Tag ist man wieder à la charge, das hat mich ganz krittlich gemacht. Ich habe ein recht Abscheu vor das Mensch, es thut mir wehe wenn ich sie sehen muß, welches doch sein muß um ein größern éclat zu verhüten, aber das Herz drehet mir um, wenn ich das leichtfertig Stück sehen muß. Gott verzeihe es der Mutter, aber sie hat ihre Töchter wohl bitter übel erzogen. Was mein Sohn anbelangt, so ist es zwar gut, daß er die inclination hat, nicht gern zu strafen, aber wenn man Obrigkeit ist, so führt man das Schwert sowohl als die Wag, und muß sowohl strafen können, um gerecht zu sein, als das Gute zu recompensiren. Der impertinente duc de Richelieu ist hardi und fragt nach nichts, er kennt meines Sohns Güte, ist fier und gar nicht soumis, wenn man diesem sein Recht thäte, müßte er unter den Prügelsuppen sterben, er hat es doppelt und 3fach verdient. Ich bin von Natur nicht gar cruel, aber dieß Bürschchen könnte ich ohne einen Thränen zu vergießen, henken sehen; bin recht piquirt gegen diesen Hinzelmann, hasse ihn von Herzen."

Ueberhaupt ist die Fürstin sehr übel auf den Herzog von Richelieu zu sprechen. „Vorgestern geht der duc de Richelieu zu marquis de Biron, so meins Sohns guter Freund ist, thut hundert protestation von sein attachement an meinen Sohn, pressirt daß man ihn abfertigen solle, zu seinem Regiment zu reisen, in eben selbiger Zeit interceptirt mein Sohn ein Schreiben von Alberoni, worinen seine Verrätherei sonnenklar ist. Also hat ihn mein Sohn gestern im Bett auffischen lassen, nur die Zeit zugeben, sich anzuthun und ihn in die Bastille geführt. Der duc de Richelieu wird viel Thränen in Paris kosten, denn alle Damen seind in ihn verliebt. Ich kanns nicht begreifen, denn es ist ein klein Krötchen, so ich gar nicht artig finde, hat keine minen noch weniger courage, ist impertinent, untreu, indiscret, redt übel von allen seinen maitressen, jedoch ist eine Prinzeß von Königlichem Geblüt so verliebt von ihm, daß, wie seine

Frau starb, wollte sie ihn mit aller Gewalt heurathen, aber ihre Frau Mutter, Groß Frau Mutter, noch Bruder habens nicht zugeben, wohl groß recht, denn außer daß die Qualität nicht gleich ist, so wäre sie all ihr Leben mit diesem dollen Menschen unglücklich gewesen, so gar nichts taugt. Ich heiße ihn allezeit Hinzelmann, denn er gleicht diesem Poltergeist wie zwei Tropfen Wasser (30. März 1719). Der duc de Richelieu ist ein erzdebauchirter, nichtsnütziger Mensch, ein poltron, der doch weder an Gott noch sein Wort glaubt. Er hat sein Leben nichts getaugt und wird nichts taugen, falsch, verlogen, dabei ambitieux wie der Teufel (27. April). Mein Sohn ist nur gar zu gut, weilen ihm der kleine duc de Richelieu versichert, daß sein Wille gewesen, ihm alles zu entdecken, glaubt er es gleich und läßt ihn los, wozu seine maitress, ich sage des duc de Richelieu seine, Mademoiselle de Charolais, meinem Sohn keine Rast noch Ruhe gelassen. Es ist doch etwas abscheuliches, daß eine princesse du sang vor der ganzen Welt erklärt, daß sie verliebt ist wie eine Katz, von einem Kerl, der ihresgleichen nicht ist, den sie nicht heurathen kann, und der ihr gar nicht treu ist, sondern ein halb Dutzend andere maitressen hat. Wenn man ihr das vorhält, antwortet sie, bon, il n'a ces maîtresses que pour me les sacrifier et pour me conter tout ce qui se passe entre eux. Das ist wohl abscheulich. Man hat ihn, um von Luft zu ändern, nach S' Germain gebracht, da ist dieß ehrvergessen Mensch gleich zu ihm. Wenn ich an Hexerei glauben könnte, sollte ich glauben, daß dieser Mensch was mehrers könnt, als ordinarie, denn er hat nicht ein Mensch gefunden, so ihm den geringsten Widerstand thut, laufen ihm alle nach, daß es ein Schand und Spott ist. Er ist nicht schöner, als ein anderer Mensch, ist indiscret, sagt alles nach mit Umständen, und hat declarirt, daß wenn eine Kaiserin, schön wie ein Engel, in ihm verliebt wäre, und bei ihm liegen wollte, auf die condition daß er nichts nachsagen sollte, wollte er lieber nicht bei ihr liegen, und sie sein Leben nicht sehen. Er ist ein großer poltron, hoffartig, impertinent, und das ist die oriflamme von den meisten Damen, so Ehre, Glück, alles vor ihm verscherzen. Es macht

mich oft recht ungeduldig, er hat weder Herz, noch Gemüth, ich bin gewiß, daß er meinen Sohn mit Undankbarkeit belohnen wird, denn er ist gar zu nichtsnutzig. Ich weiß nicht, ob Ihr ein Buch gelesen, so mir unsere S. liebe Churfürstin geschickt hatte, von einem Poltergeist, so man Hinzelmann heißt, der duc de Richelieu gleicht ihm so sehr, daß ich ihn nie anderst geheißen, denn er hat helle Augen wie ein Todtenköpfchen, und kindische manieren, und ist leicht, geht geschwind, recht wie Hinzelmann, ich heiße ihn nicht anderst (1. Oct. 1719)."

Der Krieg von 1733 vertrieb den Herzog von Modena aus seiner Residenz. Er begab sich nach Venedig, während der Erbprinz sich durch seine Gemahlin nach Frankreich entführen ließ. Unterwegs wurden die Reisenden durch den Anblick eines Exempt überrascht, und durch eine Lettre de cachet, worin ihnen untersagt, über Lyon hinauszugehen, 8. Oct. 1734. Mühsam erhielt der Prinz die Aufhebung des Verbots, doch sollte das strengste Incognito während eines möglichst kurzen Aufenthaltes zu Paris beobachtet werden, es mußte auch die Prinzessin einen Revers ausstellen, worin sie unter Verpfändung ihres Ehrenworts versprach, auf die erste Weisung zu reisen. Gleichwohl gelang es ihr durch einen seltenen Aufwand von List und Hartnäckigkeit sich bis in das J. 1739 in der Hauptstadt zu behaupten. »Elle y voyait d'un oeil jaloux mademoiselle de Montpensier, sa soeur cadette, jouir dans le Luxembourg des honneurs de la royauté. Elle, duchesse régnante par la mort de son beau-père, osa dans son mortel dépit lui contester quelques-uns de ces puérils hommages, et elle fut contrainte de lui en faire une humiliante réparation. Des lettres de la duchesse d'Orléans et de son fils laissent entrevoir que les moeurs de la princesse causaient quelque alarme à la sévérité de leurs principes. Elle s'en vengea en troublant la pieuse solitude de son frère par un procès déraisonnable, et des factums d'avocats contre la validité de son contrat de mariage. Rappelée vainement par son mari, elle fut enfin, pour ainsi dire, chassée par le roi. Le cardinal de Fleury eut le désir que les choses se passassent avec décence: il la conjura de faire avant son départ une

visite à sa mère et à son frère, et lui assura qu'elle en serait reçue avec égard et bonté. La princesse refusa durement une démarche aussi convenable.«

Im Laufe des östreichischen Successionskriegs wurde der Herzog von Modena, der ganz gegen die Interessen seines Hauses und Landes den Feinden Oestreichs sich angeschlossen hatte, genöthigt, in Frankreich Zuflucht zu suchen. „Seine Gemahlin langte den 14. Jul. 1743 mit ihrer ältesten Tochter zu Paris an, und nahm von der Erbschaft, die ihr durch das Absterben ihrer Schwester, der Aebtissin von Chelles zugefallen, Besitz. Sie fand bei dem Könige einen sehr gnädigen Zutritt und ward eine von den Damen, die er gerne um sich hatte und bei ihm in besondern Gnaden stunden. Sie begleitete ihn nebst andern Prinzessinen und Damen sowohl auf die Jagd und von einem Lustschlosse zu dem andern, als auch 1744 nach Flandern ins Feld. In diesem Jahre hatte sie auch das Vergnügen, daß ihre älteste Tochter mit dem Herzoge von Penthievre den 29. Dec. 1744 zu Versailles vermählet ward, nachdem der König nach seiner Genesung über Straßburg, wohin sie ihn von Metz aus begleitet hatte, von seinem Feldzuge wieder zurückgekommen war. A. 1753 folgte sie dem Könige mit dem ganzen Hofe nach Compiegne, kriegte aber daselbst im Julio einen so bösen Hals, daß, da sie zugleich Blut auswarf, man sie in Lebensgefahr zu sein glaubte, doch aber wieder genaß. Dagegen verließ ihre älteste Tochter, die Herzogin von Penthievre, den 30. April 1754 das Zeitliche. Sie lebte darauf noch über 6 Jahr in Frankreich, ohne ein Verlangen zu bezeugen, zu ihrem Gemahl nach Italien zurückzukehren, bis sie endlich den 19. Januar 1761 zu Paris gestorben, nachdem sich der Sohn des Prinzens von Conty, Graf de la Marche, den 27. Febr. 1759 mit ihrer mittelsten Tochter, Fortunata Maria, vermählt hatte. Der Herzog von Orleans, ihr Neffe, und der Graf von la Marche, ihr Schwiegersohn, machten ihren Todesfall dem Könige in tiefer Hoftrauer kund. Sie hat jederzeit die Galanterie geliebt und deßhalben sich der Aufsicht ihres Gemahls durch den am Französischen Hof genommenen Aufenthalt entzogen. Der Herzog hat auch ihre Entfernung wenig

geachtet, da sie in die Jahre gekommen, die ihn vor der Furcht, sein Haus ohne sein Zuthun vermehrt zu sehen, in Sicherheit setzten."

Von ihrer vierten Enkelin, Louise Elisabeth, geb. 11. Dec. 1709, schreibt die Großmutter: „Mademoiselle de Montpensier kann man nicht häßlich heisen, sie hat eine glatte Haut, hübsche Augen, die Naß ging auch wohl hin, wenn sie nicht zu eng wäre, der Mund ist gar klein, aber mit diesem allen ist es das unangenehmste Kind so ich mein Leben gesehen, in allem, in Manieren, in Reden, in Essen, in Trinken. Es macht einem recht ungeduldig, wenn man sie sieht, hab wohl keine Thränen vergossen, noch sie auch nicht, wie wir uns adieu gesagt haben." Die Erziehung hatte nichts gethan, um den Nachtheil, in welchem Louise Elisabeth, ihren Schwestern gegenüber, sich befand, auszugleichen. »Madame la duchesse d'Orléans laissait à cet égard ses enfans dans un abandon à peine excusable pour des familles indigentes. Mademoiselle de Montpensier, que les combinaisons politiques du cardinal Dubois portèrent jeune au trône d'Espagne, eut surtout à souffrir de cette coupable indifférence. J'ai lu le catalogue des livres qu'elle emporta en Espagne; tous étaient des rapsodies de la plus plate mysticité, et tels que les aurait choisis une vieille servante imbécille.«

Unmittelbar vor der feierlichen Anwerbung, die Abth. III. Bd. 2. S. 352—355 beschrieben, wurde die Prinzessin getauft, „hernach wird sie unterricht werden und communiciren, und nach ihrer Communion die Confirmation empfangen." — »Le 18. novembre 1721 au matin, le maréchal de Villeroy vint de la part du roi complimenter mademoiselle de Montpensier, puis la ville de Paris, après quoi elle monta dans un carrosse du roi avec M. le duc d'Orléans sur le derrière, le duc de Chartres et la duchesse de Ventadour sur le devant, et aux portières la princesse de Soubise et la comtesse de Cheverny, gouvernante de la princesse. Elle était accompagnée d'un détachement de gardes du corps jusqu'à la frontière, et de force carrosses pour sa suite. Le duc d'Orléans et le duc de Chartres la conduisirent deux lieues, puis s'en revinrent à Paris.« —

„Den 18. Nov. brach die neue Braut von Paris auf. Man sagt der König habe ihr vor 800,000 Livres Diamanten und andere Kleinodien, der Herzog aber, ihr Vater, vor 500,000 Livres geschenkt; auch wären 40 Habite von den reichsten Stoffen, deren einige die Elle 500 Livres gekostet, gemacht worden. Es wollte auch verlauten, als ob sie über die jetztgedachten Juwelen noch einen Brautschatz von zwei Millionen Thalern bekommen hätte, welches, ob es wahr, wir dahin gestellt sein lassen. Es ereigneten sich bei ihrer Abreise allerhand Dinge, die von den Leuten vor böse Vorbedeutungen gehalten wurden. Gleich den ersten Tag bei ihrem Aufbruche von Paris brach ein Rad an der Carosse entzwei, worinen die Prinzessin saß, und des Abends, da man in dem ersten Nachtlager speisen wollte, waren alle Speisen verdorben. Ferner hatten die Domestiquen einen Kasten vergessen, worinen sich mehr als vor 20,000 Thlr. Brabanter Spitzen befunden; zu geschweigen, daß die Spitzbuben auf dem Wege zwei Coffres abschnitten, die voller Kostbarkeiten waren. Ob man nun gleich diese Begebenheiten vor zufällig hält, so hat doch der Ausgang gelehret, daß diese Ehe vor die Prinzessin nicht glücklich gewesen."

Auf der Fasaneninsel sollte die Prinzessin gegen die Infantin, die dem König von Frankreich bestimmte Braut, ausgewechselt werden. »Tout enfin étant réglé et prêt pour l'échange, l'infante partit le 9. janvier 1722 d'Oyarsun, et mademoiselle de Montpensier de Saint-Jean-de-Luz, avec chacune tout leur accompagnement; et elles se trouvèrent en même tems vis-à-vis l'île des Faisans, où elles entrèrent en même temps. Elles n'y demeurèrent que ce qu'il fallait pour les compliments réciproques et les choses nécessaires pour l'échange, en sortirent en même temps; l'infante menée par le prince de Rohan, et mademoiselle de Montpensier par le marquis de Santa-Cruz. Elles couchèrent, l'une à Saint-Jean-de-Luz, l'autre à Oyarsun, et poursuivirent le lendemain leur voyage. La pauvre reine douairière d'Espagne (Karls II. Wittwe, des Kurfürsten Franz Ludwig von Trier Schwester,) s'épuisa pour elles en présents magnifiques de pierreries et de bijoux, à leur passage

à Bayonne; et par une prostitution de flatteries qu'elle apprenait de ses extrêmes besoins, elle voulut traiter mademoiselle de Montpensier en princesse des Asturies, et comme si elle eût déjà été mariée. Elle lui donna un fauteuil et la visita chez elle. Pendant la séance du fauteuil, les duchesses passèrent dans un autre endroit avec la camarera mayor de la reine. Je me servis de tout ce que cette pauvre reine avait fait, pour toucher le roi et la reine d'Espagne pour lui procurer quelques secours sur ce qui lui était dû, qui était fort considérable et fort en arrière, et j'en obtins enfin un payement assez gros; mais ce fut tout, et je ne pus en obtenir depuis. Bayonne passé, le prince de Rohan, dont la magnificence avait été sans table et momentanée, prit la poste et gagna Paris, où il rendit compte de ce qui s'était passé, et de ce qu'il avait vu ou voulu voir de l'infante. Le marquis de Santa-Cruz dépêcha quelqu'un à Lerma, et ne vint qu'avec mademoiselle de Montpensier, qui se trouva seule entre les mains des Espagnols, sans aucune dame, ni femmes ni domestiques français, dont aucun, sans exception, passa la Bidassoa, comme on en était sagement convenu.«

Die Trauung erfolgte zu Lerma, 21. Januar 1722. »Je me mis à côté du carreau du roi, à droite toute au bord, en dehors du tapis, et je m'amusai là mieux que je ne m'y étais attendu. Le cardinal Borgia, pontificalement revêtu, était au coin de l'épître, le visage tourné à moi, apprenant sa leçon, entre deux aumôniers en surplis, qui lui tenaient un grand livre ouvert devant lui. Le bon prélat n'y savait lire; il s'efforçait, lisait tout haut et de travers. Les aumôniers le reprenaient, il se fâchait et les grondait, recommençait, était repris de nouveau, et se courrouçait de plus en plus, jusqu'à se tourner à eux et à leur secouer le surplis. Je riais tant que je pouvais, car il ne s'apercevait de rien, tant il était occupé et empêtré de sa leçon. Les mariages en Espagne se font l'après-dînée, et commencent à la porte comme les baptêmes. Le roi, la reine, le prince et la princesse y arrivèrent avec toute la cour, et le roi fut annoncé tout haut. »»Qu'ils

attendent, s'écria le cardinal en colère, je ne suis pas prêt.«« Ils s'arrêtèrent en effet, et le cardinal continua sa leçon, plus rouge que sa calotte et toujours furibond. Enfin il s'en alla à la porte où cela dura assez long-temps. La curiosité m'aurait fait suivre, sans la raison de conserver mon poste. J'y perdis du divertissement, car je vis arriver le roi et la reine à leur prie-dieu riant et se parlant, et toute la cour riant aussi. Le nonce arrivant à moi me marqua sa surprise par geste, et répétant: »»Signor, signor!«« et moi, qui avais résolu de n'y rien comprendre, je lui montrai le cardinal en riant, et lui reprochai de ne l'avoir pas mieux instruit pour l'honneur du sacré collége. Le nonce entendait bien le français et l'écorchait fort mal. Cette plaisanterie et l'air ingénu dont je la faisais, sans faire semblant des démonstrations du nonce, fit si heureusement diversion qu'il ne fut plus question d'autre chose, d'autant plus que le cardinal y donna lieu de plus en plus en continuant la cérémonie, pendant laquelle il ne savait ni où il en était, ni ce qu'il faisait, repris et montré à tous moments par ses aumôniers, et lui bouffant contre eux, en sorte que le roi ni la reine ne purent se contenir, ni personne de ce qui en fut témoin. Je ne voyais que le dos du prince et de la princesse à genoux, chacun sur un carreau, entre le prie-dieu et l'autel, et le cardinal en face qui faisait des grimaces du dernier embarras. Parmi ce divertissement que ce pauvre cardinal donnait à tout ce qui le voyait, je remarquai un contentement extrême dans le roi et la reine de voir accomplir ce mariage.«

An demselben Abend erhoben sich König und Königin in die Brautkammer, um gegen des Landes Sitte, aber nach dem Wunsche des französischen Gesandten, die Neuvermählten zu Bett zu bringen; es nahm Platz auf der einen Seite des Brautbettes, neben dem Prinzen, der Herzog von Popoli, auf der andern Seite, neben der Prinzessin, die Herzogin von Montellano, es wurden die Bettvorhänge vollständig zurückgeschlagen, die Doppelthüren geöffnet, daß der gesamte Hof in die Brautkammer wogen konnte. Eine volle Viertelstunde wurde der Menge ver-

stattet, des noch nie gesehenen Anblicks zu genießen; sie durfte bleiben, bis die Vorhänge herabgelassen, und Popoli und die Montellano von ihnen umhüllt. Den beiden war es aufgegeben, das Brautpaar auch nicht für eines Gedankens Raum aus den Augen zu lassen, dann, nachdem die Vorzimmer vollständig geräumt, das Aufstehen des Prinzen zu überwachen, und schließlich nach seiner Kammer ihn zu begleiten. Dabei hatte es sein Bewenden bis zum 25. Aug. 1723, an welchem Tage der Prinz von Asturien seinem 17. Jahre eintrat.

So lange hat die Prinzessin nicht gewartet, um in ihrer vollen sinnlosen Halsstarrigkeit sich zu zeigen, die ergab sich vielmehr gleich in den ersten Tagen gelegentlich eines Balls, der ihre Ankunft zu feiern bestimmt, den sie aber, aller Vorstellungen unangesehen, zu besuchen sich weigerte. Auch ein Rothlauf, den die Prinzessin von der Reise mitbrachte, gab den Schwiegereltern viel zu denken, und mußte Saint-Simon, nach ihrem bestimmten Befehl, die Patientin auf ihrem Krankenlager täglich besuchen. »J'entrai dès le lendemain chez la princesse, auprès du lit de laquelle je fus conduit par la duchesse de Montellano. L'érésipèle me parut fort étendu et fort enflammé. Ces dames me dirent qu'il avait gagné la gorge et le cou, et que la fièvre, quoique médiocre, subsistait toujours. On me la fit regarder avec une bougie, quoique je pusse dire pour l'empêcher. J'allai de là chez le roi et la reine qui me faisaient entrer tous les jours en tiers avec eux, depuis le retour de Lerma, pour me parler de la princesse, de chez laquelle je leur dis d'abord que je sortais. Ils se hâterent de me demander comment je la trouvais. Après un peu de conversation sur le mal et les remèdes: »»Vous ne savez pas tout, me dit le roi, il faut vous l'apprendre. Il y a deux glandes fort gonflées à la gorge, et voilà ce qui nous inquiète tant, car nous ne savons qu'en penser.«« Je lui répondis que je comprenais ce qu'il me faisait l'honneur de me faire entendre, et assez pour pouvoir lui répondre que son inquiétude était sans fondement, que je ne pouvais lui dissimuler que la vie de M. le duc d'Orléans n'eût été licencieuse, mais que je pouvais l'as-

surer très-fermement qu'elle avait toujours été sans mauvaises suites; que sa santé avait toujours été constante et sans soupçon; qu'il n'avait jamais cessé un seul jour de paraître dans son état ordinaire; que j'avais vécu sans cesse dans une si grande privance avec lui qu'il eût été tout à fait impossible que la plus légère mauvaise suite de ses plaisirs m'eût échappé, et que néanmoins je pouvais jurer à leurs majestés que jamais je ne m'étais aperçu d'aucune; qu'enfin madame la duchesse d'Orléans avait toujours joui de la santé la plus égale et la plus parfaite, et qu'aucun de tous ses enfants n'avait donné lieu par sa santé au plus léger soupçon de cette nature. Pendant ce discours je remarquai dans le roi et la reine une attention extraordinaire à me regarder, à m'écouter, à me pénétrer, et sur la fin un air de contentement fort marqué.«

Ueberhaupt bezeigten der König, die Königin, der Prinz, der Neuvermählten mehr als Aufmerksamkeit, wahre Herzlichkeit. Sie wußte eine so günstige Stimmung nicht zu erhalten, fand Vergnügen darin, bei jeder Gelegenheit die Sitten des Landes, den Anstand zu verletzen. »Par malheur elle manquait de conseil. Lorsque voyant dans une promenade les Grands qui l'entouraient, le chapeau sur la tête, elle demanda s'il pleuvait; cette question parut le comble de l'inconvenance, mais ce n'était probablement que le tort de l'ignorance où on l'avait laissée du privilège qu'ont les Grands d'Espagne de paraître couverts devant leurs souverains. Le grand défaut de mademoiselle de Montpensier était une ame sèche qui ne sentait nul besoin d'être aimée. Ses délassemens n'offrent que les espiègleries d'un enfant mal élevé. Le plaisir de faire inonder, par des jets d'eau cachés, les personnes qui se promenaient dans les jardins, était sa principale occupation. Elle poussa la plaisanterie plus loin avec sa camarera mayor, femme grave et avancée en âge: elle s'assura de la manière dont s'habillait cette dame, et un jour, lui coupant subtilement un cordon de ses vêtemens, elle fit tomber ses jupes, et la fière comtesse d'Altamira se trouva en chemise au milieu d'un cercle de la cour.

»Si du moins par les charmes de sa vie intérieure elle avait subjugué l'ame de son époux, elle se serait fait pardonner ses torts; mais elle ne parut jamais avoir aucune idée de cette partie de ses devoirs et de ses intérêts. Nul soin, nulle complaisance, nulle délicatesse; ses goûts, ses appétits, ses manières portaient une teinte de crapule populaire. Elle avait puisé, sans doute dans les mauvais exemples des subalternes de la maison de son père, une habitude que favorisa la chaleur du climat de l'Espagne. Elle se plaisait à ne porter ni bas ni jupes; souvent même elle se montrait complètement dépouillée aux yeux de ses femmes.

»Mademoiselle de Montpensier fut dans l'espace d'un mois privée de tout appui personnel par la mort de son père, et portée sur le trône par l'abdication de Philippe V. Les Espagnols, craignant son influence sur un roi de dix-sept ans, travaillèrent à la perdre; et le duc de Bourbon, loin de soutenir en elle la protectrice naturelle des Français, l'enveloppa dans la haine qu'il portait au sang d'Orléans. L'éclat du trône était une épreuve dangereuse pour les défauts de mademoiselle d'Orléans. Le premier incident dont ils furent cause ramena sur la scène un personnage qui avait joué un des principaux rôles dans la conspiration du prince Cellamare; c'était Foucault de Magny, homme d'une tête légère et d'une folle conduite, devenu majordôme de la jeune reine après avoir été gouverneur des infans. La reine n'ayant, suivant son usage, ni bas ni jupes, et vêtue seulement d'une chemise et d'une robe légère, était un jour dans sa chambre, montée sur une échelle; tout à coup elle s'effraie et appelle à son secours; Foucault de Magny, qui a entendu ses cris, arrive, la joint sur l'échelle, et lui aide à descendre, mais la reine se plaint qu'il l'a outragée.« Der Vorfall wurde unterdrückt, Foucault nach Frankreich zurückgeschickt. Der Gesandte, Tessé übernahm seine Vertheidigung, schrieb an den Herzog von Bourbon: »si jamais le pauvre diable de Magny a été sage dans sa vie, c'est dans l'action pour laquelle on le chasse. La reine, pour se faire un mérite qui ne lui a pas réussi, l'accusa d'avoir

été insolent: en vérité, on ne l'est avec ces dames-là que quand elles forcent à l'être.

»Cependant la haine croissait contre mademoiselle de Montpensier. »»La reine, femme de Philippe V. ne peut la souffrir,«« schreibt Tessé, 28. Febr. »Elle m'a dit, nous avons fait une terrible acquisition; elle sera comme ses soeurs, si elle n'est pis (7. April). Voici ce que LL. MM. qui ne mentent point, m'ont dit: il y a plus de quatre mois que le roi Louis leur avait avoué qu'il aimerait mieux être aux galères que de vivre avec une créature qui n'observait nulle bienséance, nulle complaisance pour lui, qui ne songeait qu'à manger et à se montrer toute nue au grand scandale au moins de ses domestiques, et qu'enfin il ne convenait point à une reine d'Espagne de mener le train de vie dont il ne pouvait la corriger, qu'il lui en avait parlé quarante fois et qu'elle n'avait fait que se moquer de ses remontrances (24. Jul.). M. le duc répondait avec joie à ces confidences: »»Je suis charmé que la jeune reine n'ait point de crédit sur le jeune roi. Selon ce que vous me mandez, elle ne songe qu'à son plaisir. Dieu veuille que cela dure!«« Tessé prétendait même que le mariage n'avait point été consommé, et il n'attribuait la cohabitation des époux qu'à la crainte de l'inquisition qui n'aurait pas manqué de frapper d'anathème la désertion de la couche royale. M. le duc faisait des objections que le maréchal réfutait; mais le problème se traitait avec une licence qui m'interdit toute citation.

»Le roi Louis et son épouse vinrent passer quelques jours à Saint-Ildéphonse, et l'aspect de cette pieuse retraite n'engagea point la jeune femme à mettre plus de modestie dans ses goûts. Dès le lendemain de son arrivée, elle parcourut les jardins dans son hardi négligé, et Philipp V. la vit de sa fenêtre au moment où un coup de vent l'exposa de la manière la plus indécente aux regards d'une foule d'ouvriers. Ce prince, surmontant sa timidité naturelle, lui adressa une vive réprimande; la reine affecta du repentir, et revint à Madrid plus indocile que jamais. Sa conduite, observée avec attention,

donna lieu à de honteuses découvertes: »»Il y avait quasi tous les soirs une petite fondation de litanies entre la reine et trois ou quatre camaristes. Ces pieuses litanies étaient composées de tout ce qu'il y a d'ordures les plus libres et d'expressions les plus significatives. Je ne crois pas que ceux ou celles qui les ont composées, s'en vantent; mais il y avait régularité à les réciter (Tessé, 10. Jul.).«« Les écoliers s'amusent d'un jeu où chacun, ayant les bras et les jambes assujettis par un petit bâton, cherche à renverser ses camarades; la plaisanterie consiste dans les efforts impuissans que fait pour se relever celui qui est tombé. C'est de ce jeu puéril, mais dont le nom est peu décent, que le maréchal de Tessé parle dans le passage suivant: »»N'avez vous jamais entendu parler d'un jeu qui s'appelle . . . . ? On a trouvé la reine avec deux ou trois camaristes qu'elle avait fait mettre toutes nues, et elle aussi, qui jouaient à ce beau jeu-là. Il n'y a jour qu'il ne se passe quelque gentillesse de cette nature.«« Ces étourderies répétées lassèrent la patience de la famille royale, et le 4. juillet la reine fut conduite du Buen-Retiro, qu'elle habitait, au palais de Madrid, où elle resta six jours en réclusion; mais le 10., ayant été menée à la promenade, elle fut rencontrée par le roi, qui l'embrassa tendrement, la ramena dans son carrosse au Buen-Retiro, et lui fit don d'un superbe diamant pour la consoler d'une mortification qu'elle avait peu sentie. On punit les camaristes plus sevèrement, et de vingt-quatre leur nombre fut réduit à sept.«

Eine in Deutschland verbreitete Relation von dem Ereignisse zu S. Ildefonso spricht ebenfalls von den mancherlei Unvorsichtigkeiten der jungen Königin, versichert namentlich, daß sie mit einem Niederländer, dem Marquis von Aiseaux, in einem strafbaren Verhältnisse gestanden habe, und daß dieser deshalb heimlich abgeschlachtet worden. Doch fanden sich auch, vorzüglich im Ausland, Vertheidiger gegen solchen bösen Leumund, insbesondere gerieth darüber der berühmte Bonneval in solchen Zorn, daß er sich gegen den Marquis de Prié, der Namens des Prinzen Eugen die Niederlande regierte, und in dessen Salon

dergleichen Reden geführt worden, bis zu den härtesten Ausdrücken vergaß, welches für ihn Arrest zur Folge hatte, und all das fernere Unglück, wodurch er dahin gebracht, den Turban nehmen zu müssen. Noch wurde für und gegen die Königin von Spanien gesprochen, als sie am 14. Jul. 1724, bei der Rückkehr von einer Spazierfahrt, den Befehl fand, das Schloß in Madrid zu beziehen, und den Buenretiro, des Hofes gewöhnlicher Aufenthalt, nicht mehr zu betreten. Dazu sollte eben der Auftritt in S. Ildefonso Veranlassung gegeben haben. Dort befand sich die junge Königin mit ihrem Gemahl zum Besuch. Am Abend lustwandelte sie in dem Garten. Ein Springbrunnen, dessen Kühle an dem heißen Tag ihr zumal erquicklich scheinen mochte, verführte sie; Strümpfe und Schuhe ließ sie sich ausziehen, um mit den Knien im Wasser zu plätschern. Die beiden Könige wurden deß von einem Balcon aus Zeugen, und fanden für eine Königin von Spanien das Bad dermaßen ärgerlich und unanständig, daß sofort Befehl erging, die Sünderin nach Madrid und in Arrest zu bringen. Anfangs ziemlich streng, wurde er doch bald gemildert, und nach wenigen Tagen erfolgte eine de- und wehmüthige Abbitte, die vollständige Versöhnung, die jedoch mit der Entfernung von siebenzehn Kammerfrauen und von einigen Hofcavalieren, „welche im Umgang mit den Hofdamen einen allzufreien Geist blicken ließen, erkauft werden mußte, auch wurde ein italiänischer Abbate, der sich durch seine Liebesgedichte empfohlen hatte, des Landes verwiesen."

König Ludwig starb den 31. Aug. 1724, an den Kinderblattern. »La jeune reine n'avait point eu cette maladie, et il n'était pas impossible qu'elle fût alors enceinte. On ferma les yeux sur ces motifs de la soustraire à la contagion, et on l'obligea de ne pas s'éloigner du malade.« Es schreibt auch am 30. Aug. die Herzogin von San-Pietro: »Il n'y a rien que l'on n'ait fait pour faire prendre à la jeune reine la petite vérole.« Sie wurde in der That von der Krankheit ergriffen, ohne ihr doch zu erliegen. Es schreibt Tessé, 2. Nov.: »J'ai trouvé sa personne très-grandie, plus négligée et plus malpropre qu'une servante de cabaret.« Großes Leid hat sie um

den Verstorbenen nicht empfunden. »Mademoiselle de Montpensier fut bien aveugle si elle ne regretta pas vivement son époux, car elle perdit en lui son seul protecteur. Trois jours n'étaient pas écoulés, que Philippe V. et la reine se livraient contre elle à des emportemens si injurieux qu'il est impossible de n'y pas reconnaître le fiel de la prévention et de la calomnie. »»Tout de suite, écrit Tessé, le roi et la reine m'ont conté que, depuis la mort du roi Louis, la jeune reine avait été dans des transports de joie, et d'une conduite si extraordinaire, que la bienséance ne me permet pas de répéter les choses effroyables qu'ils m'ont dites... Ce sera, m'a répliqué la reine, une bonne nouvelle, et pour la France et pour l'Espagne, quand un beau jour on viendra nous dire que la reine est grosse, qu'elle à accouché, et qu'elle court le bon bord. C'est avec douleur que je me sers de ces termes, mais je diminue encore de leur signification.««

Durch die spanische Etiquette war die noch nicht fünfzehnjährige Königliche Wittwe verurtheilt, bis zu ihrem 40. Jahr in einem Kloster den verstorbenen Gemahl zu beweinen. Auf der Herzogin von Orléans Fürbitte gab jedoch Philipp V. zu, daß sie nach Frankreich zurückkehre. Am 15. Mai 1725 trat sie in Gesellschaft ihrer Schwester, der Mademoiselle de Beaujolais die Reise an, am 1. Jul. traf sie zu Vincennes ein, wo das Schloß zu ihrer Aufnahme eingerichtet. »Cette princesse, revenant par la même route qu'elle avait quelques années auparavant parcourue avec tant de pompe, se serait vue abandonnée sur la frontière, si sa mère ne lui eût à la hâte envoyé ses propres équipages, parce que M. le duc, pour mettre le comble à ses mauvais procédés, avait contremandé les voitures de la cour. C'est ainsi qu'elle termina dans sa seizième année le rêve incohérent de sa royauté, dont il ne lui resta en France que l'ennui d'un dignité sans pouvoir, et le ridicule d'une garde couverte de haillons.« Zu Vincennes empfing sie einen Besuch von Ludwig XV. Im Hinfahren äußerte der Monarch: „Ich für meine Person rede wenig, eine Königin von Spanien redet gar nicht, wie man versichert, wir werden

uns daher wohl nicht lange belästigen.“ Einige Zeit hernach stattete auch die Königin bei dem König von Frankreich Besuch ab. Ihre Leibwache besetzte alle Posten zu Versailles, indem den französischen Wachen Befehl gegeben, zu weichen.

Später bewohnte die Königin im Luxembourg die Gemächer, so ihre Schwester, die Herzogin von Berry eingehabt, und gleich dieser suchte sie nicht selten geistlichen Trost bei den Carmelitessen der Straße von Grenelle. In den ersten Jahren war sie von einem zahlreichen Hofstaat umgeben, sie selbst unermüdet im Dienste der Eitelkeit: »elle vécut d'une pension considérable et mal payée; fut le jouet de ses propres domestiques protégés par l'Espagne,« mit der Zeit aber nahm ihr Gemüth eine veränderte Richtung. Sie beschränkte ihre Hofhaltung und versank nach und nach in alle die Andachtsübungen, welche von einer Königin von Spanien, wollte sie anders ihren Ruf bewahren, gefordert zu werden pflegten. Sie lebte höchst eingezogen, besuchte fleißig die Kirchen, unterwarf sich einer ungemein strengen Hausordnung. In der letzten Fastenzeit aß sie nur Hülsenfrüchte, trank sie nur Wasser, während sie zugleich die Uebungen der Andacht verdoppelte. Eine solche Lebensart stimmte aber keineswegs zu ihrem Körperbau, und ein zurückgetretenes Podagra, dem sich die Brustwassersucht gesellte, machte am 16. Jun. 1742 ihrem Leben ein Ende. Sie wurde in der Pfarrkirche von St. Sulpice beigesetzt, das Herz durch einen Courrier nach Spanien getragen. »Elle mourut sans avoir été ni aimée ni heureuse. Sa réputation équivoque fut plutôt la peine d'une enfance mal dirigée que de vices réels. Je suis porté à croire le maréchal de Tessé, lorsque, dans un moment d'impartialité il dit d'elle: »»La jeune reine est un papier blanc mal plié«« (15. Jan. 1725). Universalerbe ward der Bruder, der Herzog von Orléans, dem durch diesen Sterbfall eine Jahresrente von 207,900 Livres zufiel, ungerechnet die 100,000 Livres, so er jährlich an sie zu bezahlen gehabt. Dagegen hatte er ihre Schulden, 800,000 Livres, zu übernehmen. Von dem König von Frankreich bezog sie eine Pension von 200,000 Livres.

Die fünfte von des Herzogs von Orléans Töchtern, Philippine Elisabeth Mademoiselle de Beaujolais, war den 18. Dec. 1714 geboren. »Cette princesse avait reçu de la nature une ame tendre et un extérieur charmant. Envoyée dès son enfance à la cour de Madrid (sie traf daselbst den 3. Febr. 1723 ein), pour y attendre l'époque de son mariage avec don Carlos, elle y trouva des moeurs sombres, la haine de son nom et des préventions défavorables,« welche zu verstärken, der neue Premier-Minister, der Herzog von Bourbon, in seinem Hasse gegen alle Orléans eifrigst beflissen. »Mademoiselle de Beaujolais, contre laquelle il conspirait, était alors une enfant de dix ans, dont la sensibilité animait une figure angélique. Tessé la peint avec sa partialité ordinaire: »»La petite infante destinée à don Carlos est bien la plus jolie petite créature que l'on puisse voir. Si Dieu n'y met la main, elle paraît avoir les inclinations qu'avait mademoiselle de Berry.«« Als Ludwigs XV. Braut, die Infantin zurückgeschickt wurde, mußte die arme Mademoiselle de Beaujolais die Beleidigung entgelten, auf der Stelle Spanien verlassen, ohne daß ihr erlaubt wurde, von König und Königin, oder aber von dem Infanten, der ein Kind von neun Jahren nur, gleichwohl die Trennung schmerzlich empfand, Abschied zu nehmen; unterwegs traf sie zusammen mit ihrer ebenfalls auf der Heimreise begriffenen Schwester, der Königin. »La princesse, lorsque des raisons politiques determinèrent son retour en France, versa beaucoup de larmes. Le besoin de s'attacher était si puissant dans son coeur, qu'il fallut, pour ainsi dire, l'arracher de ce triste séjour. Le développement de sa beauté et de ses qualités aimables aurait pu lui procurer un établissement en France. Elle fut recherchée par M. le duc, par le comte de Clermont, par le prince de Conti, et même par le comte de Charolais. On espérait adoucir par le mariage le naturel farouche de ce dernier.

»Mademoiselle de Beaujolais éloigna ces diverses propositions, et le motif de son refus n'était pas un mystère: elle avait accoutumé son enfance à regarder don Carlos comme son

époux, et il n'était pas donné à cette ame si aimante d'oublier ses premières impressions. La bourrasque qui avait rompu ce doux projet lui semblait un obstacle passager prêt à finir. La duchesse d'Orléans partageait la même espérance, et saisissait avec avidité les occasions de la fortifier,« wie sich das namentlich aus einem Schreiben an den Cardinal von Fleury, Dec. 1730 ergibt. Darin spricht sie den lebhaften Wunsch aus, daß der neue Gesandte am Hof von Madrid, Graf Rothenburg, das Heurathsproject wieder aufnehme. »Cette tentative n'eut point alors de suite; mais deux années après, l'infant don Carlos ayant pris possession du duché de Parme, le cabinet de Versailles y envoya résider le marquis de Bissy: on pense bien que le mariage de l'infant n'y était par la moindre des matières spéculatives. La maison de Lorraine se montrait la plus empressée à offrir une de ses princesses, et la cour de France la plus attentive à contrarier cette alliance. La reine d'Espagne continuait à espérer la main d'une archiduchesse, et notre ministère s'en inquiétait peu, parce qu'il ne doutait pas alors que ce ne fût un rêve dont l'Autriche berçait malignement cette femme ambitieuse.

»C'est dans ces circonstances que Bissy reçut une confidence secrète du médecin de l'infant. Ce jeune prince n'avait pas été moins fidèle que mademoiselle de Beaujolais à leur première amitié; cette princesse était l'occupation de ses journées et le tourment de ses nuits. Il conservait avec idolâtrie une bague qu'elle lui avait donnée à Madrid, et y portait fréquemment des regards mouillés de larmes: enfin, c'était par son ordre que Bissy était conjuré de hâter une alliance que désiraient d'ailleurs tous les Espagnols venus à Parme. Cette passion concentrée n'étonnera point dans un jeune homme contraint par une austère discipline, et uniquement entouré de moines et de courtisans dévots, chargés par le roi et la reine d'Espagne de prolonger son enfance; aussi l'année suivante la visite du maréchal de Villars fut un plaisant scandale; car le vieux général, prenant en pitié l'air contrit de l'infant, se mit à dérider ce pauvre anachorète par les propos gaillards

d'un militaire. A ce nouveau langage, et surtout à la joie criminelle qu'en témoigna le prince, on vit frémir et se hérisser toute cette cour de pédagogues.

»La chaleur avec laquelle Bissy embrassa cette affaire ne gagna pas le ministère français. Un cardinal octogénaire devait être lent à s'émouvoir pour un amour romanesque. Tout en répondant à l'ambassadeur qu'il verrait sans peine le mariage de mademoiselle d'Orléans avec le duc de Parme, il lui enjoignit de ne faire aucune démarche, et lui recommanda désormais une extrême réserve pour les confidences de cette nature; il prévoyait que le moindre indice d'une telle intrigue paraîtrait à la reine d'Espagne une entreprise contre son autorité, et il craignait par-dessus tout cette princesse turbulente et jalouse, qui depuis sept ans était l'épouvantail de sa vie et le fantôme qui troublait son sommeil; mais bientôt, à l'occasion de la vacance du trône de Pologne, la guerre éclata en Italie, et l'on mena don Carlos à la conquête de Naples. Mademoiselle de Beaujolais vit trop bien que ce nouveau cours d'évènemens entraînait la seule espérance qui l'attachait à la vie. Cette tendre fleur tomba le 21. mai 1734, laissant de vifs et justes regrets; elle n'avait pas encore vingt ans.« Sie starb eigentlich an den Blattern. Ihre jüngste Schwester, Elisabeth Franzisca (alias Louise Diana) Mademoiselle de Chartres, geb. 27. Juni 1716, wurde am 22. Januar 1732 dem Prinzen Ludwig Franz von Conty angetraut, und starb an einem bösartigen Frieselfieber, 26. Sept. 1736. »Elle mourut jeune et inconnue.«

Von den Enkelinen kehre ich zur Großmutter zurück. Gelegentlich des Todesfalles des Großdauphin, 9. April 1711, werden von ihr Dinge berichtet, welche, gleich der Scene mit der Maintenon, wohl annehmen lassen, daß sie, der vielfältig angerühmten Hochherzigkeit und Biederkeit unbeschadet, wohl auch Comödie zu spielen verstand. »Madame, rhabillée en grand habit, arriva hurlante, ne sachant bonnement pourquoi ni l'un ni l'autre, les inonda tous de ses larmes en les embrassant, fit retentir le château d'un renouvellement de

cris, et fournit un spectacle bizarre d'une princesse qui se remet en cérémonie, en pleine nuit, pour venir pleurer et crier parmi une foule de femmes en déshabillé de nuit, presque en mascarade. — Madame, qui avait peine à fournir à la dépense de son grand état avec 400,000 livres de rente, demanda du secours au roi, qui avec excuses du peu lui donna 48,000 livres d'augmentation,« 1713.

Nur eben mit der Regentschaft bekleidet, »le Régent alla droit du Palais à Versailles, parce qu'il était fort tard, et qu'il voulait voir le roi avant qu'il se couchât, comme pour lui rendre compte de ce qui s'était passé. Il y reçut les compliments forcés des deux vieux amants, et de là s'en alla chez Madame. Elle fut au devant de lui l'embrasser, ravie de joie, et après les premières questions et conjouissance, elle lui dit qu'elle ne désirait rien autre chose que le bonheur de l'état par un bon et sage gouvernement, et sa gloire à lui; qu'elle ne lui demandait jamais rien qu'une seule chose qui n'était que pour son bien et son bonheur, mais qu'elle lui en demandait sa parole précise: c'était de n'employer jamais en rien du tout, pour peu que ce fût, l'abbé Dubois, qui était le plus grand coquin et le plus insigne fripon qu'il y eût au monde, ce dont elle avait mille et mille preuves, qui, pour peu qu'il pût se fourrer, voudrait aller à tout, et le vendrait lui et l'état pour son plus léger intérêt. Elle en dit bien d'autres sur son compte, et pressa tant M. son fils qu'elle en tira parole positive de ne l'employer jamais.« Den 6. Sept. 1715 stattete der Herzog von Orléans der Madame de Maintenon in St. Cyr seinen Besuch ab. »Madame la fut voir aussi le même matin sur les onze heures. Pour elle, on a vu qu'elle lui dut tout à la mort de Monsieur, et Madame lui devait au moins cette marque de reconnaissance.

»On vit à la cour des nouveautés singulières, qui en produisirent bientôt après de plus étranges. Rien n'égalait l'orgueil de madame la duchesse de Berry, et son empire sur l'esprit de M. le duc d'Orléans était toujours le même, quoique peu mérité. Elle se mit en tête de vouloir avoir un capitaine



des gardes. Jamais fille de France n'en avait eu. C'était un honneur inconnu même aux reines-mères et régentes, jusqu'à la dernière, mère de Louis XIV., qui en eut un. Madame n'y avait jamais songé, et M. le duc d'Orléans résista d'abord à cette fantaisie, mais il y céda bientôt, et voulut en même temps que Madame en eût un, puisqu'elle était de même rang que la duchesse de Berry, et il se chargea de le payer, parce que Madame, dont la maison était grosse, et les revenus ne l'étaient pas, n'en voulut pas faire la dépense. Elle choisit Harling, gentilhomme allemand (ohne Zweifel ein Sohn jener Frau von Harling, welche der Herzogin Erzieherin gewesen), qui avait été nourri son page, dont elle affectionnait la personne et la famille, qui était lieutenant général, et qui s'était distingué à la guerre. Il était fort honnête homme d'ailleurs, doux et simple, avec de l'esprit, et le même qui fit avec Peri cette belle et singulière retraite d'Hagenau, après l'avoir bien défendu. Madame n'eut point de compagnie de gardes, et continua de se servir de ceux de M. le duc d'Orléans. La duchesse de Berry, qui n'avait que peu de gardes et point de compagnie, en voulut une, dont elle donna la lieutenance à Riom, et l'enseigne au chevalier de Courtaumer. J'entre dans ce bas détail, parce que c'est ici la première fois qu'on ait ouï parler de Riom.

»Le duc d'Orléans avait de la comédienne Florence un bâtard qu'il n'a jamais reconnu et à qui néanmoins il a fait une grande fortune dans l'église. Il le faisait appeler l'abbé de Saint-Albin. Madame, si ennemie des bâtards et de toute bâtardise, s'était prise d'amitié pour celui-là avec tant de caprice, qu'à l'occasion d'une thèse qu'il soutint en Sorbonne, elle y donna le spectacle le plus scandaleux et le plus nouveau, et en lieu où jamais femme, si grande qu'elle pût être, n'était entrée ni ne l'avait imaginé. Telle était la suite de cette princesse. Toute la cour et la ville furent invitées à la thèse et y affluèrent. Conflans, premier gentilhomme de la chambre de M. le duc d'Orléans, en fit les honneurs, et tout s'y passa de ce côté-là comme si M. le duc de Chartres l'eût soutenue.

Madame y alla en pompe, reçue et conduite à sa portière par le cardinal de Noailles, sa croix portée devant lui. Madame se plaça sur une estrade qu'on lui avait préparée, dans un fauteuil. Les cardinaux, évêques et tout ce qui y vint de distingué se placèrent sur des siéges à dos, au lieu de fauteuils. Le duc et la duchesse d'Orléans furent les seuls qui n'y allèrent pas. Cette singulière scène fit un grand bruit dans le monde.«

Im Winter 1719 wurde die Herzogin erfreut durch einen Besuch von Seiten ihres Schwiegersohns, des Herzogs Leopold von Lothringen. Dem hatte sie ihre einzige Tochter Elisabeth Charlotte Mademoiselle de Chartres vermählt, 13. Oct. 1698. »Après la paix et la restitution convenue de M. de Lorraine dans ses états, son mariage fut résolu avec Mademoiselle. Sa dot fut réglée à 900,000 livres du roi comptant en six mois; et 400,000 livres, moitié de Monsieur, moitié de Madame, payables après leur mort; et 300,000 livres de pierreries, moyennant quoi pleine renonciation à tout, de quelque côté que ce fut. Couronges vint tout régler pour M. de Lorraine, puis fit la demande au roi, ensuite à Monsieur et à Madame, et dans la suite présenta à Mademoiselle, de la part de son maître, pour 400,000 livres de pierreries.« — „Schreibt mir doch," äußert die Mutter gegen die Raugräfin Louise, 10. Nov. 1697, „schreibt mir doch, wie der Herzog von Lothringen aussieht und was vor einen humor er hat, Ihr sagt zwar, daß er viel gedanzt hat, aber nicht ob er wohl danzt und gute Mienen hat." Am 10. Oct. 1698 äußert sie: „Haben den courrier hier gefunden mit meiner Tochter Heurathsdispense, also wird ohnfehlbar das Beilager bis Montag sein, gehen selben Tag gleich nach Paris und zwei Tag hernach wird sie weg. Ihr könnt leicht gedenken, liebe Amelise, daß mir das Herz jetzt schwer ist, und daß ich näher bei dem Weinen als bei dem Lachen bin, denn mein Tochter und ich haben einander nie quittirt, werden aber nun wohl vor lange Zeit geschieden sein." Dagegen heißt es bei Saint-Simon: »Mademoiselle fut ravie de se voir délivrée de la dure férule de Madame. Les derniers jours avant son départ, elle pleura de la séparation de tout ce qu'elle

connaissait; mais on sut après qu'elle s'était parfaitement consolée dès la première couchée, et que du reste du voyage il ne fut plus question de tristesse.

»Le dimanche 12. octobre, sur les six heures du soir, les fiançailles se firent dans le cabinet du roi, en présence de toute la cour, et du roi et de la reine d'Angleterre, par le cardinal de Coislin, premier aumônier. Madame la grande-duchesse porta la queue de Mademoiselle. M. d'Elbeuf en pourpoint et en manteau lui donnait la main, et signa le dernier de tous le contrat de mariage. Le roi et la duchesse de Bourgogne séparément avaient été voir Mademoiselle avant les fiançailles, et il y eut beaucoup de larmes répandues. Les rois et toute la cour entendirent le soir une musique. Mademoiselle ne parut plus de tout le reste du jour après la cérémonie, et la passa à pleurer chez elle, au grand scandale des Lorrains. Le lendemain sur le midi toute la cour s'assembla chez la reine d'Angleterre, comme cela se faisait tous les jours, tant qu'elle était à Fontainebleau tous les voyages. Les princesses n'y osaient manquer, Monseigneur et toute la famille royale pareillement, et madame de Maintenon elle-même et toute habillée en grand habit. On y attendait le roi, qui y venait tous les jours prendre la reine d'Angleterre pour la messe, et qui lui donnait la main tout le chemin en allant et revenant, et faisant toujours passer le roi d'Angleterre devant lui. Ce ne fut donc ce jour-là que le train de vie ordinaire, si ce n'est que Mademoiselle y fut amenée par le duc d'Elbeuf, vêtu comme la veille.

»Un moment après qu'elle y fut arrivée, on alla à la chapelle en bas, où M. le duc de Chartres alla et demeura; mais ce fut inutilement pour son rang. Mademoiselle n'y pouvait être dans le sien. Elle était entre le prie-dieu du roi et l'autel, sur un fort gros carreau, à la droite duquel il y en avait un fort petit pour M. d'Elbeuf, représentant M. de Lorraine. Le cardinal de Coislin dit la messe et les maria, aussitôt après laquelle on se mit en marche, dans laquelle les princes allaient, comme tous les jours, devant le roi, et les

princesses derrière. A la porte de la chapelle, le roi, le roi et la reine d'Angleterre et les princesses embrassèrent madame de Lorraine et l'y laissèrent. M. d'Elbeuf la ramena chez elle se déshabiller, et tout fut fini en ce moment. Madame la duchesse de Chartres demeura à la tribune, quoique tout habillée. C'était elle dont le rang eût été marqué, en revenant le long de la chapelle, au-dessus de madame de Lorraine, ce qui fut évité par là.

»La ville, mais sans le gouverneur, alla saluer madame de Lorraine au Palais-Royal. Elle en partit le jeudi 16. octobre, dans un carrosse du roi, dans lequel montèrent avec elle madame de Lillebonne, chargée de la conduire, ses deux filles, mesdames de Maré, de Couronges et de Rathsamhausen, une Allemande, favorite de Madame, et mère d'une de ses filles d'honneur. Desgranges, maître des cérémonies, l'accompagna jusqu'à la frontière, et elle fut servie par les officiers du roi. A Vitry, où elle coucha, M. de Lorraine vint, inconnu, voir souper madame la duchesse de Lorraine; puis alla chez madame de Lillebonne qui le présenta à madame son épouse. Ils furent quelque temps tous trois ensemble, puis il s'en retourna.

»En arrivant à Bar, ils furent remariés par des abbés déguisés en évêques, au refus du diocésain qui voulut un fauteuil chez M. de Lorraine. M. le Grand, le prince Camille, un de ses fils, le chevalier de Lorraine et M. de Marsan y étaient déjà. L'évêque d'Osnabruck (der nachmalige Kurfürst Karl von Trier), frère de M. de Lorraine, s'y trouva aussi, et mangea seul avec eux. Ce fut une autre difficulté: comme souverain par son évêché, M. de Lorraine voulait bien lui donner un fauteuil, mais comme à son cadet, il ne lui donnait pas la main. Comme frère, nos Lorrains (die in Frankreich ansässigen Prinzen) lui auraient déféré bien des choses, mais cette distinction du fauteuil les blessa extrêmement. Cela fit bien de la tracasserie, et finit enfin par les mettre à l'unisson. M. d'Osnabruck se contenta d'un siége à dos, et les quatre autres en eurent de pareils, moyennant quoi ils mangèrent avec M. et madame de Lorraine. Ce siége à dos fut étrange

devant une petite-fille de France; les princes du sang n'en ont pas d'autres devant elle; mais il passa, et de là vint que les ducs en prétendirent, lorsqu'ils passèrent depuis par cette petite cour, ce qui fut rare; et que M. de Lorraine en laissa prendre et en prit devant madame sa femme, d'autant plus volontiers, et manger sa noblesse avec elle, que cette confusion ôtait l'égalité marquée avec lui, sans laquelle aucun duc n'eût pu le voir. Ces tracasseries firent que M. le Grand et les trois autres qui avaient compté accompagner M. et madame de Lorraine jusqu'à Nancy, prirent congé d'eux à leur départ de Bar, et s'en revinrent. Madame de Lillebonne et ses filles allèrent avec eux, et y passèrent l'hiver. Le roi ne laissa pas de trouver ce dossier fort mauvais devant sa nièce, et M. d'Elbeuf, qui alla à Nancy quelque temps après que M. et madame de Lorraine y furent établis, en sut bien faire sa cour, et dire au roi qu'il se garderait bien, devant madame de Lorraine, de prendre un autre siége qu'un ployant, qui est ce que les petites-filles de France donnent ici aux ducs et aux princes étrangers. M. le Grand en fut fort piqué.«

Im Anfang war die Ehe ungemein glücklich, am 12. Jan. 1700 schreibt die Herzogin: „Meine Tochter hat das Glück sehr von ihrem Herrn geliebt zu werden, und ihn überaus zu lieben, ich hätte es nicht gemeint, wenn ich es nicht bei Nahem gesehen hätte." Später gerieth der gute Herr auf Abwege, welche anzudeuten, Keyßler kaum den Muth findet. „Unter der vorigen Regierung war der Prince de Craon aus dem Hause Beauveau, in großem Ansehen, und der Herzog unterließ nichts, ihn reich zu machen, zu welchem Ende er ihm nicht nur die Herrschaft Craon, sondern auch die Bedienung von Grand-Ecuyer gab, ihn öfters im Billard und andern Spielen dreißig und mehr tausend Livres auf einmal gewinnen, auch sonst nichts an andern Geschenken ermangeln ließ. Seine Gemahlin kann sich wirklich anitzt noch der Schönheit rühmen, ob sie gleich drei und zwanzig Kinder geboren hat." Ungleich deutlicher spricht sich, ihrer Gewohnheit nach, die Schwiegermutter aus, 20. Oct. 1717: „Meine Tochter macht mich hoffen, daß sie diesen zukünftigen Januari

herkommen solle, aber ich werde es nicht glauben bis ichs sehen werde, denn der Herzog hat einen favoriten, den Mann von seiner maîtresse, der bestiehlt seinen Herrn gottsjämmerlich und fürcht, daß man den hier von ihm desabusiren wird, und begreifen machen, wie der leichtfertige Craon ihn mit seinem Weib gewähren läßt, ihn nur zu betrügen und zu bestehlen."

Die Reise ging aber dennoch vor sich, wie dann die Herzogin schreibt, Sonntag 20. Febr. 1718: „Meine Lothringische Kinder seind vergangen Freitag glücklich hier angelangt. Meine Tochter war in solchen erschrecklichen Freuden, daß sie ganz aus sich selber war. Ich habe sie nicht viel verändert gefunden, aber ihren Herrn abscheulich. Er war vor diesem mit den schönsten Farben, und nun ist er ganz braunroth, und dicker als mein Sohn; ich kann sagen, daß ich so dick und fette Kinder habe als ich selber bin." Umständlich beschreibt Saint-Simon die zu Ehren des herzoglichen Paars angestellten Festivitäten. »Tout ce voyage et tous ces divers délais n'avaient d'objet que l'arrondissement de la Lorraine, dont aucun duc ne gagna jamais tant, si gros ni à si bon marché que celui-ci, et ne fut pourtant jamais si peu considérable. Le duc d'Orléans aimait fort sa soeur, avec laquelle il avait été élevé et vécu jusqu'à son mariage avec le duc de Lorraine. Il avait pour Madame un respect timide, qui opérait une déférence extrême quand elle n'attaquait ni ses goûts ni ses plaisirs, et Madame, qui aimait extrêmement sa fille, avait une passion aveuglément allemande pour le duc de Lorraine, son gendre, pour sa famille, pour sa grandeur. Il était parfaitement bien informé de toutes ces choses; il en avait eu de grandes preuves en son premier voyage. Tout Autrichien qu'il était, il avait eu grand soin de cultiver ces dispositions par toutes les attentions possibles de madame sa femme et de lui même, et il en sut tirer le plus grand parti dans cette régence de M. le duc d'Orléans, dont il ne manqua pas la conjoncture. Ainsi dans le temps le plus mort pour lui, où sans places, sans troupes, environné, enchaîné de toutes parts par la France, il ne pouvait être d'aucun usage à qui que ce soit en aucun temps, il n'en conçut

pas moins le dessein de s'étendre très-considérablement en Champagne, et d'obtenir du roi le traitement d'altesse royale.

»M. de Lorraine, ravi d'aise d'avoir obtenu par-dessus même ses espérances, ne voulut point partir avant l'enregistrement fait au parlement. Mais l'affaire ainsi entièrement consommée, il ne songea plus qu'à s'en aller. Sûre de l'enregistrement dès la veille, la duchesse de Lorraine fut aux Tuileries prendre congé du roi, qui le lendemain vint au Palais-Royal lui souhaiter un bon voyage. Elle fut ensuite dire adieu à la duchesse de Berry au Luxembourg, qui le même soir vint au Palais-Royal l'embrasser encore. Le lendemain 8. avril elle partit avec le duc de Lorraine, qui eut de quoi être bien content et se bien moquer de nous.« „Meine lothringischen Kinder wollen morgen über 3 Tag verreisen," schreibt Elisabeth Charlotte den 10. März 1718, „das Herz wird mir schon ganz schwer drauf; sie wollten Morgen weg, nemlich der Herzog, denn meine Tochter bliebe gern länger da, aber der Herzog wollte Morgen wieder verreisen, ich habe die 8 Tag erbeten.

„Meine Tochter ist nicht lang genug hier geblieben, um daß ihr gut exempel durchdringen könnte. Man hat mich gefragt, wie ich meine Tochter so wohl erzogen hätte, ich hab geantwort, ihr allezeit mit raison zu sprechen, ihr erweisen warum ich eine Sache gut oder übel finde, ihr keine erlaubte Lust zu wehren, aber nie ohne ihre Hofmeisterinen, diesen ernstlich zu befehlen, nicht zu leiden daß weder Manns- noch Weibsperson, welche es auch sein mag, nie ein Wort heimlich mit Ihnen reden mag, Sie nie durch bösen humor zu zürnen, suchen so viel wie möglich Ihnen kein bös exempel zu weisen, die Tugend vor Ihr zu loben, die Laster in gemein zu schelten und Abscheu davor zu weisen, vor mein Tochter den Hofmeisterinen und Kammermägden befohlen mir allezeit zu sagen kommen was vorgeht, zu drohen alle die wegzujagen, so diesem Befehl nicht nachkommen würden — auf diese Weise habe ich meine Tochter erzogen, daß Gottlob, ihr Ruhm weit und breit erschallt."

In dem Schreiben vom 8. Januar 1719 bespricht die Herzogin den Brand des Schlosses zu Lunéville. „Wir haben aber

mal ein neu Unglück, das ganze Schloß zu Lunéville ist rein abgebrennt mit allen meublen den 3ten dieses Monats um 5 Uhr Morgens. Eine baraque ging in Brand, die Leute im Haus wolltens verhehlen, gruben unten nunter und meinten den Brand zu löschen, allein es war nahe an einem Holzhof, der Wind führt die Flamm ins Holz, das brannt gleich an, fuhr ins Balhaus, vom Balhaus ins Dach, und in einer Stund Zeit ist alles abgebrennt. Das ganze garde meuble ist am ersten verbrennt. Man hat die Archiven und Papieren salviren wollen, aber hundert Personen seind darüber verbrennt. Die Schloßcapell auch, so ganz neu gebauet war und gar schön soll gewest sein, ist in Aschen, man rechnet den Verlust von 15 bis 20 Millionen, die Kinder hat man in Decken nackend im bloßen Hemd salvirt und weggetragen. Mein Tochter hat sich in einer Chaisen mit bloßen Beinen wollen wegtragen lassen, allein ihre porteurs zitterten so erschrecklich, daß sie nicht tragen konnten, also mußte meine arme Tochter den ganzen Garten durch im Schnee mit bloßen Füßen gehen, und der Schnee lag 2 Schuh hoch."

Der Relation folgen Betrachtungen über die Veranlassung des Brandes, 2. Febr. 1719: „Morgen habe ich auch noch an meine arme Tochter zu schreiben, die auf alle Weis Trost vonnöthen hat. Es ist eine verfluchte Sach mit den verfluchten maitressen, sie bringen überall Unglück und seind verteufelt. Meine arme Tochter wirds gewahr, die ihrige ist ein bös Weib, die ihren möglichsten Fleiß anwendet Ihr ihren Herrn ganz abzuziehen. Ich wollte nicht schwören, daß sie das Haus zu Lunéville nicht hat abbrennen machen, denn ihr Haß gegen meine Tochter ist viel größer als die Liebe, so sie vor den Herzog hat. Mein Tochter meint, es komme der Brand von der alten Zot her, daß die sie hat verbrennen wollen, um sich an mir und meinem Sohn zu rächen, was ihrem du Maine und seiner Gemahlin geschehen; ich wollte auch davor nicht schwören, denn sie boshaft genug dazu ist." Es ist die arme, gänzlich in die Sorge um ein künftiges Leben versunkene Maintenon gemeint.

Auch die Craon ist fortwährend der Herzogin ein schwerer Stein des Anstoßes: „Meine Tochter liebt ihren Herrn nicht wie die

französische Weiber, sondern von Grund ihrer Seelen, ob er zwar anderwärts sehr verliebt ist. Ich glaube die Craon hat ihm wie die Neydtschen zu Dresden eine Muskatnuß zu fressen geben, denn wenn er sie nicht sieht, ist er in einer solchen Qual, daß er drüber schwitzt. Es ist gewiß etwas übernatürliches. Die Hex hat ihn nur aus interesse lieb, kann sagen, Geld ich hab dich lieb, frägt sonst gar nichts nach ihm. Ihr könnt gedenken, was meine arme Tochter bei diesem allen aussteht, denn die Craon geht hart mit Ihr umb, in Hoffnung sie ungeduldig zu machen, und Ursach zu klagen zu haben, und den Herrn über meine Tochter bös zu machen, daß er sie hassen und unglücklich machen möchte. Denn der Mann und die Frau seind so interessirt und boshaft, und denken den Herzog zu miniren, aber mein Tochter gouvernirt sich mit solcher Behutsamkeit, daß ihr Herr nichts finden kann, sich gegen sie zu erzürnen. — Der Mann von dieser Damen ist der größte Erzschelm so in der Welt zu finden, und ruinirt den Herzog von Lothringen in Grund, zieht alles zu sich. Meine Tochter konnt endlich wohl ihre partie nehmen, was ihres Herrn Lieb anging, aber sie hat ihre Kinder herzlich lieb, und zu sehen daß sie durch den wüsten Hahnrei den Craon ruinirt wird, das betrübt sie und dringt ihr durch die Seel. Sie jammert mich wohl von Herzen, aber es ist ihr nicht zu helfen, sie hätte die Craon nicht zur dame d'honneur nehmen sollen, worauf ein groß déshonneur erfolgt."

Wittwe seit 27. März 1729, bewohnte die Herzogin von Lothringen fortwährend das Schloß zu Lunéville, während sie daneben zu verschiedenen Malen die Regentschaft führte, namentlich in der drangvollen Periode vom 15. April 1731 bis zur Abtretung des Landes. Hierauf verzog sie nach Commercy, welches Fürstenthum mit der vollen Souverainität ihr durch den Vertrag von Versailles, 1. Dec. 1736, für ihre Lebtage zugesichert worden. Sie hatte daselbst einen Kanzler, zugleich Minister, stellte auch ungesäumt den unter dem Namen les Grands-jours bekannten Gerichtshof wieder her. Dabei war ihr Hof ein Zufluchtsort für alle Diener des herzoglichen Hauses, was ihr viele Streithändel mit der neuen Regierung in Lunéville zuzog,

die zwar jedesmal durch französischen Einfluß vermittelt wurden. Die öftern, von Wien aus an sie ergangenen Einladungen, ihre Residenz nach Brüssel zu verlegen, glaubte sie als Ludwigs XIII. Enkelin ablehnen zu müssen. Sie starb zu Commercy, 24. Dec. 1744; kurz vor ihrem Ende hatte sie dem dasigen Hospital zu gut eine bedeutende Stiftung gemacht. „Sie liebet," schreibt Keyßler im J. 1731, „sie liebet das Spiel, Komödien, Spazierenfahren und dergleichen Lustbarkeiten. Gegen die Deutschen hat sie sich niemals sonderlich geneigt bezeiget, da hingegen ihr Gemahl ihnen jederzeit viel Gnadenzeichen erwies. Unter denen Kartenspielen ist Lansquenet dasjenige, welches Madame Royale jederzeit den andern vorgezogen hat; und obgleich solches sowohl als andere Glücksspiele, womit sich öfters junge Leute ruiniren, allenthalben im Lande verboten ist, so spielet man es doch bei Hofe mit itztgedachter Herzogin, und kann dabei ein jeder sein Glück versuchen, ohne daß er vorher seine Ahnen oder adeliche Bedienungen zu beweisen hat."

Mutter und Tochter sahen sich zum letztenmal bei der Krönung Ludwigs XV. »Madame, dont la santé avait toujours été extrêmement forte et constante, ne se portait plus bien depuis quelque temps, et se sentait même assez mal pour être persuadée qu'elle allait tomber dans une maladie dont elle ne relèverait pas. L'inclination allemande qu'elle avait toujours eue au dernier point lui donnait une prédilection extrême pour madame la duchesse de Lorraine et pour ses enfants, par dessus M. le duc d'Orléans et les siens. Elle mourait d'envie de voir les enfants de la duchesse de Lorraine, qu'elle n'avait jamais vus, et se faisait un plaisir extrême de les voir à Rheims, où la duchesse de Lorraine, qui voulait voir le sacre, les devait amener. Madame, se sentant plus incommodée, balança fort sur le voyage qui approchait beaucoup, et voulait devancer le roi à Rheims de plusieurs jours, pour être plus long-temps avec la duchesse de Lorraine, à qui elle avait donné rendez-vous à jour marqué.

»La maréchale de Clerembault croyait avoir une grande connaissance de l'avenir par l'art des petits points (die Punk-



tirkunst); et comme, Dieu merci, je ne sais ce que c'est, je n'expliquerai point cette opération, en laquelle Madame avait aussi beaucoup de confiance. Elle consulta donc la maréchale sur le voyage de Rheims, qui lui répondit fermement: »»Partez, Madame, en toute sûreté, je me porte bien.«« C'est qu'elle prétendait avoir vu par ces petits points qu'elle mourrait avant Madame, qui sur cette confiance alla à Rheims. Elle fut logée dans la belle abbaye de Saint-Pierre avec madame la duchesse de Lorraine, où le roi les alla voir deux fois, et dont une soeur du feu comte de Roucy était abbesse. Madame vit le sacre et les cérémonies de l'ordre du lendemain dans une tribune avec madame la duchesse de Lorraine et ses enfants, dans laquelle le frère du roi de Portugal eut aussi place.« Madame selbst schreibt aus St. Cloud, 5. Nov. 1722: „Ich glaube nicht daß in der weiten Welt was schöneres kann gesehen und erdacht werden, als des Königs Krönung. Meine Tochter ist ein wenig verwundert gewesen, wie sie mich gesehen, denn sie hat mir nicht glauben wollen, hat als gemeint, meine Krankheit wäre nur eine Ausred. Wie sie mich aber in Rheims gesehen, ist sie so erschrocken, daß ihr die Thränen in den Augen kommen seind, hat mich gejammert. Sie hat wohl geschaffene Kinder, ich fürcht aber der ältste (Leopold Clemens Karl, geb. 25. April 1707, gest. 4. Junius 1723) wird ein Ries werden, denn er ist schon 6 Schuh hoch, und doch nur 15 Jahr alt. Die vier andern Kinder seind weder groß noch klein vor ihrem Alter. Der jüngste Prinz, Karl ist, was J. G. S. unser Herr Vatter als pflegt zu sagen, ein wunderlicher Heiliger, das Maul geht ihm nicht zu, und ist allezeit lustig, raisonnirt immer mit seinen Schwestern und recht possirlich, er ist weder hübsch noch häßlich. Der hübschste in meinem Sinn von den 3 Buben ist der mittelste (nachmalen Kaiser Franz I., geb. 8. Dec. 1708). Von den Mädcher ist die jüngste zwar die hübschste, allein die ältste ist so wohl geschaffen, daß man sie doch auch nicht vor häßlich halten kann. Ich wollte Euch von Herzen gern länger entreteniren, ich bin aber leider zu schwach noch dazu."

»Au retour du sacre elle perdit la maréchale de Clerembault, qui mourut à Paris le 27. novembre, dans sa quatre-

vingt-neuvième année, ayant jusqu'alors la santé, la tête, l'esprit et l'usage de tous ses sens comme à quarante ans. Madame fut d'autant plus touchée de la perte de cette ancienne et intime amie qu'elle savait que les petits points avaient toujours prédit qu'elle la survivrait, mais que ce serait de fort peu. En effet, elle la suivit de fort près. L'hydropisie, qui se déclara tard, fit en très-peu de jours un tel progrès qu'elle se prépara à la mort avec beaucoup de fermeté et de piété. Elle voulut presque toujours avoir auprès d'elle l'ancien évêque de Troyes, frère de la maréchale de Clerembault, et lui dit: »»Monsieur de Troyes, voilà une étrange partie que nous avons faite la maréchale et moi.«« Le roi la vint voir, et elle reçut tous les sacrements. Elle mourut à Saint-Cloud, le 8. de décembre 1722, à quatre heures du matin, à près de soixante et onze ans,« daß sie also nur wenige Jahre dessen sich erfreut, was der Gegenstand ihres Schreibens vom 3. Sept. 1719: „Mein Sohn kam vergangenen Freitag her, und machte mich reich. Er fand, daß ich zu wenig Einkommen hätte, hat er mir also von 150,000 Franken vermehrt, und weilen ich Gottlob keine Schulden habe, kommt es mir apropos, um mich die übrige Zeit, so ich noch zu leben habe, à l'aise, wie man hier sagt, zu setzen." — »Elle ne voulut point être ouverte, ni de pompe à Saint-Cloud. Ainsi dès le 10. du même mois, elle fut portée à Saint-Denis dans un carrosse sans aucun appareil de deuil, le carrosse précédé, environné et suivi des pages des deux écuries du roi, des gardes et des suisses de M. le duc d'Orléans, et de ses valets de pied avec des flambeaux. Mademoiselle de Charolais et les duchesses d'Humières et de Tallard accompagnaient dans un autre carrosse, où était madame de Châteauthiers, dame d'atour de Madame, avec mesdames de Tavannes et de Flamarens.

»Les ambassadeurs et la cour se présentèrent devant le roi en manteaux longs et en mantes, ainsi que les princes et les princesses du sang, et pareillement chez M. et madame la duchesse d'Orléans, qui les reçut de même, et madame la duchesse d'Orléans au lit, après que l'un et l'autre eurent été

avec M. le duc de Chartres, en manteaux et en mantes, saluer le roi, qui après alla voir M. et madame la duchesse d'Orléans. Le roi fut harangué par le parlement et par toutes les autres compagnies, lesquelles toutes allèrent saluer M. le duc et la duchesse d'Orléans. Le roi drapa, parce que Madame était veuve du grand-père maternel du roi. Cette perte ne fit pas grande sensation à la cour ni dans le monde. Les obsèques de Madame se firent à Saint-Denis, le 13. février. Mesdemoiselles de Charolais, de Clermont, de la Roche-sur-Yon, firent le deuil, menées par M. le duc de Chartres, M. le Duc et M. le comte de Clermont. Les cours supérieures y assistèrent. L'archevêque d'Alby, Castries, officia, et l'évêque de Clermont, Massillon, fit l'oraison funèbre, qui fut belle.« Dem fügt des Matthieu Marais Journal de Paris hinzu: »Les princesses qui avaient été au bal la nuit ne sont venues que fort tard; la messe n'a commencé qu'à midi et un quart passé. Il est survenu dispute sur ce que le célébrant et les évêques-officians ont prétendu que le grand-maître des cérémonies, ou au moins le maître devait les venir prendre à la sacristie. Le maître des cérémonies s'était absenté exprès, le grand-maître n'a point voulu y aller et a disparu un instant. Les évêques n'ont eu que le maître des cérémonies de l'abbaye, et ils en ont été si fâchés qu'ils n'ont point voulu dîner à la table qui leur avait été préparée et ils sont tous revenus dîner à Paris. L'évêque de Clermont (autrement le Père Massillon) a fait l'oraison funèbre que personne n'a entendue; il s'était préparé dès six heures du matin; il n'était en chaire qu'à deux heures et il n'avait plus de voix.«

»Madame tenait en tout beaucoup plus de l'homme que de la femme. Elle était forte, courageuse, allemande au dernier point, franche, droite, bonne et bienfaisante, noble et grande en toutes ses manières, et petite au dernier point sur tout ce qui regardait ce qui lui était dû. Elle était sauvage, toujours enfermée à écrire, hors les courts temps de cour chez elle; du reste, seule avec ses dames; dure, rude, se prenant aisément d'aversion, et redoutable par les sorties qu'elle faisait quelque-

fois, et sur quiconque; nulle complaisance; nul tour dans l'esprit, quoiqu'elle ne manquât pas d'esprit; nulle flexibilité, jalouse, comme on l'a dit jusqu'à la dernière petitesse, de tout ce qui lui était dû; la figure et le rustre d'un Suisse, capable avec cela d'une amitié tendre et inviolable. M. le duc d'Orléans l'aimait et la respectait fort. Il ne la quitta point pendant sa maladie, et lui avait toujours rendu de grands devoirs, mais il ne se conduisit jamais par elle. Il en fut fort affligé. Je passai le lendemain de cette mort plusieurs heures seul avec lui à Versailles, et je le vis pleurer amèrement.

»Madame était une princesse de l'ancien temps, attachée à l'honneur, à la vertu, au rang, à la grandeur, inexorable sur les bienséances. Elle ne manquait point d'esprit, et ce qu'elle voyait elle le voyait très-bien. Bonne et fidèle amie, sûre, vraie, droite, aisée à prévenir et à choquer, fort difficile à ramener; grossière, dangereuse à faire des sorties publiques, fort Allemande dans toutes ses moeurs, et franche, ignorant toute commodité et toute délicatesse pour soi et pour les autres, sobre, sauvage et ayant ses fantaisies. Elle aimait les chiens et les chevaux, passionnément la chasse et les spectacles, n'était jamais qu'en grand habit ou en perruque d'homme, et en habit de cheval, et avait plus de soixante ans que saine ou malade, et elle ne l'était guère, elle n'avait pas connu une robe de chambre. Elle aimait passionnément M. son fils, on peut dire follement le duc de Lorraine et ses enfants, parce que cela avait trait à l'Allemagne, et singulièrement sa nation et tous ses parents, qu'elle n'avait jamais vus. On a vu, à l'occasion de la mort de Monsieur, qu'elle passait sa vie à leur écrire et ce qu'il lui en pensa coûter. Elle s'était à la fin apprivoisée, non avec la naissance de madame sa belle-fille, mais avec sa personne qu'elle traitait fort bien dès avant le renvoi de madame d'Argenton.«

Zu dieser letzten Behauptung stimmt aber im mindesten nicht der Schwiegermutter Schreiben vom 25. Febr. 1719: „Ich habe von meinem Sohn wissen wollen obs wahr ist, daß seine Gemahlin ihm persuadiren wolle, Nachts auszugehen und runter

zu den masquen im bal, das hat er mir nicht allein gestanden, aber noch dazu, als er gesagt, daß er es nicht thue, mich zu beruhigen, hat sie geantwortet, ihre Tochter de Berry mach mir bang, um ihn allein zu gouverniren, daß es tort an sein reputation thäte, Forcht vor das Leben zu erweisen. Ich bitte, sagt mir liebe Louise, ob der lebendige Teufel in der Hölle schlimmer sein kann als dieses Weib. Sie fangt ganz an in ihrer Mutter Staffeln zu treten, dieß vermehrt meine Aengsten, denn ich finde nicht daß er bei seiner eigenen Gemahlin in Sicherheit ist, Gott wolle uns beistehen, wir habens mehr vonnöthen als nie. Ihr könnt gedenken, was es eine angenehme Sach vor mich ist, die diesen Heurath all mein Leben wie ein Greuel angesehen, daß ich nun noch diese Untreu finde, und dieß verfluchte Mensch alle Tag vor meinen Augen sehen muß, das ist eine höllische Qual. Sie kann nicht leiden, daß ihre Kinder mich lieb haben wollen, hätte auch gern, daß mein Sohn sich und seine Kinder hassen solle. Das alles macht mich traurig und kritlich, und vergist mir so zu sagen mein ganzes Leben, denn wie kann ich mit diesen Umständen ein Augenblick in Ruhen sein. Es gereuet meinen Sohn wohl, mir mit seinem Heurath nicht geglaubt zu haben, aber es ist zu spat. Gut Gemüth hat das Weib nie gehabt, man kann nicht fälscher sein, als sie ist, daran legt sie allein ihren Verstand an — die meisten Leute hier seind, als wenn sie aus der Hölle kämen und lebendige Teufel werden, es ist weder Gemüth noch Dankbarkeit bei ihnen, nichts als interesse und nagende ambition, so ihnen alle Bosheit erdenken macht. Sie geht alle Tag auf ihr Landgut, was ihrem Herrn zugehört, kann sie nicht leiden, drum hat sie dies Land (campagne), so 3 Meil von S' Cloud ist, gekauft, da hat sie auch ihre verteuffelte conferenzen. In jener Welt wird sie wohl davor zu antworten haben, aber in dieser Welt werde ich gestraft, womit ich nicht gesündigt habe, denn ich mich ja von einem Ende zum andern in diesen bösen Heurath auf allewege opponirt habe. Aber hiemit genug von diesen abscheulichen Sachen."

»Elle estimait, elle plaignait, elle aimait presque madame la duchesse d'Orléans. Elle blâmait fort la vie désordonnée

que M. le duc d'Orléans avait menée; elle était suprêmement indignée de celle de la duchesse de Berry, et s'en ouvrait quelquefois avec la dernière amertume. Elle n'avait donc de sympathie avec madame la duchesse de Berry que la haine parfaite de M. du Maine, des bâtards et de leur grandeur, et elle était blessée de ce que M. son fils n'avait point de vivacité là-dessus. Avec ces qualités elle avait des faiblesses, des petitesses, toujours eu garde qu'on ne lui manquât. M. le duc d'Orléans était le meilleur père, le meilleur fils, et depuis sa rupture avec madame d'Argenton, le meilleur mari du monde. Il aimait fort Madame, et lui rendait de grands et de continuels devoirs. Il la craignait aussi, n'avait pas grande idée de ses ressources. Ainsi son ouverture pour elle et sa confiance étaient médiocres; et quoiqu'on fût sûr du secret avec elle, il s'en fallait tout qu'il lui fît part des siens; il se contentait de lui rendre compte en gros des choses de famille, comme sur le mariage de ses enfauts, et quand il fut le maître de ce qui allait être public, le moins qu'il pouvait auparavant. Elle influa donc fort peu dans sa conduite privée et publique, se mêla peu de lui rien demander, quoique point refusée sur les grâces, et ne fut de rien du tout sur aucune affaire. Cela me dispensera de faire mention du peu de personnes qui pouvaient le plus sur elle. J'ajouterai seulement que Madame fut toujours d'avec le roi et d'avec madame la duchesse d'Orléans contre la conduite de madame la duchesse de Berry, à qui elle faisait quelquefois d'étranges sorties, que le roi lui en parlait avec confiance, qu'il la mit un temps sous sa direction, qu'elle s'en lassa bientôt comme le roi avait fait, et qu'elle ne trouvait pas meilleur que lui cet attachement et ce particulier continuel de M. le duc d'Orléans avec madame la duchesse de Berry, si inutile au changement de sa conduite.«

Der Unermüdlichkeit von Madame im Briefschreiben verdanken wir vorderſamſt die Fragments des lettres originales de madame Charlotte Elisabeth de Bavière, veuve de Monsieur, frère unique de Louis XIV. écrites à S. A. R. Monseigneur Antoine Ulric de Brunswic &c. de 1715 à 1720. Paris, 1788. 2 vol.

Maimieux hat die Ausgabe besorgt. Eine zweite Ausgabe erschien unter dem Titel: Mélanges historiques, anecdotiques et critiques sur la fin du règne de Louis XIV. et le commencement de celui de Louis XV. Paris, 1807. 8º. Zu beiden Ausgaben sind viele der derbsten Aeußerungen über die allgemeine Sittenlosigkeit ausgelassen. Diese Verunstaltung einer an die Prinzessin von Wales gerichteten Correspondenz gab Veranlassung zu der von dem von Praun besorgten Ausgabe der deutschen Originalschreiben. Sie führt den Titel: Anecdoten vom französischen Hofe, vorzüglich aus den Zeiten Ludwigs XIV. und des Duc Regent aus Briefen der Madame d'Orleans, Charlotte Elisabeth. Straßburg, vielmehr Braunschweig, 1789 und abermals 1790 und 1793. Das Buch enthält viel mehr, als die französische Ausgabe, aber gleich dieser nur Auszüge, welche nicht chronologisch, sondern nach Rubriken geordnet worden. Einige wenige Briefe sind an den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, gest. 1714, gerichtet. Ferner schrieb die Fürstin an ihre vormalige Erzieherin, die Frau von Harling und an deren Herren, nachdem dieser Wittwer geworden. Diese Briefe sind unter dem Titel: Bekenntnisse der Prinzessin Elisabeth Charlotte aus ihren Originalbriefen, Danzig, 1791, im Auszug erschienen. Alles wird aber übertroffen durch die von Hrn. Menzel besorgten Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans an die Raugräfin Louise 1676 —1722. Stuttgart, 1843. Es ist uns damit eine unerschöpfliche Fundgrube für die Kenntniß der Sitten jener Zeit eröffnet. Schade, daß der Herausgeber geglaubt hat, die eigenthümliche regellose Orthographie beibehalten zu müssen. Nicht selten wird dadurch das Verständniß wesentlich erschwert. Für Urkunden eines so neuen Ursprunges kann man auf dergleichen Treue verzichten, wenn nur der Styl unverändert bleibt. In paläographischer Hinsicht genügte die mitgetheilte Schriftprobe. Besonders aber hätten die französischen Inserate einer strengern Revision bedurft. Die übrigen Correspondenzen der Fürstin, z. B. mit ihren Stieftöchtern, den Königinen von Spanien und Sardinien, mit der Kurfürstin von Hannover, mit

der Herzogin von Modena, Charlotte Felicitas, geborne Prinzessin von Hannover, der Pfalzgräfin Benedicte Henriette (S. 210) Tochter, sind bis jetzt nicht veröffentlicht worden. Die vielen Briefe, die sie an ihre Tochter, die Herzogin von Lothringen schrieb, sind ohne Zweifel mehrentheils durch den großen Brand zu Lunéville, 1719, vernichtet worden. Es berichtet Durival: »Léopold eut de grandes inquiétudes sur les papiers secrets de sa cassette; il ne fut tranquille que lorsqu'on lui rapporta la serrure et les ferremens, qui montroient que le reste avoit été la proie des flammes.«

Bei dem Briefschreiben allein ließ es aber die Herzogin nicht bewenden, sie scheint sich selbst in der Dichtkunst versucht zu haben. Erzählt sie doch, 26. März 1722: „Mit dem König stehe ich auch nicht übel. Ich habe gestern seinen Hofmeistern einen Possen gethan, so mich recht divertirt hat, sie seind so jaloux vom König, meinen also, man sage etwas gegen ihnen, habe sie brav ertappt. Vorgestern hat der König eine Windcolique gehabt, gestern kam ich ganz ernstlich zum König, steckt ihm ein Zettelchen in die Hand. Der maréchal de Villeroy wurde ganz embarrassirt, fragte mich gar ernstlich: quel billet donnez-vous là au roi? Ich antwortete eben so serieuse, c'est un remède contre la colique des vents; der maréchal: il n'y a que le premier médecin du roi, qui lui propose des remèdes. Ich antwortet: pour celui-ci je suis sûre que M. Dodart l'approuvera, il est même écrit en vers et en chanson. Der König, ganz embarrassirt, las es heimlich, fing gleich an zu lachen, der maréchal sagte, peut-on le voir? Ich sagte, o oui, il n'y a point de secret. Er fand darin diese folgende Wörter:

Vous qui dans le mezantaire
Avez vents impétueux,
Ils sont dangereux,
Et pour vous en défaire,
Pétez.
Pétez, vous ne sauriez mieux faire,
Pétez,
Trop heureux de vous défaire d'eux.
A ces malheureux

Pour donner liberté toute entière
Pétez.
Pétez vous ne sauriez mieux faire.
Pétez,
Trop heureux d'être délivré d'eux.

Es wurde ein so Gelächter im Cabinet, daß ich mirs schier gereuet hätte, den Possen angestellt zu haben."

Der Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte folgten sehr bald im Tode die beiden letzten Töchter des Hauses Simmern. Zuerst starb, 23. Febr. 1623, Anna Henriette Julie (S. 219), Wittwe seit 31. März 1709 von Herzog Heinrich Julius von Enghien, oder wie er gemeiniglich hieß, Monsieur le Prince. Er scheint ein sehr wunderlicher Herr gewesen zu sein. »Tout ce qui avoisinnait Chantilly, était envié par M. le Prince. Il embla à mon oncle la capitainerie des chasses de Senlis et d'Hallatte en vrai Scapin. Un des bals de Marly donna encore une ridicule scène. M. et madame de Luxembourg étaient à Marly. On manquait assez de danseurs et de danseuses, et cela fit aller madame de Luxembourg (Marie-Gillonne de Gillier de Clerambault, l'une des plus belles femmes de son temps) à Marly, mais avec grand'peine, parce qu'elle vivait de façon qu'aucune femme ne voulait la voir. M. de Luxembourg, der älteste Sohn des berühmten Feldherren, était peut-être le seul en France, qui ignorât la conduite de sa femme, qui vivait aussi avec lui avec tant d'égards, de soins et d'apparente amitié, qu'il n'avait pas la moindre défiance d'elle. Par même raison de faute de gens pour danser, le roi fit danser ceux qui en avaient passé l'âge, entre autres M. de Luxembourg. Il fallait être masqué; il était fort des amis de M. le Duc et de M. le prince de Conti, et fort bien aussi avec M. le Prince, qui était l'homme du monde qui avait le plus de goût pour les fêtes, les mascarades et les galanteries. Il s'adressa donc à lui pour le masquer. M. le Prince, malin plus qu'aucun singe, et qui n'eut jamais d'amitié pour personne, y consentit pour s'en divertir et en donner une farce à toute la cour: il lui donna à souper, puis le masqua à sa fantaisie.

»Ces bals de Marly, rangés ou en masque, étaient toujours comme à Versailles un carré long. Le fauteuil du roi, ou trois, quand le roi et la reine d'Angleterre y étaient, ce qui arrivait souvent, et des deux côtés sur même ligne la famille royale, c'est-à-dire jusqu'au rang de petits-fils de France inclusivement. Quelquefois par dérangement, au milieu du bal, la Duchesse, la princesse de Conti s'approchaient sous prétexte de causer avec quelqu'un à côté ou derrière, et s'y mettaient aux dernières places. Les dames, les titrées les premières et sans mélange, puis les autres, occupaient les deux côtés longs à droite et à gauche; et vis-à-vis du roi les danseurs, princes du sang qui ne dansaient pas, avec les courtisans derrière les dames; et quoiqu'en masque, tout le monde d'abord à visage découvert, le masque à la main. Quelque temps après le bal commencé, s'il y avait des entrées ou des changements d'habits, ceux et celles qui en étaient en différentes troupes avec un prince ou une princesse sortaient, et alors on revenait masqué, et on ne savait en particulier qui étaient les masques. Je venais d'arriver, et j'étais déjà assis lorsque je vis par derrière force mousseline plissée, légère, longue et voltigeante, surmontée d'un bois de cerf au naturel sur une coiffure bizarre, si haut qu'il s'embarassa dans un lustre. Nous voilà tous, bien étonnés d'une mascarade si étrange, à nous demander avec empressement, qui est-ce? et dire qu'il fallait que ce masque fût bien sûr de son front pour l'oser parer ainsi, lorsque le masque se tourne et nous montre M. de Luxembourg. L'éclat de rire subit fut scandaleux. Le hasard fit qu'un moment après il vint s'asseoir entre M. le comte de Toulouse et moi, qui aussitôt lui demanda où il avait été prendre cette mascarade. Le bon seigneur n'y entendit jamais finesse, et la vérité est aussi qu'il était fort éloigné d'être fin en rien. Il prit bénignement les rires, qui ne se pouvaient contenir, comme excités par la bizarrerie de sa mascarade, et raconta fort simplement que c'était M. le Prince à qui il s'était adressé, chez qui il avait soupé, et qui l'avait ajusté ainsi; puis se tournant à droite et à gauche, se faisait admirer et

se pavanait d'être masqué par M. le Prince. Un moment après, les dames arrivèrent, et le roi aussitôt après elles. Les rires recommencèrent de plus belle, et M. de Luxembourg à se présenter de plus belle aussi à la compagnie avec une confiance qui ravissait. Sa femme, toute connue qu'elle fût, et qui ne savait rien de cette mascarade, en perdit contenance, et tout le monde à les regarder tous deux, et toujours à mourir de rire. M. le Prince, en arrière du service, qui est des charges qui se placent derrière le roi, regardait par la chatière et s'applaudissait de sa malice noire. Cet amusement dura tout le bal, le roi riait aussi, et on ne se lassait point d'admirer une invention si cruellement ridicule, ni d'en parler les jours suivants.«

Aehnlicher Streiche werden noch viele von dem Prinzen erzählt, wie er denn einstens einem Nachbar von Chantilly 400 Füchse in den Park werfen ließ, um ihm das Gut zu verleiden und verkäuflich zu machen, dafür aber nachmals auf königlichen Befehl die Füchse alle, bis auf den letzten einzufangen hatte rc., und mögen die Nachbarn insgesamt, und noch viele Andere wahre Erleichterung empfunden haben, als der grausame Spaßmacher, der Störenfried, am 31. März 1709 hinüberging zu seinen Vätern. »C'était un petit homme très-mince et très-maigre, dont le visage d'assez petite mine ne laissait pas d'imposer par le feu et l'audace de ses yeux, et un composé des plus rares qui se soit guère rencontré. Personne n'a eu plus d'esprit et toutes sortes d'esprit, ni rarement tant de savoir en presque tous les genres, et pour la plupart à fond, jusqu'aux arts et aux mécaniques, avec un goût exquis et universel. Jamais encore une valeur plus franche et plus naturelle, ni une plus grande envie de faire; et quand il voulait plaire, jamais avec tant de discernement, de grâces, de gentillesse, de politesse, de noblesse, tant d'art caché, coulant comme de source. Personne aussi n'a jamais porté si loin l'invention, l'exécution, l'industrie, les agréments ni la magnificence des fêtes, dont il savait surprendre et enchanter.

»Jamais aussi tant de talents inutiles, tant de génie sans usage, tante et une si continuelle et si vive imagination, unique-

ment propre à être son bourreau et le fléau des autres; jamais tant d'épines et de danger dans le commerce, tant et de si sordide avarice, et de ménage bas et honteux, d'injustices, de rapines, de violences; jamais encore tant de hauteur, de prétentions sourdes, nouvelles, adroitement conduites, de subtilités d'usages, d'artifices à les introduire imperceptiblement, puis à s'en avantager, d'entreprises hardies et inouies, de conquêtes à force ouverte; jamais en même temps une si vile bassesse, bassesse sans mesure aux plus petits besoins, ou possibilité d'en avoir; de là cette cour rampante aux gens de robe et de finances, aux commis et aux valets principaux, cette attention servile aux ministres, ce raffinement abject de courtisan auprès du roi, de là encore ses hauts et bas continuels avec tout le reste. Fils dénaturé, cruel père, mari terrible, maître détestable, pernicieux voisin, sans amitié, sans amis, incapable d'en avoir, jaloux, soupçonneux, inquiet sans aucun relâche, plein de manéges et d'artifices à découvrir et à scruter tout, à quoi il était occupé sans cesse, aidé d'une vivacité extrême et d'une pénétration surprenante, colère et d'un emportement à se porter aux derniers excès même sur des bagatelles, difficile en tout, à l'excès, jamais d'accord avec lui-même, et tenant tout chez lui dans le tremblement, à tout prendre, la fougue et l'avarice étaient ses maîtres qui le gourmandaient toujours. Avec cela c'était un homme dont on avait peine à se défendre quand il avait entrepris d'obtenir par les grâces, le tour, la délicatesse de l'insinuation et de la flatterie, et par l'éloquence naturelle qu'il employait, mais parfaitement ingrat des plus grands services, si la reconnaissance ne lui était utile à mieux.

»On a vu déjà sur Rose, ce qu'il savait faire à ses voisins dont il voulait les terres, et la gentillesse du tour des renards. L'étendue qu'il sut donner à Chantilly et à ses autres terres, par de semblables voies, est incroyable, aux dépens de gens qui n'avaient ni l'audace de Rose, ni sa familiarité avec le roi; et la tyrannie qu'il y exerçait était affreuse. Il déroba pour rien, à force de caresses et de souplesses, la capitainerie

de Senlis et de la forêt d'Hallatte, dans laquelle Chantilly est compris, à mon oncle et à la marquise de Saint-Simon, alors fort vieux.

»Il n'eut les entrées chez le roi, et encore non les plus grandes, qu'avec les survivances de sa charge et de son gouvernement pour son fils, en le mariant à la bâtarde du roi; et tandis que, à ce titre de gendre et de belle-fille, son fils et sa fille étaient, entre le souper du roi et son coucher, dans son cabinet avec lui, les autres légitimés et la famille royale, il dormait le plus souvent sur un tabouret au coin de la porte, où je l'ai maintes fois vu ainsi attendre avec tous les courtisans que le roi vint se déshabiller.

»La duchesse du Maine le tenoit en respect; il courtisait M. du Maine qui lui rendait peu de devoirs, et qui le méprisait. Madame la Duchesse le mettait au désespoir, entre le courtisan et le père, sur lequel le courtisan l'emportait presque toujours. Sa fille mariée avait doucement secoué le joug. Celles qui ne l'étaient pas, le portaient dans toute sa pesanteur; elles regrettaient la condition des esclaves. Mademoiselle de Condé en mourut, qui avait de l'esprit, de la vertu et du mérite, et de laquelle on disait merveilles. Mademoiselle d'Enghien, laide jusqu'au dégoût, et qui n'avait rien du mérite de mademoiselle de Condé, lorgna long-temps, faute de mieux, le mariage de M. de Vendôme, au risque de sa santé et de bien d'autres considérations. M. et madame du Maine, de pitié et aussi par intérêt de bâtardise, se mirent en tête de le faire réussir. M. le Prince le regardait avec indignation. Il sentait la honte du double mariage de ses enfants avec ceux du roi, mais il en avait tiré les avantages. Celui-ci ne l'approchait point du roi, et ne pouvait lui rien produire d'agréable. Il n'osait aussi le dédaigner à titre de bâtardise, beaucoup moins résister au roi, si, poussé par M. du Maine, il se le mettait en gré, tellement qu'il prit le parti de la fuite, et de faire le malade près de quinze mois avant qu'il le devint de la maladie dont il mourut. Il ne remit jamais depuis les pieds à la cour, faisant toujours semblant

d'y vouloir aller pour s'y faire attendre, et cependant gagner du temps, et n'être pas pressé.

»M. le prince de Conti, qui lui rendait bien plus de devoirs que M. le Duc, et dont l'esprit était si aimable, réussissait auprès de lui mieux que nul autre, mais il n'y réussissait pas toujours. Pour M. le Duc ce n'était que bienséance. Ils se craignaient tous deux: le fils craignait un père fort difficile et plein d'humeur et de caprice; le père, un gendre du roi; mais souvent le pied ne laissait pas de glisser au père, et ses sorties sur son fils étaient furieuses.

»Madame la Princesse était sa continuelle victime. Elle était également laide, vertueuse et sotte; elle était un peu bossue, et avec cela un gousset fin qui se faisait suivre à la piste, même de loin. Toutes ces choses n'empêchèrent pas M. le Prince d'en être jaloux jusqu'à la fureur, et jusqu'à sa mort. La piété, l'attention infatigable de madame la Princesse, sa douceur, sa soumission de novice, ne la purent garantir ni des injures fréquentes, ni des coups de pied et de poing qui n'étaient pas rares. Elle n'était pas maîtresse des plus petites choses; elle n'en osait demander ni proposer aucune. Il la faisait partir à l'instant que la fantaisie lui en prenait pour aller d'un lieu à un autre. Souvent, montée en carrosse, il l'en faisait descendre, ou revenir du bout de la rue, puis recommençait l'après-dinée ou le lendemain. Cela dura une fois quinze jours de suite pour un voyage de Fontainebleau. D'autres fois, il l'envoyait chercher à l'église, lui faisait quitter la grand'messe, et quelquefois la mandait au moment qu'elle allait communier; et il fallait revenir à l'instant, et remettre sa communion à une autre fois. Ce n'était pas qu'il eût besoin d'elle, ni qu'elle osât faire la moindre démarche, ni celle-là même sans sa permission; mais les fantaisies étaient continuelles.

»Lui-même était toujours incertain. Il avait tous les jours quatre dîners prêts: un à Paris, un à Ecouen, un à Chantilly, un où la cour était. Mais la dépense n'en était pas forte: c'était un potage, et la moitié d'une poule rôtie sur une croûte de pain, dont l'autre moitié servait pour le lendemain. Il

travaillait tout le jour à ses affaires, et courait Paris pour la plus petite. Sa maxime était de prêter et d'emprunter tant qu'il pouvait aux gens du parlement pour les intéresser eux-mêmes dans ses affaires, et avoir occasion de se les dévouer par ses procédés avec eux; aussi était-il bien rare qu'il ne réussit dans toutes celles qu'il entreprenait, pour lesquelles il n'oubliait ni soins ni sollicitations.

»Toujours enfermé chez lui, et presque point visible à la cour comme ailleurs hors les temps de voir le roi ou les ministres, s'il avait à parler à ceux-ci, qu'il désespérait alors par ses visites allongées et redoublées. Il ne donnait presque jamais à manger et ne recevait personne à Chantilly, où son domestique et quelques jésuites savants lui tenaient compagnie, très-rarement d'autres gens; mais quand il faisait tant que d'y en convier, il était charmant. Personne au monde n'a jamais si parfaitement fait les honneurs de chez soi; jusqu'au moindre particulier ne pouvait être si attentif. Aussi cette contrainte, qui pourtant ne paraissait point, car toute sa politesse et ses soins avaient un air d'aisance et de liberté merveilleuse, faisait qu'il n'y voulait personne.

»Chantilly était ses délices. Il s'y promenait toujours suivi de plusieurs secrétaires avec leur écritoire et du papier, qui écrivaient à mesure ce qui lui passait par l'esprit pour raccommoder et embellir. Il y dépensa des sommes prodigieuses, mais qui ont été des bagatelles en comparaison des trésors que son petit-fils y a enterrés et des merveilles qu'il y a faites. Il s'amusait assez aux ouvrages d'esprit et de science, il en lisait volontiers et en savait juger avec beaucoup de goût, de profondeur et de discernement. Il se divertissait aussi quelquefois à des choses d'art et de mécanique auxquelles il se connaissait très-bien.

»Autrefois il avait été amoureux de plusieurs dames de la cour; alors rien ne lui coûtait. C'était les grâces, la magnificence, la galanterie même, un Jupiter transformé en pluie d'or. Tantôt il se travestissait en laquais, une autrefois en revendeuse à la toilette, tantôt d'une autre façon. C'était

l'homme du monde le plus ingénieux. Il donna une fois une fête au roi, et cabala pour se la faire demander, uniquement dans le but de retarder un voyage en Italie d'une grande dame qu'il aimait, avec laquelle il était bien, et dont il amusa le mari à faire les vers. (Es war das der Herzog von Nevers, der sich der Schwester der Montespan, der Marquise von Thianges älteste Tochter beigelegt hatte. Sie galt als die schönste Frau des Hofs.) Il perça tout un côte d'une rue près de Saint-Sulpice (ohne Zweifel die Straße Tournon, worin der Hôtel von Nivernais oder Nevers belegen) par les maisons, l'une dans l'autre, qu'il loua toutes et qu'il meubla, pour cacher ses rendez-vous.

»Jaloux aussi et cruellement de ses maîtresses, il eut entre autres la marquise de Richelieu, que je nomme parce qu'elle ne vaut pas la peine d'être tue. Il en était éperdûment amoureux, et dépensait des millions pour elle et pour être instruit de ses déportements. Il sut que le comte de Roucy partageait ses faveurs, et c'est elle à qui ce spirituel comte proposait bien sérieusement de faire mettre du fumier à sa porte pour la garantir du bruit des cloches dont elle se plaignait. M. le Prince reprocha le comte de Roucy à la marquise de Richelieu qui s'en défendit fort. Cela dura quelque temps. Enfin, M. le Prince, outré d'amour, d'avis certains et de dépit, redoubla ses reproches, et les prouva si bien qu'elle se trouva prise. La frayeur de perdre un amant si riche et si prodigue lui fournit sur le champ un excellent moyen de lui mettre l'esprit en repos. Elle lui proposa de donner, de concert avec lui, un rendez-vous chez elle au comte de Roucy, où M. le Prince aurait des gens apostés pour s'en défaire. Au lieu du succès qu'elle se promettait d'une proposition si humaine et si ingénieuse, M. le Prince en fut tellement saisi d'horreur qu'il en avertit le comte de Roucy, et ne la revit de sa vie.« Von der Marquise von Richelieu, Marie Charlotte de la Porte-Mazarin, schreibt die Herzogin von Orléans, 23. Dec. 1701: „Ihr embrouillirt die marquise de Richelieu mit der duchesse, die duchesse ist längst todt, aber die mar-

quise ist auf allerhand Weis abscheulich debauchirt, legte sich einsmals hier in monsieur le dauphins Bett, ohne daß er sie darum gebeten, um bei ihm zu schlafen. Wie er in sein Kammer kam, sagten die Kammerdiener: »»M[r] une dame est dans votre lit qui vous attend. Elle n'a pas voulu se nommer.«« Er ging hin, sah wer es war, wie er sah, daß es die marquise de Richelieu war, schlief er bei ihr, sagte es aber andern Tags an alle Menschen. Diese marquise ist jetzt in einem Kloster nahe bei Fontainebleau."

»Ce qui ne se peut comprendre, c'est qu'avec tant d'esprit, d'activité, de pénétration, de valeur et d'envie de faire, et d'être aussi grand homme à la guerre qu'était M. son père, il n'ait jamais pu lui faire comprendre les premiers éléments de ce grand art. Il en fit long-temps son étude et son application principale. Le fils y répondit par la sienne, sans que jamais il ait pu acquérir la moindre aptitude à aucune des parties de la guerre, sur laquelle M. son père ne lui cachait rien, et lui expliquait tout à la tête des armées. Il l'y eut toujours avec lui, voulut essayer de le mettre en chef, y demeurant néanmoins pour lui servir de conseil, quelquefois dans les places voisines, et à portée, avec la permission du roi, sous prétexte de ses infirmités. Cette manière de l'instruire ne lui réussit pas mieux que les autres. Il désespéra d'un fils doué pourtant de si grands talents, et il cessa enfin d'y travailler, avec toute la douleur qu'il est aisé d'imaginer. Il le connaissait et le connut de plus en plus; mais sa sagesse contint le père, et le fils était en respect devant cet éclat de gloire qui environnait le grand Condé.

»Les quinze ou vingt dernières années de la vie de celui dont on parle ici, furent accusées de quelque chose de plus que d'emportement et de vivacité. On crut y remarquer des égarements, qui ne demeurèrent pas tous renfermés dans sa maison. Entrant un matin chez la maréchale de Noailles, qui me l'a conté dans son appartement de quartier, comme on faisait son lit, et qu'il n'y avait plus que la courtepointe à y mettre, il s'arrêta un moment à la porte, où s'écriant

avec transport: »»Ah! le bon lit, le bon lit!«« il prit sa course, sauta dessus, se roula sept ou huit tours en tous les sens, puis descendit et fit excuse à la maréchale, lui disant que son lit était si propre et si bien fait, qu'il n'y avait pas moyen de s'en empêcher, et cela sans qu'il y eût jamais rien eu entre eux, et dans un âge où la maréchale, qui avait été toute sa vie hors de soupçon, n'en pouvait laisser naître aucun. Ses gens demeurèrent stupéfaits, et elle bien autant qu'eux. Elle en sortit adroitement par un grand éclat de rire et par plaisanter.

»On disait tout bas qu'il y avait des temps où tantôt il se croyait chien, tantôt quelque autre bête dont alors il imitait les façons; et j'ai vu des gens très-dignes de foi qui m'ont assuré l'avoir vu au coucher du roi pendant le prier-Dieu, et lui cependant près du fauteuil, jeter la tête en l'air subitement plusieurs fois de suite, et ouvrir la bouche toute grande comme un chien qui aboie, mais sans faire de bruit. Il est certain qu'on était des temps considérables sans le voir, même ses plus familiers domestiques, hors un seul vieux valet de chambre qui avait pris empire sur lui, et qui ne s'en contraignait pas.

»Dans les derniers temps de sa vie, et même la dernière année, il n'entra et ne sortit rien de son corps qu'il ne le vit peser lui-même, et qu'il n'en écrivit la balance, d'où il résultait des dissertations qui désolaient ses médecins. La fièvre et la goutte l'attaquèrent à reprises. Il augmenta son mal par son régime trop austère, par une solitude où il ne voulut voir personne, même le plus souvent de sa plus intime famille, par une inquiétude et des prévisions qui le jetèrent dans des transports de fureur. Qui que ce soit, ni domestiques, ni parents, ni autres ne regretta M. le Prince, que M. le Duc, que le spectacle de sa mort toucha un moment, et qui se trouva bien affranchi, et madame la Princesse qui eut honte de ses larmes jusqu'à en faire excuse dans son particulier.«

Die Trauerceremonien gaben Anlaß zu Contestationen. Die Prinzen von Geblüt hatten unlängst die Forderung aufgestellt,

daß man bei ihnen Condoleuz ablegend, im langen Mantel erscheine, wie das für die Kinder und Enkel von Frankreich hergebracht. Die Neuerung wurde bestritten, bis der König zu Gunsten seiner Vettern entschied. »Tous y allèrent donc le samedi après midi, mais tous comme de concert, hommes et femmes, d'une manière si indécente qu'elle tint fort de l'insulte. On affecta généralement des cravates de dentelles au lieu de rabats de deuil et des collerettes de même sous les mantes, et des rubans de couleur dans la tête; les hommes des bas de couleur blancs ou rouges, peu même de bruns, des perruques nouées et poudrées blanc, et les deux sexes des gants blancs, et les dames brodés de couleur. En un mot une franche mascarade. La manière d'entrer et de sortir fut tout aussi ridicule, à peine faisait on la révérence en entrant, on ne disait mot, on se regardait les uns les autres en riant; un moment après on sortait, ducs et princes se laissaient conduire jusqu'à la galerie par les princes du sang, sans leur dire une parole; leurs femmes de même par les princesses jusqu'à l'antichambre; souvent on jetait son manteau avant qu'ils fussent hors de vue, et ces manteaux qu'on ne prenait qu'en entrant on les mettait tout de travers; les princes du sang le sentirent vivement, mais contents de leur victoire, n'osèrent rien dire en cette introduction; ils eurent même tant de peur qu'on ne s'excusât faute de manteaux qu'il y en avait des piles à leur porte, qu'on présentait et qu'on reprenait avec toutes sortes de respect et sans rien demander. Personne n'y alla ensemble; en un mot on fit du pis qu'on put. Les princes du sang étaient en grand manteau et en rabat, dans tout l'appareil lugubre, et les princesses du sang en mantes, tant que les visites durèrent.«

Beinahe 14 Jahre verlebte die Pfalzgräfin im Wittwenstand. »Madame la Princesse suivit Madame de près. Elle mourut à Paris, le 23. février 1723, à soixante-quinze ans. Elles étaient filles des deux frères et fort unies, petites-filles de l'électeur Palatin, gendre de Jacques I., roi premier de la Grande-Bretagne, qui, pour s'être voulu faire roi de Bohême, perdit tous

ses états et sa dignité électorale, et mourut proscrit en Hollande. Son fils aîné fut enfin rétabli, mais dernier électeur, ce que Madame, qui était sa fille, ne pardonna jamais à la branche de Bavière. Edouard, frère puiné de l'électeur rétabli, épousa Anne Gonzague, dite de Clèves, dont il eut la princesse de Salm, femme du gouverneur de l'empereur Joseph, et ministre d'état de l'empereur Léopold, madame la Princesse, et la duchesse d'Hanovre ou de Brunswick, mère de l'impératrice Amélie, épouse de l'empereur Joseph. Cette Anne de Gonzague se rendit illustre par son esprit et par sa conduite, et par sa grande cabale pendant les troubles de la minorité du feu roi, devint jusqu'à sa mort la plus intime et confidente amie du célèbre prince de Condé, qu'elle servit plus utilement que personne, de sorte qu'ils marièrent ensemble leurs enfants. Madame la Princesse eut des biens immenses. Elle était laide, bossue, un peu tortue et sans esprit, mais douée de beaucoup de vertu, de piété, de douceur et de patience, dont elle eut à faire un pénible et continuel usage tant que son mariage dura, ce qui fut plus de quarante-cinq ans.«

Ihre Schwester, die Herzogin von Hannover, S. 210, starb, von dem ganzen Hause Simmern die letzte, im J. 1724. Sie war eine Mutter von vier Töchtern geworden. Anna Sophia starb in der Wiege, Henriette Maria in der Jugend unvermählt, Charlotte Felicitas, geboren 8. März 1671, gest. 29. Sept. 1710, ist die Herzogin von Modena, Gem. Rainalds I., von deren Briefwechsel mit der Herzogin von Orléans Rede gewesen, Wilhelmina Amalia hat für uns eigenthümliche Wichtigkeit, nicht nur als Kaiser Josephs I. Gemahlin, sondern auch als ausgezeichnete Persönlichkeit. Der Kinder jüngstes, erblickte sie das Licht der Welt den 21. April 1673; nicht volle sieben Jahre war sie alt, da starb der Vater zu Augsburg, 18. Dec. 1679. Er war 1651 katholisch geworden, und eben in der Reise nach Italien begriffen. Von der Mutter erstem Aufenthalt in Frankreich ist S. 210 gehandelt. Amalia „wurde bei solcher Gelegenheit in Frankreich erzogen, und lernte nicht nur die Sprache des Landes in ihrer Vollkommenheit, sondern nahm auch die angenehmsten Sitten an sich, wodurch sie

zu denjenigen herrlichen Qualitäten gelangte, die man jederzeit an ihr bewundert hat, und ihr den Besitz des höchsten Throns in der Welt zuwege gebracht haben.

„Nachdem sie das 22. Jahr ihres Alters erreichet, vermählte sich ihre Schwester den 18. Nov. 1695 mit dem Herzoge Rainaldo von Modena. Dieses gab Anlaß, daß sie mit ihrer Frau Mutter das angenehme Frankreich verließ, der Schwester nach Italien folgte, und an dem Modenesischen Hofe ihren Aufenthalt nahm. Allhier befand sie sich verschiedene Jahre, und wie sie mit allen persönlichen Eigenschaften prangte, die eine Dame von hoher Geburt liebenswürdig machen können, so fehlte es ihr auch nicht an Gelegenheiten, sich standesmäßig zu vermählen. Jedoch weil sie vor den grösten und liebenswürdigsten Monarchen bestimmt war, musten die geschehenen Anwerbungen, worunter die von einem gewißen französischen Herrn die wichtigste war, insgesamt zurückegehen.

„Immittelst hatte der muntere Kaiserl. Prinz Josephus, erwählter Römischer König, wie auch König in Ungarn, das 20. Jahr seines Alters zurücke geleget. Man sahe sich daher nach einer Gemahlin vor ihn um, die sowohl liebenswürdig als tugendsam wäre. Und diese Eigenschaften vermeinte man nirgends besser beisammen zu finden, als in der Durchl. Prinzessin Amalia von Hannover (eine Meinung, welche hervorzurufen, ihr Oheim, der am Wiener Hofe großen Einfluß übende Fürst Karl Theodor von Salm, das Seinige beigetragen haben wird). Es geschahe daher durch die Unterhandlung des Churfürstens von Pfalz der Antrag an dieselbe, welcher auch vor sie viel zu vortheilhaftig war, als daß sie mit ihrer Frau Mutter das geringste Bedenken hätte tragen sollen, denselben anzunehmen. Nachdem die Ehepacten ihre Richtigkeit erlangt, und die gewöhnlichen Anwerbungs-Ceremonien den 22. Nov. 1698 vollzogen worden, erhielte der Herzog von Modena Vollmacht, sich die Braut im Namen des Königl. Bräutigams antrauen zu lassen, welches auch den 15. Jan. 1699 zu Modena mit großem Gepränge in Gegenwart des damaligen Cardinals von Medici geschahe, wobei der Bischof von Reggio die Trauung verrichtete. Sie reisete darauf den 18. dieses, in

Begleitung des Herzogs und vieler andern vom Hofe, mit einem Gefolge von 541 Personen und 470 Pferden von Modena ab, und wurde, nachdem sie in dem Mantuanischen und Venetianischen viel Ehre genossen, den 27. zu Roveredo von dem Fürsten von Lobkowitz, als ihrem zukünftigen Oberhofmeister, und dem Grafen von Paar, als ihrem neuen Oberstallmeister, im Namen des Kais. Hofs aufs prächtigste eingeholet.

„Den 19. Febr. langte sie über Salzburg zu Tuln an, allwo sie das Vergnügen hatte, ihren Gemahl zum erstenmal zu sehen und zu sprechen, als welcher von Wien aus mit 120 Postpferden ihr entgegen kam. Sie setzte darauf ihre Reise bis nach Ebersdorf fort, allwo sie von dem Kaiser und der ganzen Kaiserlichen Familie empfangen wurde. Die Königin wollte dem Kaiser und der Kaiserin auf das demüthigste die Hände küssen, es wurde ihr aber nicht zugelassen. Der Kaiser war so vergnügt über sie, daß er bei seiner Rückkunft zu einem vornehmen Minister sprach: „„Uns erfreuet, daß die Römische Königin alle Qualitäten hat, welche von einer solchen Person in unserm Hause erfordert werden.""

„Den 24. Febr. geschahe zu Wien durch drei aufgerichtete Ehrenpforten bis zu der Augustinerkirche, allwo der Kaiser und die Kaiserin den König mit seiner Braut an der Thür empfing, der solenne Einzug. Nachdem der Nuncius S. Croce die zu Modena geschehene Vermählung mit denen gewöhnlichen Ceremonien bekräftiget, und das hohe Ehepaar eingeseguet, ginge man zur Tafel, welche nur vor 16 Personen gedeckt war. Ueber derselben war ein Baldachin, welcher aber nur die Kaiserliche Familie bedeckte. Der Erzherzog Karl und die Erzherzoginen hatten Fauteuils, der Königin Frau Mutter aber eine Chaise à dos von rothem Sammet, und die Cardinäle, Kollonitsch und Grimani, nebst dem Nuncio und den anwesenden Gesandten hölzerne Bänke mit rothem Sammet überzogen. Bei dem Niedersitzen setzte der Kaiser den Hut auf, ehe noch die Cardinäle und Gesandten sich niedergelassen hatten; nachmals thaten es auch der Römische König und der Erzherzog, die aber ihre Hüte bald wieder abnahmen; die Cardinäle und Gesandten blieben unbe-

deckt. Die Vorschneider, die die Kaiserl. Familie und Königl. Frau Mutter bedienten, waren Kämmerer, die andern Truchsesse. Als die erste Schüssel Confect vor dem Kaiser aufgehoben wurde, stunde die Königl. Frau Mutter nebst den Cardinälen und Gesandten auf, und präsentirte dem Kaiser die Serviette, da indessen die andern von der Estrade abgetreten, und sich zu denen Cavaliers verfüget. Bald hernach stunden auch die Kaiserl. hohen Herrschaften auf, und gingen, da es späte worden, nach dem Königl. Schlafgemache, allwo man sich nochmals auf kurze Zeit setzte. Der Kaiser und die Kaiserin blieben so lange in dem Schlafgemache, bis die Königin sich ins Bett gelegt, der König sich ausgekleidet hatte."

Es schreibt die Herzogin von Orléans, 6. und 20. März 1699: „Wer sich resolvirt zu heurathen, muß sich zu viel Unglück resolviren, und je höher man am Brett ist, je empfindlicher seind die Unglück, denn man hat viel weniger Trost, als andere Leute. Fürchte die gute römische Königin wird es bald empfinden; wenn man mir ihre Jugend, ihren Stand, und noch dazu Tonnen Gold des Jahrs geben könnte, mit dem Beding daß ich so wie sie in steten Ceremonien leben sollte, wollte ichs nicht annehmen, denn ich würde in 8 Tagen vor Langeweil sterben, grandeur halte ich vor bloße Chimären, wenn keine große Macht dabei ist, und könnte mich gar nicht in das Leben schicken. Gott gebe, daß unsere römische Königin einen andern humor als ich haben möge. Die Kaiserin muß übel erzogen sein, überlaut ans Kaisers Tafel zu knottern. — Ich muß gestehen, daß es mich recht von Herzen erfreuet hat, daß unsere Prinzeß Amelie, jetzt römische Königin, so wohl reussirt, und eine so große passion bei ihrem König verursacht hat. Ich dachte wohl, daß wenn J. M. der Gemahlin Tugend und Verstand einmals kennen würden, daß sie sie alsdann lieben und estimiren würden, aber daß ihre figure so eine passion verursachen würde, das gestehe ich, habe ich mich gar nicht versehen, Gott gebe, daß diese passion lange Jahre dauern möge."

„Nachdem die Vermählungs-Solennitäten gänzlich vorbei waren, reisete der Königin Frau Mutter den 8. Apr. von Wien

wieder nach Modena, um bei der Entbindung der Herzogin, ihrer ältern Tochter, zugegen zu sein. Sie kam aber um gleicher Ursache willen den 16. Nov. schon wieder nach Wien, allwo die Königin den 8. Dec. mit einer Prinzessin glücklich entbunden wurde, die den Namen Maria Josepha empfinge. Die Frau Mutter ging bald darauf wieder nach Modena zurücke, und ist seitdeme nicht wieder an den Kaiserl. Hof gekommen; aus was Ursachen kann man nicht sagen (S. 210—211), doch hat sie noch viele Jahre gelebt, und ist endlich in Frankreich gestorben.

„An. 1700 setzte die Königin den Hof zu Wien in sehr große Freude, als sie den 28. Oct. in der Nacht den Prinzen Leopoldum zur Welt brachte, der aber zu höchstem Leidwesen den 4. Aug. 1701 wiederum verstarbe, nachdem er nicht viel über drei Vierteljahr alt worden. Es wurde zwar der Hof über diesen Hintritt in etwas wiederum getröstet, als die Königin nicht lange hernach, nämlich den 22. Oct. 1701 die zweite Prinzessin Mariam Amaliam zur Welt brachte. Alleine, da sie darauf nicht wieder schwanger wurde, und folglich das Kaiserl. Haus durch sie weiter keinen männlichen Erben bekam, ist der obgedachte Verlust nachgehends desto schmerzlicher beklaget worden.

„Eine Probe ihrer großen Liebe gegen ihren Gemahl war es, daß sie ihn an. 1702 an den Rheinstrom begleitete, als er dahin wider die Franzosen zu Felde ging, und besonders der Belagerung der Festung Landau beiwohnte. Sie brachen beide den 26. Jun. von Laxenburg mit einer großen Suite auf, langten den 1. Jul. zu Prag, und den 25. zu Heidelberg an, allwo der König den folgenden seinen Geburtstag beginge. Den 27. ging er ins Lager vor Landau, sie aber blieb allhier zurücke. Man hatte ihr zum Plaisir einen Weg auf einen gewißen anliegenden Berg gebahnet, auf welchem sie die Bomben in die Festung werfen sehen konnte. Als endlich dieselbe den 10. Sept. durch Accord erobert worden, fand sie sich selbst bei dem Könige im Lager ein, besahe mit demselben den eroberten Platz, und kehrte sodann wieder zurücke nach Heidelberg, von dar sie beide nach geendigtem Feldzuge über Prag den 24. Nov. glücklich wieder zu Wien anlangten. Der König ging zwar an. 1704 zum zwei-

tenmale an den Rheinstrom zu Felde, und wohnte abermals der Belagerung der Festung Landau bei, sie blieb aber damals zu Hause.

„Den 5. Maj. 1705 starb der Kaiser Leopoldus, worauf sie durch ihres Gemahls Thronbesteigung die Qualität einer würklichen römischen Kaiserin erhielt. Sie nahm an seiner Regierung keinen Antheil, sondern bemühete sich nur, demselben in allen Dingen gefällig zu sein. Ihre beiden Prinzessinen hatte sie stets unter ihrer Aufsicht, und trug vor ihre standesmäßige Erziehung alle möglichste Sorgfalt. Der Kaiserl. Frau Mutter begegnete sie mit eben so vieler Ehrerbietung, als sie Hochachtung und Liebe gegen die Erzherzoginen, ihres Gemahls Schwestern bewies; wobei sie überhaupt ein so leutseliges und gnädiges Wesen von sich blicken ließ, daß sie um deßwillen von allen Unterthanen aufs höchste geliebet wurde.

„Der frühzeitige Todesfall des Gemahls, des glorwürdigsten Josephi, der sich den 17. April 1711 in dem 33. Jahre seines Alters ereignete, versetzte sie in den betrübten Wittwenstand, der ihr um so schmerzlicher fiel, weil, in Ermanglung eines männlichen Erben, die Nachfolge in denen österreichischen Reichen und Landen nicht bei ihrem Hause blieb, sondern dem Bruder ihres Gemahls, König Carolo III. in Spanien, der zugleich unter dem Namen des Sechsten zum Kaiser erwählet wurde, anheim fiel. Jedoch dieser Monarche erwies sich bei dem Antritt seiner Regierung so gütig und großmüthig gegen die verwittwete Kaiserin, daß er ihr nicht nur zu Unterhaltung einer ansehnlichen Hofstaat 300,000 Gulden, und vor die beiden jungen Prinzessinen noch insbesondere 40,000 Gulden jährlich verordnete, sondern ihr auch das schöne Lustschloß Schönbrunn, das ihr verstorbener Gemahl hatte anlegen lassen, mit allen Pertinenzstücken zum freien Gebrauch schenkte. Sie hat sich auch daselbst nachgehends, und sonderlich des Sommers, fleißig finden lassen, bis sie endlich sich entschlossen, den Rest ihres Lebens in dem neugestifteten Kloster am sogenannten Rennwege zu Wien in stiller Einsamkeit zuzubringen, wo sie dann, gegen eine Abfindung von 450,000 Gulden, Schönbrunn dem kaiserlichen Schwager überließ.

„Es ist bekannt, daß eine Kaiserl. Wittwe niemals die Trauer vor ihren verstorbenen Gemahl ableget, sondern stets in lauter schwarz behängten Zimmern wohnet, sich schwarzer Kutschen und Liverey bedienet, auch zu keiner Opera, Ball und musicalischen Concerte kömmt. Diesem hat unsere Kaiserin aufs genaueste nachgelebt, und dabei ihre Zeit mit lauter Werken der Andacht und Gottseligkeit zugebracht, auch sich die Erziehung ihrer Erzherzoginen gar sehr angelegen sein lassen. Sie hatte das Vergnügen, daß sie beide sehr glücklich vermählet wurden. Die älteste, Maria Josepha, war noch nicht 18 Jahre alt, so bescherte ihr die Göttliche Vorsorge einen liebenswürdigen Gemahl. Das war der königliche Prinz von Polen und Churprinz von Sachsen, Fridericus Augustus, der anjezo nebst dem sächsischen Churhute zugleich die polnische Krone trägt. Er fand sich zu dem Ende schon im Sept. 1717 zu Wien ein; es verzog sich aber mit der würklichen Vermählung bis den 20. Aug. 1719, da dieselbe in der Kaiserl. Hofcapelle zu Wien höchst vergnügt vollzogen wurde. Der Abzug der Prinzessin von Wien geschahe den 22. Aug. Die Kaiserl. Frau Mutter begleitete dieselbe bis Stockerau, allwo sie von derselben zärtlich Abschied nahm. Sie ist nachgehends zum öftern durch sie erfreuet, auch zu einer vielfältigen Großmutter von ihr gemacht worden." Einer ihrer Enkel war Clemens Wenceslaus, der Kurfürst von Trier.

„Jedoch diese glückliche Vermählung konnte die gottselige Kaiserin kaum so sehr erfreuen, als sie Vergnügen über ihr neugestiftetes Kloster empfand. Es war der 13. Mai 1717, da sie den ersten Grundstein zu diesem Kloster legte, das sie auf dem Rennweg zu Wien vor die Nonnen, die nach der Stiftung des h. Francisci von Sales a Visitatione B. Mariae Virginis, insgemein Salesianerinen genennet werden, erbauen wollte. Man bauete zwei völlige Jahre an diesem Kloster, ehe es völlig zu Stande kam. Endlich wurde es den 13. Mai 1719 mit vielen Solennitäten eingeweihet, und die bereits ernennte Priorin mit ihren Klosterjungfrauen, die bisher in dem Gräfl. Paarischen Garten ihren Aufenthalt gehabt, in Gegenwart der hohen Stifterin von dem Bischofe zu Wien mit

gehörigen Ceremonien nach dem vorgeschriebenen Stiftungsbriefe eingeführt.

„Den 19. Jan. 1720 wurde der kaiserliche Hof durch das Absterben der alten verwittweten Kaiserin Eleonorae Magdalenae Theresiae in tiefes Trauren versetzt, woran unsere Kaiserin Amalia ihren Antheil nahm. Es war dieselbe bisher das Oberhaupt von dem sogenannten Sternkreuzorden gewesen, welcher an lauter römisch-katholische Damen ausgetheilet wird. Nach ihrem Absterben hatte nun die Kaiserin Amalia die Ehre, dieses Oberhaupt zu werden, da sie denn kraft dessen sogleich an dem nächstfolgenden Ordensfest 26 vornehme Damen mit diesem Orden beehret. Sie hat von dieser Zeit an auf 1000 Damen in diesen Orden aufgenommen, davon ihrer aber auch ein großer Theil wieder gestorben sind.

„An. 1722 hatte sie das Vergnügen, auch ihre zweite Prinzessin, die Erzherzogin Mariam Amaliam zu vermählen. Sie bekam den Churprinzen Carolum Albertum von Bayern zum Gemahl, der an. 1726 seinem Herrn Vater in der Churwürde gefolgt ist, und vor weniger Zeit unter dem Namen Caroli VII. zum römischen Kaiser erwählet worden. Die Vermählung geschahe den 5. Oct. zu Wien, die Abreise aber nach Bayern erfolgte zwei Tage hernach. Die Frau Mutter begleitete sie bis Burkersdorf, allwo sie von ihr beweglich Abschied genommen. Es ist diese Ehe aber so fruchtbar als vergnügt gewesen, indem die Kaiserin dadurch sowohl einen Enkel, als verschiedene Enkelinen bekommen.

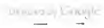
„Nachdem sie solchergestalt ihre beiden Prinzessinen standesmäßig versorget, entzog sie sich vollends aller Gesellschaft. Sie hatte ihren meisten Aufenthalt in dem von ihr gestifteten Kloster, worinen sie sich in unaufhörlichen Andachtsübungen finden ließ. Sie wurde dabei bald von dem Königl. Polnischen und Chursächsischen, bald auch Churbayerischen Hofe mit allerhand Nachrichten erfreuet, die gemeiniglich das gesegnete Wachsthum dieser Durchl. Häuser und die Vermehrung ihrer Familien anbetrafen.

„An. 1737 kriegte sie Lust, ihre Enkel und Enkelinen zu sehen. Sie that zu dem Ende im Mai eine Reise nach Neuhaus

in Böhmen, wohin sie den 24. Mai ihre älteste Tochter, die Königin von Polen mit ihrer ganzen Familie kommen ließ. Der König fand sich selbst dabei mit ein, und es wurden die Tage dieser hohen Zusammenkunft in allerhand unschuldigen Ergötzlichkeiten zugebracht. Den 1. Juni scheideten die hohen Herrschaften aufs zärtlichste wieder von einander, nachdem sie einander reichlich beschenket hatten. Die älteste von diesen Königl. Prinzessinen ward nicht lange darauf eine Braut des jungen Königs Caroli von beiden Sicilien. Als sie nun im Mai 1738 aus Sachsen nach Neapolis abginge, um sich demselben in die Arme zu liefern, hatte die alte Frau Großmutter ein großes Verlangen, dieselbe noch einmal zu sehen. In dieser Absicht muste die junge Königin ihre Reise so einrichten, daß sie zu St. Pölten in Oesterreich einkehren, und sich ein paar Tage daselbst aufhalten konnte. Dieses geschahe den 19. Mai, da denn die Kaiserin das Vergnügen hatte, diese junge Königin in Gesellschaft ihres Bruders, des Churprinzen, der sie begleitete, noch einmal zu umarmen, und sich mit ihnen ein paar Tage zu ergötzen.

„An. 1739 hatte sie das Vergnügen, auch die Churbayerischen Durchl. Enkel und Enkelinen zu sehen, als sie im Mai im Kloster Mölk mit dem Churbayerischen Hause eine Zusammenkunft hielte. Man kann das Vergnügen und die zärtliche Liebe, so beiderseits hohe Herrschaften gegen einander bezeiget, ingleichen die Pracht, welche der Churfürst und dessen Hofstaat bei dieser Gelegenheit sehen lassen, nicht genug beschreiben. Die Kaiserin theilte ungemein kostbare Geschenke aus, worunter der Hirschfänger, den der Churfürst bekommen, allein auf 130,000 Gulden geschätzt worden. Sie empfing dagegen von ihm ein sehr kunstreiches und kostbares Crucifix, dessen Einfassung alleine über 280 Mark Silber gewogen. Den 7. Jul. langte sie von Mölk höchst vergnügt wieder in ihrem Kloster zu Wien an, nachdem sie durch verschiedene Handbriefe den Kaiser dahin vermocht, daß derselbe sich gleichfalls entschlossen, mit dem Churfürsten und dessen Familie den 4. Jul. zu Burkersdorf zusammen zu kommen.

„An. 1740 überließ sie der Erzherzogin Maria Magdalena die Direction des Sternkreuzordens, schränkte ihre Hofstaat aufs



engste ein, entzog sich allen weltlichen Geschäften, und widmete sich dergestalt dem Klosterleben, daß sie auch in der äußerlichen Kleidung sich denen Ordensgesetzen conformirte. Im Oct. wurde sie durch das unvermuthete Absterben des Kaisers Caroli VI. nicht wenig gerühret, zumal da die hinterlassene Wittwe desselben selbst zu ihr ins Kloster kam, und ihr den höchst schmerzlichen Hintritt ihres Gemahls mit vielen Thränen eröffnete. Es ereigneten sich hierauf allerhand bedenkliche Troublen über die Succession in den österreichischen Erblanden, die man, ohngeachtet der garantirten Pragmatischen Sanction, der Erzherzogin Mariae Theresiae, die nunmehro den Titel einer Königin von Ungarn und Böhmen angenommen, streitig machte. Es gingen ihr diese Troublen um so viel mehr zu Herzen, weil ihre beiden Herren Schwiegersöhne damit verwickelt waren. Sonderlich war der Churfürst von Bayern ein starker Widersacher der neuen Königin von Ungarn, weil er ein näher Recht als dieselbe zur Erbfolge haben wollte. Er erkannte dieselbe nicht nur nicht vor eine Königin, sondern fiel gar im Sept. 1741 mit denen erhaltenen französischen Auxiliartrouppen in Oesterreich ein, und näherte sich der Stadt Wien, so, daß schon alles daraus zu flüchten anfienge." Wie man auch das Bestreben, die anerkannte Erbin der väterlichen Erbschaft zu entsetzen, die östreichische Monarchie zu zertrümmern, Vorbild der Theilung von Polen, jedoch bei weitem nicht so streng verdammt, beurtheilen mag, so wird man doch eine eigenthümliche Fügung darin erkennen, daß die große Spoliation ausgehen sollte von den Tochtermännern einer Urenkelin Friedrichs V. von der Pfalz.

„Die Kaiserin Amalia verließ selbst den 18. Sept. ihr Kloster am Rennwege, und ließ sich in einer Senfte nach der Roßau bringen, allwo sie sich zu Schiffe setzte, und nach Kloster-Neuburg fuhr, wohin auch ihre Hofstaat zu Lande folgte. Sie schrieb kurz vorher einen sehr beweglichen Brief an den Churfürsten, worinen sie ihren heftigen Schmerz über die nach dem Absterben des Kaisers sich ereigneten betrübten Umstände auf eine ungemein zärtliche Weise entdeckte. Sie bat den Churfürsten recht mütterlich, er möchte doch in Betrachtung der nahen Blutsfreundschaft mit

ihr und dem Hause Oesterreich, wie auch aus billiger Liebe zu dem nöthigen Frieden, nicht zu den Waffen greifen, sondern, anstatt des Kriegs, die Vorschläge zu einem gütlichen Vergleich annehmen. Sie versicherte ihn endlich, daß die Königin von Ungarn willens sei, alles dasjenige, was nur in ihren Kräften stünde, und was ohne Verletzung der Pragmatischen Sanction geschehen könnte, gerne beizutragen, um mit dem Churfürsten in gutem Vernehmen zu bleiben rc." Karl Albrecht antwortete in allgemeinen Redensarten.

„Sobald die Gefahr wegen Belagerung der Stadt Wien nach des Churfürstens von Bayern Abzug nach Böhmen verschwunden, langte die Kaiserin Amalia wieder in ihrem Kloster zu Wien an, aus welchem sie auch seitdem nicht wieder gekommen ist. Sie fiel 1742 in eine schwere Krankheit, die sie so auszehrte, daß sie endlich den 10. Apr. frühe gegen halb 8 Uhr das Zeitliche gesegnete, nachdem sie ihr Alter auf 69 Jahr gebracht, 31 Jahr aber im Wittwenstand gelebet hatte. Man hat ihren verblichenen Leichnam in dem Thore des von ihr gestifteten Klosters drei Tage lang auf einem Todtengerüste mit dero geistlichen Ordensstiftskleide, ihrem letzten Willen gemäß, ausgestellet, am 13. Abends aber in zahlreicher Beiwohnung des hohen Adels, ohne alles Gepränge, nach Art des Klosterstifts, in der dasigen Kirche in eine unter dem hohen Altar schon vor verschiedenen Jahren von Marmor zubereiteten Ruhestätte beigesetzt, worauf in der Kirche bei den PP. Augustiner-Barfüßern an einem prächtigen Castro doloris zu Haltung der gewöhnlichen Exequien gearbeitet wurde, die auch, gleichwie an dem Kaiserl. Hofe zu Frankfurt, und an dem Königl. Polnischen und Chursächsischen Hofe zu Dresden, wo man zugleich eine tiefe Trauer angeleget, erfolget sind.

„Von ihren persönlichen Eigenschaften noch etwas zu gedenken, so war sie von einer ansehnlichen Leibeslänge, und etwas corpulent. In ihrer Jugend und bei Lebzeiten ihres Gemahls liebte sie Pracht und Lustbarkeiten; nachdem sie aber eine Wittwe worden, hat sie sich mit lauter Werken der Andacht und Gottseligkeit beschäftiget. Ihre fürtrefflichen Gemüthsgaben, und be-

sonders ihr Verstand, ihre Großmuth und Leutseligkeit sind jederzeit bewundert worden. Sie konnte ehemals unter die schönsten Prinzessinen von Europa gerechnet werden; wie denn die Merkmale davon auch noch in ihrem Alter an ihr wahrzunehmen gewesen sind, wobei sie ein so majestätisches Ansehen gehabt, daß sie niemals ohne Ehrfurcht angesehen werden können." Das Gebetbuch der Kaiserin Amalia, von ihr selbst zusammengetragen, ist eine der ausgezeichnetesten Erbauungsschriften.

„Sie hat in ihrem Testamente in Ansehung ihrer Hofstaat verordnet, daß ein jeder derselben eine convenable Pension nach Qualität der bekleideten Charge und Beschaffenheit der Meriten, aus einem gewißen Fundo auf Lebenszeit genießen, solcher Fundus aber mit der Zeit dem Königl. Aerario heimfallen solle. Zu Executoren solches Testaments sind der Königl. Conferenzminister, Graf Gundacar von Stahrenberg, und ihr gewesener Oberhofmeister, Prinz Emanuel von Liechtenstein, ernennet worden."

Genug von dem Kurhause Pfalz-Simmern, es wird an der Zeit sein, zu sprechen von der Stadt Simmern, als welche zunächst ihr Aufkommen den Pfalzgrafen, und absonderlich der nach ihr benannten Linie zu verdanken hat. Pfalzgraf Johann II. befreite die Bürger von der Leibeigenschaft und verschiedenen Frohndiensten, ertheilte ihnen auch die eigentlich städtischen Befugnisse, 24. Febr. 1555. Es wuchsen die Bevölkerung und das bürgerliche Gewerbe; neben dem fürstlichen Schlosse erhoben sich andere Gebäude von Belang. „Im XVI. und XVII. Jahrhundert," schreibt der treffliche Widder, „stand diese Stadt im besten Flor, und das Rathhaus war eines der prächtigsten Gebäude." Minder bedeutend scheint Sebast. Münster sie gefunden zu haben: „Wiewohl ich aber von dieser nichts sonderlichs zu schreiben gehabt, hab ich doch ihr Contrafactur, wie sie an mich gelanget, hieher setzen wollen," und liefert er eine Abbildung, die wohl die gelungenste in dem ganzen Werke. Ihr zufolge ist die ganze Stadt ummauert, außerdem durch einen Kranz von Palissaden umschlossen. Ueber alle Thürme erhebt sich, auf der höchsten

Stelle, der noch heute vorhandene und zu Gefängnissen eingerichtete Große Thurm. Von einem andern, bei weitem nicht so zierlichen Thurm wird er durch die Kreuzcapelle geschieden. Unter dem großen Thurm steht die Pfarrkirche, daneben das Rathhaus. Zwischen der Pfarrkirche und der Untern Pforte mit ihrem viereckten Thurm war, der Stadtmauer ganz nahe, das Amthaus angebracht. Das entgegengesetzte Ende der Stadt, dem Soonwalde zu, nimmt das Schloß ein, weitläuftig, phantastisch, mit einer Menge von Thürmen und Thürmchen, ein wahres Labyrinth, in seinem ganzen Aussehen verkündigend, daß es mehrer Jahrhunderte Werk. Durch einen Wassergraben, der durch Schwäne belebt, ist es von der Stadt geschieden. Den geringen Raum bis zu der Stadtmauer füllt der Schloßgraben aus. Innerhalb des Schloßberinges, auf der Stadtmauer, befindet sich ein in seinem Baustyl dem Schlosse ähnliches Gebäude, der Münze und der Buchdruckerei dienend.

Der dreißigjährige Krieg gab dem Wohlstand von Simmern einen harten Stoß. Zuerst wurde die Stadt von Spinolas Spaniern besetzt, dann, für eine kurze Zeit von den Unirten eingenommen. Im Dec. 1631 bemächtigten sich ihrer die Schweden, ohne sie doch im f. J. gegen die Spanier behaupten zu können. Gegen Ausgang des J. 1618 wurde Simmern von den Weimarischen occupirt, im J. 1645 durch die französischen Winterquartiere sehr hart mitgenommen. Die Residenz wurde nach Kreuznach verlegt, im J. 1689 die Stadt von den Franzosen in Brand gesteckt und beinahe der Erde gleichgemacht. Nur langsam und unvollkommen hatte sie von dem tödtlichen Schaden sich erholt, als sie, von wegen ihrer Lage, unter französischer Herrschaft zum Hauptort des nach ihr benannten Bezirkes, des Rhein- und Moseldepartements südlichster Theil, erwählet wurde. Sie erhielt, neben dem Friedensgericht, ein Tribunal erster Instanz, wurde der Sitz des Unterpräfects und eines Unter-Forstinspectors. Von dem ersten Unterpräfect, von Vaureeum, wird bei Kreuznach zu handeln sein, der Nachfolger, der General Ludwig Johann Christoph von Closen, hatte den americanischen Freiheitskrieg an Lafayettes Seite mitgemacht. Ein liebenswürdiger Mann, war

er vier schöner Töchter Vater. Die Güter in Bayern hatte er an den Sohn (Karl Ferdinand?) abgetreten. Die Closen zu Haidenburg und Gern sind nämlich eines alten bayerischen Geschlechtes, das auch das Erbmarschallamt in Niederbayern besessen hat. Wolfgang von Closen, Dompropst zu Regensburg, wurde zum Bischof in Passau erwählt 1558, und starb 1561. Georg Ehrenreich, herzoglich Würtembergischer Staatsrath, Hofrathspräsident und Obervogt zu Balingen, wurde am 21. Oct. 1624 von Kaiser Ferdinand II. in den Freiherrnstand erhoben, und ihm zugleich das Wappen des ausgestorbenen großen Freiherrengeschlechtes von Degenberg verliehen. Den 28. Nov. 1739 starb zu Landshut, wo er Regierungspräsident, Georg Franz Anton Freiherr von Closen auf Gern, kurbayerischer Geheimrath, Kämmerer, der Kurfürstin Oberhofmeister, auch seit 8. Dec. 1729 des St. Georgenordens Comthur. Seine Tochter, Maria Judith, verm. 6. Jul. 1738 dem Fürsten Joseph Friedrich Ernst von Hohenzollern-Siegmaringen, starb 1743. Karl von Closen vermählte sich 1701 mit Maria Teresa Felicitas, des kurbayerischen General-Lieutenants und Gouverneurs von Ingolstadt, des Grafen Anton von Montfort Tochter aus seiner ersten Ehe mit der Gräfin Maria Victoria von Spaur. Des Grafen von Montfort andere Gemahlin, Maria Anna Katharina, des Grafen von Tilly, Ernst Emmerich Tochter, erbte nach ihres Bruders, des Grafen Ferdinand Lorenz Ableben, 1724, die Tillyschen Allodien, Breiteneck und Helfenberg. Die Montfort, eines Stammes mit den Pfalzgrafen von Tübingen, mit den Grafen von Werdenberg und Sargans, sind nicht minder alt, waren einst nicht minder mächtig und angesehen als die Grafen von Habsburg. Die Frau von Closen starb als Wittwe, Febr. 1762. Ihr Sohn könnte ein anderer Karl gewesen sein, welchen der Herzog von Zweibrücken zum Obristen des nur eben 1757 errichteten Regiments royal-Deuxponts ernannte. „Der Herzog von Zweibrücken hat zum Königl. Dienst ein neues Regiment anwerben lassen, wobei ihm der König versprochen, daß es zu Friedenszeiten beibehalten werden sollte. Es sollte eines der schönsten Corps sein, die Frankreich in seinem Dienste hat. Die

Officiers dazu waren alle von Adel (was für die übrigen fremden Regimenter nicht hergebracht). Es empfing den Namen royal-Deuxponts. Ohngeachtet es gänzlich zum Dienst dieser Krone und auf den Fuß der ausländischen Regimenter errichtet worden, so hat sich doch der Herzog das Recht vorbehalten die Chefs zu erneunen. Der Baron von Closen ward Obrister davon und erhielte das Commando der 3 Bataillons, daraus es besteht."

Das Regiment war königsblau, mit gelben Aufschlägen und Rabatten, und königsblau trugen sich die sämtlichen deutschen Regimenter, Alsace, dessen letzter Inhaber der Maréchal-de-camp, Prinz Maximilian Joseph von Zweibrücken, der nachmalige König von Bayern, gewesen, Anhalt, la Marck, royal-Suédois, Nassau; auch Corse trug königsblaue Uniform, wogegen royal-Bavière himmelblau, mit schwarzen Aufschlägen. Roth gekleidet waren Schweizer und Irländer. Der Schweizer-Regimenter gab es im J. 1772 eilf, Erlach, Boccard, Sonnenberg, Castella, Waldner, Jenner, Diesbach, Courten, Salis, Lochmann, Eptingen, dazu kommen die Gardes-suisses, 4 Bataillone, die bei weitem nicht vereinigt, als sie am 10. Aug. 1792 den Pariser Kannibalen das blutige Treffen lieferten, dem vollständigsten Siege aber nach des Königs Befehl verzichten mußten. Als Löwen hatten sie gestritten, als Lämmer wurden sie geschlachtet. Irländische Regimenter waren Bulkeley, Clare, Dillon, Walsh, Berwick.

Dunkelblau gekleidet, mit rothen Patten und Kragen, weißen Brandebourges, waren die Gardes-françaises, 6 Bataillone, von denen im Anfang der Revolution das Beispiel des Abfalls ausging. Die ganze übrige französische Infanterie, 67 Regimenter, trug weiß, mit den verschiedenartigsten Rabatten und Kragen, doch so, daß die zwei, eine Brigade formirenden Regimenter, bei der Gleichheit der Farben, durch die weißen oder gelben Knöpfe sich unterschieden. Den ersten Rang nach den Garden nahmen ein die quatre vieux corps, Picardie, Champagne, beide mit weißen, Navarre mit himmelblauen, Piémont mit schwarzen Aufschlägen. Denen schlossen sich unmittelbar an Normandie 1616 und Marine 1628, beide mit schwarzen Aufschlägen. Den sechs folgten die Petits-vieux, fünf an der Zahl, Bourbonnais, sans tache, schneeweiß, Béarn,

eben so, doch mit gelben Knöpfen, Auvergne, Flandre, Guyenne. Unmittelbar nach ihnen nahm Rang das Regiment du roi; Aufschläge und Patten dunkelblau, mit einer gelben Borte eingefaßt. »Louis le Grand affectionna toujours beaucoup ce régiment, qui répondit parfaitement à cet honneur par sa valeur et par ses services. Le roi le mit sur le pied des cinq Petits-vieux, et lui en donna toutes les prérogatives. Il prit rang après les cinq Petits-vieux; et le régiment de Beaumont, qui depuis a été Saint-Vallier, lui céda sa place par accommodement. En 1692, le marquis de Surville étant colonel, le roi ordonna que ce régiment ne seroit plus sujet aux inspecteurs, ni au ministre de la guerre pour la disposition des emplois. Il est à cet égard comme le régiment des gardes, et comme les autres troupes de la maison du roi, qui n'ont point, pour ainsi dire, d'autre inspecteur que le roi même, lequel pourvoit immédiatement tous les officiers. Ce prince attacha à la charge de colonel de son régiment une pension de 6000 livres.« Ludwigs XIV. Vorliebe für das Regiment hat sich auf seine Nachfolger vererbt, wer im Dienste ein schnelles Glück machen wollte, mußte nothwendig in dem régiment du roi debutiren.

Der Grenadiers royaux, eine sehr sorgfältig gewählte Landwehr, und der régiments provinciaux waren in resp. 12 und 54 Regimentern 46,640 Mann, alle weiß uniformirt, dagegen trugen die leichten Truppen verschiedene Farben: die Légion royale dunkelblau, mit rothen Aufschlägen und Patten, die Légion de Flandre himmelblau, mit weißen, und die Légion de Corse himmelblau mit schwarzen Aufschlägen, Légion de Lorraine dunkelblau mit schwarzen Patten, Légion de Conflans durchaus dunkelgrün, Légion de Condé schwefelgelb mit scharlachrothen Aufschlägen und Patten, Légion de Soubise königsblau mit weißen Patten.

Die schwere Reiterei, oder nach dem technischen Ausdruck, die Cavalerie légère, weil sie, bei ihrem ersten Auftreten, im 16. Jahrhundert, nur durch Cüraß und Pickelhaube geschützt, den von Kopf bis zu Füßen geharnischten Gendarmen verglichen, leicht genannt werden konnte, war dunkelblau, jedes Regiment durch die Farben

der Patten sich unterscheidend, und zählte sie 31 Regimenter, Colonel-général und Mestre-de-camp général, beide von 1635, Commissaire-général 1654, Royal 1642, du Roi 1635, royal-étranger 1635, cuirassiers du Roi 1666, royal-Cravates 1664, royal-Roussillon, royal-Piémont, royal-allemand, royal-Pologne, royal-Lorraine, royal-Picardie, royal-Champagne, royal-Navarre, royal-Normandie, la reine, Dauphin, Bourgogne, Berry, carabiniers de Monsieur, Comte d'Artois, Orléans, Chartres, Condé, Bourbon, Comte de la Marche, Conty, Penthièvre, Noailles. Davon hatte einzig cuirassiers du Roi den schwarzen Cüraß beibehalten, es trug auch, ausnahmsweise, gelbe Montur mit scharlachrothen Aufschlägen. Prächtige Corps waren die carabiniers und royal-allemand, dieses zwar ein deutsches Regiment, dem nach dem Frieden von 1763 das Regiment Würtemberg einverleibt worden. Reitende Grenadiere, Vorbild jenen der Kaisergarde, trug royal-allemand die Bärenmütze mit weißer Decoration: des Rockes tiefes Blau wurde gehoben durch das Carmosin von Kragen, Patten und Vorstoß, durch des Kragens weißen Saum, durch die weißen Epaulettes und die breiten weißen Brandebourges. Den Aufruhr vom 12. Jul. 1789, dessen Vorwand die Entlassung des inepten Ministers Necker, zu stillen, wurde ein Detachement von royal-allemand und royal-Lorraine beordert. »Les révolutionnaires voulaient une émeute, ils attaquent à coups de pierre les dragons de royal-Lorraine. Plusieurs bourgeois sont blessés. Le prince de Lambesc, à la tête de royal-allemand se porte à la place de Louis XV.; le peuple avançait toujours; le prince de Lambesc, séparé de sa troupe, se jette le sabre à la main dans le jardin des Tuileries. L'effroi devient général: hommes, femmes, enfans, se précipitent les uns sur les autres, s'efforcent de gagner les issues, croyant à chaque instant voir fondre sur eux les cavaliers du prince de Lambesc. Le peuple dans cette circonstance délicate, conjure les gardes-françaises de le secourir. Ils se joignent aux révolutionnaires, chargent les soldats de royal-allemand: ceux-ci sans chefs, ne recevant point d'ordres, n'opposent aucune résistance.« Der Tag, vorzüglich geeignet, den Parisern eine

blutige, aber heilsame Lehre zu geben, führte zur Einnahme der Bastille, zum Sturze einer Regierung, die sich selbst aufgegeben hatte. Der Graf Artois, die Familien Condé und Conty, der Prinz von Lambesc und viele andere Große mußten emigriren.

Des Prinzen Regiment, royal-allemand, bezog Quartiere in Lothringen, und wurde von Bouillé vorzugsweise gewählt, um die Flucht des Königs zu beschützen. Drei Schwadronen davon waren in Stenay vereinigt, als die Post von des Monarchen Unfall in Varennes einlief. »M. de Bouillé,« schreibt sein Sohn, »ne pouvait rien concevoir à cet évènement. Conservant cependant quelque confiance dans les dispositions qu'il avait faites, ainsi que dans ceux qui devaient les exécuter, et particulièrement dans la force des détachements qui devaient se replier sur Varennes, il espérait encore que le roi serait délivré par eux, ou au moins qu'ils feraient quelque tentative. Il s'empressa donc de les seconder en marchant lui-même à la tête de royal-allemand, sans calculer les hasards d'une entreprise que le retard et l'éloignement rendaient si incertaine. Au premier mot de cette sinistre nouvelle, il m'envoye dans Stenay porter au régiment royal-allemand qui avait eu, la veille, l'ordre de se tenir prêt à la pointe du jour, celui de monter à cheval et de se rendre aussitôt hors de la ville. En même temps, il expédie aux détachements de Mouzay et de Dun celui de s'avancer sur Varennes, en gardant le passage de la Meuse, et de commencer l'attaque, s'ils le pouvaient et s'il était nécessaire, leur promettant de les soutenir de près: il envoye également ordre au régiment suisse de Castella, qui était en marche de Metz à Montmédy, de se rendre à Stenay, et à M. de Klinglin de faire marcher sur Dun le bataillon de Nassau-infanterie qui était à Montmédy, et de se porter de sa personne à Stenay avec deux escadrons. M. de Bouillé se tient, avec deux personnes seulement, à la porte de cette ville, pour attendre et conduire lui-même le régiment de royal-allemand, tandis que je cours à cheval chez le commandant de ce corps, qui, à mon extrême surprise, était encore au lit. Je l'informe de l'évènement, je lui rends l'ordre du

général; et, pendant qu'il se lève, je vais aux casernes le porter et le faire exécuter; mais mon étonnement augmente, et le dépit s'empare de moi, lorsqu'au lieu de trouver les chevaux sellés et les hommes prêts à les monter, je vois que rien n'est préparé ni disposé. Je vais en informer le colonel qui témoigne le même étonnement, vrai ou feint, et qui me promet de remédier promptement à ce qu'il appelle un malentendu. Je retourne auprès de M. de Bouillé lui rendre compte de ma mission, et calmer sa juste impatience qui le porte, au bout de quelques minutes, à me renvoyer avec de nouveaux ordres pour presser la marche du régiment. Je trouve le colonel, dont je ne chercherai pas à pénétrer les intentions, partageant peu ma vivacité, et n'en mettant pas davantage à presser ses soldats. Le petit nombre de ceux qui étaient déjà rassemblés me témoigne cependant un zèle et une disposition que j'encourage de mon mieux, et qui m'arrachent même des larmes d'impatience.

»Je reviens en rendre compte au général, et après avoir attendu un espace de temps que notre agitation allongeait sans doute, mais qui dépassait toutes les mesures ordinaires du service, je me porte encore au quartier du régiment qui n'était guère plus avancé. J'avais remarqué que la porte par laquelle j'étais obligé d'entrer à Stenay et d'en sortir était gardé par un détachement de la garde nationale qui prenait les armes chaque fois à mon passage, et à qui mes allées et venues paraissaient donner de l'inquiétude. Je craignais qu'il ne finît par s'y opposer, et surtout que, soutenu du reste de la garde nationale qui se rassemblait plus lestement que le régiment, il ne mît obstacle à la sortie de celui-ci. Je redoutais que nous fussions obligés de débuter dans notre entreprise par un combat aux portes de Stenay; ce qui eût arrêté encore notre marche, ébranlé peut-être les dispositions de notre troupe et gêné notre retraite avec le roi. J'avertis donc le colonel de ce danger qu'il parut sentir, et je lui proposai, pour le prévenir, d'envoyer un détachement garder cette porte. Il me promit de le faire; mais, voyant qu'il ne donnait aucun ordre

à cet effet, je pris sur moi de commander aux cinquante hommes de l'escadron de droite qui était déjà à cheval, de me suivre, et je les plaçai à cette porte. Je pensais que le reste du régiment allait venir, et j'en donnai l'espoir au général; mais ce que l'on ne saurait croire, et ce qui est certain, c'est que ce régiment auquel dix ou quinze minutes eussent dû suffire dans les temps ordinaires pour être à cheval au signal le moins attendu, ne put se mettre en marche que trois quarts d'heure après le premier ordre que je lui avais porté, et auquel il devait être préparé.

»Tout ce que l'activité et l'impatience naturelle du général, redoublées par l'intérêt de la circonstance, durent lui faire souffrir peut se concevoir. Il en fut un peu dédommagé par l'excellente disposition où il trouva cette brave et respectable troupe, officiers et soldats, lorsque les ayant fait arrêter sur le chemin en dehors de Stenay, il leur apprit l'objet de leur marche par une courte harangue qui fut accueillie aux cris de *vive le roi!* Après leur avoir distribué près de quatre cents louis qu'il avait sur lui pour cet objet; leur avoir fait envisager la gloire dont ils allaient se couvrir, et leur avoir promis pour récompense qu'ils deviendraient la garde allemande du roi, il les fit partir au grand trot. Nous soutînmes cette allure pendant les neuf grandes lieues, de pays presque toujours montagneux, qui séparent Stenay de Varennes. Notre ardeur et notre impatience d'arriver étaient telles, nous avions tant d'intérêt à tarder le moins possible, que l'on peut aisément juger que, sans la crainte de crever nos chevaux et de rendre par conséquent notre secours inutile, nous eussions pris une allure encore plus prompte. Nous trouvâmes le poste de Mouzay abandonné par le détachement qui avait marché en avant. Il en était de même de celui de Dun, dont le pont sur la Meuse, passage important et le seul qui assurât notre marche et notre retraite, était gardé par un piquet que M. Deslon, commandant de ce poste, y avait sagement laissé. Nous pensions que nous n'arriverions que pour terminer et décider un combat que nous supposions commencé par la réunion des

détachements qui avait dû se faire à Varennes. J'avoue même que je ne pus contenir, ni cacher un sentiment qui avait peut-être sa source et son excuse dans ma jeunesse, et qui me portait à me réjouir de voir le roi, par ce concours d'accidens, engagé dans une démarche vigoureuse et décisive que je regardais comme nécessaire au salut de sa couronne. Nos espérances et notre confiance diminuèrent cependant un peu, lorsqu'à une lieue environ de Dun, nous trouvâmes le détachement de Mouzay que nous croyions déjà aux portes, et même en dedans de Varennes, arrêté près d'un bois par quelques misérables tirailleurs de gardes nationales que nous fîmes aussitôt disperser, et qui ne retardèrent pas notre marche.

»Nous continuâmes notre route au bruit du tocsin qui sonnait et des tambours qui retentissaient de toutes parts. Cet appareil de guerre ne faisait que ranimer et presser notre ardent désir d'arriver au lieu de la détention du roi que nous regardions comme celui de sa délivrance; et nous nous enfoncions en quelque sorte avec ce faible détachement dans la France armée contre nous, sans envisager autre chose que la gloire et le devoir qui nous appelaient. Cependant plusieurs avis que nous recueillîmes sur notre route pouvaient jeter de l'inquiétude dans nos esprits sur ce qui se passait à Varennes, et je me souviens qu'étant à la tête de l'avant-garde de royal-allemand, je fus apostrophé par un prêtre, sans doute assermenté, qui m'assura que toute la hâte que nous faisions était inutile, que nous ne trouverions plus le roi à Varennes. Je le traitai comme un imposteur, comme un blasphémateur de son maître, et je lui appliquai une réponse vigoureuse pour lui faire sentir mes doutes et mon indignation. Cependant il n'avait que trop raison. Nous étions à trois quarts de lieu de Varennes environ, quand je reçus cet avis. A peine étions-nous en vue de cette ville, qu'il nous est confirmé par le chevalier de Bouillé et par M. Deslon, commandant du détachement de Dun, qui, après avoir passé à la nage un bras de la rivière pour fondre sur l'escorte du roi et le délivrer, et après avoir fait de vains efforts pour traverser un canal im-

possible à franchir, reviennent avec cent hussards qu'ils commandaient, nous annoncer qu'ils ont vu, de l'autre côté de la ville, le roi et la famille royale repartir pour Paris, au milieu d'une foule de peuple. M. Deslon rend compte à M. de Bouillé qu'il a été, de sa personne, introduit dans Varennes; qu'il a parlé à ce malheureux prince qui lui a annoncé son retour à Paris, et l'a chargé de dire au général qu'étant prisonnier il n'avait plus aucun ordre à lui donner, mais qu'il comptait qu'il ferait tout ce qui dépendrait de lui. Il nous rapporte qu'un aide-de-camp de M. de la Fayette, envoyé de Paris sur les traces du roi, l'ayant rejoint à Varennes, a déterminé ce retour en présentant un décret de l'Assemblée nationale, et a triomphé ainsi de l'irrésolution de la municipalité qui avait voulu attendre les ordres de cette Assemblée, avant de se défaire de ses précieux ôtages: il nous dit qu'il a vu MM. de Choiseul, de Damas et de Goguelat, prisonniers; ce qui nous indique que toutes les dispositions ont échoué, en même temps que l'arrivée de l'aide-de-camp de M. de la Fayette nous montre que la plus essentielle a été négligée, celle d'intercepter toute communication avec Paris. M. Deslon nous dit aussi qu'il a appris que la garnison de Verdun était en marche avec du canon pour soutenir le mouvement insurrectionnel des habitans de Varennes et de ses environs: enfin il nous fait le détail le plus affligeant de la situation où il a trouvé le roi, la reine et tout ce qui les entoure, en louant particulièrement le courage et la présence d'esprit de M. de Damas et de madame Elisabeth.

»Il était alors plus de neuf heures. Le roi était parti à huit. On demande des gués; plusieurs officiers et cavaliers de royal-allemand avaient été détachés dans ce poste; cependant aucun n'en connaît, et notre embarras devint égal à notre désespoir. D'abord notre volonté unanime est de suivre le roi; mais bientôt les chefs et officiers, ainsi que le général d'Offelize qui était avec nous, consultés par M. de Bouillé, lui en démontrent l'impossibilité. Ils représentent la nécessité, avant d'aller plus loin, de faire du moins rafraîchir les chevaux

harassés par une marche de neuf lieues, faite à une allure forcée; et cette observation trop fondée, l'avance que les voitures ont déjà sur nous, la crainte d'exposer encore plus les jours de la famille royale, en lui portant un secours inutile, puisque quatre cents chevaux épuisés de fatigue ne pouvaient qu'être perdus au milieu d'une multitude qui grossissait à chaque pas, tout décide à la retraite la plus pénible qu'aient jamais pu faire des hommes remplis des sentimens de l'honneur et même d'une juste indignation. La mort nous paraissait à tous préférable. Nous ignorions si nous n'allions pas la rencontrer dans notre retour, et le seul regret qu'elle nous présentait était de ne pouvoir la rendre utile au roi et à l'état.

»La retraite fut donc commandée, et jamais ordre ne coûta plus cher à M. de Bouillé. Le silence et la douleur la plus profonde accompagnaient nos pas. Le soldat partageait notre consternation, et sa morne contenance était un soulagement, mais aussi un regret de plus pour nous, en nous montrant ce que nous eussions pu attendre de tels hommes, s'il nous eût été possible de les faire agir. Nous marchâmes ainsi au plus petit pas pendant neuf lieues, au milieu de la France en armes et soulevée de tous côtés. Nous rencontrâmes même plusieurs détachemens de garde nationale des environs, qui se portaient sur Varennes tambour battant et drapeaux déployés, et qui, loin de nous attaquer, nous rendirent tous les honneurs militaires, exemple singulier de la versatilité et de l'ignorance de ce peuple qui devenait un instrument si terrible dans les mains de factieux qui s'en emparaient.

»Arrivés à moitié chemin de notre retraite dans un grand village appelé Romagne, nous fîmes une halte pour rafraîchir nous et nos chevaux, et nous nous exposâmes aux dangers que ce délai pouvait accumuler sur nous, avec cette indifférence que produit l'impression d'un grand malheur irréparable. Non-seulement les habitans de ce village ne nous inquiétèrent point, mais ceux de Dun qui étaient maîtres de notre retraite sur la Meuse, nous virent revenir sans alarme, et ne nous opposèrent pas plus d'obstacles qu'à notre premier passage.

Enfin notre contenance retint la garde nationale de Stenay qui s'était embusquée sur la route en avant de cette ville, sans doute avec de mauvaises intentions qu'elle n'osa exécuter, et elle rentra dans ses murs avec royal-allemand.

»Ce régiment, celui de Nassau-infanterie, que nous trouvâmes en arrière de Dun dans sa marche pour nous soutenir, et les détachemens des hussards de Lauzun voulaient suivre M. de Bouillé hors de France; mais dans l'incertitude de la manière dont ils seraient reçus dans les états autrichiens, et dont il pourrait les y faire subsister, ce général se refusa à leur désir. Il permit seulement à une vingtaine d'officiers de ces différens corps de l'accompagner. M. de Bouillé était entré avec cette troupe dans une auberge à la porte de Stenay, pour donner un moment de repos à nos chevaux que nous montions depuis près de vingt heures, lorsqu'il fut averti que la municipalité et la garde nationale de la ville se disposaient à venir l'arrêter. Nous remontâmes alors à cheval avec la même tranquillité, et nous continuâmes notre route aussi paisiblement jusqu'à la Ferté, village de la frontière sur le Chiers, qu'il nous fallait passer pour nous mettre à l'abri hors du royaume. Les paysans armés gardaient le pont de notre côté, et paraissaient vouloir nous opposer de la résistance, en exécution de l'ordre qu'ils avaient déjà reçu de ne laisser sortir personne des frontières; mais nous échappâmes à ce danger par la présence d'esprit d'un aide-de-camp de M. de Bouillé, M. de Rodais, qui, se détachant aussitôt vers eux, leur annonça leur général, et leur ordonna de lui rendre tous les honneurs qu'ils lui devaient. L'assurance de cet officier les étonna tellement qu'ils obéissent aussitôt. Ils se mirent en haie, en battant au champ pour celui qu'ils devaient arrêter, et nous étions à peine passés que, s'apercevant de leur erreur, ils se mirent à tirer sur la queue de notre colonne, nous tuèrent quelques chevaux, et saisirent une de nos voitures. Enfin nous arrivâmes à la nuit tombante dans le pays de l'empereur à l'abbaye d'Orval, dont nous trouvâmes les moines à table, étonnés de notre arrivée et consternés de son

motif, et nous terminâmes à onze heures du soir cette trop cruelle et trop mémorable journée.«

Ein Jahr war noch nicht verstrichen, und die drei Schwadronen von royal-allemand, die vor Varennes gewesen, setzten sich in Bewegung, um dem Beispiel des Generals zu folgen. Am 10. Mai 1792 erfuhr man zu Coblenz, daß die drei französischen Regimenter royal-allemand, royal-Saxe und Berchiny, 80 Artilleristen und viele Officiere von Metz ausgebrochen und auf Reichsboden eingetroffen seien. Vermuthlich wurden sie der Emigrantenarmee, armée du centre, zugetheilt, nach deren Auflösung aber in östreichischen Sold übernommen. Alle Feldzüge des Revolutionskriegs hat royal-allemand in den kaiserlichen Heeren mitgemacht, und wird es noch 1800 in dem Militairschematismus als Dragoner-Division von 500 Mann aufgeführt, unter dem Obristen Baron Wilhelm Mandell, Obristlieutenant Baron Speth, Major Baron Lindenbaum und den Rittmeistern Desmares, Graf Mareil, Baron Wangen, Moracin. Des Obristen von Mandell ist in der Relation von dem Zuge nach Varennes gedacht. »Il fallut aussi confier,« schreibt Graf Louis von Bouillé, »le secret du voyage de LL. MM. au commandant de royal-allemand, M. de Mandell, dont le régiment devait leur servir d'escorte pendant la nuit. Ce chef eut ordre d'en instruire également les principaux officiers de son corps, et de disposer tout de manière à ce qu'il fut prêt avant la pointe du jour, et pût être à cheval au premier signal qu'il recevrait. Si les officiers et soldats de ce brave et fidèle régiment justifièrent pleinement la confiance que M. de Bouillé mettait en eux, il n'en fut pas de même de M. de Mandell, dont la négligence eut toutes les apparences et tous les effets les plus défavorables. Il est cependant possible qu'elle ne soit provenue que de l'étourdissement causé par une nouvelle aussi grande et aussi imprévue.« Wie dem aber sei, ich habe jene Namen nur aufgenommen, um eine Huldigung darzubringen Männern, welche Alles der Ehre und Treue opferten, und zugleich den modischen Ansichten von dem Thun der Märtyrer der Loyalität einige gewichtige Betrachtungen entgegenzustellen.

»Quand la noblesse émigrée s'unit avec les armées étrangères, ce ne fut pas, comme le connétable de Bourbon, pour venger, sur un pouvoir normal et régulier, une injure privée; ce ne fut pas seulement, non plus, pour faire triompher tel gouvernement au lieu de tel autre. Désormais, ce n'était pas d'une question politique qu'il s'agissait en France, mais des conditions les plus essentielles, les plus élémentaires de la société. L'on avait mis la noblesse eu dehors de toute protection légale. Au lieu de châtiment, les soldats qui chassaient et égorgeaient leurs officiers, recevaient des récompenses et des apothéoses. A propos d'un assassinat commis par la populace ameutée, et du sang qui demandait justice, Barnave s'écriait: »»Ce sang est-il donc si pur?«« Le député Rewbell disait ouvertement, dans la discussion d'une loi de finances: »»Allez dans toutes les maisons, forcez les coffres-forts et prenez ce qui s'y trouve.«« Et un journal de l'époque ne voyait dans ces paroles qu'une erreur de la vertu.

»Ainsi donc, dès les premiers temps, cette mise hors la loi de la noblesse, de ceux qui possédaient, avait été prononcée par le pouvoir lui-même, par les législateurs devenus les arbitres suprêmes du pays. Etait-on en droit de rappeler, pour s'en faire une arme, un chef d'accusation contre les nobles, ce titre de compatriotes, que l'on oubliait si complètement, quand, toujours au nom de l'égalité, on ne les traitait même plus comme des membres de la famille humaine? . . . Lorsqu'on les eut réduits à chercher des appuis au dehors pour recouvrer ce que tout homme a le droit d'avoir, — une patrie — et pour arracher leur roi, leurs familles, leurs amis, aux bourreaux, ils acceptaient l'étranger pour allié: il ne l'eussent jamais accepté pour souverain. C'était en restant partout et toujours fidèles au sentiment national, qu'ils marchaient, non contre la France, mais contre les oppresseurs et les bourreaux de la France, contre ceux qui s'attaquaient à l'ordre social, à l'humanité même, et s'étaient faits les ennemis de Dieu et des hommes. Proclamons-le hautement, pour nous résumer: en s'alliant avec les étrangers, dans les

circonstances et dans les termes où cette alliance eut lieu, les émigrés usèrent d'un droit tout naturel, et ils servaient leur pays non moins que leur souverain.

»Un des coryphées du libéralisme, Benjamin Constant, marchait avec les alliés, comme aide-de-camp de Bernadotte, lors de l'invasion de 1814. Armand Carrel a été pris, les armes à la main, en 1823, dans les rangs espagnols, se battant contre l'armée française. N'oublions pas, enfin, que nous avons vu, dans ces derniers temps, le parti révolutionnaire décorer du titre glorieux *d'armée libératrice,* le ramas de bandits de toutes les nations lancé, par Dom Pedro, sur le Portugal.«

Nach dem Frieden von Lunéville wurde royal-allemand zwar im k. k. Dienst beibehalten, aber dem Cürassierregiment Mack, weiland Ayassassa Nr. 6, einverleibt. Veranlaßt mag das worden sein durch die Erinnerung, daß nach dem Hubertsburger Frieden die reitenden Grenadiere des Grafen Joseph de Ayassassa diesem Regiment zugetheilt worden. Von ihnen erzählt K. Friedrich II, Feldzug von 1758: „Am 26. Oct. brach das Heer vor Tage auf, um vor dem Feldmarschall Daun nach Görlitz zu gelangen. Der Vortrab, welcher aus Husaren und Dragonern bestand, traf zuerst daselbst ein; er fand sofort ein Corps Reuterei, welches hinter einem Hohlweg auf der Seite von Rauchertswalde stand. Es war nicht möglich, dasselbe in dieser vortheilhaften Stellung anzugreifen; man that mit Scharmuziren was man konnte, um es zum Gefechte zu bringen; allein vergebens. Endlich erfuhr man durch einen Ueberläufer, daß dies das Corps Carabiniers und reitender Grenadiere sei, welches ein Spanischer General, Namens Ayassass, anführte; und auf diese Nachricht beschloß man den Spanischen Stolz zu beleidigen, um diesen General dahin zu bringen, durch den Hohlweg zu gehen, und sich Schläge zu holen. Zu dem Ende mußten ihn die Husaren reizen; wüthend ging er durch den Hohlweg, und stürzte auf diejenigen, von welchen er sich beschimpft glaubte. Sogleich griffen ihn die Dragoner an, und warfen seine Leute wieder in das Defilé zurück, durch welches er mit so vieler Unbesonnenheit gegangen war. Er verlor dabei 800 Mann, welche die Preussen gefangen nahmen;

Herr von Ayassaff rettete sich unter den Berg bei Landskron, wo der Prinz von Durlach mit dem Rückhaltscorps, welches er befehligte, eben angelangt war."

Einigermaßen haben Ayassassa und seine berittenen Grenadiere und Carabiniers den erlittenen Schaden bei Hochkirch ersetzt. Im Ganzen aber scheint die Waffe in den deutschen Heeren kein rechtes Glück zu machen. Derfflingers, des Sohnes, Dragonerregiment verwandelte K. Friedrich Wilhelm I. in ein Regiment reitender Grenadiere, nachdem er dessen Inhaber zu dem Rang eines General-Lieutenants von der Cavalerie erhoben hatte, 27. Febr. 1713. In dem ersten schlesischen Kriege befehligte dieses Regiment Graf Adolf Friedrich von Schulenburg, eben derjenige, welcher mit der Erbin von Bartensleben die Wolfsburg und die übrigen ausgedehnten Allodien ihres Hauses erheurathete. Bei Mollwitz stand er mit seinem Regiment auf dem rechten Flügel, der sich an Herrndorf lehnen sollte, „aber der von Schulenburg," zürnt K. Friedrich II., „der die Cavallerie des Flügels commandirte, nahm sich dabei so ungeschickt, daß er nicht dahin kam. Er machte, um das Dorf zu gewinnen, sehr ungeschickt schwadronenweise eine Viertelschwenkung rechts; der östreichische General von Römer ward dies gewahr, und fiel, ohne sich zu formiren, mit verhängtem Zügel und colonnenweise auf den von Schulenburg commandirten Flügel; die 30 Schwadronen, die er anführte, warfen den Augenblick die 10 Schwadronen, deren jede ihnen die linke Seite darbot, über den Haufen. Diese geworfene Reuterei ging vor und selbst durch die Reihen der Infanterie durch, und würde diese niedergeworfen haben, hätte die Infanterie nicht Feuer auf diese Flüchtlinge gegeben. Dies zerstreute zu gleicher Zeit die Feinde; Römer ward dabei getödtet." Der Graf von Schulenburg fand hier ebenfalls den Tod, 10. April 1741, und seines vortrefflichen Regiments Trümmer überlebten dem Unglück nur kurze Zeit. Es wurde getheilt, und zu Cadres für die nachmaligen Dragonerregimenter Thun und Knobelsdorf verwendet. In der neuesten Zeit beschränkt sich der Luxus der berittenen Grenadiere auf die Gardecorps zu Paris, London und Petersburg. Diese grün, mit rothen Aufschlägen und Epauletten, tragen

statt der Bärenmütze einen Helm mit schwarzem Wulst, von dem ein rother, dreimal gelb gestreifter Zipfel bis auf die Schultern herabhängt. Die Grenadiere der heutigen Kaisergarde in Paris sind vollkommen jenen Napoleons I. nachgebildet.

Dragonerregimenter zählte die königlich französische Armee 24 im J. 1776, Colonel-général, Mestre-de-camp général, royal, du roi, la reine, Dauphin, Monsieur, comte d'Artois, duc d'Orléans, duc de Chartres, prince de Condé, Bourbon, prince de Conty, duc de Penthièvre, Boufflers, Lorraine, Custine, la Rochefoucauld, Jarnac, Lanan, Belsunce, Languedoc, Noville, Schönberg, alle grasgrün, einzig comte d'Artois dunkelgrün mit schwarzen Aufschlägen. Der Husarenregimenter waren fünf, Colonel-général, Dolman und Pelz roth, Bercheny, Pelz und Dolman braun, Hosen roth, Chamboran wie Bercheny, royal-Nassau und Eszterhaszy, beide grasgrüner Dolman und Pelz, rothe Hosen. Royal-Nassau möchte wohl späterhin das Regiment royal-Saxe und dessen Inhaber Prinz Xaver von Sachsen geworden sein. Im Mai 1792 kamen royal-Saxe und Bercheny, Bercseny, über die Grenze, um fortan unter kaiserlichen Fahnen zu streiten. Der Wiener Schematismus von 1800 führt unter den Freicorps auf: „Saxe, Husaren, 1 Division von 400 Mann. Commandant, Obrist Baron Friedrich Gottesheim, Obrist Graf Frenel, Obristlieutenant Wardener, Major Bornberg. Bercseny, 1 Division von 400 Mann. Commandant, Obrist Phil. Görger, Obristlieutenants Oberlein, Georg Mittersbach, Franz Goguelas, Major Anton Köbele. Dunkelblauer Pelz und Hosen. Goguelas ist jener Baron Goguelat, der, nachmalen General-Lieutenant im französischen Dienst, veröffentlichte Mémoire sur les évènemens relatifs au voyage de Louis XVI. à Varennes. Suivi d'un précis des tentatives qui ont été faites pour arracher la reine à la captivité du temple. 1823. Hauptmann bei Artois, Dragoner, und dem Generalstab zugetheilt, hatte Goguelat bei den Ereignissen zu Varennes nicht unbedeutenden Antheil genommen. Noch zu Anfang des J. 1762 bestanden Chamboran und Bercheny aus gebornen Ungern, wahrscheinlich von der Kaiserin-Königin an das verbündete Frankreich

überlassen, royal-Nassau war ein deutsches Regiment. Der Chasseurs à cheval zählte man 6 Regimenter, alle grün, mit rothen, gelben oder weißen Aufschlägen, der Chevaux-légers ebenfalls 6, alle lichtblau, doch durch die Aufschläge unterschieden. Neben den 7 Artillerieregimentern bestanden die Ouvriers, Mineurs, Pionniers, alle dunkelblau.

Aus der Maison du roi waren in Gefolge der Reformen des Kriegsministers Saint-Germain die Mousquetaires, zwei Compagnien, die nach den Pferden die grauen und die schwarzen hießen, und die 1676 errichtete Schwadron reitender Grenadiere verschwunden. Die Mousquetaires trugen über der rothen casaque eine blaue soubreveste. In ältern Zeiten wurde wohl auch für große Paraden eine andere Uniform vorgeschrieben. Bei einer solchen, von Ludwig XIV. abgehalten, erschien die Compagnie ganz in Leder, en buffle, und hatten die Reichern die Aermelnath mit Diamanten besetzt. Ein andermal gefiel es dem König, sie in schwarzen Sammet gekleidet zu sehen. Den Reformen überlebten die gardes-du-corps, vier Compagnien, von welchen die écossaise dem Rang nach die erste, die gardes de la manche, die hundert Schweizer, die garde de la porte, die gendarmes und die chevaux-légers de la garde du roi, die gendarmerie de France, dann hatte jeder der beiden königlichen Brüder, Monsieur und Graf Artois, seine gardes-du-corps, cent-Suisses und gardes de la porte, jene des Monsieur roth, des Grafen Artois grün. Des Königs gardes-du-corps trugen blau mit silbernen Brandebourgs, und unterschieden die Compagnien sich durch die Farben des Bandeliers. Die gardes de la manche waren weiß, bis auf den halben linken Aermel, der königsblau, die cent-Suisses hatten, gleichwie es an andern Höfen, an dem kursächsischen z. B. für Gallatage hergebracht, die Nationaltracht und die Hellebarde des 15. Jahrhunderts beibehalten, und waren, vermöge der ungeheuern, sorgfältig ausgestopften Pumphosen, der französischen Jugend ein Gegenstand bittern Neides, sie fand wohl Vergnügen darin, den armen Schweizern die Hosen mit Stecknadeln zu spicken, damit Jedermann sehe, daß der übermäßige Reichthum des Gebeins eitel Trug, die gardes de la

porte waren blau, die ganze übrige maison du roi roth, daher die Benennung compagnies rouges. Die ganze Armee zählte im J. 1772,

Infanterie	114,595 Mann,
Artillerie	6,241
Gardes françaises	3,876
Gardes suisses	2,388
Grenadiers royaux und régiments provinciaux	46,640
Leichte Truppen	1,344
Summa der Infanterie	175,084
An Cavalerie, sogenannte Cavalerie légère	14,040 Mann,
Carabiniers	1,670
Husaren	1,376
Chevaux-légers	1,792
Dragoner	7,140
Königliches Haus	1,440
Gendarmerie	1,200
Summa	28,658

Daß demnach die Gesamtstärke der Armee 203,742 Mann betrug, ungerechnet die 125 Compagnien der Milice gardes-côtes, darunter 26 Dragonercompagnien, in dem Gesamtbetrage von 44,885 Mann. Am 1. Januar 1762 wurden angegeben 84 Regimenter französischer Infanterie, mit Inbegriff der gardes françaises, 124,165 Mann, 9 Brigaden Artillerie, 8000 Mann, 12 Schweizerregimenter, 18,240 Mann, 10 deutsche Regimenter, 19,128 Mann, 2 italienische Regimenter, 1370 Mann, 8 irländische und schottische Regimenter, 5460 Mann, 12 sächsische Regimenter, princesse royale, prince Frédéric, prince Xavier, gardes à pied, prince Charles, prince Joseph, prince Antoine, prince Clément, comte de Brühl, Lubomirski, Rochow, Saxe-Gotha, 8895 Mann, an leichten Truppen 5988, an Milizen aller Art 137,902 Mann, daß also die Infanterie die Totalsumme von 337,591 Köpfen erreichte. An Cavalerie légère waren am 1. Januar 1762 vorhanden 34 Regimenter, darunter 3 deutsche, royal-allemand, Raugraf, Nassau-Usingen, 1 irlän-

disches, Fitz-James, in 130 Schwadronen 20,800 Mann, zwei leichte Regimenter, Volontaires de Schomberg und royal-Nassau, endlich Cuirassiers de Saxe, in 4 Schwadronen 640, im Ganzen, in 141 Schwadronen 25,195 Mann. Die 3 Husarenregimenter Bercheny, Chamboran, royal-Nassau, zählten in 15 Schwadronen 2400 Mann. Die 16 Dragonerregimenter, in 64 Schwadronen, boten ein Total von 11,380 Mann. Summe der Cavalerie 38,975, der ganzen Armee 430,731 Mann, für welche 16 maréchaux de France, 258 lieutenants-généraux, 291 maréchaux-de-camp, 222 brigadiers d'infanterie, 161 brigadiers de cavalerie, 25 brigadiers de dragons bestellt. Sehr viel größere Anstrengungen wird für den spanischen Successionskrieg Ludwig XIV. kaum gemacht haben, obgleich er im J. 1714 an Infanterie 264, an Cavalerie 107, Dragoner 35 Regimenter unterhielt.

Der Obrist von royal-Deuxponts, Karl von Closen, seit 15. Aug. 1758 Brigadier, stritt mit Auszeichnung in der Schlacht bei Bergen, 13. April 1759. Seit 29. Febr. 1761 maréchal-de-camp, „half er den 21. März den Sieg bei Grünberg erfechten, der dem Erbprinzen von Braunschweig fatal war. In dem Treffen vom 16. Jul. 1761 führte er den Vortrab, und sollte er durch Utrop auf das Dorf Fillingshausen losgehen. Auch dieses geschahe mit der größten Tapferkeit. Der Baron von Closen bemeisterte sich nach einem ziemlichen Widerstande nicht nur des Dorfs, sondern trieb auch die darinen befindlichen Truppen bis über die vor ihrem Lager gelegene Abtei zurücke und faßte daselbst in einer Reihe von aufgeworfenen Redouten Posto. Das ganze feindliche Corps unter dem Mylord Granby suchte verschiedene mal, jedoch vergeblich uns von dar zu vertreiben," berichtet der Marschall von Soubise. „In der Action überhaupt distinguirte Closen sich auf eine sehr vorzügliche Weise. In dem ganzen Kriege hat er sich sehr hervorgethan und vielen Ruhm erlangt." Er starb auf Haidenburg, in kräftigem Mannesalter, den 29. Sept. 1764. Haidenburg, das zwar 1822 als der von Aretin Besitzung vorkommt, in dem vormaligen Gericht Vilshofen gelegen, ist nach der von Mich. Wenning gelieferten Abbildung, ein mächtiger,

schwerer Bau mit einer eigenen Schloßcapelle, und ein bedeutendes Gut, so neben dem ausgedehnten Jagdbezirk über 4 Pfarr- und 13 Filialkirchen die vogteilichen Rechte übt. In der Pfarrkirche zu Uttighofen haben die von Closen ihr Erbbegräbniß, nachdem sie 1510, theils durch Erbschaft von denen von Laiming, theils durch Kauf Haidenburg erworben. Von der Hofmark Gern, Gericht Eggenfelden, ist der Markt Arnsdorf abhängig.

Der Unterpräfect von Simmern war zweifelsohn des maréchal-de-camp Sohn. Seine Unterpräfectur, der Bezirk von Simmern, enthielt in den zehn Cantonen Bacharach, Castellaun, St. Goar, Kirchberg, Kirn, Kreuznach, Simmern, Sobernheim, Stromberg und Trarbach, oder den 33 Mairien Bacharach, Niederheimbach, Oberwesel, Wiebelsheim, Castellaun, Gödenroth, St. Goar, Pfalzfeld, Kirchberg, Dill, Gemünden, Niedercostenz, Sohren, Kirn, Kreuznach, Hüffelsheim, Langenlonsheim, Mandel, Simmern, Argenthal, Laubach, Ohlweiler, Rheinbellen, Unzenberg, Sobernheim, Monzingen, Winterburg, Stromberg, Waldalgesheim, Wallhausen, Windesheim, Trarbach und Enkirch, in Allem 246 Gemeinden, eine Bevölkerung von 88,405 Köpfen, worunter 37,481 Katholiken, 23,595 Lutheraner, 25,618 Reformirte, 27 Wiedertäufer, 1684 Juden, war demnach ungleich ausgedehnter als der heutige Kreis Simmern, der nur die Bürgermeistereien Gemünden, Kirchberg, Ohlweiler, Rheinbellen, Simmern, Castellaun, überhaupt 241 Ortschaften umfaßt, dagegen hat absonderlich die Stadt Simmern, seit sie der Sitz des Kreisamtes geworden, einen bedeutenden Aufschwung gewonnen, und nach allen Seiten hin sich vergrößert, daß von den Mauern nur noch einzelne Ueberbleibsel sichtbar. In der letzten Zählung wurden 2803 Einwohner gefunden. Im J. 1787 rechnete man in der Stadt und ihrem Gebiet — das Dörfchen Kümbgen, der Schafhof und Maria-Reizborn, Clause, Capelle und Wallfahrtsort in dem zur gemeinen Stadt gehörigen Märkerwald, 1½ Stunde südwärts von ihr entlegen — 315 Haushaltungen, 215 Häuser, 5 Mühlen; die Markung enthielt Ackerland 1617, Wiesen 649, Gärten 15, Weide 130, Wald 920 Morgen. Im J. 1809 wurden 2104, im J. 1817 2046 Einwohner gezählt.

Die Hauptkirche der Stadt war zu katholischen Zeiten dem h. Stephan geweihet. Pfalzgraf Ruprecht der Aeltere bestimmte durch sein Testament 1371, daß sie, samt sechs andern Kirchen dem Collegiatstift zu Neustadt einverleibt werde. Noch im J. 1536 verglich sich der Stiftsdechant, Siegfried Pfefferkorn, mit Pfalzgraf Johann II. wegen Besetzung der von St. Stephan abhängenden Capellen zu Mutterschied, Riesweiler, Holzbach, Ohlweiler und Pleizenhausen. Bald darauf wurde die Reformation durchgeführt, der alte Gottesdienst gänzlich unterdrückt. Er lebte wieder auf unter dem Einflusse der Franzosen 1689, wovon eine Folge, daß bei der Kirchentheilung den Katholiken der Chor, den Reformirten das Langhaus angewiesen wurde. Die Katholiken haben indessen vor etwa 10 Jahren ihr Eigenthum den Reformirten käuflich überlassen, sich jedoch die dem Chor angebauten Monumente vorbehalten, daher dieselben, die größte Merkwürdigkeit von Simmern, nur unter Mitwirkung des katholischen Küsters in Augenschein zu nehmen sind.

Das ausgezeichnetste der Monumente, welche die Grabstätte der Simmerischen Fürsten bezeichnen, tragt die Inschrift: Illustrissimus et excellentiss. Princeps ac Dominus, Dñus Richardus, Com. Palat. Rh. Dux Bavariae: dum clarus maximis rebus in imperio non solum pacis, sed et belli tempore sub Carolo V. et Maximiliano II. A. A. prima expeditione in Galliam Celticam, et altera in Pannoniam, adversus Solimannum Turcarum tyrannum, summa cum laude gestis: non immemor sortis humanae, vivus sibi et praedefunctae thori dulcissimae consorti, piae memoriae Dominae Jvlianae Palatinae ex generosa prosapia Comitum de Wida: et quae puerpera ob difficultatem partus licet constanter multumque reluctata, tandem, ut Rachel piissima matrona et Israelis conjunx dolore victa, pari fide et fortuna animum Deo, corpus huic sepulturae reddidit. Monumentum hoc in memoriam F. M.

Obiit illustriss. Princeps anno C. 1598. 13. Jan. inter 12. et 1. noctis horam. annos natus 76½ ferme. postquam Simmerensi Principatui ad annos 29 praefuisset laudabiliter. Obiit illustrissima Ducissa pridie Kal. Maii an. virginei partus MDLXXV.

Darunter befinden sich die folgenden bildlichen Darstellungen: 1. Exaltatio serpentis. ita Moses. 2. Crucifixio Christi. ita exaltabitur. Joan. 3. 3. Jonas. Matth. 12. 4. Resurrectio. Ego resurrectio. Joan. 11. Weiter abwärts folgen: 1. Lapsus Adami. 2. Mors. Ubi mors aculeus tuus. 1. Cor. 15. 3. Creatio in similitudinem nostram. 4. Resuscitatio Lazari. Ecce defunctus. Außerdem erscheint hier Pfalzgraf Reichard abgebildet zwischen seinen beiden ersten Frauen, Juliana, des Grafen Johann IV. von Wied, und Emilie, des Herzogs Christoph von Würtemberg Tochter; die dritte Gemahlin, Anna Margaretha, Tochter des Pfalzgrafen Georg Johann zu Lützelstein, verm. 1591, hat ihm überlebt. Frau Juliana wurde 1569 getraut. Frau Emilie, verm. 1578, starb 1589. Eine zweifelsohn grundlose Sage will, Herzog Reichard habe die eine Gemahlin, ein adeliches Fräulein, aus dem Kloster Kumd entführt, und sie, nach einem längere Zeit fortgesetzten Liebeshandel, zu fürstlichem Range erhoben.

Die Vollendung, die Feinheit dieser Sculpturen hat vielfältig Anlaß gegeben, sie für Bronzearbeit zu halten, sie sind jedoch ungezweifelt des Steinmetzen Werk. Sie, und minder nicht die übrigen Denkmäler, sind leider ein Gegenstand unverzeihlicher Vernachlässigung geworden. Die Inschrift, gewidmet dem Gedächtniß der Gräfin Maria Jacobe von Oettingen, zweite Gemahlin des Pfalzgrafen Johann II., ist S. 34 gegeben. Auf einem andern Steine heißt es: Año Dñi M° V^co IX. XVII. a. die Januarii. obiit illustris Princeps. Dñus. Johannes Co. Palat. RE. Dux Bavaric. Co. in Span. Etatis sue 50. et regiminis ejus 28. p. p. M. E. Weiter lieset man: Anno salutis humanae 1531 die vero septima mensis Maii illustris ac generosa Domina Joanna ex nobili prosapia Comitum de Nassau et Sarbrücken, unica Comitatuum et Dominiorum Loen et Heinsberg haeres, uxor quondam illustris Principis, Domini Joannis Co. Palat. Rheni, Ducis Bavariae ac Comitis in Spanheim, senioris, quem vidua in mortem usque luxit, iniquis sic fatis exigentibus, non sine multorum lachrymis, e vita ad caelestia migravit; cui filius illustriss. Princeps Joannes in matrem pius hoc memoriae ergo posuit anno Domini 1554.

Dem Monument des Herzogs Reichard zunächst steht zu lesen: An. Domini MDLVII. den XVIII. Maji ist in Christo abgestorben der durchleuchtige hochgeborne Fürst vnd Herr Johannes, Pfaltzgrave bey Rhein, Hertzog in Bayern, vnd Grave zu Spanheim. Der Seelen der allmechtige Gott eine fröliche Urstende verleihe, Amen.

Anno Domini MDXXXV. den IV. Aprilis ist in dem Herrn entschlaffen die durchleuchtige hochgeborne Fürstin Frau Beatrix Pfaltzgrevin bey Rhein, Hertzogin in Bayern, geborne Marggreffin zv Baden vnd Grevin zu Spanheim. Der Seelen Gott in Ewigkeit gnad. Amen. Ueber den Statuen des herzoglichen Paares sind die folgenden Verse zu lesen:

Ista Palatinum monstrant monumenta Joannem,
Qui postquam ad patriae summos conscendit honores,
Non sua, sed populi spectavit commoda passim.
Concipiens animo pacis venerabile nomen,
Justitiae constans cultor fuit, aequus, honestus,
Sacrato cives defendit iure, rigoris
Impatiens, placido populum moderamine rexit;
Adde, quod ingenuas studio perceperit artes,
Mecaenasque fuit doctorum maximus. Unde
Nomen honosque Duci semper laudesque manebunt.
Hunc igitur pietate gravem et virtntibus auctum
Felicem et salvum multos servavit in annos.
Omnipotens solus, qui prospera regna gubernat,
Idem concessit mortem sentire beatam,
Propositamqne fide sola spectare salutem;
Namque ait, extremum cum vidit adesse periclum:
Agnosco delicta, Dei me territat ira,
Nec toto possnm qnod servet cernere mundo.
Una in te posita est Christo spes, vita salnsque,
Ad te confugio, miserere, et suscipe, quaeso,
Hanc animam, per te pretioso sanguine partam,
Et revoca in vitam defunctum morte perennem.

Sola Patris beata aeterni perspecta voluntas,
    Qualem proponunt mystica verba Dei.
Haec reputans claro de stemmate nata Beatrix,
    Sponsa Palatini quaeque Joannis erat.
In Domino fixam spem collocat, atqne futurum
    Hunc Protectorem, et praemia certa putat.
Justitiam cultu semper spectabat honesto,
    Moribus illicitis nec locus ullus erat.
Auxilio miseris fuit, officiisque levavit,
    Quos mala sors pressit duraque pauperies.

Conjugio in casto generosae munera prolis,
numerosae
Donata imperio semina digna dedit.
Atque suo statuit claro de stemmate natos,
Qui iure gestent regia sceptra, Duces,
Occupet hic igitur dulcem matrona quietem,
Illius at maior pars tamen astra tenet.
Exspectans Christi vocem ad Coeleste vocantis
Regnum, et perpetuo cernere laeta Deum.
Vixit haec annos XLV.
Ast ille LXV. mens. I. dies XXVIII.

Aus dem Schlusse der dem Herzog geltenden Verse haben einige folgern wollen, daß er, der eifrige Katholik, gegen seines Lebens Ende Protestant geworden sei. Dem widerspricht jedoch sein eigenhändiges Testament, namentlich die Stelle: „So yemand die (Schild und Wappen) sieht, vielleicht ahn Uns gedenket, und bettet Unser Seelen ein Vatter Unser nach, ob die noch in Pein des Fegfeuers wäre, dieselbe gegen Gott zu ringeren." Mit den Särgen dieser fürstlichen Personen haben die Soldaten Ludwigs XIV. argen Unfug getrieben. Die S. 36 besprochene Fahne, ein Andenken an des nachmaligen Kurfürsten Friedrich III. Zug nach Ungern, war von jeher in dem Langhause aufgehängt. Dort finden sich auch noch Leichensteine in bedeutender Anzahl. Auf dem einen, gleich bei des Herzogs Reichard Monument heißt es:

Deo Opt. Max. S.
Ergo sic videam labi per viscera mortem,
Nec mihi quod dederit claros fortuna parentes,
Regibus aedita quod atavis Palatinaque dicor,
Non profuit miserae magnum Baioaria nomen;
Ast quia crudelem Christus per tartara mortem
Fregit, et obtulerat sua regna petentibus ultro,
Non queror in tenebris, lucem mox ipsa visura.
Vixi annos XIIII. menses XI. dies XV.

Anno Domini MDLIII. den XIX. Martii ist in Gott verscheiden die hochgebohrne Fürstin Freulein Alberta Pfalzgräffin bey Rhein vnd Hertzogin in Bayrn der Seelen der allmechtig ewig Gott gnedig sy. Amen.

Ueber der Schrift ist einer Jungfrauen Kopf und Hals angebracht, und darüber ein ältliches Antlitz, das doch schon vor

achtzig Jahren bedeutend beschädigt gewesen, in der Einfassung ist zu lesen: Christus Jesus Rex regum et Dominus dominantium. Alberta war den 4. April 1538 geboren, und demnach des Kurfürsten Friedrich III. ältestes Kind, das zwar in den meisten Stammtafeln als ein Prinz des Namens Albert vorkommt.

Eine andere Inschrift, D. O. M. überschrieben, ist gesetzt: Hieronymo Rhodliero Babenbergensi, Viro utique absolutissimo illustrissimique Principis ac Domini Joannis Palatini Rheni, Ducis Bavariae, ac Comitis in Spanheim, Cancellario longe dignissimo, heu nimium praematura morte sublato, Matthias Rhœdler Hunnus: L. L. Doctor, ejusdemque filius parique fortuna successor, officii pietatis ergo et ob memoriam anno salutis MDLIII. F. F. Obiit MDXXXIX. Die vero XVIII. Martii.

Desine mirari ingenium fortesque lacertos,
Omnes nempe homines stantque caduntque die.

Hieronymus Rodler hat in des Pfalzgrafen Johann II. Auftrag das berühmte Turnierbuch, Simmern 1530, mit kaiserlichem Privilegium vom J. 1527, herausgegeben. Von der zweiten Ausgabe heißt es: „Mir ist eine sehr prächtige Ausgabe vorgekommen, welche außer einem sehr schönen Druck, mit vortrefflichsten Holzschnitten gezieret ist. Sie hat den Titel: Anfang, Ursprung und Herkommen des Turniers in teutscher Nation ꝛc. Am Ende: Dis Buch ist gedruckt in Verlegung Hieronimi Rödlers, Fürstlichen Secretarien zu Simmern, und vollendet uff den dritten Tag Augusti 1532. Fol." Das Turnierbuch ist aber nicht das einzige, aus der fürstlichen Druckerei zu Simmern hervorgegangene Buch. Dort erschien auch Fierabras, eyn schön kurtzweilige Historie von eyn mächtigen Riesen aus Hispanien zu Zeiten Carls des großen. Simmern, 1533. Fol. In des Hünen Fierabras Balsam setzt Don Quijote unbegrenztes Vertrauen. »Es un bálsamo, con el cual no hay que tener temor á la muerte, ni hay pensar morir de ferida alguna: y así cuando yo le haga y te le dé, no tienes mas que hacer sino que cuando vieres que en alguna batalla me han partido por medio del cuerpo, como muchas veces suele acontecer, bonitamente la

parte del cuerpo que hubiere caido en el suelo, y con mucha sotileza antes que la sangre se hiele, la pondrás sobre la otra mitad que quedare en la silla, advirtiendo de encajalla igualmente y al justo: luego me darás á beber solos dos tragos del bálsamo que he dicho, y verásme quedar mas sano que una manzana.« Mit dem Turnierbuch aber haben die Simmerischen Pressen der Welt ein trauriges Geschenk gemacht. Es ist vom Anfang bis zum Ende, selbst in Ansehung von Personen, die beinahe Rodlers Zeitgenossen gewesen, lediglich das Werk seiner fruchtbaren Phantasie, hat unendlich viel Verwirrung in die deutsche Geschichte gebracht, findet aber bis auf den heutigen Tag, den handgreiflichsten Lügen zu Trotz, seine Anhänger und Verehrer.

In der nämlichen Kirche hat auch ein zweiter Rodler seine Gedächtnißtafel: Joanni Stephano Rhoedlero Hunno ICto, Matthiae Rhoedleri quondam Simmeriae Cancellarii digniss. piae memoriae filio, Coniugi cariss. Qui aetate florente intra primum concordis matrimonii annum contagiosa febri correptus, nonis Octobris anno reparatae salutis MDLXXIIII. ex hac turbulenta in coelestem migravit vitam. Anna Seelin relicta Coniunx moestiss. in memoriam F. C. — Also hat Gott — haben. Joh. III. — Auch ein Obentraut schläft hier den langen Schlaf, laut folgender Inschrift: Anno Domini MDLXIV. d. VIII. April starb der ehrwürdige vnd edle Herr Christoph von Obentraudt, Baumeister zu Elbingen Teutscher Ordens. Der lieben Seelen sey Gott gnedig. Amen! Die große im J. 1716 mit der Kirche vorgenommene Reparatur mag manches andere Denkmal verwischt haben.

Die katholische Kirche zu St. Joseph, im Mittelpunkt der Stadt, wurde im J. 1749 erbaut, und bis zum Ausgang des Jahrhunderts von drei Priestern Karmelitenordens, die wohl von dem Convent in Kreuznach abhängig, bedient. Es waren denselben die Katholiken in Kümbdgen, Mutterschied, Riesweiler, Holzbach, Ohlweiler und Niederkumd, dann die Capelle zu Maria-Reizborn und der Schafhof als Filialisten zugetheilt. Zur Mainzer Diöcese gehörig, gab Simmern einem Landcapitel den

Namen. Auch die Lutheraner hatten ein besonderes Bethaus. Von der Burg schreibt Widder: „Sie liegt am untern Ende der Stadt, und war vormals ein so prächtiges wie weitläuftiges Gebäu. Aber in dem Orleanischen Erbfolgsstreit ward selbige gänzlich eingeäschert, und erst im J. 1710 wieder gewisser Masen aufgebauet, endlich auch im J. 1747 mit einem neuen Dache bedecket." Gegenwärtig halten darin das Friedensgericht und das Bürgermeisteramt ihre Sitzungen, ein Theil des Raumes ist zu Gefängnissen verwendet.

Hieronymus Rodler, der allerdings an die Spitze des gelehrten Simmern zu stellen, ruhete seit zwei Jahren im Grabe, und es wurde zu Simmern den 8. Januar 1541 geboren Laurentius Zincgref, Sohn jenes Laurentius Zincgref, der, Frankfurter von Geburt, dem Kaiser Maximilian II. und dem Pfalzgrafen Johann als Münzmeister gedient hatte. Der jüngere Laurentius, nachdem er sein ganzes Leben im Dienste des Pfälzischen Hofes hingebracht, starb zu Heidelberg, 25. Juni 1610. „Seine Apophthegmata, die Jo. Leonh. Weidmann vermehret, sind bekannt genug." Auch sein Sohn, Julius Wilhelm Zincgref, geb. 3. Juni 1591, gest. zu St. Goar 11./1. Nov. 1635, hat sich als Schriftsteller versucht, ohne irgend Bemerkenswerthes zu erbringen. Joh. Jac. Hausman, Simmerensis Palatinus, eben derjenige, welchem — amplissimo viro Johanni Jacobo Hausmanno, Serenissimo Electori Palatino, Carolo Ludovico, a secretis — die vielen Briefe in Rusdorfs consiliis et negotiis politicis gelten, hat eine Biographie des Kurfürsten Friedrich III. latein. in der Handschrift hinterlassen. Sie herauszugeben, beabsichtigte Cremer, der Pfarrer zu Leerdam in Holland, um das J. 1773, ob er seine Absicht erreicht hat, ist mir unbekannt.

Ein Schriftsteller von ganz anderer Bedeutung, nicht zwar zu Simmern, sondern zu Beilstein an der Mosel geboren, war Johann Nicolaus Becker, zuletzt Magistrat de sûreté zu Simmern, gest. daselbst den 17. Dec. 1809. Sein Erstling führt den Titel: Ueber Mainz; in Briefen an R.. auf einer Rheininsel. 1792. 8? Dem folgte: Versuch einer Ge-

schichte der Hochmeister in Preussen seit Winrich von Kniprode bis auf die Gründung des Erbherzogthums. Berlin, 1798. Ein Phantasiegemälde, durch welches sich lange Zeit die gelehrtesten Doctoren bethören ließen, wie unverkennbar auch die Verwandtschaft mit Rürners Turnierbuch. Ebenfalls zu Berlin, bei Christian Gottfried Schöne'n 1799, erschien: Beschreibung meiner Reise in den Departementern vom Donnersberge, vom Rhein uud von der Mosel im sechsten Jahr der französischen Republik. In Briefen an einen Freund in Paris. S. 424. Unstreitig, bei all seiner Verkehrtheit und Tollheit und Unsittlichkeit, bei seinen unzähligen Aufschneidereien, ein merkwürdiges, mitunter höchst ergötzliches Buch. Noch in der vollen Anbetung für die französische Republik befangen, ist Bürger Becker um so übler auf alle Despoten, und auf das unschuldige Coblenz, um daß es die Emigranten aufnahm, zu sprechen. Er hat indessen die schweren Irrthümer, denen er verfallen, eingesehen, und sollte in einer neuen Ausgabe dieser Reisebeschreibung, nach seinem eigenen Ausdruck, kein Stein auf dem andern bleiben. Seine verdienstlichste Arbeit ist ungezweifelt die Actenmäßige Geschichte der Räuberbanden an den beyden Ufern des Rheins. Erster Theil. Enthaltend die Geschichte der Moselbande und der Bande des Schinderhannes. Cöln, 1804; den zweyten Theil, enthaltend die Geschichte der Brabäntischen, Holländischen, Mersener, Crevelder, Neußer, Neuwieder und Westphälischen Räuberbande, schrieb Keil, der vormalige Accusateur public im Ruhrdepartement, und Beckers College in dem verzweifelten Kampfe mit den Räuberhorden, die seit Jahren die Plage des Rheinlandes gewesen. In diesem Kampfe hat Becker die seltenste Thätigkeit, hohen Scharfsinn bekundet, ein Verdienst sonder Gleichen um seine Landsleute sich erworben, zugleich aber auch den Tod sich geholt, in einem seiner unaufhörlichen Streifzüge durch die Soon. Er ist an den Folgen des von seinem Gaul empfangenen Schlages, sehr plötzlich gestorben, ohne irgend eines Lohns seines segensreichen Wirkens sich erfreuet zu haben. Becker war, bei seinem stürmischen ausfahrenden Wesen ein sehr gütiger gemüthlicher Mann, das Muster eines guten Ehe-

mannes und zärtlichen Vaters. Seine Frau, geb. Weygold, gibt mir Veranlassung, einer andern Celebrität von Simmern zu gedenken.

Das war nun wohl nicht an sich Hofkammerrath Weygold, aber er war Vater von vier schönen Töchtern, und machte dazu ein großes Haus, das ihm in den Zeiten des Revolutionskriegs viele Besuche von französischen Officieren zuzog. Die schwärmten ganz eigentlich für die schönen Müllerinen, wie sie, eines Operntitels sich gebrauchend, die Töchter Weygold nannten: der Vater besaß und bewohnte nämlich die Weygoldsmühle an oder vielmehr in der Stadt, in der Mühlenstraße, seit ihrer fortwährenden Ausbreitung. Von den Töchtern hat Marianne, die schönste von allen und eine Schönheit im eigentlichen Sinne des Wortes, den Obristen Grégoire, die andere, Magdalena, ebenfalls eine höchst interessante Persönlichkeit, besonders auffallend durch den schönen Wuchs, den nachmaligen Marschall Maison, damals nur noch Capitaine, geheurathet.

Geboren zu Epinay-lez-Saint-Denys, 19. Dec. 1770, eines Taglöhners Sohn, ließ sich Nicolaus Joseph Maison am 22. Jul. 1792 einem der Bataillone sogenannter Freiwilligen, welche man eben damals zu Paris errichtete, einschreiben, und wurde er schon am 1. Aug. von seinen Cameraden zu ihrem Hauptmann erwählt. Das verdankte er weniger dem imponirenden Aeußern, als vielmehr seiner demokratischen Begeisterung. Er stritt mit Auszeichnung bei Jemmapes, rettete die Fahne seines, des 9. Pariser Bataillons. Solche That mag ihn dem General Goquet empfohlen, diesen veranlaßt haben, den Verwegenen zu seinem Aide-de-camp zu erwählen. Das blieb er jedoch nur kurze Zeit, Goquet fiel in einem der nächsten Gefechte, und Maison kehrte zu seinem Bataillon zurück, machte auch mit demselben den Feldzug von 1793 in der Nordarmee, von dannen er beinahe zur Moselarmee versetzt worden wäre. Deren Commando ihm zu übertragen, war einen Augenblick Rede, es wurde ihm jedoch Hoche vorgezogen. Ein Bursch von 18 Jahren, wie diesen Graf Boos bezeichnet, und Capitaine Maison für das Commando einer Armee concurrirend, beweisen deutlich, daß bei dem Heilausschuß nicht gerade Mathusalems Verdienst in Erwägung

kam. In dem Feldzuge von 1794 figurirte Maison in der Sambre- und Maasarmee, als des Generaladjutanten Mireur adjoint. Schwer verwundet über dem Angriff einer Redoute vor Maubeuge, war er nur eben geheilt, als er schon wieder auf dem Schlachtfelde von Fleurus sich blicken ließ. Diese Schlacht überlieferte den Franzosen das linke Rheinufer, und mit seinem unmittelbaren Chef, dem unlängst zum Divisionsgeneral ernannten Bernadotte, stand Maison abwechselnd in Coblenz oder Simmern. Schwer verwundet bei dem Angriffe auf die Limburger Lahnbrücke, 18. messidor IV., Juni 1796, empfing er aus des Obergenerals, aus Jourdans Hand, seine Ernennung zum Bataillonschef, und folgte er als solcher der Division Bernadotte in ihrem Zug nach der Raab. Der wurde Winterquartier zu Castellaun und in der Umgebung angewiesen, wie sich aus der Bd. 1. S. 709 mitgetheilten Anekdote ergibt, und benutzte Maison seine Stellung auf dem Hundsrücken, um seine Freierei in des Hofkammerraths Weygold Hause fortzusetzen. Daneben verlegte er sich mit Eifer auf den Pferdehandel, wie er denn zu Zeiten 12 und 15 Gäule, meist schlechtes Zeug, zu Simmern stehen hatte.

Der Winter war noch nicht zu Ende, und die neu construirte Division Bernadotte mußte den Marsch nach Italien antreten. Maison, unzertrennlich von seinem General, seit kurzem Chef von dessen Generalstab, pflückte neue Lorbern, führte auch, nach wiederhergestelltem Frieden, das Commando in dem Tanarodepartement. Bernadotte konnte ihn jedoch nicht lange missen, wollte ihn um sich haben für den Krieg oder den Feldzug von 1805. Dem ersten Corps der großen Armee zugetheilt, kam Maison in der Schlacht von Austerlitz an der Spitze des 94. Regiments zu einem Handgemenge mit der russischen Chevaliergarde, die bis dahin im Vortheil sich befunden hatte. Sie wurde zum Weichen gebracht, und hat Maison mit dieser schönen Waffenthat sich den Rang eines Brigadegenerals verdient. Stets in Bernadottes Gefolge, war er auch bei der Occupation des Ansbachischen thätig, und gibt ihm der mit Lobsprüchen sparsame Ritter von Lang das Zeugniß, daß er als ein ganz rechtlicher Mann sich benommen habe. In dem Beginn des Krieges von

1806 wurde er am 9. Oct. von seinem General, jetzt Prinz von Pontecorvo, mit dem 27. Regiment detachirt, um die in Schleitz aufgestellten Preussen zu depostiren, während das 94. und 95. Linienregiment das Wiesenthal durchziehen und die retirirenden Preussen poussiren würden. Diese Verfolgung über die Gebür ausdehnend, gerieth Murat mit seiner Cavalerie in etwelche Bedrängniß, daß er gegen wiederholte Chargen sich kaum zu behaupten wußte, bis Maison mit der Infanterie und das 5. Chasseurregiment auf dem Schlachtfelde eintrafen, den sächsischen Chevauxlegers namhaften Verlust beibrachten, den Rest der feindlichen Abtheilung in die Wälder sprengten.

Nach der Capitulation von Prenzlow war zwischen Elbe und Oder nur noch Blüchers Corps übrig. Fruchtlos ergaben sich seine Bemühungen, die Oder zu erreichen, er wurde gegen die Trave gedrängt, genöthigt, in Lübeck Schutz zu suchen. Unermüdlich an der Spitze seiner Brigade ihn verfolgend, war Maison bei Erstürmung der Stadt einer der vordersten, weshalb er zum Gouverneur derselben, und 1807 zum Chef des Generalstabs vom 1. Armeecorps ernannt wurde. Als solcher übernahm er, »l'un des officiers les plus intelligents et les plus énergiques de l'armée,« nachdem Bernadotte in dem Gefecht bei Spanden, 5. Juni 1807, verwundet worden, den Oberbefehl des Corps. Im J. 1808 der Armee in Spanien zugetheilt und den Befehlen des Marschalls Victor untergeben, legte er in dem Gefecht bei Espinosa de los Monteros, 10. Nov., hohe Ehre ein, indem er die senkrechten Felswände erstieg und den Feind herabwarf. Er nahm auch die Vorstadt von Madrid, wodurch wesentlich die Abschließung einer Capitulation befördert, empfing aber am Fuße der Stadtmauer einen Büchsenschuß, der allgemein als tödtlich betrachtet wurde. Man schaffte ihn, sobald er transportable geworden, nach Frankreich, und sehr bald wurde er bei der Occupation von Holland, 1809, verwendet, auch der Reihe nach zum Gouverneur von Berg-op-Zoom und Rotterdam, dann zum Commandirenden in dem bei Utrecht aufgestellten Instructionslager ernannt.

Im April 1812 übernahm Maison eine zu dem 2ten oder Oudinotschen Corps gehörige Brigade, und bewährte er in den

Gefechten bei Polock und Toltowa die glänzendste Tapferkeit, deren Lohn der auf dem Schlachtfelde, 21. Aug., ihm ertheilte Rang eines Divisionsgenerals. Ebenfalls auf dem Schlachtfelde, an der Beresina, gewann er das Patent eines Barons. An des verwundeten Oudinot Stelle übernahm er das Commando des 2. Armeecorps, und deckte er an dessen Spitze der Heerestrümmer Rückzug nach der Weichsel. In dem Feldzug von 1813 hatte er seinen Posten auf dem rechten Flügel der großen Armee bei dem 5. Corps unter Lauristons Befehlen. Er stritt mit Vortheil bei Wettin, und nahm den daselbst von den Preussen angelegten Brückenkopf, occupirte Halle und Leipzig, dieses am Tage der Schlacht bei Lützen, half den Sieg bei Bauzen erringen. In der Schlacht bei Leipzig legte er abermals der seltensten Unerschrockenheit Proben ab. Gleich zu Anfang an der Hand verwundet, wollte er in keiner Weise vom Schlachtfelde weichen; zu wiederholten Malen trat er vor die Fronte der Bataillone, einmal mit dem Ruf: »Courage, Français! c'est la journée de la France, il faut vaincre ou mourir!« bis er, durch eine zweite Wunde in dem grimmigen Gefecht vor Wachau, 16. Oct. kampfunfähig gemacht wurde. Am 22. Dec. 1813 zum Grafen und Großkreuz des Reunionsordens ernannt, wurde ihm zugleich das Commando der Nordarmee, welche den Niederrhein und die Schelde vertheidigen sollte, übertragen. Dafür waren ihm Anfangs nur 6000, letzlich 14,000 Mann beigegeben. Durch eine unermeßliche Uebermacht gegen die Schelde gedrängt, concentrirte er in Brüssel alle seine Streitkräfte, und es nahm seinen Anfang der kurze Feldzug, der niemals nach Verdienst gewürdigt worden, weil er nach der Gesamtlage der Dinge verspätet und für die siegende Restauration, für die von ihr abhängende Literatur werthlos, in welchem aber Maison in überraschender Weise das seltenste Feldherrentalent bekundete. Dem zu einiger Würdigung gebe ich verschiedene Stellen aus dem Rheinischen Merkur, den man wahrlich keiner Parteilichkeit für den sinkenden Kaiserthron bezüchtigen wird. „Brief aus Brüssel, 14. Febr. 1814: Seit den ersten Tagen des Dezembers gieng es hier im Lande buntscheckigt zu. Ein preussischer und russischer Major mit

150 Mann schwarzen Husaren und 50 bis 60 Kosaken — lauter Waghälse — kamen von Breda aus über Turnhout nach Lier, Mecheln, bei Brüssel vorbei bis in die Gegend von Nivelles, setzten alles in Schrecken, hoben die öffentlichen Kassen auf, verkauften den Tabak der Ferme, bemeisterten sich der Stadt Löwen, und würden die Stadt Brüssel mit mehreren Generälen, dem Präfekten und allen Autoritäten gefangen haben, wenn sie es nur gewagt hätten, es zu unternehmen. Ihre Hauptabsicht war, unsere schöne Stuterei zu Tervueren von 150 Hengsten zu gewinnen, allein sie kamen zu spät. Da diese Parteigänger zu schwach waren, den mit immer stärkerer Macht anrückenden Franzosen zu widerstehen, so zogen sie sich in die Campine, wo sie sich über vier Wochen, bis sie Verstärkung bekommen hatten, hielten. Nun fiengen hier alle erdenkliche französische Verfolgungen und Bedrückungen an. Die Empfänger der öffentlichen Gelder mußten Tag und Nacht die Bauern, mit Gefahr ihres Lebens, quälen, um die Rückstände und Geld oder Requisitionen für Antwerpen und die Truppen herbei zu schaffen. Während dieser Zeit fielen immerfort Gefechte vor zwischen den Preussen, Kosaken, unter den Generälen Bülow, Borstel, und den Franzosen von General Maison angeführt. Bei Lier, Turnhout gieng es mehrmals sehr hitzig her. Das arme Lier hat besonders viel gelitten durch beide Theile. Noch vor acht Tagen wurden 800 Franzosen mit 80 Mann Reuterei im Sturm von den Preussen dort hinweg nach Antwerpen gejagt. Das Unwesen dauerte hier bis zum 1. Februar, wo Morgens um 7¼ Uhr 8 Kosaken hier einrückten, nachdem um 5 und 6 bis 6½ Uhr General Maison mit 10,000 Mann und einer fürchterlichen Artillerie unsere Stadt verlassen, und sich bis Hal zurückgezogen hatte. Sein Nachzug wurde nur eine halbe Stunde weit von der Stadt durch drei einzelne Kosaken um 8 Uhr beunruhigt und zurückgedrängt. Den 2. 3. 4. 5. und 6. rückten viele Kosaken und Preussen hier ein, nahmen blos Erfrischungen und drängten auf Hal los, wo es zu einigen hitzigen Gefechten kam, die Franzosen aber immer den Kürzern zogen. General Maison machte seinen Gegnern jeden Schritt bis Tournay streitig, und wird in diesem Augenblicke

Noth haben, Lille zu gewinnen. Antwerpen ist fest eingeschlossen, und wurde zwei Tage bombardirt. Es kann sich vielleicht noch zwei Monate halten. Die Preussen und Russen sind auserlesen schöne Truppen, ihre Reuterei ist prächtig, sehr zahlreich und ihre Artillerie fürchterlich. Seit vier Tagen sind sie Meister von ganz Brabant, und den ganzen Niederlanden, die festen Plätze ausgenommen, welche sie alle umgehen, und blos kleine beobachtende Abtheilungen davor lassen. Hier sind mit den schönen Sachsen schon bis 50,000 Mann durchgezogen, und es sollen noch 70,000 mit dem Kronprinzen von Schweden hier eintreffen. Zu Namur gieng das Heer von Winzingerode, 30,000 Mann Russen stark, durch; nahm ohne allen Widerstand die kleine Feste Avesnes ein, ist Meister von Rheims und seine Vorposten gehen bis Soissons. Alle in hiesiger Gegend stehende Truppen müssen jetzt täglich doppelten Marsch machen. General Bülow ist heute mit mehreren Generälen von hier fort gereiset, um mit Winzingerode den linken Flügel von Blücher zu bilden. Die Preussen werden vor den Oesterreichern in Paris sein. Der alte Herzog von Sachsen-Weimar organisirt jetzt die Niederlande. Welche Kabalen giebt es bei diesem Werke!"

Weiter heißt es, 5. März: „Am 2. Febr. hat Carnot, als Bauer verkleidet, durch das Thor von Flandern sich nach Antwerpen hereingeschlichen. In der Stadt sind 10,000 Mann Garnison, alles zusammengerechnet, und dabei 250 Mann Reiterei von der Kaisergarde, meistens Dragoner, und 80 Lanzenträger, von denen 16 bei einem Ausfalle am 25. übergiengen. An Artilleristen ist besonders der gröste Mangel, darum machte der General eine Auswahl von den Conscribirten der Infanterie, und ließ sie in jenem Dienste üben. Die Ausfälle, die seither die Garnison gemacht, kosteten sie jedesmal viel Volk, weswegen sie gegenwärtig sich ganz ruhig hält. Für sechs Monate haben die Soldaten Lebensmittel, die Bürger nicht einmal für zwei. Das belagernde Heer der Verbündeten besteht nur aus 15,000 Mann; die Belagerung aber fordert deren 40,000, um mit Ernst und Erfolg von statten zu gehen, weswegen sie sich denn noch sehr in die Länge ziehen kann. Uebrigens läßt Carnot fort-

dauernd das Journal des deux-Nèthes dort drucken, und füllt es mit Abgeschmacktheiten jeder Art. So heißt es in einem dieser Blätter: die barbarischen Horden, die in die Niederlande eingedrungen, haben zu Brüssel 4000 Pfund Leder in Requisition gesetzt, um daraus Knuten für die Belgier zu verfertigen. Man hatte in Carnot immer Ungewöhnliches vermuthet, jetzt zeigt er sich eben wie der andern Einer; mit scharfer Sense ist die Zeit über sie Alle hergefahren, und hat sie wie Gras auf der Wiese gleich gemäht.

„Von Antwerpen bis Tournay über Gent und Bruges, durch Flandern hin, sind keine alliirte Truppen mehr. Die Garnison von Ostende macht häufige Ausfälle gegen Bruges hin, weswegen die Bürger dort, da sie keine Besatzung haben, Tag und Nacht unter Waffen stehen. Bei Ostende selbst haben die Franzosen die Schleusen geöffnet, und dadurch das ganze Land auf mehrere Stunden hin unter Wasser gebracht, und wenigstens auf vier Jahre dasselbe außer Stand gesetzt, bebaut zu werden. Bei Ypern stehen Engelländer. Die Truppen die Gorcum belagert, stehen gegenwärtig vor Nimwegen und Mastricht, um an ihnen eben so zu thun, wie sie es mit jener Vestung gehalten haben. Bei Tournay kam es zwischen dem General Maison und den ihn verfolgenden Verbündeten zu hitzigen Gefechten, worin der Erste viel eingebüßt. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, die preussischen schwarzen Husaren hätten auf der Anhöhe bei dieser Stadt viel gelitten, ein Augenzeuge versichert, wie nur Einige leicht verwundet worden. Die Verbündeten verfolgten den Feind bis unter die Vorwerke von Lille; dort ließ Maison sein durch das Ausreißen sehr geschwächtes Heer als Besatzung zurück, und reiste nach Paris. Bey der Vestung stehen nun 14,000 Mann von den Verbündeten, zu denen noch 10,000 Sachsen stoßen sollen.

„General Bülow verweilte nicht lange in Mons; nach einigen militärischen Verfügungen, gemäß welchen 10,000 Mann seine Vorposten bei Valenciennes verstärkten, reiste er schnell nach Rheims, um mit seinen schönen Feldjägern und seiner prächtigen Reiterei den General Winzingerode zu verstärken. Valenciennes

ist blos eingeschlossen; es scheint der Plan der Verbündeten zu sein, mit regelmäßigen Belagerungen sich nicht abzugeben, bis die Armee aus dem Felde geschlagen, und Paris besetzt ist. Darum sind auch Condé, Quesnoy, Landrecies und Givet nur leicht blokirt. Die Parteigänger des Major Helwig beunruhigen seit dem 18. Februar Arras; seine Kosaken, Husaren und leichte Jäger streifen bis Amiens und vielleicht weiter. Die Kosaken haben alles aufgefangen, was aus dem Innern nach Lille gebracht wurde, oder von da flüchtete, und reiche Beute ist ihnen dadurch zugefallen. General von Borstel steht zwischen Valenciennes und Lille, um beide Pläze zu beobachten, und nach den Umständen zu würken."

Vom 7. März. „In den Niederlanden hat General Maison bei Lille den Rest seines Heeres getheilt, die eine Abtheilung zog gegen Dünkirchen, um ihm zur Besatzung zu dienen; die andere gegen Ypern, um die Blokade dieses Ortes aufzuheben. In Montcassel gerieth bei ihrer Annäherung Alles in Furcht und Schrecken, weil diese Truppen aller Orten üble Wirthschaft halten. Eine Abtheilung Kosaken mit preussischen Husaren und Scharfschützen giengen ihnen entgegen, und trieben sie von dannen. In Lille ist nur schwache Besatzung zurückgeblieben, die größtentheils aus Conscribirten und den Bürgern der Stadt besteht, die viele Entschlossenheit zeigen sollen. Eine Abtheilung von höchstens 50 Kosaken streiften in den ersten Tagen des März bis an die Vorwerke von Boulogne. Am 2. März kamen 1200 Mann sächsischer Reuterei, Jäger zu Fuß und freiwillige Scharfschützen in Gent an, und zogen gegen Abend nach Bruges. Leute, Pferde, Waffen, alles war gleich ausgesucht und wohlgethan. Die Garnison von Valenciennes machte am 28. einen Ausfall, wurde aber von den Scharfschützen der Verbündeten so übel empfangen, daß sie in der Eile sich zurückzog. Eine Abtheilung Schweden wurde am 3. März in Brüssel erwartet."

Vom 15. März. „In den Niederlanden ist es in den ersten Tagen des März nicht ganz nach Wunsch für die Verbündeten ergangen. Die sehr zahlreichen, zum Theil gut besetzten Festungen theilten allzu sehr die Kräfte, und die Kreuzungspunkte, von

denen aus man mit Wachsamkeit und mäßiger Macht mehrere im Zaum halten kann, waren, wie es scheint, noch nicht ausgemittelt. Darum thaten die Besatzungen von Lille, Ostende, Antwerpen durch Ausfälle und Streifereien großen Schaden, besonders in Courtray, Oudenarde, Beveren, St. Nicolas und Lier insbesondere waren in großer Gefahr. Briefe aus Brüssel vom 12. berichten darüber Folgendes. Am 6. zeigten sich zwischen Oudenarde und Courtray mehrere Abtheilungen französischer leichter Truppen, welche einen bevorstehenden Angriff vermuthen ließen. Es fielen am Tage beständige Pläukeleien vor, und die Verbündeten, welche die Angreifenden sich allzu sehr überlegen sahen, zogen sich zurück. In der Nacht zogen sie Verstärkungen an sich, und am folgenden Tage begann ein hitziges Gefecht. Der Ausschlag war lange zweifelhaft, endlich entschied die sächsische Reuterei durch ein kräftiges Einhauen. Die Franzosen verloren 2000 Mann an Todten, 140 Wagen mit Verwundeten von beiden Seiten wurden hinweggefahren. Da die Verbündeten die Vortheile der Stellung für sich hatten, so verloren sie verhältnißmäßig viel weniger. Vier Kanonen und viel Gepäcke wurden erbeutet. An demselben Tage hatten 2000 Mann von der Besatzung von Antwerpen einen Ausfall über St. Nicolas gegen Beveren gemacht, und forderten dort alle Auflagen von 1814, so wie große Lieferungen von Lebensmitteln ein. Aber in der Nacht überfielen sie die Kosaken, und sie mußten sich von dannen machen, ohne das Geringste mitnehmen zu können. Am 4. waren sie wieder in St. Nicolas und wirthschafteten dort sehr übel; aber am folgenden Tage wurden sie mit einem Verluste von 700 Mann von da weggeschlagen. Durch Brüssel zogen am 10. dreißig große Wagen mit Kugeln und Bomben nebst einem beträchtlichen Zuge schweren Geschützes, alles für Valenciennes bestimmt. Am 11. trafen 10,000 Schweden und Sachsen aus den Herzogthümern dort ein, die am andern Tage gegen Antwerpen zogen, welche Vestung nun mit Ernste angegriffen werden soll. Am 12. wurde der Kronprinz mit 8—10,000 Mann erwartet, denen noch andere 50,000 folgen sollen. Am 12. kündigten Stabsoffiziere des Herzogs von Sachsen-Weimar an, er

habe Menin mit Sturm genommen und dabei 3000 Gefangene gemacht."

Vom 21. März. „Eine unglückliche Begebenheit hat sich bei Berg op Zoom am 9. ereignet. Die Engländer, durch verrätherische Spionen verleitet, hatten, 3000 Mann stark, einen Ueberfall dieser Vestung angelegt. Nachts um 11 Uhr überstiegen 1500 Mann mit Leitern die Wälle, die andere Hälfte nahte dem Thore, das vor ihnen geöffnet wurde. Als sie aber in die Straßen rückten, wurden sie mit Kartätschen empfangen, und die Andern gleichzeitig angegriffen. Man schlug sich mit Erbitterung; zuletzt mußten die Engländer weichen, nachdem sie die Hälfte ihrer Mannschaft an Todten und Verwundeten verloren hatten. Die einzelnen Angriffe auf Oudenarde und Courtray, so wie die Ausfälle aus Antwerpen waren Theile eines zusammenhängenden Planes, in Gefolge dessen Brüssel und die Niederlande wieder gewonnen werden sollten; auch die von Walchern und Batz sollten mit denen aus Berg op Zoom vereinigt mitwürken in dieser Unternehmung, die bei Menin und Courtray scheiterte." Ich zweifle nicht, daß meinen Lesern die Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen, geläufig. Noch am Tage der Uebergabe von Paris schlug Maison bei Courtray seinen Gegner Thielmann, schon hatte er sich eine Communication mit der Besatzung von Antwerpen errungen, und leichtlich konnte er mit ihr vereinigt, bis zur Maas, zum Niederrhein vordringen. Aber an der Seine war der Schwerpunkt des Krieges zu suchen, dort fiel der entscheidende Wurf. Dem unermüdlichen Maison bleibt der Ruhm, daß er von allen französischen Generalen der einzige beinahe, dem für jenen Feldzug dasselbe Zeugniß, worin einstens König Friedrich II. seines Bruders, des Prinzen Heinrich Verdienst ehrte, ausgestellt werden kann, und, was diesem Verdienst beinahe gleich zu stellen, daß er bis auf den letzten Augenblick treu blieb dem Gebieter, dessen er wenig sich zu beloben gehabt, während so viele Andere dem Uebermaas unverdienter Huld mit dem schwärzesten Undank lohnten.

Von der Abdankung Napoleons in Kenntniß gesetzt, schloß Maison am 7. April 1814 Waffenstillstand, dem am 13. seine

aus Lille datirte Unterwerfung für Ludwig XVIII. folgte. Dieser Schritt wurde nicht von der Gesamtheit der Besatzung gebilligt. Mehre Officiere und Soldaten verließen ihre Fahnen und die Stadt unter dem Ruf: Vive l'empereur. Der Wiederholung ähnlicher Scenen vorzubeugen, traf der General die strengsten Vorkehrungen, er sprach auch seinen Unwillen über die Ausreißer in einer Weise aus, welche der Graf von Artois durch ein in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßtes Danksagungsschreiben anerkannte. In Calais den König zu begrüßen eilte Maison, und fand er den huldreichsten, beinahe herzlichen Empfang. Der Hof hatte errathen, daß der Vertraute des Kronprinzen von Schweden nicht eben ein Anhänger des gestürzten Kaisers sein könne. Er wurde zum Pair ernannt, erhielt das Ludwigskreuz, das große Band der Ehrenlegion, und letzlich das Gouvernement von Paris.

In dieser gebietenden Stellung traf ihn die Crise vom März 1815, welche zu Gunsten des Königthums zu wenden, er sich angelegentlichst, absonderlich in einer Reihe von Proclamationen bemühete. In der ersten sagt er: »En apprenant que Napoléon Bonaparte ose remettre le pied sur le sol de la France, dans l'espoir de nous diviser, d'y allumer la guerre civile, et d'accomplir des projets de vengeance, il n'est aucun de nous qui ne se sente animé de la plus profonde indignation. . . . N'est-ce donc pas assez que le délire de son ambition nous ait traînés dans toutes les parties de l'Europe, ait soulevé tous les peuples contre nous, perdu les provinces que la valeur française avait conquises avant qu'il fût connu dans nos rangs, ouvert enfin à l'étranger le royaume et la capitale même? Il veut encore nous ravir encore une fois la liberté que Louis-le-Désiré nous a rendue. Non soldats, nous ne le souffrirons pas: nos serments, notre honneur en sont les garants sacrés, et nous mourrons tous, s'il le faut, pour le roi et pour la patrie. Vive le roi!« Die Gefahr näherte sich indessen in Gewaltschritten, Maison wurde ausersehen, um die unter des Herzogs von Berry Oberbefehl zur Deckung der Hauptstadt versammelte Armee zu leiten. In seinem unmittelbar vor

dem Auszug erlassenen Tagsbefehl heißt es: »Les régiments composant la garnison de Paris ont déjà reçu l'ordre de se tenir prêts à entrer en campagne; ils doivent, à cet effet, s'organiser sur-le-champ. Demain, le mouvement en avant sur l'ennemi commence. Soldats! vous allez marcher. Voyez votre roi plein de confiance dans votre loyauté et votre fidelité, et la France entière vous dire: Allez, sauvez-nous du joug le plus odieux. Soldats, vous conserverez intact l'honneur national, vous sauverez notre liberté et notre charte.«

Viel gefruchtet haben diese Ermahnungen nicht, bereits befand sich die Armee in voller Gährung, und eine Anzahl besonders exaltirter Officiere machte Anstalt, der Person des Generals sich zu versichern. Er hatte kaum die Zeit, sich auf den Gaul eines Lancier von seinem Gefolge zu werfen, erreichte aber noch, der Flucht des Königs sich anschließend, die belgische Grenze. Seiner Würden durch Napoleon entsetzt, den 7. April, verließ er Gent, um zu Langwaden, dem ehemaligen Kloster oberhalb Neuß an der Gillbach, so er von der Domainenverwaltung erkauft, die ganze Zeit seiner Verbannung zuzubringen, gelegentlich auch für kurze Augenblicke das ihm theuer gebliebene Simmern zu besuchen. Mit dem König kam er im Jul. nach Paris zurück, und ohne Säumen übernahm er auf das neue das Gouvernement der 1. Militairdivision. Sehr bald und energisch sprach er sich aus in einem Tagsbefehl über diejenigen seiner Cameraden, welche während der hundert Tage für Napoleon gewesen, von ihm Belohnungen angenommen hatten. Das Tragen der Ehrenlegion untersagte er auf das strengste allen Militairpersonen, welche sie nach dem 20. März empfangen haben möchten. Mitglied des Kriegsgerichtes, welches über den Marschall Ney urtheilen sollte, fand Maison so wenig, denn einer der andern Richter, Moncey, Massena, Jourdan, den Muth zu einer kühnen Entschließung, welche dem Angeklagten das Leben retten konnte: sie erklärten sich incompetent. Darüber fiel Maison in Ungnade, er wurde am 10. Januar 1816 in dem Gouvernement von Paris durch General d'Espinois ersetzt, und übernahm dafür das Commando der 10. Militairdivision, Marseille. Hingegen wurde er

bei der neuen Ordnung der Pairskammer, 1817, als Marquis introducirt. Den Monarchencongreß zu Aachen, Oct. 1818, hat der Marquis besucht, und bei Kaiser Alexander eine längere Audienz gehabt. Wie das Orakel und der Libéral von Brüssel erzählen, äußerte der Monarch in dieser Unterredung den lebhaftesten Widerwillen für willkürliche Herrschaft, er soll auch Zweifel um die constitutionellen Gesinnungen des Grafen von Artois geäußert, dieser in dem Marquis einen warmen Vertheidiger gehabt haben.

Gewiß ist, daß von dem an die Gunst, deren Maison jederzeit bei dem Thronfolger genossen hatte, einen bedeutenden Zusatz erhielt, wie er denn von Karl X. mit der Expedition nach Morea betraut wurde, 1828. Er schiffte sich am 14. Aug. mit 14,000 Mann zu Toulon ein, landete auf der Halbinsel, und erzwang die Capitulation vom 7. Sept., laut deren Ibrahim und seine Egypter das Land räumten, worauf Maison ohne sonderlichen Widerstand Navarin, Modon, Koron und Patras nahm, und die Provinz, so viel möglich, in Vertheidigungszustand setzte. Dem Befehl zur Rückkehr war seine Ernennung zum Marschall beigefügt, und traf er im Mai 1829 wieder zu Toulon ein. Für Frankreich trug das kostspielige Unternehmen, so man wohl als die Fortsetzung des glorreichen Tags von Navarin betrachten kann, geringe Früchte, Maison aber gewann dabei, außer dem sauer verdienten und verspäteten Lohn so vieler tapfern Thaten, eine genauere Kenntniß des Orients, und seiner Ueberlegenheit in den Künsten der Diplomatie. Nach des Marschalls Ansicht wurde Ibrahim Pascha in der Gabe für Unterhandlung nur durch einen einzigen Menschen übertroffen, und dieser seltene Sterbliche war sein vermeintlicher Vater, Mehemed Ali, der Vicekönig von Egypten. Man hat behauptet, doch nicht bewiesen, daß Maison der Partei angehörte, welche den Thron Karls X. zu untergraben beflissen, wahr aber ist, daß er, sobald der Sieg der Aufrührer entschieden, gewissermaßen an ihre Spitze sich stellte, und in Gesellschaft von Schonen und Odilon-Barrot nach Rambouillet eilte, um den König zu zwingen, daß er dem Thron entsage, Frankreich verlasse. Von Zweifeln und Ungewißheit

in seinem Innern bestürmt, von Untreue umgeben, behielt Karl immer noch hinreichende Fassung um begreifen zu können, daß von den beiden Schwätzern Vernünftiges nicht zu erwarten, bei dem Kriegsmann glaubte er Wahrheit zu finden, und er verlangte von Maison die Stärke des Gesindels, welches Pajol, der Einfaltspinsel, gen Rambouillet führte, zu wissen. Der Marschall beantwortete die Frage durch die lächerlichste Uebertreibung der Zahlen, und ist es nicht unwahrscheinlich, daß sothane Lüge den Monarchen zum Aufbruch bestimmt habe. Die drei Commissarien folgten ihm bis nach Cherbourg, und wollten im Moment der Einschiffung ihm eine starke Summe in Gold, die sie bei sich trugen, einhändigen. Es dürfte kaum nöthig sein zu erinnern, daß sie zurückgewiesen wurde.

Sattsam durch seine Leistungen der neuen Regierung empfohlen, wurde Maison am 4. Nov. 1830 mit dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten bekleidet. Nach Verlauf weniger Wochen gab er jedoch das Portefeuille an General Sebastiani ab, wogegen er als Gesandter nach Wien ging, auch dort während eines dreijährigen Aufenthaltes keineswegs mißfiel. Im J. 1833 wurde er nach Petersburg versetzt: als entschiedener Gegner der russischen Politik hatte er seit der Expedition nach Morea sich gezeigt, seine Berufung zu dem neuen Gesandtschaftsposten konnte demnach der Absicht, das Cabinet von St. James zu verpflichten, zugeschrieben werden. Zwei Jahre brachte er in der nordischen Kaiserstadt zu, und daselbst empfing er seine Ernennung als Kriegsminister, 30. April 1835, ein Ruf, dem zu folgen, er doch keineswegs Eile bezeigte. Die Zögerung soll durch seinen Widerwillen für öffentliches Auftreten und Sprechen veranlaßt worden sein. In der That blieb der Marschall kaum ein Jahr im Ministerium, und wurde abermals Sebastiani sein Nachfolger, 19. Sept. 1836. Von dem an zog er sich vollständig von den Geschäften zurück; er starb plötzlich zu Paris, 13. Febr. 1840. Seine Wittwe überlebte ihn um eine Reihe von Jahren; die einzige Tochter war zu Aachen Todes verblichen, drei Söhne, Peter, Eugen, Joseph, führen den Namen fort. Geistreich und scharfsinnig war Maison ein ungemein aufmerksamer Beobachter, höchst liebens-

würdig im täglichen Verkehr, unerschöpflich in Güte und Gefälligkeit für alles was mit Simmern zusammenhing, ein Lob, welches nicht minder einstimmig der Marschallin die Landsleute zollen.

Simmern besitzt gegenwärtig einen Dichter von Belang, wie das eine bei dem Koppenstein zu gebende Probe seines Talents bekunden wird. An die Stelle der weiland Pfalzgräflichen Druckerei ist die Nappsche Officin getreten. Den Verkehr erleichtert die Poststation. Von Kümbdchen, vormals, wegen seiner genauen Verbindung mit der Stadt, der Ausburger Ort genannt, von dem Schafhof, von Maria-Reizborn ist Rede gewesen. Die Reihenfolge der Amtmänner zu Simmern gibt Widder, III. S. 430—433, von den dasigen Burgmannen kennt Hr. Superintendent Back lediglich den Hermann Frie von Wesel, 1362, und die von Ehrenberg, 1445, außerdem führt er an: „Friedrich Volpsen von Alten-Symern trägt im Jahre 1346 dem Erzbischofe Balduin zu Lehen auf für 100 kleine Gulden seinen Antheil am Zehnten zu Simmern, Argenthal, Mutterschied, Riesweiler. Ein Edelknecht: Gerhard von Simmern, besiegelte 1375 einen Verkauf zwischen dem Ritter Heinrich Buwe von Ulmen und Graf Johann von Sponheim. Ums Jahr 1396 erscheint in verschiedenen Urkunden ein Kuno von Simmern, der in Hottenbach begütert war." Daß aber die Langwerth von Simmern, von welchem adelichen Geschlechte bei Hattenheim zu handeln, von Alten-Simmern, nicht aber von Simmern unter Daun oder von Simmern am Ehrenbreitstein ihr Prädicat entlehnen, scheint mir um so weniger zu bezweifeln, da Johann Langwerth von Simmern als Pfalzgräflicher Kanzler zu Simmern sein Leben beschlossen hat den 5. Juni 1502. Simmern am Ehrenbreitstein kommt noch im 17. Jahrhundert lediglich unter dem Namen Siebenborn vor.

Ohlweiler, Schmiedel, Ravengirsburg, die Nunkirch.

Die Simmerbach berührt in ihrem fernern Laufe zunächst Ohlweiler, das unbedeutende Dorf, das jedoch in der neuesten

Zeit eine gewisse Celebrität erlangt hat durch die in seiner Nähe, in seinem Pfarrsprengel entstandene, Schmiedel benannte Rettungsanstalt für verwahrloste evangelische Kinder auf dem Hundsrück. Sie wurde eröffnet in dem zu diesem Zweck gemietheten Hause zu Michelbach, 15. Oct. 1850, für 9 Knaben eingerichtet, deren sich jedoch vorläufig nur zwei fanden. Die Zahl vermehrte sich aber sehr bald bis zu 12 Köpfen, daß es viel zu enge wurde in dem bescheidenen Hause, und Allen einleuchtend die Nothwendigkeit, ein gleich Anfangs in Aussicht genommenes Project auszuführen. Es wurde der von Simmern 20 Minuten weit entlegene Forstdistrict Schmiedel, von wenigstens 80 Morgen kulturfähigen Landes um 1703 Rthlr. 4 Sgr. 6 Pf. dem königlichen Fiscus abgekauft, und sofort mit Roden der Anfang gemacht. Am 12. Mai 1851 konnte der Grundstein des neuen Hauses gelegt, am 30. Sept. der zu Stande gekommene Bau bezogen werden. Im J. 1852 wurde demselben das Backhaus hinzugefügt, nachträglich dem Backhaus ein Thürmlein aufgesetzt, so das in Westphalen aus hellem Stahl gegossene Glöcklein aufnahm, Anfangs Märzen 1854. „Kaum war das erste Haus bewohnt, da gab's ordentlich einen Platzregen von Gesuchen und Bitten um Aufnahme armseliger Kinder. Die Herberge der Barmherzigkeit hätte ihre Räume wohl verzehnfachen müssen, und wäre doch nicht ausreichend geworden für all die verirrten Schäflein, welche hinein sollten." Dem Bedürfnisse einigermaßen zu genügen, wurde ein zweites Haus erbauet, und am 22. März 1854 von den Knaben bezogen, während sie ihre bisherige Wohnung den Mädchen, die jedoch vorläufig nur angesagt, überließen. Im J. 1856 waren der Knaben 17, der Mädchen 13; 6 Knaben hatte man nach der Confirmation aus der Anstalt entlassen.

„Bei der Erwerbung einer Länderei von 80 Morgen für die Anstalt war es drauf abgesehen, daß dieselbe den Bauernkittel trage. Eine Bauernwirthschaft sollte es geben, recht nach Hunsrücker Art, einfältig, tüchtig und derb, daß die Knaben wacker dran müßten, und schon von Kindesbeinen an das Sprüchlein thatsächlich erführen, im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen, und das Andere: Bete und arbeite. Während der Wintermonate, wenn der Bauer draußen nichts zu thun

findet, werden die Kinder auf manchfache Weise nützlich und angenehm beschäftigt. Im ersten Winter schnitzelten sie Holzpantoffeln zum eigenen Gebrauch und zum Verkauf. Hernach machten sie Strohflechten, die zu Matten und Hüten verarbeitet werden. Auch müssen die Knaben — bei den Mädchen versteht sich das von selbst — stricken und flicken, und der Bruder Barth lehrt sie die Nadel kunstgerecht führen. Beide Familien werden so weit als möglich von einander getrennt gehalten. Und wird es bei dieser einen Mädchenfamilie sein Bewenden haben.

„Ein wichtiges Stück in der Erziehung gerade dieser Kinder, welche durchschnittlich aus dem bodenlosesten Proletarier-Leichtsinn hergekommen sind, ist es, sie an Erwerb, Besitz und Haushalten zu gewöhnen. Zu diesem Zweck bekommt jedes Kind, wenn es fleißig und fügsam war, täglich einen Pfennig Löhnung, welchen es in seine Sparbüchse legt. Aber diese hat auch noch einen außerordentlichen Zufluß. Nämlich, da sich unser Hausvater trefflich auf Papparbeit versteht, so sind die Kinder gelehrt, namentlich an regnerischen Tagen, in ihren Freistunden, allerhand dahin einschlagende Sächelchen anzufertigen, z. B. buntes Papier zu Kreuzen zierlich in einander zu flechten, kleine Bildchen säuberlich in Goldbord einzurahmen und unter Glas zu bringen, und dergleichen. Und der Erlös verfällt den Sparbüchsen. Auch hat jedes Kind ein kleines Gärtchen zu eigenem Betrieb, damit es ganz frei schalten und walten darf. Es ist für die Erziehung bemerkenswerth, wie unverkennbar durchschnittlich einem jeden dieser Gärtchen der Charakter seines Besitzers aufgeprägt ist; hier, an dem verwilderten Stück Landes erkennst du den Trägen und Rohen; und hier, vor dem reingehaltenen, wohl eingetheilten Beet kannst du auf den fleißigen und ordnungsliebenden Besitzer schließen; und dort, das mit Küchengewächsen überall strotzende Gärtlein wird ohne Fehl von einem Eigenthümer gepflegt, der im Essen Uebermäßiges zu leisten begehrt; während du an jenem frischen Blumenbeet das sanftere Gemüth und den aufgeschlossenen Geist des kleinen Gärtners errathen magst. Die Kinder sind, natürlich unter Aufsicht des Hausvaters, freie Herrn ihrer Kassen. Durchweg verwenden sie

das Ersparte nützlich. Einige haben ihr Kapital schon auf mehrere Thaler gebracht. Eine besondere Freude und Stolz ist es den Kindern immer, ihre Briefe an die Aeltern mit dem eigenen Gelde zu frankiren. Für Mission und andere Liebeswerke sind sie fast ohne Ausnahme fröhliche Geber. Dagegen fühlen sie es bitter als Strafe, wenn sie aus ihrer Büchse den Schaden ersetzen müssen, den sie durch Unvorsichtigkeit oder mit Muthwillen angerichtet haben, was sich ersichtlich als eine heilsame Zucht erweist."

Die Anstalt, lediglich durch freiwillige Gaben und auf Actien begründet, hatte von ihrem Beginn bis Ende 1854 eine Samteinnahme, incl. geschenkter Actien, von 10,626 Rthlr. 10 Sgr. 2 Pf. Die Samtausgabe in demselben Zeitraum betrug 14,594 Rthlr. 10 Sgr. 2 Pf. Für das J. 1855 ergab sich Einnahme 2845 Rthlr. 17 Sgr. 2 Pf., Ausgabe 1781 Rthlr. 21 Sgr. 3 Pf., blieb ein Bestand von 1063 Rthlr. 25 Sgr. 11 Pf. Von der Schuld, 3968 Rthlr., kommen 1428 Rthlr. auf unverzinsliche Actien, die übrigen 2540 Rthlr. sind aus fünf verschiedenen Anlehen erwachsen. Vergl. Schmiedel, Rettungs-Anstalt für verwahrloste Kinder auf dem Hunsrück. Nach ihrer Gründung und Entwickelung in den ersten fünf Jahren aus der Hunsrücker Chronik dargestellt vom Hunsrücker Chronisten. 1856. Coblenz, Buchdruckerei und Handlung des evangel. Stiftes. 8. S. 40.

An Belchweiler vorbei geht die Simmerbach nach Ravengirsburg, wo Hr. Superintendent Back mit seiner vortrefflichen Schrift — Das Kloster Ravengirsburg und seine Umgebungen. Coblenz, 1841—1853, S. 230 und 289 — uns erwartet. „Jenseits Simmern drängt sich der Simmerbach, den man beim Austritt aus dem Städtchen überschritten, nochmals dicht gegen die Straße heran, gleichsam als wolle er, ehe er für immer von der Straße abbiegt, dem Wanderer auf derselben seinen Abschiedsgruß bringen. Läßt sich nun der Wanderer durch das Getöse, womit die Simmer eben über ein Wehr dahinströmend, diesen Gruß ihm darbringt, bestimmen vorzutreten bis zu dem Thalrand, so findet er sich angenehm überrascht durch das liebliche und in sich abgeschlossene Bild, das hier die Landschaft dem Auge

darbietet. Zu seinen Füßen breitet sich, von der Simmer durchflossen, ein freundlicher Wiesengrund aus, begrenzt nach der Mittagsseite hin von theils steil, theils sanft ansteigenden Höhen, auf deren Abhang in mannichfacher Gruppirung sorgsam bebaute Felder mit kleinen Laub- und Tannenwäldern wechseln. Am Fuße dieser Höhen, da wo die Simmer den Thalgrund verläßt, um ihren Lauf fortzusetzen zwischen waldigen Hügeln, die bald dicht an sie herantreten, bald mehr zurückweichen, lagert das Dorf Ohlweiler mit seiner Bogenbrücke und seiner weiß übertünchten Kirche, während die Höhe selbst beherrscht wird von einer zweiten Kirche, der von einzelnen Eichen und Linden umschatteten, sonst einsam stehenden Nunkirche. Doch ist es nicht diese unmittelbar jenseits der Simmer aufsteigende Höhe, welche den Gesichtskreis begrenzt, sondern hinter dieser ersten Höhe steigt noch eine zweite, ungleich beträchtlichere Höhe empor, die des waldigen Soongebirges. Von diesem Gebirge, das sich vom Rheine an bis an die Kyrbach gleich einer riesigen Mauer zwischen dem Hundsrück und dem Thale der Nahe aufgethürmt hat, tritt dem Blicke insbesondere der Punkt entgegen, wo durch mächtige Erderschütterungen, wohl schon vor Jahrtausenden, das Gebirge bis zu seinem Fuße von einander gerissen und durch die felsige Kluft hin der Simmer ein Weg nach dem Thale der Nahe gebahnt ward. Zur Rechten dieser Kluft endigt der hohe Lützelsoon die Kette des Soongebirges, zu ihrer Linken steigt, minder hoch, doch eben so steil die Höhe empor, auf deren Spitze oder Koppe man die Reste der ehemaligen Burg Koppenstein gewahrt. Indessen sind es auch nicht diese immer schon etwas fernen Punkte, die den Blick fesseln, sondern was denselben vorzugsweise anzieht, worauf er am längsten und mit immer steigendem Wohlgefallen ruht, das ist die Kirche des ehemaligen Klosters Ravengirsburg, welche im Vordergrunde des Gebirges aus dem Thale der Simmer emporsteigt. Ihre beiden neben einander emporragenden Thürme verkündigen durch ihre gewaltigen Massen schon aus der Ferne, daß sich hier ein schönes Baudenkmal der ältern Zeit erhalten habe, und wer die Mühe nicht scheut, dasselbe in der Nähe zu beschauen, findet sich in der erregten Er-

wartung nicht getäuscht. Angelangt am Ziele findet man freilich von dem ehemaligen Kloster nichts mehr; die Residenz des Probstes, die Wohnungen der Mönche, der Capitel- und Speisesaal und alle die Räume und Gebäude, wie man sie im Umfange eines reichen Klosters zu finden pflegte, sind verschwunden und haben einigen Bauerhütten und der Wohnung des die Kirche bedienenden Geistlichen Platz gemacht. Selbst von der Kirche gehören Chor und Schiff der neuern Zeit an, und was sich erhalten hat von dem Glanze des alten und reichen Klosters, das ist einzig und allein das Portal der Kirche, zu dessen beiden Seiten die Thürme sich erheben, die schon aus der Ferne die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben. Doch nur in den Anblick dieses Portals und der es beschirmenden Thürme darf sich der Blick versenken, und es steigen allmälig Kloster und Kirche in ihren großartigen Formen vor dem Geiste wieder auf. Tritt man sodann, erfüllt von diesem Bilde, einige Schritte vorwärts hin auf den Vorsprung des Felsens, auf welchem Kirche und Kloster gegründet waren; schaut man von da hinab in das lieblich grüne, aber enge Thal, wo das Dörfchen Ravengirsburg an den Felsen sich anschmiegt, als besorge es von den bisweilen hoch anschwellenden Fluthen der Simmer verschlungen zu werden; blickt man dann wieder hinüber auf die dicht belaubten Waldhöhen, die gleich einem Kranze das Thal umgeben und es abschließen von der übrigen Welt: so fühlt man wohl, wie dieser Ort Gemüthern zusagen mußte, die des Getümmels der Welt müde, nach Stille sich sehnten und eine Stätte suchten, wo sie ungestört von Außen einem Leben frommer Beschaulichkeit sich ergeben konnten. Und doch wurde dieser Ort seiner ursprünglichen Wildniß nicht entrissen, um, wie dieses bei vielen andern Klöstern der Fall war, unmittelbar zu einer Stätte der Andacht geheiligt zu werden. Was man von der Höhe herab zuerst im Thale vernahm, war nicht der Chorgesang zur Andacht versammelter Mönche und Nonnen, sondern vielmehr der geräuschvollere Ton des weltlichen Getümmels; denn ehe auf dem Felsenvorsprung das Kloster mit seiner Kirche sich erhob, ragten auf ihm die Warten einer Burg empor."

Denn wird auch einer Burg Ravengirsburg in Urkunden niemalen gedacht, so bürgt jedoch für ihre Existenz der Namen, in welchem zugleich jener des Erbauers, Ravenger, zu suchen, und nicht minder der Umstand, daß der dem Kloster unmittelbar anliegende District noch in spätern Weisthümern der Burgfrieden heißt. Graf Berthold und Hedwig, Eheleute, befreiten, wie S. 31 erzählt, ihre Capelle in Rebengeresburc von dem bisherigen Pfarrverbande, 1072. Zwei Jahre später beurkundet Erzbischof Siegfried von Mainz, daß Graf Berthold und seine Hausfrau, »consanguinea nostra Hadewic, contempta seculari divitiarum affluentia, postposita heredum et amicorum suorum dilatata progenie,« Christum und seinen Märtyrer Christoph, sodann den allerheiligsten Bekenner Martinus zu Erben eingesetzt, und ihre Güter im Nahe- und Trachgau, auf dem Hundsrücken, zu dem Altar des h. Christoph in Ravengirsburg, dem der Gräfin zur Morgengabe angewiesenen Orte, geopfert, und darauf das Gut zu dem Altar des h. Martin in der Hauptkirche zu Mainz gewidmet haben, mit dem Bedinge, daß der Erzbischof bei der besagten Capelle ein Chorherrenstift errichte. In Folge dessen ließ der Erzbischof die ihm dargebrachten Güter durch seine geistlichen Diener in Besitz nehmen, und drei Tage lang sie darin schalten. Dann begab er sich selbst auf Ort und Stelle, um des gräflichen Ehepaares Verzicht auf die fraglichen Besitzungen zu empfangen, auch den Grafen zu seinem Lehensmann anzunehmen. Er bestellte denselben, nach der Chorherren Wunsch, zum Schirmvogt des neuen Klosters, und reichte ihm verschiedene Lehen, die doch nach der beiden Eheleute Ableben an die Chorherren zurückzufallen bestimmt, nämlich einen mansus in Ravengirsburg, die Güter sämtlicher Dienstleute, mit Ausnahme nur jener fünf, welche dem Dienste der Brüder zugetheilt, und von dem ursprünglichen Besitzthum der Kirche 20 Mansen. Noch wies der Erzbischof von seinem oder der Mainzer Kirche Eigenthum dem Stift an 30 Pfund, 10 aus dem Hofe zu Sobernheim, 10 aus jenem zu Olm, 10 aus Hessenland.

Zu ihrem Propst erwählten die Chorherren, Augustinerordens, jenen Tyzelinus, welchem 1084 Friederuna, eine Wittwe, die

Kirche zu Mengerschied überließ, der auch 1103 einen Tausch mit St. Stephans Stift zu Mainz einging, wodurch er die Kirche zu Atzei hingebend, andere dem Kloster bequemer gelegene Güter zu Reil, Allenz, Kerig, Eich, Zissen, Mertloch, Weiler, Carden, Einig, Polch, Fressen, Kell, Mörsdorf erwarb. Durch Schenkungen ist gleichfalls vieles an das Kloster gekommen. Emich von Walbach, als er, wie die Urkunde das ausdrückt, zur geistlichen Ritterschaft im Kloster Ravengirsburg sich einkleiden ließ, gab dahin seine Güter zu Bubach und Riesweiler. Gertrudis von Horn, die edle Frau, zusamt ihrer Tochter Alveradis in das bei Ravengirsburg bestehende Frauenkloster aufgenommen, schenkte unter mehrem ihre Hälfte von dem Pfarrsatz zu Horn, und folgten solchen Beispielen viele andere ritterliche Geschlechter, daß zuletzt das Klostergebiet einen District von drei □Meilen, welcher durch die Simmer in zwei ziemlich gleiche Hälften, die sogenannte Soon- und die Moselseite geschieden, umfaßte. Zur Moselseite gehörten Denzen, Reckershausen, Heinzenbach, Gebenhausen, Dombach, Unzenberg, Wüschheim, Reich, Bibern, Fronhofen, Klopp, Nauhausen, Nickweiler, Keudelheim, Külz und Michelbach, die beiden letzten Ortschaften doch nur insofern sie auf dem rechten Ufer der Simmer gelegen. Auf der Soonseite erstreckte sich des Klosters Herrschaft über die Dörfer Weidelbach, Ohlweiler, Belchweiler, Ober- und Niederdiefenbach, Mengerschied, Riesweiler, Holzbach, Sargenroth. Die genannten Ortschaften sämtlich, mit Ausnahme von Mengerschied und Weidelbach, hatte die Propstei von dem Stifter erhalten. Mengerschied wurde 1340 von denen von Heinzenberg, des Klosters Schirmvögten, erkauft. Alle Unterthanen des Klosters, die sogenannten Propsteiischen, waren leibeigene Leute, jedoch in vielen Ortschaften mit den Leibeigenen anderer Herrschaften, mit den Hintersassen untermengt.

Ein merkwürdiges Ueberbleibsel der ältesten Gerichtsverfassung war das von der Propstei abhängende Hundgeding, von dem man wohl die Benennung Hundsrücken abzuleiten versucht hat. Es waren für dasselbe zwei Dingtage, auf der Heide Izelbach bei Bibern, und bei der Runkirch hergebracht, in der Regel von 7 zu 7 Jahren, zwischen Ostern und Pfingsten abzuhalten.

Sechs Wochen und drei Tage vor dem Geding wurde dasselbe in allen Kirchen und Capellen des propsteilichen Gebiets, auch an andern offenen Stellen, hier regelmäßig durch zwei Scheffen, angekündigt. Der ersten Verkündigung folgten zwei andere, die letzte zehn Tage vor dem Geding. Die pünktliche Verkündigung hatte der Schultheiß der Propstei zu überwachen, ihre Vernachlässigung zu büßen. Bei dem Geding, so in der Regel zwei Tage erforderte, mußte aus jedem im Umfange der Zent belegenen Hause der Hausvater, oder in dessen Verhinderung ein anderer vernünftiger Bote erscheinen, und aushalten, bis das Geding zu Ende. Während desselben saß das Volk auf Balken, die zu seiner Bequemlichkeit herbeigeführt worden. Ein Schläfer, oder der nicht lauschte, wenn man seinen Namen ausrief, wer überhaupt in irgend einer Weise das Geding störte oder verachtete, der hatte einen Sester Wein oder 20 leichte Pfennige zu büßen. Das Geding wurde in Beisein einiger Conventsglieder durch den Schultheiß und die beiden Scheffencollegien der Propstei, die sogenannten Hof- und Landscheffen abgehalten. Dem in herkömmlicher Weise durch den Schultheiß eröffneten Geding legte er den um ihn sitzenden Hofscheffen, denn diese waren gleich den alten Zentscheffen eigentliche Richter, eine Reihe von Fragen vor, betreffend die in der Propstei von Alters hergebrachten Rechte und Gewohnheiten, ferner Gewicht und Maas, Straße und Weg, Wasser und Weide 2c.

Nachdem in solcher Weise die Gewohnheiten und Rechte der Propstei geweiset waren, kam es zur Untersuchung der verschiedenen Maase, worauf die Bestrafung derer, bei welchen unrichtiges Maas gefunden worden, folgte. Zu dem Ende mußten alle Weinwirthe ihr Maas mitbringen, eben so die einzelnen Ortschaften ihr Fruchtmaas. Hatte irgend einer seit dem letzten Geding in Bezug auf Straße, Maas, Wasser und Weide gefrevelt, so wurde das jetzt von den Landscheffen, als welche darüber die Aufsicht zu führen hatten, angebracht, und die Hofscheffen sprachen die Rüge aus. War alles sattsam gerügt, so wurde dem Volk über verschiedene Gegenstände Belehrung und Erläuterung ertheilt, zum Schlusse die Grenze des Klosterbezirks

ausführlich geweiset. Der Schirmvogt durfte diesem Geding sich nicht einmischen; es wurde allein im Namen und auf Anordnung des Propstes berufen und gehegt, und dieser allein bezog die Bußen. Dem Propst stand es frei, das Geding öfter, denn von 7 zu 7 Jahren, auch an andern Orten und zu einer andern Jahrszeit, als welche dafür hergebracht, halten zu lassen. Endlich mochte er zu jeder Zeit etliche Scheffen in die einzelnen Ortschaften absenden, um durch sie die Untersuchung von Maas und Gewicht vorzunehmen. Mit der Zeit kam auch für eine solche einfache Untersuchung der Name Hundgeding in Brauch.

Alles Land der heutigen Gemeinde Ravengirsburg, Aecker, Wiesen, Weiden nebst den umliegenden Waldbezirken und Büschen war des Klosters Eigenthum. Dieses eigentliche Klostergut, 180 Morgen Ackerland, samt den Wiesen, die das Dorf umschließen, wurde vom Kloster selbst bewirthschaftet. Desgleichen war vieles Land in den Dörfern der Klosterherrschaft der Propstei zuständig, und daher zins- und fronpflichtig einem der vier großen Klosterfronhöfe zu Denzen, Dickeroth, Nickweiler und Fronhofen. Außer diesen vier Fronhöfen besaß das Kloster noch viele andere Güter auf dem Hundsrücken, theils geschlossene Güter, wie der Neuhof, der Kaurerhof, die zwei Höfe zu Belchweiler, das Hofgut zu Schönborn, theils in sogenannte Lehen aufgelöset und an die sogenannten Hübner, wie zu Mengerschied, Gemünden, Cludenbach, Bubach, Weidelbach rc., erblich überlassen. Geringere Güter, z. B. zu Altley, Rhaunen, Neuerkirch, waren auf Erbzins oder Gült ausgethan. An vielen Orten bezog das Kloster Gefälle in Geld, Wein, Oel, Wachs, Gänsen, Kapaunen, Hühnern, Spelt, Korn und besonders an Hafer. In dem Moselthal besaß es neun Güter, zu Enkirch, dieses besonders bedeutend, und meist in Weinbergen bestehend, zu Raversbeuren, Reil, Senheim, Clotten, Valwig, Treiß, Müden und Polch. Am Rhein hatte es die Güter zu Steeg, Diebach, Mannebach, Weiler und Bingen. Das Gut zu Bingen, meistens Weinberge, war bedeutend genug, um die Anstellung eines ständigen Schaffners nothwendig zu machen; der dasige Klosterhof hatte, gleich jenem in Enkirch, eine eigene Capelle zu St. Christoph, für welche ein Caplan

bestellt. In Kreuznach besaß Ravengirsburg ein Haus, und in der Stadt Umgebung die Höfe oder Güter zu Heddesheim, Gensingen, Dreißen, Monzingen, Simmern unter Daun, Kappislaubersheim, Erbesbüdesheim. Die ausgedehnten Waldungen machten einen sehr wichtigen Theil seines Reichthums aus, wenn sie auch keineswegs in der Uebersicht der Einkünfte des Klosters figuriren. Laut derselben fielen jährlich an Geld 600 Gulden, Wein 37 Wagen, Korn 274, Spelt 55, Hafer 701 Malter, Schweine 3, Hämmel 8, Lämmer 68, Gänse 32, Kapaunen 47, Hühner 300, junge Hahnen 43, Eier 850, Oel 51 Pfund. Dabei sind die von dem Kloster selbst bewirthschafteten Güter nicht berücksichtigt.

Als Pröpste zu Ravengirsburg werden seit der Mitte des 14. Jahrhunderts aufgeführt Emmerich von Sponheim, bis 1350, Philipp von Koppenstein, gest. 19. Mai 1363, Herdan von Burg, Philipp von Koppenstein 1389, Heinrich von Burg 1396, Johann Hundsrucker von Sponheim, 1411, 1413, der Rheingraf Konrad, bis 1435, Heinrich Bacherach 1442, Emmerich von Löwenstein 1449, als letzter Propst, indem das Kloster, nachdem es der Windesheimer Congregation beigetreten, fortan nur mehr einen Prior zum Vorsteher erhielt. Als solcher kommt vor 1468 Tilmann von Grünberg, von welchem Trithemius rühmt, daß er ein im Wandel strenger, im Umgang bescheidener und dabei gelehrter Mann gewesen, der theils zu seiner eigenen Fortbildung, theils den Brüdern zur Erbauung, und namentlich den Novizen zur Belehrung, verschiedene kleine nicht zu verachtende Schriften verfaßt habe. Er starb in hohem Alter 1485. Ihm folgten Johann von Grünberg, bis 1495, Kaspar oder Casso von Grünberg, bis 1516, Sebastian von Engers, bis 1525, Friedrich von Ortenberg, 1530, Heinrich de Noverico, 1545, Johann Sartorius, 1558. Dieser, als der letzte Prior, einigte sich im J. 1560, Montag nach Exaudi, mit dem Herzog zu Simmern, Pfalzgraf Georg, um den Fortbestand des Klosters. „Und nemlich so sollen Pater und Convent, Prebender und alle andere Leienbrüder hinfurter sich in der Ler und Leben unserer wahren Christlichen Religion, und der Augspurgischen Confession

gemeß erzeigen und haben, dawider nit reden, schreiben, thun oder leren, sundern dieselbe von Herzen treulich meinen, befurdern und zufür haben, und alsbald den Habitum ablegen, hinfurter sich zu schwarz oder grawe ehrlige Priesterröck bekleiden, andragen, auch mit Scherung des Haubts wie andere geistliche Personen unserer Religion sich verhalten. Wir wollen auch zum furderlichsten ein gelehrten Mann bestellen, welcher in des Klosters Kosten erhalten werden, uns verlobt und geschworen sein, alle Tage zweimal zwo Lectiones in Theologia zu haben und zu thun, in welche Lectiones alle junge Herrn zu gehen vom Pater ernstlich angewiesen werden sollen, die alten, und so in Officiis sein, die mugen ob sie wölen solige Lectiones auch besuchen, der bemelte soll auch beide Pfarren im Kloster und zu Mengersrat versehen, und wann er im Kloster predigen wird, so solle männiglich niemands ausgescheiden in die Predig zu gehen und Gottes wort zu hören verpflicht sein.

„Further soll auch kein Junger oder Prebender on unser als Landsfürsten, auch mein des Paters Wissen und Willen angenommen werden, und sollen solige junge Herrn und Schuler dahin mit Ernst gelehret, gewiesen und gehalten werden, daß sie konfftiglichen in unserm Fürstenthumb das Predigamt verwesen und verwalten mugen. So viel das Gesenge, Cerimonien und Kirchengebrauch belangt, soln wir Pater und Convent in der Kirchen mit offener Dhür, daß jedermann hören und gesehen muge, unser Simerischen Kirchenordnung mit Singen und Lesen, Ausspendung der heiligen Sacrament, mit Haltung der Feiertage, durchaus gemeß und gleichförmig erzeigen, allein, daß wir alle Gesenge aus gnediger Zulassung Latinisch, und nit Deutsche singen durfen, so man aber Communion helt, soll durch uns die Ordenunge mit Gebet, Consecration und Danksagung, deutsche fürgelesen und gehalten werden, und daruff das Latinische Gesenge für und nachfolgen. Wir Herzog Georg lassen auch Pater und Convent zu, daß sie ihre Horas Canonicas wie bisher mit Andacht singen und lesen mugen, jedoch daß alle abgöttische und in der heiligen Schrifft nit fundirte Gesenge und Gebet vermieden, nit gesungen und gelesen werden. Wo auch noch etliche

abgöttische Bildnusse fürhanden, dieselbige sollen auch alsbald abgethan und verwart werden. Es sollen auch Pater und diejenige so in Officio sein, des Klosters Güter, Renten, Gülten und Geselle wie bisher zum treulichsten und fleißigsten verwalten, einziehen und anwenden, damit die andern Herrn und Brüder desto ruhiger ihren Studiis, Kirchendienst und Arbeit auswarten und versehen mögen. Und damit wir als der Landsfürst und Erbkastenvogt wissens haben, wie Pater und Convent des Klosters Güter und Geselle anlegen und verwalten, so soll ein jedtlicher Procurator uns oder unsern darzu verordneten Räthen, in Beisein des Paters und Convents jährliche erbare uffrichtige Rechnung thun, auch uns alsbald ein Uffzeichniß aller Renten und Gefell ungefarlich geben. So wann auch ich Johannes Sartoris, jetziger Pater, mit Tod abgehen wurde, dergleichen auch ein ander nach mir, so soll außerhalb hochgedachts unsers gnedigen Landfürsten, Erbkastenvogt und Schirmherrn Wissen und Willen kein ander Pater eligirt, postulirt oder geordnet werden, sonder sollen sobald ich oder meine Nachfaren mit Tod verfahren, meine und deren Mitbrüder ihren Fürstlichen Gnaden soligs demutiglich verstendigen, und Dero Rath und Willen gewertig sein..... Und wir Herzog Jörge versprechen bei unsern fürstlichen treuwen und wahren Worten, für uns und unsere Erben, daß wir vielbemelten Pater und Convent bei ihrer Habe und Gütern, Renthen, Gülten und Gefellen, auch andern Frondiensten und Notzbarkeiten, so sie uff den Underthanen in der Probstei bisher gehabt, on alle Geverde ungehindert und unbedrangt sitzen und bleiben lassen, sie und ihre nachkommende darbei getreulich handhaben, schützen und schirmen wollen."

Dies letzte Versprechen gerieth indessen sehr bald in Vergessenheit, indem das Kloster im J. 1566 mit allen seinen Gütern und Gefällen eingezogen, und zu derselben Verwaltung ein weltlicher Schaffner angestellt worden ist. Im J. 1697 wurden zwar wiederum Augustiner-Chorherren durch die Franzosen eingeführt, aber vermöge des Ryswykschen Friedens mußte noch in demselben Jahr Alles in den vorigen Stand gesetzt, mithin das Kloster mit allen Einkünften der geistlichen Verwaltung zurück-

gegeben werden. Dabei ist es in des Kurfürsten Johann Wilhelm Religions-Erklärung vom J. 1705 verblieben, wenn auch in der Theilung die alte Klosterkirche den Katholiken zufiel. Sie wurde im J. 1718 auf das ursprüngliche Grundgemäuer neu erbaut, und ihre Bedienung einem Expositus aus der Abtei Eberhardsclausen übertragen. Im J. 1802 wurde Ravengirsburg zu einer selbstständigen Pfarrei erhoben, von ihren bisherigen Filialen Belchweiler, Dickenschied, Sargenroth, Diesenbach und Mengerschied, Dickenschied, zu den Vierzehn Nothhelfern, als Pfarrkirche, constituirt, Mengerschied der Pfarrei Gemünden zugetheilt. In der neuesten Zeit wurde die Pfarrei den aus Würzburg gekommenen Franziscaner-Conventualen, drei an der Zahl, übertragen. Sie administriren zugleich die Pfarrei Gemünden. Die Reformirten haben sich in dem Dorfe Ravengirsburg ebenfalls eine Kirche erbaut, die vordem durch den Rector in Simmern bedient wurde. Daß einst neben dem Augustinerstift ein Nonnenkloster desselben Ordens bestand, ist angedeutet worden. Davon berichtet Hr. Superintendent Back: „Dieses Frauenkloster führt in den Urkunden immer den Namen Celle, und seine Bewohnerinen heißen entweder die Jungfrauen oder die Nonnen zu der Zellen. Unter der Oberaufsicht des Probstes regierte sie eine Meisterin, Magisterse, Magistra, der wieder verschiedene Gehilfinen, Priorin, Küsterin und Cantorin zur Seite standen. Mit Besorgung des Gottesdienstes — denn die Zelle hatte ihre eigene Kapelle — beauftragte der Probst jederzeit einen Priester aus dem Convent. Derselbe hieß unter den Mönchen der Priester, der zu der Cellen bei den Nonnen singet, und war wahrscheinlich auch der Beichtiger der Nonnen. Indessen scheint der Nonnenconvent bisweilen doch mit dem Mönchsconvent sich zum gemeinsamen Gottesdienste in der Klosterkirche vereinigt zu haben, wahrscheinlich an hohen Festen und bei verschiedenen Todtenämtern; denn es nahmen die Nonnen nicht selten Theil an den in der Klosterkirche fallenden Präsenzen. Die Vertheilung dieser Präsenzen vollzog der Präsenzmeister nicht persönlich, sondern er sandte den Betrag im Ganzen in die Celle. Leider sind wir über die innern wie äußern Verhältnisse dieses Frauenklosters sehr dürftig unterrichtet.

Nicht einmal die Stelle, wo die Celle gestanden, ist genau ermittelt, und man weiß nur so viel, daß sie nicht in der Nähe der Nunkirche, sondern, wie es in einer Klosterurkunde heißt, allernächst bei Raversburg gelegen gewesen. Wie das Jahr ihrer Gründung, ist auch das Jahr ihres Untergangs unbekannt. Zum letztenmal geschieht ihrer in einer Urkunde vom Jahr 1473 Erwähnung. Von jener Zeit an erscheinen Augustinernonnen, gleichfalls von einer Meisterse regiert, in dem benachbarten Kirchberg, und hatten ihre Celle oder Clause da, wo später die Schulgebäude sich erhoben. Dies erweckt die Vermuthung, es seien unsere Nonnen gegen Ende des 15ten Jahrhunderts nach Kirchberg übergesiedelt worden; aber dann hätten den Nonnen diejenigen Güter folgen müssen, die mit Vorsehung dieses Falls nur ihnen und nicht den Mönchen vermacht gewesen waren. Diese Güter sucht man aber vergeblich im Güterverzeichniß der Nonnen von Kirchberg, deren Celle überhaupt ein sehr armes Klösterlein gewesen."

Seitwärts von Ravengirsburg, der Soon zu, hat sich das Dorf Sargenroth angebaut, dessen Pfarrkirche die durch einen Raum von 200 Schritten von ihm getrennte, mehrmalen angeführte Nunkirche. Auf der Straße von Simmern nach Gemünden auf einem freien Platz gelegen, der doch von einzelnen Eichen und Linden beschattet, bietet sie einen eigenthümlichen, höchst pittoresken, beinahe gespenstigen Anblick. Dem Namen, Nun-, d. i. Neukirche zu Trotz, ist sie ungezweifelt eines der ältesten Gotteshäuser des Hochlandes, wie sich das zur Genüge aus dem Umstand ergibt, daß hier das Hundgeding gehalten, bei Executionen der Galgen aufgerichtet wurde. Dafür hatten zu geben die von Diefenbach „zwei Steil und sollen die auch ufrichten; die First sollen die von Riesweiler uflegen; die von Weidelbach sollen zwei Leitern bringen, und die ufrichten wider die First des Galgens; die von Holzbach sollen Kordel und Seil geben, die von Buhstock einen Knebel, der hünen Holz sei, und also dick und lang, daß dem Gericht ein Genüge geschehe; die von Ohlweiler sollen geben das Siedel, da die Richter sitzen; die von Auwen sollen dem Ungerechten und dem Richter (Scharfrichter) einen Stuhl geben, der eine halbe Ruth lang sei; den

Wasumb (die Binde) sollen die von Mengerscheid geben, der soll also dick und breit sein, daß man dem Ungerechten sein Antlitz verbinde und dem Gericht ein Genüge geschehe." Von der alten Wichtigkeit der Nunkirche für das bürgerliche Leben zeugt nicht minder der bedeutende Vieh- und Krammarkt, der in ihrer Umgebung zu Ausgang Augusts zwei Tage lang gehalten wird. Die Kirche selbst, zum h. Rochus, fiel bei der Theilung in das Loos der Reformirten, und hat ihren eigenen Pfarrer, dessen Sprengel, außer Sargenroth, auch Mengerschied, Diefenbach und Belchweiler begreift.

Wildberg, die Soon.

Mitten in heute noch dichten Waldungen des Soongebirgs, von Sargenroth eine halbe, von Ravengirsburg ³/₄ Meile abgelegen, erheben sich die gar unbedeutenden Reste der Burg Wildberg, von welcher das Geschlecht der Wiltberg (Abth. I. Bd. 1. S. 194—196) seinen Namen entlehnte. Irmengard von Wildinberg, Gerhard ihr Sohn, Johann und Ernst ihre Enkel, vergaben den zum Neuhof gehörigen Höfer Wenzo und dessen Frau Hedwig an die Propstei Ravengirsburg, 21. Dec. 1277. In Enkirch waren die von Wiltberg bereits 1391 ansässig, und hatte ihr dasiger Kellner ihre Güter in dem Hochgericht Rhaunen und Amt Kirchberg zu verwalten. Ihr Stammhaus in der Soon verkauften sie 1419 an die Herzoge von Simmern. Obschon bis zu Ende des 16. Jahrhunderts die Burg wohl erhalten, und von ihren damaligen Besitzern, den Herzogen von Simmern, gelegentlich ihrer Jagden im Soonwald häufig bewohnt gewesen, ist doch heute kaum mehr zu erkennen, daß hier jemals dergleichen gestanden hätte. Weder Thurm noch Pforte, weder Ringmauer noch Zugbrücke haben sich erhalten: nur der im dichten Gewäld versteckte Felsen, der einst den Hauptkörper der Burg trug, hier und da mit sparsamen Mauerresten in seinen Spalten, zeugt noch von seiner frühern Bestimmung. Hat man die Höhe des Felsens erstiegen, so muß man zumal unbegreiflich finden, wie auf so engem Raum eine



Burg fußen konnte, die in Vorder- und Hinterburg getheilt, zu einer und derselben Zeit verschiedenen Ritterfamilien zum Aufenthalt diente. Laut des Burgfriedens von 1333 hatten inne das hintere Haus die von Wiltberg, Volker, Hugo und Johann, in das vordere Haus theilten sich zwei Ritter, die Gebrüder von Sponheim, genannt Knappe, drei Ritter von der Burg Dill, des Zunamens Boheimer, und Reichard von Buch, Ritter. Der Burgbann oder Burgfrieden hob an im Dorfe Mengerschied, ging die Lameth hinauf bis auf die Riesweiler Straße, diese Straße entlang bis in die Tiefenbach, und dieselbe entlang wieder nach Mengerschied, wo Tiefenbach und Lameth zu Hauf kommen, d. i. sich vereinigen. Die von Wiltberg selbst waren des Klosters Ravengirsburg Vasallen.

Das Waldgebirg die Soon nimmt ihren Anfang dicht am Rhein zwischen Bingen und Bacharach, und steigt sogleich schroff an, auf kühnen Felsvorsprüngen hier und da einer Burgruine Raum gebend, dergleichen San- oder Soneck, Reichenstein, Fazberg, als Rheinstein verjüngt. Auf ihrem Zug bis zur Güldenbach führt die Soon, welche bis dahin eine westliche Richtung verfolgt, in ihrer nordwestlichen Abdachung den Beinamen Kantherich. Von der Güldenbach an wendet sie sich nach Südwesten, und zieht sie bis zur Simmerbach in der Weise fort, daß meist zwei Reihen Berge neben einander hinlaufen, welche Reihen hier und da von einem aus dem dazwischen liegenden Hochthal hervorquellenden Bach durchbrochen werden. Den Schluß der Soon, die sich auf 9 oder 10 Wegstunden ausdehnt, macht die Lützel- d. i. kleine Soon, welche auf der einen Seite von der Simmer-, von der Kirbach auf der andern Seite begrenzt ist. Der höchste Punkt des Hundsrückens befindet sich in der südlichen Bergreihe der Soon, links der Straße, die von der Mosel über Gemünden nach der Nahe führt; er hat den Namen hohe, auch alte Birk, bei 2300 Fuß über dem Meer. An ihn reihen sich räumlich und rücksichtlich der Höhe der Waldhölzerkopf, 1929, die hohe Opel, 1983 Fuß. Am Thiergarten erreicht die Soon eine Höhe von 1758 Fuß. Simmern liegt 1035, Laubach 1448 Fuß hoch; 2099 Fuß mißt der Felsen, worauf Wildberg erbauet war. Eine solche

Landschaft, in beinahe unmittelbarer Berührung mit den Thälern des Rheins, der Nahe und der Mosel, eignete sich vortrefflich für die finstere Thätigkeit einer Räuberbande, und hat demnach Schinderhannes, dessen Lebensbeschreibung, so wie die seiner vornehmsten Spießgesellen zu geben ich unternehme, die Soon zu seiner Operationsbasis erwählend, Einsicht und Scharfsinn an Tag gelegt.

Des Schinderhannes Großvater, Wasenmeister in Merzweiler, bei Grumbach, genoß eines guten Rufs. Sein Sohn ging als Wasenknecht auf die andere Rheinseite, wohnte einige Zeit in Nastetten, in der niedern Grafschaft Katzenellenbogen, und verheurathete sich mit Anna Maria Schmitt aus Mühlen bei Nastetten. Daselbst ist Johann Bückler, genannt Schinderhannes, geboren. Sein Vater ging bald wieder hinüber auf das linke Rheinufer, und wohnte Anfangs in Iben und Veitsrode, dann in Kirschweiler, bis er nach der letzten Gefangennehmung seines Sohnes ebenfalls verhaftet und nach Mainz gebracht ward. Er ernährte sich mit seinem Weibe sehr kümmerlich, theils als Feldhüter, theils als Taglöhner. Welche Erziehung er unter diesen Umständen seinem heranwachsenden Sohne geben konnte, ist leicht begreiflich. Dieser schoß wie ein wilder Stamm auf, dem das wohlthätige Messer des Gärtners fehlt, um ihn zu einem Frucht bringenden Baume zu machen. Kaum lernte der junge Bückler seinen Namen schreiben.

Es verlohnt sich nicht, der kleinen Bubenstücke zu gedenken, die Schinderhannes in der Gegend von Kreuznach übte, wo er mit seinen Spielkameraden Fleisch und Brod aus französischen Proviantwägen mausete. Ehe wir aber die Hauptscenen seines Lebens betrachten, ist es nöthig, daß wir ihn auf seinem ersten Ausfluge beobachten, damals nämlich, als er bei dem Scharfrichter Nagel in Bärenbach, eine kleine Stunde von Kirn, in Dienste kam. Mehr aus Mitleiden, als weil er seiner bedurfte, nahm dieser wirklich ehrenwerthe Mann den Bettelbuben als Beiläufer zu seinem Hauptknechte auf. Dies geschah im August 1796. Nagel hat öfter erzählt, daß der junge Bückler in seinem Dienste sehr behend und immer willfährig gewesen,

ein sehr gutes Herz und eine Munterkeit ohne Grenzen gezeigt habe. Doch schon am Ende des ersten halben Jahres entwendete er 6 Kalbfelle und eine Kühhaut von dem Boden seines Dienstherrn. Darüber zur Rede gestellt, entschuldigte er den Diebstahl damit, daß ihm der Hauptknecht keinen Antheil an den Häuten der ungebornen Thiere gegeben habe, wie es beim Handwerke Brauch sei. Doch wollte man diese Entschuldigung nicht gelten lassen, und Schinderhannes entwich heimlich aus dem Hause seines Herrn. Dieser traf ihn aber bald darauf, im Oct. 1796, in Kirn, und ließ ihn festhalten. Der Proceß war sehr bald abgethan. Weber, der Maire in Kirn, dictirte 25 Prügel, und der Bettelvogt Arloff wußte dergleichen Befehle trefflich zu vollstrecken.

Schinderhannes hat versichert, daß diese Execution, Angesichts des Publicums ihn tief geschmerzt, aber auch für sein ganzes übriges Leben entschieden habe. Seine Schamhaftigkeit, von der ein Abdecker von der niedrigsten Classe ohnedies wenig Begriff hat, war dahin. Er gesellte sich zu einem gewissen Johann Niclas Nagel von Mörschied, Cantons Herstein. Beide traten bei dem Wasenmeister Pickler zu Sobernheim in Dienst, und bald darauf zum zweiten Male bei Nagel in Bärenbach. Eine starke Viehseuche, die damals in Kirn und der umliegenden Gegend wüthete, gab ihnen viel zu schaffen, besonders in Meddersheim, bei Meisenheim, wo Schinderhannes einige Jahre darauf als Straßenräuber feierlich und öffentlich Audienzen ertheilte.

Johann Niclas Nagel, ein wüster Bursche, mit Schinderhannes von gleichem Alter, war auch mit ihm gleichen Sinnes. Sie fingen an, Schafe aus Ställen und vom Felde zu stehlen. In Kirn hatte Schinderhannes die Bekanntschaft eines Burschen, Namens Engisch gemacht, der bei dem dortigen Metzger Franz Andres als Knecht diente. Nachts trieben sie die gestohlenen Schafe nach Kirn, versuchten bei mehren Metzgern sie zu verkaufen, und fanden endlich bei Andres Gehör, der leichtsinnig genug war, mehre Male mitten in der Nacht mit den Schinderbuben um ihr gestohlnes Vieh zu feilschen. Der Scharfrichter

Nagel, dem der Unfug nicht lange verborgen bleiben konnte, zeigte alles pflichtmäßig der damaligen Regierung in Kirn an.

Schinderhannes kam zum zweiten Male ins Gefängniß, entwischte aber, während man seinen Proceß einleitete, bei finsterer Nacht, übers Dach aus der Rathsstube, wo er gefangen saß. Fink, der Rothkopf, trieb damals in diesen Gegenden sein Wesen. Dem berüchtigten Dieb war ein aus dem Kerker entsprungener feuriger junger Mensch, der nicht wieder rückwärts konnte, ein willkommener Gefährte. Er machte ihn gleich mit Mosebach, Seibert, Iltis Jacob und Zughetto bekannt, damals schon nicht minder berüchtigte Pferdediebe. In Lipshausen hatten sie die Haupt-Niederlage. Von dort gingen die Diebe in die ganze umliegende Gegend aus; dort wurden die meisten gestohlenen Pferde verkauft und in Höfen und Mühlen fast ohne Ausnahme untergestellt.

Zwei Stunden von Kirn, auf dem rechten Ufer der Nahe im Canton Meisenheim, liegt ein Dorf Lauschied, das zwei fürchterliche Menschen hervorgebracht hat: Johann Leiendecker, ein hinkender Schuster, nachmals erster Kamerad von Schinderhannes, und Johann Georg Reidenbach, Holzhacker im Soonwalde. Beide waren schon 2 Jahre früher als Schinderhannes im Handwerk zünftig geworden. In Leidenschied, zwischen Kirn und Kirchberg, trafen sie gemeiniglich mit denen von Lipshausen zusammen, und dort ist die durch Eifersucht veranlaßte, Abth. I. Bd. 1. S. 350 erzählte Mordgeschichte, worin die kaum 16jährige Elisabeth Werner die Hauptrolle spielte, vorgefallen.

Solcher Gesellschaft durch den Rothkopf Fink eingeführt, erlangte Schinderhannes sehr bald ausgezeichnete Geschicklichkeit im Pferdediebstahl, wobei Seibert, Mosebach und Fink seine gewöhnlichen Gefährten. Fink und Zigeunerhannes begleiteten ihn auch, als er Rache begehrend für das in Kirn empfangene A—geld, wie er es nannte, daselbst einen Hauptstreich auszuführen gedachte. Eine schwere Leiter trugen sie vom Eigenerhof aus, 1½ Stunde weit über das Gebirg, um bei Kaufmann Prestinari im dritten Stock dem Fenster einzusteigen. Mitten durch die Nachtwache kamen sie in die Stadt, ihre Thätigkeit wurde aber

gestört, und sie mußten sich mit der Wäsche, die zum Bleichen ausgelegt, begnügen. Im Juli 1798 wurde Schinderhannes auf Veranstaltung des neuen Friedensrichters zu Herstein in der Weidenermühle ergriffen. Unterwegs suchte er zu entwischen; zu Herstein erkletterte er das Dach seines Gefängnisses, von dannen er sich an einem Strohseil herabzulassen gedachte. Er wurde aber entdeckt und glücklich nach Oberstein vor den Friedensrichter gebracht. Hier legte er sich aufs Läugnen, bis seine Mutter unter gewaltigem Geschrei und Jammern um Verführung ihn zum Geständnisse brachte. Von dem an ist Schinderhannes jederzeit vor Gericht sehr offenherzig gewesen, wie er denn schon damals Pferdediebstähle in großer Anzahl bekannte. Er wurde nach Saarbrücken vor den Director der Geschwornen geschickt, kam am 16. Juli 1798 in dem dasigen Arresthause an, und entsprang noch an demselben Tage, wie durch Circulare den Behörden angekündigt wurde. Geradesweges ging er zu seinen alten Kameraden zurück. Denen hatte sich mittlerweile ein Raubmörder der gefährlichsten Art, Peter Petri, der schwarze Peter gesellet. Neben einem solchen Meister in der Kunst wurde Schinderhannes sichtlich kleiner; nur als des schwarzen Peter Adjutant wirkte er zu dem Abth. I. Bd. 1. S. 349 berichteten Mord.

Der ganze Bezirk Simmern und die anstoßenden Cantone Rhaunen und Herstein waren bereits der Tummelplatz der Bande geworden, auf dem rechten Ufer der Nahe hatte sie noch nicht sich ausgebreitet, wenngleich sie unweit der Mündung der Hahnenbach, in Schneppenbach und Hahnenbach sichere Stationen gefunden hatte. Zu Hahnenbach wohnte die alte schmutzige Anna Maria Frey, die vorlängst aller Diebe Unterhändlerin gewesen. In ihrem Hause feierte Schinderhannes das Beilager vel quasi mit seiner geliebten Elise Werner, die er gleich nach seinem Entkommen von Saarbrücken hier untergebracht und standesmäßig unterhalten hatte. Nach Schneppenbach war von Faid bei Cochem verzogen Elisabeth Schäfer mit ihrer damals vierzehnjährigen Tochter. Dieses Mädchen, nachher bekannter geworden unter dem Namen Buzliese-Amie, sah bald eine Menge derber Räuber als Anbeter

um sich versammelt. Buzliese-Amie war von angenehmer Bildung, fleischigt und keineswegs spröde denjenigen, die ihr zu gefallen wußten. Seibert von Lipshausen und Schinderhannes wetteiferten um ihre Gunst; darüber ward eifersüchtig Placken-Klos, der seine Elise an Schinderhannes abgetreten hatte.

Placken-Klos war ein wüster Mensch ohne Gleichen. Eine Pistole im Gürtel, stets zwei gefüllte Branntweinflaschen bei sich tragend, durchstreifte er die ganze Gegend, mit der Faust seinen Unterhalt zu suchen. In Berserkerwuth kam er eines Tages nach Schneppenbach, um von der Mutter die schöne Amie zu seiner beständigen Gefährtin zu fordern. Der Worte Eindruck zu verstärken, zog er sich nackend aus, als wolle er sich vorbereiten zu einem spartanischen Tanz. Amie, deren Herz der sanftere Schinderhannes gewonnen hatte, verbarg sich, dem ungestümmen Freier zu entgehen, in dem Keller. Mehre Stunden lang trieb er im Hause den ärgsten Unfug, Alle mit Gurgelabschneiden bedrohend. Als aber Amie auf der Weigerung, dem Zudringlichen zu folgen, unwandelbar bestand, packte er ihre Kleider zusammen und ging damit seines Wegs. Den andern Tag, 21. Januar 1798, kamen Schinderhannes und Seibert nach Schneppenbach. Denen klagte die Alte den Frevel und den Raub, und sie übernahmen die Rache, behufs deren Fink und noch einige sich ihnen gesellten. Auf dem Baldenauer Hof, Canton Rhaunen, wurde Placken-Klos ereilt, augenblicklich von Seibert und Schinderhannes angegriffen, über den Feuerheerd geworfen, schwer verwundet durch einen Messerstich, mit Knütteln vollends todtgeschlagen. Den Leichnam traten die Sieger mit Füßen, unter wildem Gelächter schleppten sie ihn auf und nieder durch die Küche.

In den Höfen Steinhart und Marienpforte bei Waldböckelheim hatten die Räuber ebenfalls eine Hauptniederlage. Dort hausete Schinderhannes mit der Familie des schwarzen Peters ganze Wochen lang. Das gestohlene Vieh wurde hier geschlachtet und das Fleisch geräuchert, als eine Aushülfe für die Noth. Beinahe noch wichtiger für die Bande, und dem berüchtigten Lipshausen gleich zu stellen, war das Dörfchen Sonnschied bei Herstein mit seiner nächsten Umgebung. Daß der schwarze Peter



abermals in Gefangenschaft gerathen, war dem Ansehen des Schinderhannes ungemein förderlich, während von Tag zu Tag das Gewerbe herrlicher aufblühte. Ununterbrochen, auch bei hellem Tage, wurde der Pferdediebstahl fortgesetzt: dem Unwesen Einhalt zu thun, vermochten weder die kraftlosen Municipalitäten, noch die Justizbehörden. Mehr leistete die im Sommer 1798 organisirte Gendarmerie: namentlich haben die Gendarmen Adam und Poincenet, beide aus der Brigade von Kirn, Anspruch auf die öffentliche Dankbarkeit sich erworben. Adams Namen wird unsterblich bleiben, so lange jener des Schinderhannes zu nennen. Auch le Cavalier, commissaire du gouvernement bei der Cantonsverwaltung zu Kirn, erwarb sich hohes Verdienst, er schloß sich fast allen Streifzügen an, und bewirthete die Gefährten aus seiner Tasche.

In der Nacht vom 24—25. Febr. 1799 ließ der Gendarmerie-Lieutenant von Simmern einen allgemeinen Streifzug gegen die Räuber vornehmen. Die Gendarmerie von Kirn, begleitet von dem Commissaire le Cavalier, war so glücklich, den Schinderhannes zu Schneppenbach aufzuheben, in dem nämlichen Hause, aus dem Placken-Klos jüngst die schöne Amie entführen wollte. Sie erfuhren in der Nacht des Streifzuges, daß Schinderhannes und sein Kamerad Johann Müller den Hanenberg passirt und den Weg nach Schneppenbach eingeschlagen hatten. Der Müller von der Römersmühle war es, der diese wichtige Nachricht dem deutsch sprechenden Adam ins Ohr geflüstert und das Haus bezeichnet hatte, wo die Räuber in Schneppenbach wahrscheinlich zu finden sein würden. Das Haus ward umringt, und ehe Schinderhannes aus seinem tiefen Schlafe erwachte, befand er sich in den Händen der Gendarmen. In Kirn dem Friedensrichter vorgeführt, bekannte er abermals eine Menge Verbrechen. Merkwürdig ist, daß damals ein angesehener Pächter aus dem Canton Hermeskeil nach Kirn kam, und bei dem Apotheker Oellig Gift begehrte, um den Räuber aus der Welt zu schaffen. Damals zitterte schon eine Menge angesessener Leute vor seinen Eingeständnissen.

Schinderhannes ward mit seinem Kameraden Johann Müller, der sich für seinen Knecht ausgab, nach Simmern gebracht,

unter starker Bedeckung, weil man fürchtete, daß ihn seine Kameraden im Soonwald befreien könnten. Zu Simmern ward er in das nämliche unterirdische Gefängniß gehaspelt, wo der schwarze Peter gesessen hatte. Seine geliebte Elise besuchte ihn zweimal in seiner Gefangenschaft.

Die Nachsuchungen wurden in verdoppelter Lebhaftigkeit fortgesetzt, bis ein tragischer Auftritt den Muth mancher öffentlichen Beamten kühlte. Am 16. Juni 1799 hatten der Municipal-Commissair und die Gendarmen in Kirn von einem Vertrauten Nachricht bekommen, daß der schwarze Peter und mehre seiner Kameraden in der Nacht des nämlichen Tages in der Birkenmühle, eine Stunde von Kirn, einkehren würden. Man traf sogleich Anstalten, um sie dort zu überfallen. Die Mühle ward Nachts mit bewaffneter Mannschaft umstellt. Adam, an der Thüre lauschend, vernahm ein lebhaftes Gespräch im Innern. Es schien außer Zweifel, daß die Räuber dort versammelt; die Thüre ward endlich geöffnet, und einer von der Mannschaft drückte eine Pistole ab. Sogleich stürzte ein Unbekannter im bloßen Hemde über das Mühlrad hinaus. Ein allgemeines Rufen: der schwarze Peter! der schwarze Peter! Derjenige, so ihm am nächsten stand, gab Feuer, gleich darauf ein Zweiter. Der Unbekannte fiel in einen Graben verwundet nieder. Es ward Licht gebracht, und in dem Verwundeten Peter Gerber, der Sohn aus der Mühle, erkannt. Eine Kugel hatte in das linke Schulterblatt ihn getroffen. Der anwesende Municipalcommissair und die Gendarmen thaten auf der Stelle alles, um den Unglücklichen zufrieden zu stellen. Er ward nach Kirn gebracht und bestens verpflegt. Niemand dachte an weitere Folgen, und die braven Gendarmen von Kirn bewiesen bei jeder Gelegenheit gleichen Eifer.

Peter Petri, der Sohn des schwarzen Peters, ein wohlgebildeter sechszehnjähriger Knabe, unter den Verbrechen seines Vaters aufgewachsen, und schon einmal aus dem Gefängnisse zu Sobernheim entsprungen, war nach der Gefangennehmung seines Vaters der stete Gefährte von Schinderhannes geworden. Auf geheimen Wegen, die unter Landleuten nur denjenigen Gendarmen offen stehen, die mit der Landessprache vertraut, hatte

Adam erfahren, daß dieser Mensch sich in Kirchbollenbach, Cantons Baumholder, aufhalte. In bürgerlichem Anzuge gingen Adam und Poincenet dahin, und fingen sie den Dieb auf freiem Felde. Er hatte zwar die Flucht ergriffen, ward aber von Adam, der ihm zu Fuße nachlief und über ihn stürzte, 11. Juli 1799 handfest gemacht.

Indessen hatte schon zwei Tage vor dieser Gefangennehmung der öffentliche Ankläger des Saardepartements die unglückliche Geschichte in der Birkenmühle dem Director der Geschwornen zu Birkenfeld angezeigt, indem die Anverwandten des verwundeten Sohnes diese Sache in Trier als eine absichtliche That vorstellten. Le Cavalier, Adam und sein Brigadier und Richard Rheinländer aus Kirn wurden einer peinlichen Procedur unterworfen. Die Anklagegeschwornen in Birkenfeld erkannten ohne weiteres die Anklage; dort, wo man so manchem überwiesenen Räuber, der Tod und Galeere verschuldet hatte, durchgeholfen, war mit einem Male der Terrorismus zur Tagesordnung gekommen. Die Angeklagten wurden dem Gesetze gemäß vor das peinliche Tribunal des Saardepartements gestellt, und erst dort, nachdem sie 3 Monate gesessen hatten, von den Urtheilsgeschwornen unschuldig erklärt.

Der widrige Eindruck, den ein solcher Vorfall machen mußte, wurde durch ein zweites größeres Unglück verstärkt. Schinderhannes entwich in der Nacht vom 19. zum 20. Aug. aus dem Gefängnisse zu Simmern. Dort saß über dem unterirdischen Loche ein Kerl aus Argenthal, Philipp Arnold, der nachmals selbst unter die Bande ging. Schinderhannes, der am Tage nicht unten saß, schnitt mit einem ihm heimlich zugesteckten Messer die Bretter entzwei, durch welche der Ueberbau seines unterirdischen Gewölbes von der Küche geschieden. Die Schnitte verklebte er mit gekäutem Brode, dem gefährlichsten Material der Gefangenen. In der zur Flucht bestimmten Nacht drehte er unten ein Strohseil, das er seinem Freunde Arnold zuwarf, und womit ihn dieser aus dem Gewölbe haspelte. Oben schlüpfte er in die Küche, er schlug das mit Eisen vergitterte Fenster ein, und sprang in den Stadtgraben. Philipp Arnold machte auf

der Stelle Lärm, als ob ihm Schinderhannes den Hals hätte abschneiden wollen. Der Thurmwächter kam; die Wächter erwachten, aber zu spät.

Schinderhannes, der bei dieser Flucht ein Bein verenkt hatte, langte erst in der zweiten Nacht bei seinem Freunde Engers zu Sonnschied an. Dieser gab ihm ein Pferd und führte ihn nach Bärenbach zu Nagel, der das Bein einrichtete und dem Räuber Pflaster gab. Als die Heilung vollbracht, trat Schinderhannes auf einmal in ganz veränderter Gestalt auf. Der Pferdediebstahl war ihm nach seinen eigenen Eingeständnissen beschwerlich geworden, weil bei einer allzugroßen Concurrenz der Verkauf immer schwieriger, und nicht mehr so viel eintrug, als anfangs. Straßenräuberei, an sich bei weitem gemächlicher, konnte bares Geld bringen. Die alten Kameraden wurden wieder aufgesucht, und neue geworben. Unter diesen zeichneten sich aus Martin Schmitt, Karl Benzel, Christoph Blümling und Peter Dallheimer.

Martin Schmitt, östreichischer Deserteur, angeblich zu Fünfkirchen in Ungern geboren, war zu Kirn von seinem Husarenregimente entsprungen, und trieb sich als Flüchtling in der dasigen Gegend herum. In Kirn, bei dem Metzger Bernhard Helfenstein einquartiert, hatte er diesem mehr denn hundert Thaler Werths aus seinem Hause entwendet. Die erste Bekanntschaft mit Schinderhannes machte er zu Hahnenbach in dem Hause der Wittwe Frey. Schinderhannes, dem der kräftige Unger gefiel, suchte ihn für immer an sich zu fesseln, und trat ihm darum seine Elise ab. Nur kurz war sein Lauf. Er ward wegen eines Pferdediebstahls in Canton Zell gefangen genommen und von dem peinlichen Tribunal in Coblenz zu sechsjähriger Haft verdammt.

Karl Benzel (in den Worten eines seiner Vertheidiger, dem er seine Geschichte kurz vor seinem Tode erzählte, zu sprechen), Karl Benzel ist zu Reichenbach, Cantons Baumholder, im Saardepartement, 1778 von armen Eltern geboren, die er frühzeitig verlor. Anfangs trat er bei mehren Landleuten der dortigen Gegend in Dienste. Allein diese Stille und Arbeitsamkeit vertrug sich nicht mit seinem unstäten und jovialischen

Charakter. Mit seiner Geige durchzog er als Bänkelspieler das Land, er spielte bei Hochzeiten und Kirchweihen, und hatte bald keinen festen Wohnort mehr. Schon damals, erzählt er, habe er sich kein Gewissen gemacht, Kleinigkeiten zu stehlen, oder im Spiel zu betrügen. Gewandter als die übrigen Bauernbursche, sei er nie auf der That ertappt worden. Den Erwerb seiner Prellereien habe er mit Mädchen vertändelt.

Den Schinderhannes, der zu jener Zeit anfing, gefürchtet zu werden, habe er oft, sowohl auf Kirchweihen, als auf den Straßen getroffen, und nicht selten auf einzelnen Höfen, wo er auf seinen Wanderungen die Nächte zubrachte, bei ihm geschlafen. Schon damals habe er immer eine Art Achtung für ihn gefühlt, und sich des Wunsches nicht erwehren können, in seiner Gesellschaft auf den Raub auszugehen, um durch einen reichen Fang sich in den Stand zu setzen, sein ganzes Leben lustig zuzubringen. Auch habe dieser ihn oft eingeladen, ihn zu begleiten, damit er ihm die Freundschaft mehrer wackeren Bursche verschaffen könne. Doch habe er der Versuchung standhaft widerstanden, und zwar sei es die Liebe gewesen, die ihn vier Jahre lang zurückgehalten habe, ein Räuber zu werden.

Er habe nämlich Bekanntschaft mit einem Mädchen aus seiner Gegend gehabt, das ihn stets vor der Gesellschaft jener saubern Gesellen gewarnt und oft mit thränenden Augen beschworen habe, ihrem Umgange ganz zu entsagen. Immer habe er ihr dies versprochen, und vor ihr habe er sich mehr als vor seinem Gott gefürchtet (dies seine eigenen Worte), weil er bei jedem kleinen Diebstahl, deren er viele verübt, sich stets vorerst gefragt habe, ob es dann wohl möglich wäre, daß Sie Wissenschaft davon erhalten könne. Dieser Hang zum Stehlen sei ihm übrigens um so unbegreiflicher gewesen, als er in seiner Jugend von äußerst rechtschaffenen Lehrern unterrichtet worden sei. Auch habe er täglich in der Bibel gebetet, die er bis zu seinem Ende bei sich führte. Oft sei ihm dann wohl beklommen geworden, oft habe er aber auch gedacht: David, ebenfalls ein großer Sünder, sei am Ende doch noch zu hohen Ehren gelangt.

Endlich habe er bei dem Vater um die Hand seines Mädchens geworben; dieser aber habe sie ihm, dem lüderlichen übelberufenen Burschen, geradezu abgeschlagen, und gleich darauf sie mit einem Schmied aus der Nachbarschaft versprochen. In der Verzweiflung habe er in der Nacht zwei Hämmel gestohlen. Dies sei sein erster Diebstahl mit Einbruch gewesen. Er sei deshalb sogleich ergriffen und nach Birkenfeld gebracht worden. Dort habe er sich aber herausgelogen, und mit dem Freilassungs-Befehle in der Tasche sei er aufs Katzenloch (im Canton Rhaunen im Saardepartement) zum Schinderhannes gezogen. Dieser habe ihn umarmt und zu ungefähr zwanzig unbekannten Gesellen geführt, welche um ein Feuer liegend, Kartoffeln rösteten. Bei dem Anblicke dieser fremden fürchterlichen Gesichter habe ihn ein Schauder überlaufen, nachdem er aber darunter einen Gespielen und Jugendfreund erblickt, sei alle seine Furcht verschwunden, und bald wäre er der ausgelassenste von Allen gewesen. Man habe ihm statt der Geige, die er im Walde versteckt, einen Knüttel gegeben. Die andern wären theils mit Flinten, theils mit Beilen bewaffnet gewesen. Einer hätte einen Knüttel wie er, und Einer einen Säbel gehabt.

Schon in der Nacht darauf, 10—11. Januar 1800, seien sie aufgebrochen, um die Mühle des Horbach zu besuchen. Sie hätten aber dort bloß gegessen und getrunken und wären gegen Mitternacht weitergezogen, um anderthalb Stunden von da bei einem Bauern von Otsweiler Namens Riegel, der wenige Tage vorher Geld empfangen hatte, einzubrechen. Bei dem Müller hätten sie, da er auf ihre Drohungen betheuerte, kein bares Geld zu haben, und Mehre diese Aussage bekräftigten, nichts entwendet, nur vor dem Abmarsch ihm die Fenster eingeschlagen.

Als sie zu Otsweiler angelangt, sei er mit ungefähr 10—12 Andern vor Riegels Hause stehen geblieben, um die Hülfe abzuwehren. Die übrigen seien ins Haus gekrochen. Wenige Minuten darauf sei Riegel im Hemde entflohen. Auf der Flucht habe ihn ein Flintenschuß todt hingestreckt. Er, Benzel, sei von allem dem

so betäubt gewesen, daß er weder sagen könne, wer geschossen habe, noch ob der Schuß aus dem Hause, oder vor dem Hause gefallen. Eine Minute nach demselben seien die Räuber aus dem Hause zurückgekommen. Einige hätten die Beute getragen. Sie alle seien in Eile dem Walde zugeflohen. Dort hätten sie die Beute getheilt. Seibert von Lipshausen, den er aber damals nicht gekannt, sei über der Theilung zu ihnen gekommen. Doch könne er nicht sagen, ob dieser mit zu Otsweiler gewesen und sich verspätet, oder ob er damals zuerst in der Gesellschaft erschienen, so groß sei seine Angst gewesen. Manche hätten nichts erhalten. Ihm habe man ein paar Beinkleider und einen Sechsbäzner angeboten, aber der Mord, deß er Zeuge gewesen, habe ihn so erschüttert, daß er nichts habe annehmen wollen. Man habe ihn ausgelacht und die Sachen einem Andern gegeben. Nach der Theilung habe sich die Bande getrennt, ohne daß er wisse wohin; auch habe er nicht bemerkt, daß man Ort und Zeit zu einer andern Versammlung bestimmt habe. Ihm habe Schinderhannes befohlen, zu bleiben. Außer ihm wären noch vier andere Räuber, worunter Seibert und Jülcher, zurück geblieben.

Am folgenden Morgen hätten sie sich auf den Weg zum Soonwalde gemacht. Unterwegs (an der runden Buche, unweit der Ruinen von Koppenstein) hätten sie zwei Bauern getroffen, welche Contributionsgelder zum Empfänger tragen sollten. Schinderhannes und die Andern hätten sie angefallen, niedergeworfen, geschlagen und beraubt. Er habe sechs Schritte davon gestanden und zugesehen. Auf einem Hofe, wo sie die Nacht zugebracht, hätten sie die Beute getheilt. Auf seinen Antheil wären 7 Louisd'or gefallen.

Sein Abscheu gegen diese Lebensart habe sich aber so vermehrt, daß er dem Schinderhannes erklären müssen, er werde ihn verlassen. Dieser habe ihm darauf nicht nur die 7 Louisd'or, sondern auch seine eigene wenige Barschaft abgenommen. Er sei demnächst über den Rhein gegangen und habe sich bei dem Mainzer Landsturm anwerben lassen. Nicht volle 6 Wochen habe er dabei gestanden, so sei er desertirt, und habe er, in

Hoffnung sein Geld wieder zu erhalten, da er von allem entblößt gewesen, den Schinderhannes wieder aufgesucht. Dieser habe ihn freundlich aufgenommen, sich aber wohl gehütet, ihm Geld zu geben, doch habe er ihn von Kopf zu Füßen neu gekleidet und die Stoffe dazu bei einem Handelsmann zu Meisenheim gegen bare Bezahlung ausgenommen. Wenige Tage nach seiner Zurückkunft wären sie unweit Sobernheim dem dasigen Juden Samuel Levi auf der Landstraße begegnet und hätten ihn beraubt. Als der Jude sie verfolgt, habe Schinderhannes ihn vom Pferde geschossen. Er betheuerte standhaft, nicht geschossen zu haben. Von nun an sei er bis zu seiner Verhaftung bei Schinderhannes geblieben. Sie hätten immer auf einzelnen Höfen gelegen, wo man ihnen stets das Beste aufgetischt habe. Viele andere Räuber seien ab- und zugegangen, deren Anzahl jedoch niemals höher als fünf bis zehn gewesen. Sie hätten meist Dirnen bei sich geführt. Außer den schon angeführten, behauptete er keinem gewaltsamen Straßenraube weiter beigewohnt zu haben. Bis zu seinem Ende bewies er die aufrichtigste Reue, ohne jedoch einen Umstand seiner Verbrechen zu gestehen, der nicht schon aus den Acten bekannt war. Ganze Tage lang las er in der Bibel und in seinem Gesangbuche, doch sprach er nie ohne Wohlgefallen von seinen Verbrechen. Selbst als er mit Schinderhannes herumzog, ging er eines Sonntags mit Gefahr, ergriffen zu werden, in ein Dorf, um das Abendmahl zu nehmen. Vor seinem Ende ließ er alle Verbrecher, welche damals im Militair-Arresthause gefangen saßen, vor sich kommen, und ermahnte sie zur Besserung. Auch bat er jeden von ihnen, im Falle er der Freiheit wiedergegeben würde, seine Freunde zu bitten, daß sie nie seinen Tod rächten. Seine Mitschuldigen zu nennen, weigerte er sich standhaft, weil seine Religion ihm verbiete arme Wittwen und Waisen zu machen. Gegen Schinderhannes war er äußerst aufgebracht, weil dieser bei seiner Verhaftnehmung, statt ihn zu befreien, die Flucht genommen hatte, ungeachtet er, dem derselbe Weg offen, ihn zuerst aus den Händen des Gendarmen gerissen.

Benzel hatte um die nämliche Zeit, als Schinderhannes zu Schneppenbach gefangen worden war, bereits unter der Bande

von Birkenfeld gedient, die sich hauptsächlich in den Cantonen Baumholder, Birkenfeld, Kusel und Rhaunen zusammengezogen hatte. Um ihn ganz zu fesseln, trat ihm Schinderhannes seine geliebte Buzliese-Amie ab, die nach dem Tode des Placken-Klos seine beständige Gefährtin war und nach Benzels Gefangennehmung in die Hände von Peter Zughetto überging.

Schon hatte das Unwesen eine solche Höhe erreicht, daß man in allen Landstädten des Hundsrückens vor nächtlichen Ueberfällen zitterte. Besonders waren die Juden täglichen Plünderungen ausgesetzt. Sie getrauten sich nicht mehr, einzeln zu reisen, und zogen immer, oft unter militairischer Bedeckung, in großen Scharen zu Markt, ohne darum ihres Lebens und ihrer Habe sicher zu sein. Ein Beispiel wird genügen, ihre damalige Lage zu versinnlichen. Schinderhannes, von seinen Getreuen umgeben, pflegte an Markttagen auf der Spitze der Felsen zu sitzen, unter denen der Weg vorbeiführt. Dann musterte er gewöhnlich mit einem Perspectiv die anziehenden Judenhaufen. Einst am Tage des Kreuznacher Marktes saß er in dieser Weise bei Waldböckelheim an der Nahe. Blümling und Dallheimer waren bei ihm. Ein Trupp von mehr denn dreißig Juden kam herangezogen, unter ihnen fünf Bauern. Nachdem sich Schinderhannes durch sein Perspectiv versichert hatte, daß kein verkleideter Gendarme unter ihnen, ließ er den Haufen bis in eine Gegend ankommen, die Schinderhannes einen Zwangsweg nennt. Von der einen Seite hohe Felsen, die kaum einen schmalen Fußsteig frei ließen, von der andern die gerade sehr reißende Nahe. Dallheimer trat den Juden mit einem donnernden Halt entgegen; oben auf dem Felsen stand Blümling mit gespanntem Hahn. Die feigherzigen Hebräer, bei diesem unverhofften Angriffe auf der Stelle allen Muth verlierend, wollten zurück, aber hier schnitt ihnen Schinderhannes selbst den Weg ab. Sie lieferten auf Befehl ihre Börsen ab, und während Schinderhannes ihnen die Taschen durchsuchte, mußte der alte Jude Jacob von Meisenheim, der mit unter dem Trupp und vor Entsetzen zur Bildsäule geworden war, die scharf geladene Büchse des gefürchteten Straßenräubers, die dieser ihm reichte, in Händen halten. Am Ende zwang Dall-

heimer die Juden, Schuhe und Stiefel auszuziehen, die dann auch genau durchsucht und auf einen Haufen geworfen wurden. Die Beraubten geriethen in Streit, als jeder seine Schuhe und Stiefel aus dem Haufen suchte, und mehre, die nur mit Schuhen bekleidet gewesen waren, behaupteten, Stiefel gehabt zu haben, welches den Räubern viel Vergnügen machte. Die Bauern gaben unterdessen verstohlne Winke, wo noch Geld zu finden war.

Man muß über diese actenmäßige Geschichte nicht erstaunen und allenfalls einen Schluß daraus auf den Muth des Räubers ziehen. Er kannte seine Leute. Weiter war es nichts. Eigentlichen Muth hat er niemals bewiesen, und seine sonst große Geistesgegenwart verließ ihn sehr häufig. Einen Straßenraub hat er niemals allein ausgeführt, selbst gegen einzelne unbewehrte Juden nicht. Wie zitterte der gefürchtete Räuber, als sein Hercules ihn packte!

Am 12. April 1800 machten Adam und sein Brigadier die Runde im Canton Kirn. Sie kamen an den Eigenerhof, wo die Räuber immer einzukehren pflegten, indem er am Ende des Soonwaldes zu einer Retraite äußerst bequem liegt. Adam erhielt von seinem Brigadier Befehl, hinein zu gehen, während dieser mit seinem Pferde eine Strecke davon im Walde halten blieb. Ohne gerade in diesem Augenblicke hier etwas zu erwarten und ohne sich weiter in Fassung zu setzen, betrat Adam das Haus, und öffnete die Stubenthüre. Da lag Schinderhannes in einer weißen Schlafkappe hinter dem Tische auf einer Bank; Benzel saß am Tische und las in der Bibel. Zwei Maitressen drehten das Spinnrad. Adam schloß ganz gelassen die Thüre hinter sich zu, trat vor den Räuber, forderte ihn auf, mitzugehen, und packte ihn an der Gurgel. Schinderhannes schrie um Hülfe, und nun erst sprang Benzel, der ganz ruhig bei seiner Bibel sitzen geblieben war, in die Höhe, um seinen Hauptmann zu retten. Adam packte auch ihn, und indem er sich mit beiden herumbalgte, schrie er aus allen Kräften nach seinem Brigadier. Aber dieser hörte nicht oder wollte nicht hören. Wohl eine Viertelstunde dauerte der ungleiche Kampf. Schinderhannes mit Benzels

Hülfe machte sich endlich aus Adams Händen los, streifte seinen Wams ab, trat ein Fenster ein, und sprang hinaus. Nun öffnete Adam die Stubenthüre, die er mit dem Rücken besetzt gehalten hatte, um dem Räuber die Flucht abzuschneiden, und schleifte den Benzel an den Haaren auf die Haustreppe. Schinderhannes war schon dreißig Schritte entfernt. Benzel, der ihn noch laufen sah, that einen lauten Pfiff, und schrie nach Hülfe: „Kamerad! es ist nur Ein Spitzbub von Gendarm hier!“ Eine Ohrfeige von Adams kräftiger Hand, daß Benzel einer Ohnmacht nahe kam, machte dem Spiel ein Ende. Schinderhannes war glücklich entronnen, und nun erst erschien der Brigadier in seinen Mantel gewickelt, mit Pistolen in der Hand. In der Scheuer fanden sie eine schwer geladene Doppelflinte und eine einfache, ein Paar Pistolen, die Jagdtasche und den Hut von Schinderhannes. Benzel ward nach Kirn gebracht und von dem Juden Levi von Sobernheim, der wenige Tage vorhin geschossen worden war, und noch lebte, anerkannt.

Adam, der häufig diesen Vorfall erzählte, behauptete steif und fest, daß es ihm nicht sonderlich schwer gewesen wäre, den Schinderhannes niederzuhauen; daß ihm aber immer die unglückliche Geschichte von der Birkenmühle und seine Verhaftung vorgeschwebt habe, und daß er sich stets den Rücken durch die Thüre zu decken habe suchen müssen, um die allenfallsigen Anfälle der Weibsleute von hinten zu verhüten.

Wenn man das Ganze kalt übersieht, so bleibt am Ende nichts als ein armseliger Poltron von Straßenräuber übrig. In der Stube selbst hing des Pächters geladenes Gewehr. Warum ergriff es Schinderhannes nicht? Oder warum nahm er nicht in der Scheuer seine eigene Flinte, und befreite den Kameraden, dem er selbst seine Freiheit verdankte? Ohne Hut und lechzend vor Mattigkeit kam er am nämlichen Abend nach Sulzbach, wo er seine Angst in den Armen der Liebe verschlief.

Einen andern Zug von Feigheit weiß man aus dem Munde des Jägers Gürtler zu Wartelstein und aus dem eigenen des Räubers. Eines Tages kam Schinderhannes ganz allein nach Wartelstein, und ritzte sich dort, indem er ein Loch in einen Hasen-

knochen bohren wollte, mit einem spitzigen Messer in den Finger. Es floß Blut, und der Räuber stürzte bei diesem Anblicke ohnmächtig nieder. Gürtler gab sich alle Mühe, ihn wieder zu sich selbst zu bringen; allein es dauerte wohl eine halbe Stunde, bis der Räuber wieder auf seinen Füßen stehen konnte.

Bald nach dem Raubmorde zu Otsweiler ging Schinderhannes auf das rechte Rheinufer. Peter Stibiz von Sien-Hachenbach, Juden-Peter genannt, weil er ein Judenmädchen von Seibersbach bei sich führte, gab die erste Idee dazu. Dieser Stibiz hatte den unglücklichen Riegel erschossen. Christoph Schillinger von Bontenbach, Cantons Rhaunen, gemeinlich Schinderstoffel genannt, unterzog sich dem Geschäft, beide glücklich hinüber zu geleiten. Sie brachen Morgens früh von Bontenbach auf, blieben die Nacht bei dem Abdecker zu Schweppenhausen. Andern Tags fuhren sie bei Geisenheim über den Rhein. Wie die Abdeckerfamilien in den meisten Staaten ganz enge zusammenhängen, so fand auch Schinderhannes auf dem rechten Rheinufer, wo er schon vorher, jedoch nur momentan, gewesen, alte Bekannte und Verwandte wieder. Er suchte sich dort eine Geliebte, die ihn aber kaum gefesselt hatte, als er sie schon wieder entließ, und sein Herz auf immer einem Mädchen von Weiherbach, im Canton Grumbach, zwei kleine Stunden von Kirn, schenkte. Julchen Blasius paßte trefflich zu dem jovialen Räuber. Er hatte sie auf Märkten und Kirchweihen kennen gelernt, wo sie als Bänkelspielerin (sie versteht die Geige gut genug) Aufsehen machte. Er verliebte sich in sie, und hat sich sehr bald auf der andern Rheinseite förmlich oder unförmlich mit ihr trauen lassen. Als sie kurze Zeit nachher schwanger ward, mußte er sie wieder auf das rechte Rheinufer führen, wo sie in der Gegend von Bruchsal ihr erstes Wochenbett hielt, und dem Räuber eine Tochter gebar, die aber nicht lange am Leben blieb. Schinderhannes dichtete ein Liedchen auf diese seine Frau, das auf dem Hundsrücken bekannt genug ist und auf allen Märkten und Kirchweihen gespielt wird. Ich nehme wegen seines etwas cynischen Inhaltes Anstand, es einzurücken.

Um diese Zeit nahm die Räuberei auf einmal einen andern Schwung. Johann Leiendecker von Lauschied gab die Idee

dazu. Er, der wegen seines körperlichen Gebrechens (er hinkte) nicht wohl immer auf den Straßen liegen konnte und leicht gekannt war, fand es viel bequemer, zur Nachtzeit mit offener Gewalt den Häusern der Juden einzubrechen. Der erste Hauptversuch ward zu Hottenbach, Canton Herstein, bei Wolff Wiener im Sommer des Jahres 1800 gewagt, und gelang so gut, daß bald mehre ihm folgten. Es waren neun Räuber, Schinderhannes an der Spitze, die ohne weiteres an der Thüre jenes Juden pochten, und mit den Worten: Hannes ist da, und will dich abfangen, eingelassen zu werden begehrten. Sie brauchten sogleich Gewalt, und Wolff Wiener war genöthigt, die Thüre zu öffnen. Sie mißhandelten die Bewohner des Hauses auf eine unmenschliche Weise. Des Juden kleines Kind empfing drei Wunden an dem Kopf. Alles, was an Waaren und Geld fortzubringen, ward mitgenommen. Das ganze Dorf gerieth in Aufruhr, denn die Räuber hatten mehrmal ihre Flinten abgefeuert, und lärmten wie Besessene. Keiner von den Einwohnern wollte helfen. Der Agent weigerte sich sogar auf die Aufforderung des Juden, als die Räuber noch im Dorfe waren, die Sturmglocke zu läuten. Ein Einwohner von Weiden bei Hottenbach, Jacob Stein, hatte diesen ganzen Raub eingeleitet. In seinem Hause war die Zusammenkunft, und er stand während der Ausführung in dem nahegelegenen Gebüsche mit Julchen Schildwache.

Wie weit es um diese Zeit mit dem Unwesen gekommen war, beweiset das Betragen der Bande unmittelbar nach besagtem Raub. Im Canton Kirn, am äußersten Ende des Rhein- und Mosel-Departements, liegt das Schloß Schmittburg in einer wilden, einsamen und höchst romantischen Gegend, in der Mitte der Gemeinden Hahnenbach, Bruschied, Schneppenbach und Bontenbach, wo kein Verräther wohnte. Auf diesem Schlosse hatte noch vor wenigen Jahren ein Trierischer Amtmann zu Gericht gesessen. Jetzt ist es von armen Taglöhnern und von Eulen bewohnt. Dort hatten die Räuber lange Zeit ihre Herberge aufgeschlagen, hauptsächlich in der alten Schloßcapelle. Die Einwohner gaben ihnen Nachricht, wenn etwas zu fürchten war.

Einmal sogar, als von ungefähr die Brigade von Kirn vorbeiritt, marschirten die Räuber in Schlachtordnung ins Thal, um ihr die Spitze zu bieten. Es kam aber nicht zum Gefechte, weil die Gendarmen die Bravade nicht wahrnahmen, von der Anwesenheit dieser Gäste nichts wußten.

In den Thälern um das Schloß ward der Raub von Hottenbach getheilt. Schinderhannes selbst mit seinem Weib und vier Vertrauten ging noch in der nämlichen Nacht auf den Kalenfelserhof, eine Viertelstunde von Kirn, zur Ruhe. Dort hatte Anne Marie Frey von Hahnenbach bereits Quartier für ihn bei dem Pächter Ludwig Rech bestellt. Dieser hatte schon vorher eine Reise zu Schinderhannes nach Schmittburg gemacht, um Geld von ihm zu borgen, jetzt nahm er den Räuber und seine Gesellen freundlich auf und räumte ihnen zwei Stuben in dem obern Stocke seines Hauses ein.

Wie trefflich kannte Schinderhannes sein Publicum! In das Haus führt eine einzige Thüre, die von der Seite des Berges leicht besetzt werden kann, ohne daß man im Hause selbst etwas davon gewahr wird. In diesem Falle konnten zwei Gendarmen die ganze Gesellschaft fangen, denn durch die Fenster ist keine Rettung möglich, weil jeder, der hier einen Sprung wagen wollte, in dem Abhange der Felsen den Hals brechen würde. Verschwiegenheit konnte allein hier schützen. Eilf ganze Tage saß Schinderhannes mit seinen Vertrauten hier, wo täglich die Gendarmen von Kirn, mit denen wahrlich nicht zu spaßen war, vorbeiritten. Er sah ihnen aus dem Fenster nach. Der gute Ruf seines Wirths schützte vor aller Haussuchung.

Noch mehr! Drei Schneider waren in voller Arbeit, um den Räuberanführer und seine Frau, diese vollständig in Seide, neu zu kleiden. Einer der Schneider saß bei der Bande auf dem Kalenfelserhof, der andere auf der Birkenmühle und der dritte in Hahnenbach. Jener, als er mit seiner Arbeit fertig war, wollte den neuen Anzug nach Kalenfels bringen, begegnete aber unterwegs zwischen Hahnenbach und Kalenfels dem Räuber und seiner Frau. Auf der Stelle zog jener mitten in dem gebahnten Wege sich nackend aus und ging eine halbe



Viertelstunde auf und nieder, indem er sich auf den Hintern schlug, und mit heller Stimme rief: jetzt, ihr Gendarmen, kommt und holt den Schinderhannes! Darauf zog er seine neuen Kleider an, und ging nach Kalenfels zurück. Der Metzger Franz Andres von Kirn, dieser Scene Augenzeuge, hat davon öfters erzählt.

Noch mehr! Ganz Kalenfels, Hahnenbach, Sonnschied und Griebelschied kannten in diesen Tagen den Aufenthalt des Räubers. Die jungen Bursche aus diesen Dörfern gingen auf den Kalenfelserhof, spielten Karten mit dem Räuber, und tranken mit ihm. Andere kauften ihm und seinen Gesellen Munition in Kirn, keiner wollte ihn verrathen!

Noch mehr, und ein Beispiel ohne Beispiel! Schinderhannes stellte in denselben Tagen zu Griebelschied einen offenen Ball an, bei dem die schönen Mädchen aus der Nachbarschaft mit den Räubern traulich tanzten, und bis in die Nacht zechten. Nach geendigtem Tanze ging die Bande auf den Hof zurück, und des Agenten zu Kalenfels Frau kaufte ihr ein großes Stück feines, zu Hottenbach geraubtes Tuch ab.

Nun folgten die Räubereien schnell aufeinander. Zu Laufersweiler, Offenbach, Merxheim, Ulmet, Sötern, Lettweiler und anderer Orten ward mit gleichem Glücke geplündert. Juden schickten ordentliche Gesandtschaften an Schinderhannes ab, um sich mit ihm abzufinden. Die Bande breitete sich bis tief in die Departemente der Saar und des Donnersberges aus.

Fast eben so auffallend, wie der Aufenthalt auf dem Kalenfelserhof, war des Schinderhannes Treiben zu Meddersheim, im Canton Meisenheim. Dort zeigte er sich eine ganze Woche lang bei hellem Tage, und die in jener Gegend wohnenden Juden wurden zu ihm beschieden. Unter andern erging auch an den reichen Handelsmann Isaak Herz zu Sobernheim der Befehl, daß er zur bestimmten Stunde zu Meddersheim in dem Hause des Jacob Heramer erscheine, und sich dort vor Schinderhannes verantworte. An dem bestimmten Tage zur Mittagszeit fand Isaak Herz sich ein. Unten an der Thüre des Hauses stand eine bewaffnete Schildwache, die den Juden empfing und die

Treppe hinauf führte. Oben stand eine zweite Schildwache, die den Juden in das Audienz-Zimmer des Räubers geleitete; da saß er, prächtig gekleidet, unter Gewehren und mit einem Perspectiv in der Hand, neben seiner Frau. „Warum, fuhr der Räuber den zitternden Hebräer an, warum gehst du immer in Begleitung von Gendarmen? das kann dir wenig helfen, denn es wird nur von mir abhängen, dich aus ihrer Mitte herauszuschießen." Isaak Herz machte Entschuldigungen, zahlte sechs Kronenthaler für die Audienz, und ward in derselben Weise, in welcher er gekommen war, zurückgeführt.

Selbst das muntere Julchen machte Streifzüge mit. Am 14. Oct. 1800 kam Herr Bückler mit seiner Frau, diese in Mannskleidern, Nachts in das Haus des Handelsmanns Sender Isaak von Weyerbach, Cantons Grumbach, beide mit Flinten und Pistolen bewaffnet. Sie fragten den Juden, warum er ihnen die verlangten zwei Louisd'or nicht auf den Eigenerhof geschickt habe, und meinten dabei: man müsse allen Juden die Hälse abschneiden. Sender Isaak mußte 25 Louisd'or bezahlen, und während seine Frau dieses Geld in der obern Stube zusammensuchte, hielten Herr und Frau Bückler ihre gespannten Pistolen auf ihn, unter der Drohung: ihn auf der Stelle zu erschießen, wenn oben der geringste Lärm gemacht würde. Sender Isaak hat versichert, daß Julchen diese Beinkleiderrolle sehr gut gespielt habe.

Der Generalcommissair Jollivet, in der Verzweiflung, daß jeder seiner Entwürfe scheiterte, versuchte, die Räuber durch Furcht zu besiegen. Er erließ am 7. Dec. 1800 einen Beschluß, wodurch er alle Mitschuldige von Schinderhannes vor ein Kriegsgericht zu stellen befahl, um dort nach dem Gesetze vom 29. Nivose J. VI. gerichtet, d. i. für jeden Diebstahl mit Einbruch verbunden mit dem Tode bestraft zu werden. Dieser unglückliche Beschluß war von den nachtheiligsten Folgen begleitet. Eine Menge gefährlicher Räuber, theils Mitschuldige von Schinderhannes, theils Glieder der Bande von Birkenfeld, wurden vor die zu Coblenz niedergesetzten beiden Kriegsgerichte der 26. Militair-Division gebracht. Deren waren hauptsächlich acht von der Bande des Schinderhannes.

Die Untersuchung ward von einem Monate zum andern verschoben, und endlich mit einigen Räubern angefangen, die einen Müller mit Lumpen und Zunder umwickelt und so gebraten hatten. Zwei wurden zur zwanzigjährigen, einer, und gerade der Hauptaufführer zu sechsjähriger Kettenstrafe verurtheilt, einige gar freigesprochen. *) So ward also der Zweck, den sich der Generalcommissair vorgesetzt hatte, ganz und gar verfehlt. Das Kriegsgericht hatte sich gegen Räuber, welche die heiligsten Rechte der Menschheit mit Füßen traten, Menschlichkeit zum Grundsatz gemacht. Ein Paar andere, die mit gewaffneter Hand zu Nachtszeit in Mühlen und Höfe eingedrungen waren, wurden ebenfalls auf die Galeeren geschickt, und gingen unterwegs durch und in den Hochwald zurück.

Was die Mitschuldigen von Schinderhannes betraf, so wurde Kosminacz zu zehnjähriger Kettenstrafe und Benzel zum Tode verdammt. Dies letzte Urtheil ward indessen von dem zu Cöln niedergesetzten Militairrevisionsgerichte cassirt und Benzel vor das zweite zu Coblenz angeordnete Kriegsgericht verwiesen. In Rücksicht der übrigen wurde die Untersuchung nicht einmal angefangen. Die gefährlichsten Räuber gingen in dem ohnedas nicht festen Militairgefängnisse zu Coblenz frei herum, und wurden nur Nachts in Cachots gesperrt. Sie unterhielten eine lebhafte Correspondenz mit ihren noch nicht verhafteten Kameraden, und ließen sich von diesen Geld schicken, worüber der Gefängnißwärter die Quittungen ausstellte. Es fehlte an aller Aufsicht. Die kräftigsten Vorstellungen bei dem Stadtcommandanten blieben fruchtlos.

Jollivet empfand nun selbst, daß andere Maßregeln getroffen werden mußten. Durch einen Beschluß der Consuln vom 11. Aug. 1800 war in Cöln ein Specialgericht niedergesetzt worden.

*) Es ist faktisch, daß die Richter aus Unkunde der deutschen Sprache und verführt durch die Unwissenheit des Dollmetschers, die Räuber und die Thatsachen verwechselten: gerade der, den sie zu zwanzigjähriger Kettenstrafe verurtheilt zu haben glaubten und gegen den einige den Tod erkannt hatten, war, wie sie zu ihrem Staunen bei Ablesung des Urtheils gewahrten, mit 6 Jahren entwischt.

Der Generalregierungscommissair befahl am 16. Nov. 1801, alle Mitschuldige von Schinderhannes, die in den Militairgefängnissen zu Coblenz verwahrt, vor sothanes Gericht, das über 30 Stunden von dem Schauplatze der Räubereien entfernt war, zu führen. Doch ehe dieser Beschluß in Vollziehung gesetzt werden konnte, geschah, was man lange erwartet nnd gefürchtet hatte. Seibert, Benzel, Riep, Zughetto, Leyendecker und Christian Greis entwichen am 24. Nov. 1801 aus den Militairgefängnissen zu Coblenz. Christian Greis von Gellenberg, im Canton Birkenfeld, hatte in der dortigen Gegend unter dem Namen von Schinderhannes mehre Räubereien verübt.

Das Militairgefängniß zu Coblenz liegt am Ende der Stadt. Die Cachots sind der Stadtmauer angebaut, welche sich an dem Wall senkrecht erhebt. Die Räuber hatten sich ein Messer verschafft, dieses mit einem Feuerstahl zur Säge gemacht, die Dielen, womit die beiden aneinander liegenden Cachots abgesondert waren, durchschnitten, und auf diese Weise Nachts Communication bekommen. Die durchgeschnittenen Dielen verklebten sie mit gekäutem Brod. In dem einen Cachot hoben sie den Boden auf, arbeiteten sich unter dem Fundament der Stadtmauer und auf der andern Seite durch den Wall sieben Fuß senkrecht in die Höhe, und gewannen so den freien Ausgang nach dem Stadtgraben, der auf dieser Seite gesprengt war. Sie warteten eine stürmische regnerische Nacht ab, um unbemerkt zwischen den beiden Schildwachen, die Nachts auf dem Wall standen, durchzukommen. Abends nach sieben Uhr ergriffen sie die Flucht. Peter Petri, der Sohn des schwarzen Peters, war der letzte. Die Schildwache gewahrte ihn, und er ward wieder zurückgebracht. Die übrigen sechs entkamen. Benzel und Seibert verfehlten den Weg, und stürzten über die gesprengte Stadtmauer, wohl über 20 Schuhe, in den Abgrund. Benzel brach den Arm.

Ihre Flucht ward sogleich entdeckt, und noch in der nämlichen Nacht gingen in alle Gegenden des Coblenzer Waldes bewaffnete Streifcorps aus. Johann Leyendecker kam erst zwei Tage nachher ohne Hut in dem Dorfe Oer, 5 Stunden von



Coblenz, an. Indem er den Bauern verdächtig, bekannte er sogleich, daß er Einer von den Entflohenen sei, und gab vor, er habe einige Schnupftücher schmuggeln wollen und sei deswegen von den Franzosen gefangen genommen worden. Traun, ein trefflich ausgesonnener Laufpaß, um vor Verrätherei sicher zu sein! Er kam glücklich zu Lauschied an bei seinem Schwager Blattau (ehemals Agent), der ihn mit seinen eigenen Pferden über den Rhein führte. Leyendecker fand dort seinen Freund Schinderhannes wieder.

Karl Benzel erreichte einige Tage nach der Flucht den Marienpforterhof, ward aber von einem Mulatten verrathen und von der Brigade zu Sobernheim gefangen genommen. Das Kriegsgericht verurtheilte ihn zum zweitenmal zum Tode, und er starb am 25. Febr. 1802 zu Coblenz unter dem Beile der Guillotine.

Franz Riep konnte seinen Hauptmann nicht mehr erreichen. Er hatte ihn auf der andern Rheinseite vergeblich aufgesucht. Voll Unmuths kam er zurück und wirthschaftete noch einige Wochen auf eigene Faust. Am 30. Dec. 1801 verrieth ihn der Jäger Gürtler an den Maire zu Kirn. Die dasige Brigade umstellte das Schloß Wartelstein, wo er verborgen war und sich mit seiner Flinte in ein Kamin gerettet hatte. Der Gendarme Cottu, der ihn schon einmal auf dem Eigenerhofe gefangen hatte, und jetzt mit Adam zuerst in das Haus eingedrungen war, schoß ihn aus dem Kamin herunter. Einige Tage darauf starb der Räuber an seinen Wunden. Greis ging in seine Heimath zurück, wo er sich zu den ihm gebliebenen Kameraden schlug und von neuem zu rauben anfing. Seibert und Zughetto wurden seit ihrer Flucht unzertrennliche Gefährten und Stifter einer eigenen Bande in dem Bezirk von Simmern.

Das Frühjahr 1802 war besonders auffallend durch die Menge der Verbrechen. Seibert und Zughetto verbreiteten Angst und Entsetzen auf dem ganzen Hundsrücken. Sie hatten alle alten Reste ihrer ehemaligen Kameradschaft in den Cantonen Simmern, Bacharach und Stromberg neuerdings zusammengerafft und zogen vom Rhein bis über Birkenfeld hinaus. Auch sie

affectirten, Feinde der Juden und Freunde des Landmannes zu sein. Daß sie aber diesem Grundsatze nicht treu blieben, haben sie bald bewiesen, indem die an Juden ausgeschriebenen Contributionen nicht mehr hinreichten, sie und ihre Mädchen zu ernähren.

Seibert und Zughetto waren unzertrennliche Gefährten. Beide mit Doppelgewehren bewaffnet, gingen immer allein, und nur dann, wenn ein mächtiger Gewaltstreich auszuführen war, riefen sie ihre Gehülfen zusammen, die in Dörfern wohnten, und nicht mit herumzogen, aber gerade darum die gefährlichsten waren. Der Vorfall auf der Mayenmühle bei Windesheim, im Canton Stromberg, ist ein Beweis, wie Herr Seibert und seine Gesellen wirthschafteten.

In der Nacht vom 23. zum 24. März 1802 um halb eilf Uhr pochten drei Räuber an dem Fenster der Mühle, gaben vor, sie wären Polizeigarden, die nach den Fremden suchen müßten, und verlangten eingelassen zu werden, widrigenfalls sie Thüren und Fenster einschlagen würden. Der Müller Simon Hoch öffnete auf diese Erklärung, und nun traten die Kerls mit Flinten und Terzerolen bewaffnet in die Stube. Ihr Gewehr legten sie auf den Tisch und forderten Branntwein. Der Müller merkte bald, was ihm beschieden, und setzte sich durch eine Hinterthüre auf flüchtigen Fuß, ward aber von vier andern ebenfalls bewaffneten Räubern vor der Thüre ergriffen, niedergeworfen und mit Füßen getreten. Darauf schleiften sie ihn an den Haaren zurück, und forderten sein Geld. Der arme kranke Mann, der dazu an einem Beinbruch laborirte, erbot sich zu Allem, und bat nur seine unmenschlichen Gäste um Gnade für sein Leben. Sie schleiften ihn aber nichts desto weniger an den Haaren die Treppe hinauf in die obere Stube, und raubten dort alles, was vorräthig war. Damit nicht zufrieden, verlangten sie noch ein Sümmer voll Geld, und schleiften ihn wieder an den Haaren die Treppe hinunter. Hier zogen sie ihn aus, und brannten ihn mit drei Wachslichtern, die sie bei sich hatten, zehn Minuten lang unter dem linken Arm, daß er vor Schmerzen in Ohnmacht fiel. In dieser Lage sprang ihm einer mit gleichen Füßen auf die Brust,

und ein zweiter schüttete ihm ein Glas Branntwein ins Gesicht, um ihn wieder zu sich selbst zu bringen. Darauf rissen sie ihn unter den scheußlichsten Mißhandlungen in die Küche und brachen den Heerd ab, unter dem Vorgeben, daß dort des Müllers Geld begraben liege. In ihrer Hoffnung getäuscht, schleppten sie ihn neuerdings in die Stube, brannten ihn zum zweitenmal mit einem Licht unter dem linken Arm, legten ihm einen Strick um den Hals und zogen ihn an einem Nagel in die Höhe, mit solcher Heftigkeit, daß der Nagel ausriß. Darauf schleppten sie ihn neuerdings an den Haaren die Treppe hinauf, bis an die Speicherthüre, wühlten dort die Früchte durch, und als sie auch hier kein Geld fanden, ging es auf die nämliche Weise wieder herunter, wo der Müller zum drittenmal, ungefähr fünf Minuten lang, auf dem nämlichen Fleck unter dem linken Arm gebrannt ward. Als dieses vorüber war, hob einer von den Räubern an: „Nun sehen wir, Hund, daß dir dein Geld lieber ist, als dein Leben," nahm eine Doppelflinte vom Tische, schüttete Pulver auf die Pfanne und fuhr fort: „Nun, Hund, seiest du lutherisch oder katholisch, es ist dir erlaubt, noch ein Vater unser zu beten, und bei dem letzten Worte drücke ich ab, wenn du nicht tausend Gulden hergibst." Drei Räuber warfen ihn nieder auf die Knie, und der Unglückliche betete ein Vater unser, bereitete sich zum Tode. Darüber trat ein anderer von der Bande vor und nahm seinem Kameraden die Flinte mit den Worten: „Was können wir mit dem todten Hunde machen, er muß noch mehr gepeinigt werden."

Sie legten ihm einen Strick um den Leib und schleiften ihn vor das Haus auf die Landstraße, unter der Bedrohung, ihn an einen Baum zu henken. Während dies vorging, kam einer dazu, der bis jetzt noch nicht dagewesen war, und nachdem dieser mit seinen Kameraden in ihrem Kauderwelsch gesprochen hatte, ward der Vorschlag gemacht, dem Müller das Leben zu schenken, wenn er versprechen wolle, nächsten Freitag Abends zweihundert Gulden durch seine beiden Tochtermänner in den Thiergarten zu schicken. Sie sollten sich nicht fürchten und nur das Geld an den dort wohnenden Mann abgeben. Geschähe

dies nicht, so würden sie ihm seine beiden Mühlen ohne weiteres in Brand stecken und ihn selbst, wo sie ihn fänden, todt schießen. Der Müller versprach, was er mußte, und die Räuber gingen.

Die zweite ausgezeichnete That ereignete sich in der Nacht vom 10. auf den 11. April, neunzehn Tage nach dem Ueberfalle von Hochs Mühle. Gegen zwei Uhr klopften einige Unbekannte an dem Fenster des Hauses von Jacob Dix zu Steinbach, im Canton Simmern, und verlangten eingelassen zu werden. Dix, durch die Zudringlichkeit dieser Kerle beunruhigt, flüchtete sich oben ins Haus, um dort abzuwarten, was es geben würde. Die Räuber wiederholten ihr Anklopfen mehrmals, und versuchten endlich einzusteigen, worüber Dix um Hülfe schrie und die Räuber ihm die Fenster einschlugen. Zu gleicher Zeit fiel ein Schuß. Mehre Gemeindsleute, von diesem Lärm aufgeschreckt, versammelten sich in dem Hause, und die Räuber gingen ein wenig bei Seite. Als darauf einer der im Hause versammelten Nachbarn die Bemerkung machte, daß diese Kerle heute im Dorfe gesoffen hätten, rief einer der Räuber zum Fenster herein: „Was sagt ihr, daß wir besoffen seien? wir erschießen euch alle!“ In dem nämlichen Augenblicke ward eine Flinte zum Fenster herein in das Zimmer gerichtet, aus welchem die meisten entliefen. Dix faßte aber Muth, griff zu seiner Flinte und zielte auf den trotzigen Räuber, worauf dieser seine Flinte zurückzog. Bald fiel doch ein Schuß in die Stube, und man hörte die Worte: „Nun hast du die Kränk! Jetzt wollen wir das Dorf anzünden!“ Auf den zweiten Schuß versammelten sich die Nachbarn von neuem, und die Räuber zogen ab. Eine Kugel fand man dem Fenster gegenüber in der Wand stecken, und nur ungefähr drei Gulden, die einer von den Räubern wahrscheinlich gleich Anfangs aus den am Fenster liegenden Beinkleidern mausete, wurden vermißt.

Die Untersuchung in Betreff des Ereignisses auf Hochs Mühle brachte kein Resultat. Was aber den Ueberfall von Steinbach betrifft, war die Justiz glücklicher. Philipp Rettweiler, Schäfer von Steinbach, ein bekannter Dieb und Kamerad von



Seibert und Zughetto, Vater von zwei eben so berüchtigten Söhnen, ward deswegen verhaftet und vor die Anklagejury gestellt. Damals war er aber nicht völlig zu überweisen. Seibert und Zughetto lebten noch, der ganzen Gegend ein Schrecken. Die Zeugen verstummten daher theils ganz, theils sagten sie nicht alles, was sie wußten. Als aber einige Zeit darauf jene beiden Räuber erlegt wurden, fing Reichensperger von neuem an zu sammeln, und nun ward Rettweiler völlig überführt, nicht nur bei dem Anfalle zugegen, sondern auch der Anstifter davon gewesen zu sein. Er ward auf die Erklärung der Urtheilsgeschwornen im Oct. 1802 von dem peinlichen Tribunal in Coblenz zum Tode verdammt; das Cassationsgericht zu Paris bestätigte dies Urtheil, und Rettweiler ward den 17. Nov. 1802 zu Coblenz hingerichtet. Notorisch ist es, daß Seibert und Zughetto diese beiden Ueberfälle in Person commandirt haben. Schinderhannes, darüber zur Rede gestellt, behauptete standhaft, nichts davon zu wissen, und versicherte, daß er weder Seibert noch Zughetto nach ihrer Flucht von Coblenz gesehen habe.

Der 16. Juni 1802 war für das Arrondissement Simmern merkwürdig als des Seibert Todestag. Dem Unterpräfecten, Vanrecum, gebürt hauptsächlich der Ruhm dieses Tages. Ein Einwohner von Lipshausen, Jacob Friedrich, selbst ein verdächtiger Mensch, machte dem Unterpräfecten das Anerbieten, gegen eine gewisse Summe Geldes den Räuber Seibert zu verrathen. Die bedungene Summe ward ihm zugesichert, und Jacob Friedrich hielt Wort. Er gab dem Maire von Wiebelsheim Nachricht, daß Seibert in Lipshausen sei. Anton Macher, Secretair des Maire und Commandant der Polizeigarde der Mairie Wiebelsheim, versammelte am 16. Juni Morgens um 5 Uhr die Polizeigarden zu Wiebelsheim, und marschirte mit ihnen in den Wald von Lipshausen, wo sie der Maire noch mit bewaffneten Bauern und Holzhackern verstärkte. Von hier aus zogen sie gegen Lipshausen, und Jacob Friedrich zeigte die Wege, um ungesehen das Dorf umstellen zu können. Drei Douaniers von dem Wiebelsheimer Posten, Doctor, Glauchet und Geurling waren mit unter den Garden. Mehre Häuser wurden visitirt, aber vergebens. Darauf ließ der Maire

alle weitere Nachsuchungen einstellen und eilte für seine Person nach Rheinbellen, um mehr Verstärkung zur Umstellung des Dorfes zu nehmen. Während dieses vorging, gab der Polizeigarde Niclas Schneider von Lipshausen dem Secretair Macher einen Wink, daß er in einigen am Dorfe liegenden Gärten suche. Macher und die drei Zollbeamten gingen dahin. Der Secretair sah zehn Schritte vor sich einen Kerl in einem Rübenloche liegen. Die Zollbeamten gingen auf den ihnen gegebenen Wink fort, um weitere Verstärkung zu holen und den Räuber lebendig zu fangen. Macher blieb auf seinem Posten, das Gewehr im Anschlag. Indem streckte Seibert den Kopf hervor, legte sich aber auf Machers Zuruf: „bleib liegen, oder ich schieße dich zusammen!" gleich wieder nieder. Bald darauf sprang er doch aus seinem Loche auf und stürzte auf Macher ein. Dieser drückte, aber das Gewehr versagte. In dem nämlichen Augenblicke noch einmal den Hahn gezogen, abgedrückt, und wieder versagt! Seibert ward immer wüthender. Macher ging mit gefälltem Gewehr auf ihn los und stieß ihn mit dem Lauf auf die Brust, daß er ächzte, empfing aber im nämlichen Augenblicke einen so kräftigen Stoß von dem Räuber, daß er einige Schritte zurücktaumelte. Nun floh Seibert der Gartenthüre zu, und das Gewehr versagte dem Secretair zum drittenmal. Er erwischte den Räuber aber doch noch glücklich an der Thüre beim Kittel, zerfleischte sich die Hand an dem Posten und mußte loslassen. Seibert entfloh, und Macher schrie um Hülfe. Die Zollbeamten liefen herzu. Drei Schüsse, die Doctor, Macher und Glauchet fast zu gleicher Zeit thaten, streckten den Räuber nieder. In dem nämlichen Augenblicke kam der Maire mit Verstärkung aus Wiebelsheim und Rheinbellen an. Alle Polizeigarden wurden zusammenberufen, und Macher ließ einen Kreis um des Räubers Leichnam schließen. Er hatte heute seine Kleidung geändert und einen leinenen Kittel angezogen. Einen ledernen Gurt trug er um den Leib; kein Kreuzer war darin. In den Taschen fand man ein Pulverhorn, das noch halb voll, vier Kugeln, 37 dicke Schrote, eine Tabakspfeife und einen Feuerstahl. Vier Schritte von dem Rübenloche lag ein einfaches mit 3 Kugeln geladenes Gewehr, das einem

Einwohner von Lipshausen gehörte. Der Räuber pflegte sonst immer eine Doppelbüchse zu tragen.

Der Körper kam Abends gegen acht Uhr in Simmern an. Die Polizeigarden, mit grünen Zweigen auf den Hüten, begleiteten ihn im Triumph, und wurden von dem Unterpräfecten bewirthet. Die Zollbeamten haben sich überhaupt bei der Verfolgung dieses Räubers brav bewiesen. Schon früher waren sie ihm einmal so nahe, daß er sich mit einem Messer den Stiefel, der ihn drückte, vom Fuße schneiden mußte, nur um sich zu retten. Auffallend ist es, daß die Gendarmen über diesen glücklichen Fang eifersüchtig wurden. Am 1. Jul. nahm der Lieutenant Toussaint Penot von Boppard ein Protokoll auf, an dessen Schluß gesagt, daß Seibert wohl lebendig hätte gefangen werden können, wenn nicht einige unter den Polizeigarden gewesen, die sich vor seinen Bekenntnissen gefürchtet hätten.

Peter Zughetto ging bald nach dem Tode seines Kameraden an die Mosel zurück und trieb dort das Handwerk allein fort. In der Nacht vom 18. auf den 19. Jul. kam er in die Gegend von Monzel im Canton Wittlich. Die Einwohner bewaffneten sich, und setzten sich zur Wehre. Einer von ihnen, Matthes Leander, ward in dem Handgemenge durch einen Flintenschuß verwundet, erwiderte aber dem Räuber auf dieselbe Art und streckte ihn nieder. Am 19. Morgens um 7 Uhr starb er.

So endigten diese beiden fürchterlichen Menschen auf eine tragische Weise. Man hat ihren Tod bedauert, weil man hoffte, durch ihre Eingeständnisse alle ihre Verbindungen entschleiert zu sehen, irrte sich aber wahrscheinlich, denn nach dem Zeugnisse aller, so die beiden Räuber von Person kannten, waren sie im höchsten Grade verschlossen und vertrauten niemand etwas an. Ueber Seiberts Tod erschienen im Moniteur übertriebene Berichte. Man hätte glauben sollen, als wäre eine Mordschlacht gegen ihn und seine Bande geliefert worden.

Es haben aber nicht lediglich auf das linke Rheinufer, auf den Hundsrücken Schinderhannes und seine Bande ihre Thätigkeit beschränkt, ihnen wird namentlich der Angriff auf den Pfarrhof zu Hundsangen zugeschrieben. Der Pfarrer Steingässer in Hunds-

angen, eine Stunde von Hadamar, hatte seit längerer Zeit Vorkehrungen getroffen, einen räuberischen Anfall zurückzuweisen. Indem das Pfarrhaus das erste im Dorfe, rundum theils von Hofraum, theils von Gärten umschlossen und mit einer Mauer umgeben ist, wähnte er sich durch des Schinderhannes Schreckenszüge um so mehr bedroht, da er, ein Freund von künstlichen Uhren, Silbergeräthen, schönen Möbeln, die er zum größten Theile selbst anfertigte und mit reichlicher Vergoldung ausschmückte, der Raubsucht einen reichlichen Köder bot. Er richtete deshalb sein Haus zu einer Festung ein. Der starken Hausthüre fügte er zwei Balken hinzu, die jeden Abend vorgeschoben wurden. Den obern Stock des Hauses ließ er von dem untern durch eine starke eichene Thüre absperren, diese mit Schießscharten versehen. Aus seinem Schlafzimmer im obern Stock ließ er einen Draht an die Brandglocke in dem Thurm der Kirche, die einige hundert Schritte von seinem Hofraum gelegen, führen, dazu versorgte er sich mit doppelten und einfachen Gewehren, mit Pistolen und Munition, und vermittels solcher Anstalten glaubte er gegen einen Raubanfall genügend gesichert zu sein. Ihre Wirksamkeit zu erproben, sollte er sehr bald Gelegenheit finden. Um die Mitternachtsstunde wurde Steingässer durch heftige Stöße gegen seine Hausthüre aus dem Schlafe aufgeschreckt, er fuhr nach dem Fenster, und erblickte in dem Hofe eine Anzahl Männer, die mit einem schweren Balken gegen die Hausthüre rennen. Den Zweck eines solchen Besuches augenblicklich erkennend, zieht er den Draht zur Sturmglocke, nimmt einige Gewehre, gibt Feuer in die dunkle Nacht, ohne doch die Räuber zu schrecken. Sie verdoppeln vielmehr ihre Anstrengungen, brechen die Hausthüre, dringen in den untern Stock, suchen, finden nicht den Hausherrn, stürmen die Stiege hinauf. Das Eindringen des obern Stocks wehret ihnen die Thüre, hinter welcher Herr Steingässer verschanzt durch die angebrachten Schießscharten auf sie feuert. Diese Thüre wird auch zertrümmert. Alles weitern Schutzes ledig, keine Hülfe von den Dorfbewohnern empfangend, denn diese wurden durch die von den Räubern ausgestellten Schildwachen zurückgetrieben, blieb dem Bedrohten nichts mehr

übrig als die Flucht. Mittels eines kühnen Sprunges aus dem Fenster des obern Stockes gelangt er in sein Hausgärtchen, in Eile schwingt er sich über die Mauer, er kommt auf den Dorfweg, findet da einen Räuber als Schildwache aufgestellt. Eine starke englische Pistole, die er eben abgefeuert, trug er in der Hand, mit dem Kolben schlug er den Räuber zu Boden, und es wurde ihm möglich, das nächste Bauernhaus zu erreichen. Die Räuber, fürchtend, der tapfere Pfarrherr an der Spitze seiner Bauern möge ihnen ein böses Spiel bereiten, wohl gar insgesamt sie einfangen, ergriffen die Flucht, nachdem sie alles Werthvolle geraubt oder zertrümmert. Hier waren Schinderhannes und seine Spießgesellen allein in Thätigkeit gewesen.

Etwas später wirkte der Räuberhauptmann zu dem äußerst merkwürdigen gewaltsamen Raub in dem Posthause bei Würges, auf der Landstraße von Frankfurt nach Limburg. Hier war es, wo die Neuwieder zum erstenmal sich mit Schinderhannes und seinen Gesellen vereinigten und gemeinsam mit ihnen zu Werke gingen. Von den Neuwiedern waren jedoch nur wenige dabei zugegen. Man bemerkte nur den Picard, den Johann Müller, den Gerberssohn Aumüller von Königstein und den Meyer Fuchs. Schinderhannes hatte dagegen die berüchtigten Räuber Blümling, Hanadam, den dicken Wilhelm Reinhard, seinen Bruder Christian und andere bei sich. Bei dem Raube selbst bekam Picard, ob er gleich nur die wenigste Mannschaft brachte, vermuthlich weil Schinderhannes die Ueberlegenheit seines Räubergenies erkannte, das Obercommando.

Kurz vor Mitternacht den 10. Januar war der Posthalter Oberst mit der Expedition einer Estafette fertig geworden, und hatte sich zum Schlummern niedergelegt, als seine Ehefrau vor dem Hause einen überaus hellen Schein wahrnahm und dazu lärmen hörte. Sie sprangen beide ans Fenster, und erblickten zu ihrem nicht geringen Schrecken Anstalten, die nur zu sehr verriethen, was ihnen bevorstand. Ein großer, ungeheurer Balken befand sich in den Händen von 12 bis 15 unbekannten Kerlen; auf dem Balken waren mehre kleine Wachslichter angeklebt. Es war das Werk eines Augenblicks, und der Balken wurde mit wüthender

Gewalt wider die neue doppelte, mit Banden versehene Thüre des Posthauses gerennt. Sie brach in Stücken. Zu was die Angst Menschen treiben kann, erfuhr man hier. Die Posthalterin sprang von oben herab durch das Fenster in den Hof; ein äußerst gefährlicher, gewagter Sprung. Kaum war die Thüre eingebrochen, so stürzten die Räuber wie wüthend die Treppe herauf, forcirten die Zimmerthüre, fielen acht an der Zahl über den Posthalter her, banden und mißhandelten ihn auf die entsetzlichste Art. Ein anderer Räubertrupp war zu gleicher Zeit an die Gesindekammer gedrungen und hatte dort alle Anwesenden geknebelt und nicht minder mißhandelt. Drei der Räuber standen Schildwache, unter diesen Schinderhannes. Diese Wächter feuerten unablässig in den Ort Würges, um so die Hülfe fernzuhalten. Die Beute, Frucht dieses Verbrechens, wird sehr beträchtlich angegeben.

Picard wollte bei der Theilung der Beute im Walde seine Untergebenen übervortheilen, und hatte in dieser Absicht Geld und einige Kostbarkeiten hinter einem Baume versteckt. Schinderhannes, der dieses bemerkt hatte, wußte die von Picard versteckten Sachen heimlich wegzufischen. Der Räuberhauptmann entdeckte späterhin, wer ihm diesen Streich gespielt, schwur dem Schinderhannes fürchterliche Rache, konnte ihn aber aller seiner Bemühungen ungeachtet nie mehr treffen. Nach der That begaben sich Picard und Johann Müller nach Eckersroth. Schinderhannes trennte sich wieder von den Neuwiedern und trieb seine Handthierung mit seinen Gesellen abgesondert und allein fort.

Auf dem linken Rheinufer sehr in die Enge getrieben, fand Schinderhannes es momentan nothwendig, sich in seine Schlupfwinkel des rechten Rheinufers zurückzuziehen. „Jean-Bon St. André hatte von uns einen ausführlichen Bericht über den Zustand der Polizei in den angrenzenden deutschen Ländern gefordert; wir sagten in demselben die Wahrheit, die ganze reine Wahrheit; die strafbare Schläfrigkeit manches deutschen Beamten wurde gerügt, und die Verbindungen des Schinderhannes und der großen Räuberbande in Deutschland wurden bestimmt bezeichnet. Dieser Bericht wurde der französischen Regierung

vorgelegt, und unsere Mission in Deutschland beschlossen. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten trug dem Residenten der Republik in Frankfurt auf, in einer Note die benachbarten Reichskreise einzuladen, uns aus allen ihren Kräften während unserer Sendung zu unterstützen. Diese Note, welche bittere Vorwürfe enthielt, in welcher aber auch einige Punkte unseres Berichtes etwas unrichtig ausgezogen waren, machte große Sensation in Deutschland; an die untergeordneten Beamten ergingen die strengsten Befehle in Betreff der Streifzüge und der Aufsicht über das herumziehende Gesindel. Die Räubereien zu Hundsangen, Daisbach, Breitenau, Hilscheid und Würges hatten zwar die Convention von Wetzlar vom 28. Januar 1801 veranlaßt, aber es schien, als wenn die heilsamen in diesem Acte verabredeten Maßregeln nicht mehr pünktlich ausgeführt würden. Obige Note gab denselben wieder neues Leben. In den Rheingegenden wurden wieder beinahe alle Tage sowohl einzelne als allgemeine Streifzüge vorgenommen."

Den 31. Mai 1802 durchstreifte Hr. Fuchs, kurtrierischer Hofgerichtsrath und Amtsverwalter zu Limburg, ein äußerst thätiger Beamter, Morgens bei Tagesanbruch mit einem Commando von Niederselters aus die Gegend von Hausen, Eisenbach und Haingen. Er mochte noch ungefähr eine Viertelstunde von Wolfenhausen entfernt sein, und er sah 300 Schritte links von der Straße einen Menschen, der ihm fremd schien, aus einem Kornfelde herausgehen. Er betrachtet ihn aus dieser Entfernung, läßt das Commando halten, nimmt den Stadtmüller von Niederselters mit sich und reitet dem fremden Menschen zu. Er nähert sich ihm bis auf 10 Schritte, winkt ihm heranzukommen. Der Fremde folgt mit Anstand. Er war gut gekleidet, trug einen runden Hut, die vordern Haare hingen die Stirne herab bis auf die Augen, die hintern Haare waren in einen kurz gestutzten Zopf gebunden, der Backenbart lief ihm von den Ohren unter dem Kinn bis an den Hals fort. Er trug ein mehr grauliches als hellblauliches kurzes Kamisol, lange schließende Hosen von hellblauem Tuche mit weißen runden Knöpfen, zwischen den Beinen mit schwarzem Leder ausgeschlagen, Schuhe und eine

schwarze Fuhrmannspeitsche mit rothem Leder am Stiel gestickt. Hr. Fuchs fragte den Fremden, wo er her wäre und was er hier thue; er antwortete, er sei aus Weilbach und wolle zu Wolfenhausen Ziegel kaufen, dort oben, auf eine Stelle hinzeigend, habe er seine Fuhre stehen. — Wenn Ihr Ziegel in Wolfenhausen habt kaufen wollen, erwiderte der Amtsverwalter, so wird Euch der Ziegler kennen, kommt also mit, und wenn der Ziegler Euch kennt, so entlasse ich Euch wieder. — Hierüber ward der Fremde etwas betroffen, betroffener noch, als Hr. Fuchs um seinen Paß fragte. Ich habe keinen nöthig, weil ich in hiesiger Gegend zu Hause bin, war seine Antwort. Der Amtsverwalter faßte ihn hierbei scharf ins Auge, bemerkte deutlich seine Verlegenheit, ergriff ihn mit des Stadtmüllers Beistand unter dem Ausrufe: Ihr seid ein Spitzbube! und übergab ihn dem auf sie wartenden Streifcommando. Kaum war der Gefangene bei demselben angelangt, so zog er eine gelbe Tabatiere heraus und präsentirte den Soldaten öfter Tabak, nahe an Wolfenhausen sagte er leise zu einem derselben: Wenn du mich entspringen läßt, so gebe ich dir ein gutes Trinkgeld. Dieser antwortete: Es hilft dir nichts, wenn ich dir Luft mache, denn alle meine Kameraden haben scharf geladen. Der Fremde wurde nach Wolfenhausen geführt, wo sich der Wied-Runkelische Lieutenant mit seinem Streifcommando befand; dieser erkannte den Gefangenen für den nämlichen, der ihm kurz vorher entsprungen war, verlangte daher und erhielt dessen Auslieferung. Der Lieutenant ließ ihn binden und nach Runkel führen, wo der Fremde sich unter dem Namen Jacob Schweikard bei einem kaiserlichen Werber hatte engagiren lassen. Dasselbe Loos wäre ihm vielleicht ohnehin nach dem 10. Art. der Convention von Wetzlar gefallen.

Als Jacob Schweikard schon einige Tage in dem kaiserlichen Werbhaus zu Limburg, wohin er von Runkel abgeführt worden, bewacht, und nicht mehr als jeder andere Recrut eingeschränkt war, entdeckte am 8. Juni Johann Adam Zervas aus der Langenbeck (ein Ort, wo sich immer Raubgesindel aufzuhalten pflegte) dem Amtsverwalter Fuchs, daß der Jacob Schweikard der be-

rüchtigte Schinderhannes sei; der Vertraute rieth zu gleicher Zeit, seinen Bruder, den Recruten Johann Georg Zervas und dessen Beischläferin, die sogenannte Lisel, Schwester des schwarzen Christian Reinhard, der gleichfalls Recrut, über die Person des Jacob Schweikard zu vernehmen. Fuchs und der kaiserliche Hauptmann Schäfer befragten diese zwei Personen hinsichtlich der wichtigen Entdeckung, die Angabe des Adam Zervas wurde bestätigt, und als man noch das Signalement des Schinderhannes, welches mit einigen Notizen über denselben in dem Cölnischen Beobachter erschienen war, dieses Blatt in der Hand, mit der Person des Jacob Schweikard verglich, und jenes sehr genau auf den Recruten paßte, so hielt man sich überzeugt, den berüchtigten Räuber zu halten.

Man traf nun sogleich alle Anstalten, um seine Entweichung unmöglich zu machen; der verkappte Schweikard wurde unter dem Vorwande geschlossen, daß er desto sicherer in das Werbhaus nach Frankfurt gebracht werden könnte; man ließ auch noch den Recruten Ebel schließen, um jenen nicht auf den Gedanken zu bringen, daß er erkannt wäre. Schweikard glaubte, der Hauptmann befürchte seine Desertion, bot ihm daher zur Sicherheit eine Gurt mit Geld an, die er um den Leib trug, und in welcher sich hundert und einige Gulden befanden; allein dies Anerbieten wurde nicht angenommen. Während man ihm die Ketten anlegte, fragte er, ob auch der schwarze Christian geschlossen würde, und als man dies verneinte, brach er in ein lautes Gelächter aus. Der schwarze Christian wurde gleichwohl noch den nämlichen Abend in Ketten gelegt, der Recrut Ebel aber entfesselt.

Den 10. Juni wurde Schinderhannes nebst andern Recruten unter Begleitung von kurtrierischem Militair und mehren Limburger Jagdliebhabern nach Wiesbaden transportirt, und zu Kirberg angekommen, fester seinem Kameraden, dem schwarzen Christian angeschlossen, über welcher Operation dieser sehr tumultuirte. Schinderhannes blickte gedankenvoll unter sich, und sprach nur selten etwas; nur als einer der Limburger Freiwilligen, der Handelsmann Verhoven, sich vor ihn hin-

stellte, ihm starr ins Gesicht zu sehen, wurde er unwillig und fragte in festem Tone: „Herr! bin ich Ihm etwas schuldig, daß Er mir so ins Gesicht schaut?“ Auf der sogenannten Platte, eine Stunde vor Wiesbaden, nahm eine Compagnie Jäger den Transport in Empfang; in Wiesbaden bot die Beischläferin des Schinderhannes dem kaiserlichen Feldwebel Wagner drei Karolin an, damit er ihren Mann nicht durch Castel, Mainz gegenüber, transportire. Schinderhannes selbst bemerkte, er habe eine große Furcht vor den Franzosen, von denen gewiß einige in Castel sein würden. Als er von Wiesbaden abgeführt wurde, rief er im tiefsten Schmerze aus: „O weh! nun bin ich verloren!“ Der an ihn geschlossene Christian sang aber laut: „Ha! ha! haben wir dich einmal!“

Den 12. Juni kam Schinderhannes in dem kaiserlichen Werbhaus zu Frankfurt an, den 14. wurde er in Begleitung von mehr als 20 Soldaten auf das Criminalamt gebracht, wo er seinen wahren Namen und einen großen Theil seiner Verbrechen sogleich eingestand und nur bat, ihn nicht auf das linke Rheinufer auszuliefern. Allein der Frankfurter Magistrat übergab ihn den 16. Juni Morgens um 4 Uhr den französischen Gendarmen, die ihn nach Mainz transportirten. Mit Schinderhannes saßen auf dem nämlichen Wagen seine Maitresse, der schwarze Christian, der Jude Amschel von Rödelheim und der berüchtigte Räuber Fetzer. Unter Wegs wollte das eine Rad am Wagen nicht mehr fort. Es stockte. „Sieh doch, Kamerad!“ sagte Fetzer, „so ist es auch mit unserm Lebensrade; mich dünkt, es ist ins Stocken gerathen und will nicht mehr fort.“ — „Geh, geh,“ antwortete Schinderhannes, „was wirds viel sein, mit sechs, acht Jahren Galeeren hoff ich durchzukommen.“ — „Ich nicht,“ erwiderte der tiefer blickende Fetzer, „ich glaube, es geht uns beiden um den Kopf.“ Schinderhannes kam am 16. Juni in Mainz an, wo er Anfangs dem Director der Geschwornen und bald darauf dem Specialgericht übergeben wurde. Seine Bekenntnisse, von denen weiter unten die Rede sein wird, veranlaßten eine Menge Verhaftungen von Leuten aus mancherlei Ständen.

„Am 7. Februar 1803 erließ das Specialgericht vom Donnersberg ein Competenzurtheil gegen 68 Individuen, an deren Spitze Johann Bückler Sohn, genannt Schinderhannes, beschuldigt 1) der Landstreicherei, weil er im J. 1796 sein väterliches Haus verließ und ohne gültigen Paß herumstrich, ohne in eine Bürgerliste eingeschrieben zu sein und ohne irgend einen festen Wohnsitz zu haben; 2) eines Straßenraubs in Gesellschaft mit Karl Benzel im Frühjahr 1801 in der Gegend der Winterhauch verübt an Herz Göttschlick von Nahbollenbach und Isaak Seuder von Weyerbach; 3) eines Diebstahls begangen in der Nacht vom 29—30. Juni 1801 in dem Hause des Herz Mayer, Handelsmann zu Utrecht, Canton Kusel, Saardepartements, in einem Hause auf dem platten Lande, mittels Erbrechung der äußern Thüre, in Vereinigung mehrer bewaffneten Personen und mit verübter Gewalt an den Einwohnern des Hauses; 4) eines nächtlichen Diebstahls am 13. Nov. 1800 in einem Landhause und in Vereinigung mit mehr als einer Person bei dem Sender Isaak von Weyerbach, Canton Grumbach, Saardepartements; 5) eines nächtlichen Diebstahls vom 12. auf den 13. Aug. 1799 bei Wolff Wiener zu Hottenbach, Canton Herstein, Saardepartements, in einem Landhause, in Vereinigung von mehren bewaffneten Personen und mit Vergewaltigung der Einwohner; 6) eines im Monat December 1797 in Vereinigung mit mehren Personen verübten Diebstahls und Mords auf dem Baldenauer Hof an der Person des Niclas Rauschenbergers, eines Landstreichers; 7) eines am 12. Nov. 1798 nächtlicher Weile begangenen Diebstahls von eilf Schweinen bei der Wittwe Anne Marie Kathrine Zerfas zu Heinzenberg, aus einem dem Haus anstoßenden Stalle, in Vereinigung mit mehren Personen; 8) eines in Gesellschaft von Peter Petri, Sohn, am 6. Aug. 1797 in der Nacht begangenen Diebstahls von zwei Pferden bei Johann Köhler zu Niederwürzbach, Canton Herstein, Saardepartements, aus einem an ein Wohnhaus stoßenden Stalle; 9) eines im J. 1797 zu Bärenbach nächtlicher Weile in einem Landhause mittels Einsteigens begangenen Diebstahls; 10) eines zu Ende desselben Jahres verübten nächtlichen Pferdediebstahls in einem

an das Wohnhaus des Schmitthannes zu Hobstetten, Canton Grumbach, stoßenden Stalle; 11) eines am 25. Januar 1798 in der Nacht begangenen Diebstahls in dem Wohnhause des Johann Schmitt auf der Spaller Ziegelhütte, mit verübter Gewalt an den Bewohnern des Hauses und in Vereinigung mit mehren bewaffneten Personen; 12) eines im J. 1798 zur Nachtzeit an den Eseln des Müllers Horbach versuchten Diebstahls auf der Antesmühle in einem an diese Mühle stoßenden Stalle; 13) eines im Juli 1798 auf der Landstraße bei Seibersbach, Canton Simmern, an Simon Seligmann von Seibersbach begangenen Diebstahls und Meuchelmords; 14) eines Diebstahls in der Nacht vom 28—29. Januar 1801 in dem Hause des Jacob Bär zu Merrheim mit äußerm Einbruch und Mißhandlung der Bewohner des Hauses und in Gesellschaft mehrer bewaffneten Personen; 15) eines Diebstahls mit Einbruch und in Gesellschaft mehrer bewaffneten Personen in dem Hause des Isaak Moyses zu Laufersweiler, Canton Kirchberg, in der Nacht vom 14—15. April 1801; 16) eines Diebstahls in dem Hause des Valentin Bernhard zu Waldgrehweiler, Canton Rockenhausen, mittels äußern Einbruchs und in Vereinigung mehrer bewaffneten Personen in der Nacht vom 10—11. Febr. 1802; 17) eines Diebstahls bei Henrich Zürcher, Pächter zu Neudorf, Canton Obermoschel, mit Mißhandlung der Bewohner des Hofes und in Gesellschaft mehrer bewaffneten Personen in der Nacht vom 12—13. Febr. 1802; 18) eines Diebstahls bei dem Pächter Schowalter von Montfort in Gesellschaft mehrer bewaffneten Personen im Mai 1802; 19) eines Gelddiebstahls mit offener Gewalt verübt an dem Ackersmann Schweizer zu Rehborn, Canton Obermoschel, im April 1802; 20) eines Straßenraubs mit Mißhandlung der Beraubten zwischen Wolfersweiler und Birkenfeld am 16. März 1800; 21) eines Diebstahls mit Einbruch und mit Gewalt der Waffen, in Gesellschaft mehrer bewaffneten Personen, in dem Hause des Mendel Löw zu Sötern, Canton Hermeskeil, in der Nacht vom 4—5. Sept. 1801, bei welcher Gelegenheit Mendel Löw gemeuchelmordet wurde; 22) eines Straßenraubs im Canton Sobern-

heim mit Gewaltthätigkeiten gegen die Person des Gendarmen André, am 4. Juli 1801; 23) eines Diebstahls in Gesellschaft mehrer bewaffneten Personen in der Mühle des Michael Horbach im Canton Grumbach in der Nacht vom 10—11. Januar 1800; 24) eines versuchten Diebstahls in Gesellschaft mehrer bewaffneten Personen in dem Hause des Einwohners Riegel zu Otzweiler, in der Nacht vom 10—11. Januar 1800, bei welcher Gelegenheit Riegel durch einen Flintenschuß getödtet ward; 25) eines Diebstahls mit Einbruch und Gewaltthätigkeiten gegen die Bewohner des Hauses, und in Gesellschaft mehrer bewaffneten Personen, bei Seckel Löw zu Staudernheim, Canton Meisenheim, in der Nacht vom 15—16. Sept. 1801; 26) eines Diebstahls mit Einbruch und Gewaltthätigkeiten gegen die Bewohner des Hauses, in Gesellschaft mehrer bewaffneten Personen, bei Elias Joel zu Obermoschel, in der Nacht vom 13—14. Nov. 1801; 27) eines Diebstahls mit Einbruch und Gewaltthätigkeiten gegen die Bewohner des Hauses, in Gesellschaft mehrer bewaffneten Personen, bei Salomon Benedict zu Erbesbüdesheim, Canton Alzey, in der Nacht vom 31. Oct. zum 1. Nov. 1801; 28) eines Straßenraubs mit Gewaltthätigkeiten zwischen Odernheim und Boos, Canton Meisenheim, verübt an Emanuel Löw von Offenbach, Canton Grumbach, im Mai 1801; 29) eines Pferdediebstahls in dem Stalle des Geschwind zu Hundsbach, Canton Meisenheim, im Sommer 1802; 30) eines Diebstahls zweier Pferde auf der Haumühle im Canton Kirn, mit Einbruch und in Gesellschaft mehrer bewaffneten Personen, im Winter 1801; 31) eines nächtlichen Diebstahls zweier Pferde zu Limbach im Winter 1801; 32) eines Diebstahls auf der Kratzmühle bei Merrheim, mit Gewaltthätigkeiten gegen die Bewohner der Mühle und in Gesellschaft mehrer bewaffneten Personen, in der Nacht vom 15—16. Nov. 1801; 33) eines Diebstahls mit Einbruch, in Gesellschaft mehrer bewaffneten Personen, bei dem Posthalter zu Würges bei Königstein, im Winter 1800; 34) eines versuchten Diebstahls in Gesellschaft mehrer bewaffneten Personen zu Illingen im Saardepartement, im Sommer 1801; 35) eines Diebstahls mit Uebersteigung und

in Gesellschaft mehrer bewaffneten Personen bei der Wittwe Frenger zu Offenbach, Canton Grumbach, in der Nacht vom 23—24. Dec. 1799; 36) eines gewaltthätigen Raubs, verübt an Moyses Heyum, Meyer Nathan und Nathan Joseph von Hundsbach, im Nov. 1800; 37) eines Straßenraubs zwischen Kirn und Oberstein verübt an dem Metzger Mathias von Sobernheim, am 21. April 1800; 38) eines Schweindiebstahls bei Georg Hilgert zu Wahlbach, Canton Simmern, in der Nacht vom 15—16. Nov. 1797; 39) eines Diebstahls von vier Pferden mit Einbruch bei Niclas Schweig in Hirschstein, Canton St. Wendel, in der Nacht vom 20—21. Juli 1797; 40) eines Pferdediebstahls bei Christian Mohr auf dem Schönbornerhof im Sommer 1797; 41) eines versuchten nächtlichen Diebstahls mittels Uebersteigen und Einbruch in Gesellschaft mehrer Personen bei Gottlob zu Oberwesel im J. 1798; 42) eines Straßenraubs in der Gegend des Dohnberges bei Monzingen, verübt an Moyses Juda von Bingen und Bär Reinach von Mainz am 5. Januar 1800; 43) eines gewaltthätigen Raubs, verübt bei Stumm auf der Asbacher Eisenhütte, Canton Herstein, im Sommer 1800; 44) eines Tuchdiebstahls mit Uebersteigung und Einbruch in der Fabrik zu Birkenfeld in der Nacht vom 8—9. Febr. 1797; 45) eines Straßenraubs mit Gewaltthätigkeiten, verübt an der Person des Samuel Eli von Sobernheim in der Gegend des Steinerterhofes bei Sobernheim am 27. März 1800; 46) eines Straßenraubs zwischen Duchrode und Oberuheim im Canton Obermoschel, verübt an mehren Juden von Oberuheim am 1. Mai 1801; 47) eines Straßenraubs bei Niederhausen, Canton Obermoschel, verübt an Löw Herz und Löw Nathan von Münsterappel am 3. Juni 1800; 48) eines nächtlichen Raubes in Gesellschaft mehrer bewaffneten Personen, verübt an Friedrich Gerhard Müller zu Raumbach, Canton Meisenheim, am 15. Januar 1800; 49) eines Diebstahls mit Einbruch und in Gesellschaft mehrer bewaffneten Personen bei dem Juden Feist zu Beyerthal, auf der rechten Rheinseite, in der Nacht vom 11. Juli 1801; 50) eines Straßenraubs in der Gegend des Wickenhofs, Canton Grumbach, ver-

übt an Schank von Meisenheim, Peter Maurer von Kirnbecherbach und andern am 16. Dec. 1799; 51) eines Straßenraubs bei Böckelheim, in Gesellschaft von zwei Kameraden, mit Gewaltthätigkeiten, verübt an fünfzig Personen, theils Juden, theils Christen, im Juli 1800; 52) der Theilnahme an der Tödtung des Franz Kleb, Mainzer Soldaten, verübt am 25. Mai 1801 zu Kleinrohrheim, auf der rechten Rheinseite; 53) eines Straßenraubs bei Rheinbellen, Canton Simmern, verübt an Treitel Moyses von Rheinbellen und seinen Reisegefährten im J. 1801.

Die Weitläufigkeit der Untersuchung gegen eine so zahlreiche Bande und die Vielheit der Verbrechen, besonders aber der Umstand, daß die Acten abgedruckt werden mußten, verzögerten das öffentliche Verhör von einem Tage zum andern. Am 24. Oct. 1803 endlich, Morgens um 10 Uhr erschien die Bande in der Audienz. Drei Mitglieder davon, Johann Müller der Sohn, Theodor Müller, Schäfer vom Marienpforter Hof, und Heinrich Rupp, Müller von Iben, waren unterdessen im Gefängnisse gestorben. Der Academiesaal im ehemaligen kurfürstlichen Schlosse war für die Audienz besonders eingerichtet worden. Es erweckte sonderbare Empfindungen, in diesem prächtigen Marmorsaale, wo in den Zeiten des Glanzes und der Verschwendung Kastraten und Maras gesungen hatten, nun die Stimmen von Räubern und Meuchelmördern erschallen zu hören.

Morgens um 9 Uhr ward die ganze Bande, je 2 und 2 an den Händen gefesselt und hinter einander an eine einzige lange Kette festgeschlossen (nur einige Weiber und Kranke saßen auf einem Wagen), aus den Gefängnissen nach dem Schlosse gebracht. Ein Corps Fußvolk und 4 Gendarmeriebrigaden hatten ein Viereck um sie geschlossen. Der Zug ging langsam und feierlich durch eine unzählige Menge Menschen längs dem Ufer des Rheins, und es war ein sehr interessanter Anblick, jenen trotzig oder muthig, und diesen nach seinem stillern oder mehr tückischen Charakter mit gesenktem Blicke wandeln zu sehen. Schinderhannes zeichnete sich wieder vor allen aus. Er führte den Reigen an, und sein Blick durchlief mit Heiterkeit die

Tausende der um ihn versammelten Menge. Als er den Saal betrat, war er mit der linken Hand an seinen alten kranken Vater gefesselt, der sich kaum von der Stelle bewegen konnte und ein Tuch um sein sinkendes Haupt gewunden hatte. Die Gendarmen mußten den alten Mann auf seinen Sitz heben. Alles dies störte die Heiterkeit des Schinderhannes nicht. Nachdem die ganze Bande ihren Einzug gehalten und sich zu beiden Seiten des Tribunals auf das für sie bestimmte Gerüst gelagert hatte, sprang er schnell auf den ihm beschiedenen Sitz, mit Wohlgefallen seine Spießgesellen betrachtend und alles das, was nur für ihn da zu sein schien und für dessen König er sich wahrscheinlich wohl halten mochte. Um Ruhe und Ordnung in dem Audienzsaale zu erhalten, war er von allen Seiten mit Militair besetzt, und man hatte die Veranstaltung getroffen, daß auf die Gallerie niemand als Beamte und Fremde zugelassen wurden, die sich zu diesem Behufe bei der Armencasse mit einer kleinen Abgabe einkaufen mußten.

Der erste Tag und ein Theil des zweiten ging mit Verlesung des Anklageacts hin, der ein Meisterstück genannt werden konnte, und als dessen Verfasser der Richter Wernher bei dem Specialgericht bezeichnet wurde. Dieser geschickte, äußerst thätige Mann war als der Centralpunkt des ganzen Processes zu betrachten. Er leitete die Procedur, die er mit eisernem Fleiße instruirt hat, und gab der Audienz dasjenige Leben, welches sie für das Publicum interessant machte. Er kannte das Ganze in seinem kleinsten Detail, und die Bande verzweifelte, sobald er die Stimme erhob. Der Präsident hielt, nachdem der Anklageact abgelesen war, eine Anrede an die Zeugen und an Schinderhannes selbst. Diesem sagte er, daß das Tribunal in dem bedauernswürdigen Zustande, worin er sich gegenwärtig befinde, ein offenes Geständniß seiner Verbrechen und die Entlarvung seiner Mitschuldigen von ihm erwarte. Auf diese Weise allein könne er sich der Gnade würdig machen, um welche er den ersten Consul gebeten habe. Bückler schien gerührt, und seine gewöhnliche Munterkeit hatte ihn auf einige Minuten verlassen; doch kehrte sie gleich zurück, als unmittelbar darauf mit der Abhörung

des ersten Zeugen der Anfang gemacht wurde. Eines Umstandes, der sich am ersten Tage der Audienz ereignete, darf hier nicht vergessen werden. Der Müller Heck aus dem Canton Kirn hatte für den Schinderhannes einen Louisd'or eingesendet, zur Belohnung, daß er ihm wieder zu zwei gestohlenen Pferden verholfen hatte. Der Präsident gab ihm das Geld in dem Audienzsaale, als das Verhör auf einige Minuten ausgesetzt wurde. Schinderhannes war sehr erfreut darüber, zählte es mehrmals in seine Hand, zeigte seinen Nachbarn den Reichthum, und schenkte seiner Frau, indem er zu gleicher Zeit sein Kind liebkoste, einen Laubthaler davon, schlug sich mit der Hand auf den H...... und rief freudig aus: „nun werde ich recht lustig sein!" Ein Künstler war in dem Saale beschäftigt, die auffallendsten Physionomien zu zeichnen. Auf die Bemerkung eines der Angeklagten, daß da jemand sie abmale, erwiderte Schinderhannes: „Laß du den Mann gehen; ich habe ein ehrliches Gesicht, das sich nicht zu scheuen braucht; wer sich fürchtet, mag sich umkehren."

Gleich zu Anfang des Zeugenverhörs, bei Untersuchung des zweiten und vierten in dem Competenzurtheil aufgestellten Verbrechens, bewies Bückler, daß ihm die süßesten Gefühle der Natur noch nicht fremd geworden. Sein Vater hatte eine von dem zweiten Verbrechen herkommende silberne Uhr von ihm angenommen, und Julie Blasius, seine Geliebte, sollte in Mannskleidern und zwar in Gesellschaft von Bückler das unter Nr. 4 bezeichnete Verbrechen verübt haben. Schinderhannes, obgleich er in seinen früheren Verhören eingestanden hatte, jene Uhr seinem Vater gegeben zu haben, nahm dieses Eingeständniß in der öffentlichen Audienz zurück und behauptete, daß sein Kamerad Benzel diese Uhr empfangen habe, und daß er nicht wisse, wo dieser damit hingekommen sei. Wenn auch anzunehmen, daß diese Aussage ein Ausfluß der Einlispelungen für die öffentliche Sicherheit und Ruhe wenig bekümmerter Advokaten, so war doch der zweite Umstand, der seine Geliebte betraf, weniger Widerspruch unterworfen und allen seinen frühern Behauptungen gemäß. Sender Isaak von Weyerbach hatte zwar in seinem

Verhör vor dem Director der Geschwornen zu Birkenfeld bestimmt gesagt, daß er die Julie Blasius in Mannskleidern unter den beiden Räubern erkannt habe, er gab aber in der öffentlichen Audienz nach, daß er darauf nicht fest bestehen könne, und daß seine Meinung nur auf Vermuthungen beruhe. Das standhafte Läugnen der Julie gab der Aussage des Johann Bückler, der zweite Räuber sei der seitdem zu Trier guillotinirte Dallheimer gewesen, noch stärkeres Gewicht, obgleich sich mehre von dem Juden angegebene und die Acten bestätigende Wahrscheinlichkeiten gegen Julie häuften.

Es sind nun die Hauptverbrechen, welche in dem Anklageact aufgestellt sind und von denen hier noch nicht die Rede war, historisch zu berühren. Sie werden die Mitschuldigen des Räubers in einem hellern Lichte zeigen. Im Juli 1801 kamen einige bewaffnete Räuber auf den Breitfesterhof im Bezirk Birkenfeld, Johann Bückler an ihrer Spitze, wo sie den Jacob Porn von Eisenbach, genannt Müller Jacob, befragten, der ihnen das Haus des Juden Herz Meyer zu Allmet, Canton Kusel, behufs einer Expedition, wo vieles Gold und Silber zu finden sein würde, bezeichnete. Die Räuber machten sich sogleich auf den Weg und kamen in der Nacht zu Allmet an, nachdem sie sich noch vorher auf dem Hofe Fackeln zurecht gemacht hatten. Ihrer waren sieben an der Zahl: Johann Bückler, Peter Heinrichs Hans Adam (Johann Adam Hoffmann), Christoph Blümling von Laudert, der zu Cöln im Gefängnisse gestorben, Lorenzen Peter (Peter Wittmann von Hettscheid), der scheele Franz (Franz Bayer), Korbhannes Adam und Jacob Porn. Sie stießen mit einem Wellbaum die Hausthüre ein, fünf drangen in das Innere und zwei hielten draußen Wache. Die Bewohner des Hauses, welche sich zur Wehre setzen wollten, wurden mit Stockschlägen und Säbelhieben mißhandelt, Kisten und Kasten aufgeschlagen und folgende Effecten entwendet: 5 goldene Ketten, 3 große mit Diamanten besetzte Ringe, 2 silberne Gürtel, 30 silberne Eßlöffel, ein Vorlegelöffel, 4 silberne Leuchter, 3 große Goldstücke, 3 silberne Bügeltaschen, 5 goldene Kugelringe, 14 silberne Becher, eine goldene Uhr, 100 Stück Dukaten, 55 Louis-

d'or, 1 Paar silberne Spornen, eine goldene Bisambüchse, eine silberne Nadelbüchse und verschiedene Kleidungsstücke. Der Jude gab den Werth dieser Effecten auf ungefähr 7000 Franken an. Nach vollbrachtem Raube gingen die Räuber in den Wald bei Weitsnaden, wohin Schinderhannes seinen Vater kommen ließ, auf daß er ihnen den ehemaligen Goldschmied Karl Gabel von Weitsnaden rufe, dem wurden sodann 7½ Pfund Silber und 2 goldene Ketten verkauft. Einen kostbaren Ring verkaufte Schinderhannes an einen Juden zu Heidelberg und zwei andere von geringerm Werthe an die Frau des Juden Gersen zu Großzimmern auf dem rechten Rheinufer. Schinderhannes gestand das Verbrechen mit allen Umständen ein, läugnete aber die Quantität der von dem Juden angegebenen gestohlenen Effecten und führte zu seiner Entschuldigung an, daß er den Juden aus den mörderischen Händen des scheelen Franz und des Peter Heinrichs Hans Adam gerissen habe. Franz Bayer gestand ebenfalls dieses Verbrechen, Jacob Porn läugnete aber durchaus, und selbst daß er sich vor und nach dem Diebstahl in der Gesellschaft der Räuber befunden habe, dessen ihn aber mehre Zeugen überführten. Was den Vater von Schinderhannes betrifft, so läugnete er festiglich, an dem Verkaufe des Silbergeschirrs Antheil genommen zu haben, und der Räuber war menschlich genug, seine früher gemachten Geständnisse in dieser Hinsicht in der öffentlichen Audienz zurückzunehmen. Karl Gabel, nachdem er in dem ersten Verhöre vor dem Friedensrichter des Cantons Herstein den ganzen Handel geläugnet und allerlei Märchen ersonnen hatte, gab ihn endlich zu, entschuldigte sich aber damit, daß ihn die Räuber zu diesem Kaufe gezwungen hätten, was jedoch keineswegs aus den Acten erhellte.

Einige Tage nach diesem Raube kamen die nämlichen Glieder der Bande in die Waldhanneserhütte im Soonwalde, Canton Sobernheim, wo sie sich von Sesbacher Musikanten aufspielen ließen und einen Dukaten dafür bezahlten. Von da gingen sie in den Wald und schossen aus Flinten nach dem Ziele. Lorenzen Peter sagte in einer Aufwallung von Freude zu seinen Kameraden: „Wenn doch jetzt ein Gendarme käme, ich möchte

mich auch einmal mit einem wetzen." Wirklich kam der Gendarme André von der Brigade zu Sobernheim des Weges. Als er von fern den bewaffneten Haufen Menschen sah, erkundigte er sich bei einigen daselbst befindlichen Bauern über sie, dann wollte er schnell an ihnen vorbeireiten. Schinderhannes fiel dem Pferde in den Zügel und fragte: „Willst du den Schinderhannes fangen?" André antwortete: „Wüßte ich ihn zu finden, so sollt es auf der Stelle geschehen," und sprengte fort. Allein Lorenzen Peter, der ja seinem Hauptmanne zeigen mußte, was er unter wetzen verstand, schoß ihm eine Kugel nach, die ihm den rechten Schenkel zerschmetterte, daß er vom Pferde stürzte. Die Räuber eilten sogleich hinzu und plünderten ihn, wobei sie berathschlagten, ob es nicht die Klugheit erfordere, ihn vollends zu tödten. Franz Bayer machte auch Anstalten dazu, indem er seine Pistole spannte und auf den Gendarmen zielte. Schinderhannes war aber anderer Meinung und hat diesmal dem unglücklichen Manne nach dessen eigener Aussage das Leben gerettet. Franz Bayer gestand, Theil an diesem Verbrechen genommen zu haben, läugnete aber durchaus, daß er die Absicht gehabt den Gendarmen zu tödten. Jacob Porn setzte wie gewöhnlich dieser Anklage ein trockenes Nein entgegen, ohne indessen die gegen ihn obwaltenden gravirenden Umstände von sich abwälzen zu können.

Durch Streifzüge, noch am nämlichen Tage, daß André den Schuß erhielt, veranstaltet, ward die Bande auseinandergesprengt. Schinderhannes und Müller Jacob gingen über die Nahe zurück. Zwei Tage darauf, in der Nacht vom 3. auf den 4. Sept. 1801 ward der Raubmord in dem Hause des Mendel Löw zu Sötern, Canton Hermeskeil im Saardepartement, verübt. Schon in der Nacht vom 30. auf den 31. Aug. 1799 war in dem Hause des Bruders dieses Mendel Löw zu Sötern ein gewaltsamer Diebstahl versucht und zum Theil ausgeführt worden. Der Jude, von Vertrauten gewarnt, hatte Wache ins Haus genommen, und setzte sich den Räubern entgegen, die mehre Schüsse thaten und dann mit einer Beute von ungefähr 36 Franken an Werth abzogen. Eine Kugel war

in die Wand ober dem Bette gefahren, und Mendel Moyses ward durch einen Schrotschuß verwundet. Diesmal ward der Angriff besser berechnet und auf eine für die Bewohner des Hauses tragische Weise ausgeführt, wie aus dem am 5. Sept. 1801 von dem Director der Geschwornen des Bezirks von Birkenfeld an Ort und Stelle aufgesetzten Verbalprocesse erhellet. Abends gegen 11 Uhr griff eine mit Waffen und Fackeln versehene Räuberbande das Haus des Mendel Löw an. Thüre und Laden wurden eingestoßen, und mehre Schüsse fielen; Moyses Löw lief auf diesen Lärm sogleich hinzu und forderte die Einwohner von Sötern zur Gegenwehr auf. Kein Mensch wollte aber helfen, und der Schulmeister Wildberg erklärte sogar, daß er die Sturmglocke nur für Christen und keineswegs für Juden läuten dürfe. Nachdem die Ruhe zurückgekehrt und die Räuber abgezogen waren, fand man einen langen Balken an der Thüre liegen, dessen sich wahrscheinlich die Räuber bedient hatten; Schränke und Kisten waren eingeschlagen. Mendel Löw selbst lag todt am Boden. Der neunte Rückenwirbel war durch eine Kugel zerschmettert, die in ihrem Fortgange die Leber zerrissen und das Zwergfell durchbohrt hatte und zwischen der sechsten und siebenten Rippe unter der Haut stecken geblieben war. Den Werth des Gestohlenen, theils an barem Gelde, theils an Waaren und Kleidungsstücken gab man auf 10,000 Franken an. Der Verdacht fiel auf Einwohner von Sötern und namentlich auf einen gewissen Peter Korb, der schon lange bezüchtigt war, ein Mitglied der Bande von Birkenfeld zu sein. Es wurde eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Er ward von Birkenfeld nach Trier, von da an das Specialgericht nach Cöln, dann nach Mainz und endlich wieder von Mainz nach Trier geschickt, ging aber auf dieser letzten Reise in der Nacht vom 1. auf den 2. März 1803 aus dem Depothause zu Kirchberg mit einem seiner Spießgesellen durch. Was den Raubmord zu Sötern betrifft, so konnte nichts bewiesen werden. Diese That blieb immer im Dunkeln, bis es endlich am 11. Oct. 1802 Wernher gelang, sie zu enthüllen. Schinderhannes hatte bis zu diesem Tage standhaft behauptet, keinen

Antheil daran genommen zu haben. Endlich brach er sein Stillschweigen in folgendem merkwürdigen Bekenntnisse:

„Wenn ich Ihnen bis auf diesen Augenblick die Wahrheit noch nicht gesagt habe, so kommt es daher, weil mich meine Kameraden zu inständig gebeten haben, diese That zu verheimlichen. Ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich so lange diesem Ansinnen nachgegeben und das Gericht belogen habe. Aber ich will diesen Fehler gut machen und die That erzählen, wie sie sich zugetragen hat. Ich war im Herbst 1801 mit Müller Hannes und Georg Friedrich Schulz auf den Breitsester Hof gekommen. Dort fand ich den Sachsen Friedrich Schmitt, den Müller Jacob von Eisenbach und seinen Sohn. Wir fragten diese drei, ob sie keinen reichen Juden in der Nachbarschaft wüßten, welchen wir bestehlen könnten; diese, welche schon lange den Anschlag gefaßt hatten, einen Juden in Sötern zu bestehlen, schlugen uns diese Partie vor. Glasers Adam von Ruschberg kam dazu, und nachdem einige andere Anschläge verworfen worden waren, ward der Raub in Sötern beschlossen. Um uns zu dieser That vorzubereiten, ging die Frau des Pächters Edinger nach Baumholder, Wachs zu holen. Von diesem Wachs wurden Lichter verfertigt. Nachdem wir einen Tag und eine Nacht auf dem Breitsester Hof zugebracht hatten, verließen wir ihn zwischen 5 und 6 Uhr Abends. In einem Dorfe unterwegs kehrte ein Theil von uns in einem Wirthshause ein, wo beinahe die ganze Gemeinde versammelt war. Nachts um 11 Uhr kamen wir in Sötern an. Friedrich Schmitt und ich gingen ins Dorf und klopften an der Thüre des Peter Korb, den Schmitt zu dieser That anwerben wollte; wir fanden ihn aber nicht zu Hause. Von da verfügten wir uns an die Wohnung des Juden, um die Zugänge zu besichtigen, und dann an die Kirche, wo wir das Schlüsselloch mit Steinen zustopften. Als nun der Diebstahl auf diese Weise vorbereitet war, gingen wir zu dem Dorfe hinaus, wo wir unsere Kameraden wieder fanden. Wir nahmen einen Balken in der Mühle, welche außerhalb des Dorfes liegt, und als wir an das Haus des Juden kamen, versuchten wir die Thüre einzustoßen; allein sie war so gut versperrt, daß

unsere Anstrengungen vergebens waren. Besser gelang es uns mit den Läden. Der Jude stand mit einer Axt in der Hand hinter einem derselben und hätte beinahe durch einen kräftig geführten Hieb dem Georg Friedrich Schulz, der zuerst eindrang, den Kopf gespaltet. Dieser that in der Erbitterung einen Schuß auf den Juden, womit er ihn todt niederstreckte. Ich ging dann mit Müller Hannes und Georg Friedrich Schulz in das Haus, wo wir einige Kleidungsstücke und Waaren fanden. Schmitt machte den Vorschlag, ein gegenüber gelegenes Haus ebenfalls anzugreifen, weil er muthmaßte, daß der Jude sein Geld und seine besten Effecten dahin geflüchtet habe. Weil aber schon zu viel Lärm im Dorfe war, so wollte ich davon nichts wissen. Nach vollbrachter That gingen wir noch in der nämlichen Nacht bis gegen Birkenfeld, wo der Sohn von Jacob Porn uns verließ, um seine Mutter, welche damals in Birkenfeld gefangen saß, zu besuchen. Von da setzten wir unsern Weg weiter bis nach Hüttcheswasen in dem Hochwalde fort, wo wir gegen die Morgendämmerung ankamen. Am Grauen Kreuz, zwischen Wersweiler und Bischtron, machten wir Halt, um die Beute zu theilen. Der Sachse, welcher sich gleich ein Kleid des Juden zugeeignet hatte, verließ uns, ohne sogar Antheil an der Beute zu nehmen. Ich vertheilte sie mit den andern und erkaufte den Antheil des Glasers Adam für einen Louisd'or, jedoch mit Ausnahme einiger Schnupftücher, die er für sich behielt. Müller Jacob bekam zwei Theile, einen für sich und einen für seinen Sohn. Nachdem die Beute getheilt war, verließ uns Glasers Adam auch und kehrte nach Hause zurück. Gegen Abend ging ich mit den übrigen in die sogenannte Scheuermühle bei Bruchweiler, aus der uns der Knecht Lebensmittel in den benachbarten Wald brachte. Von da begaben wir uns in den Wald bei dem Eigener Hof. Müller Hannes ging in den Hof, um Lebensmittel zu holen. Wir brachten da den Tag zu und begaben uns die folgende Nacht nach Lettweiler, wo wir gerade zur rechten Zeit ankamen, um einer Hochzeit beiwohnen zu können. Ich gerieth da in Streit mit meinen andern Kameraden, welche mir vorwarfen, auf die Hochzeit gegangen zu sein und mich zu

öffentlich gezeigt zu haben, so daß es zu Thätlichkeiten kam und sie mich alle verließen. Ich fand jedoch am nämlichen Tage den Georg Friedrich Schulz auf den Drei Weihern wieder, mit dem ich nach Iben ging und der Kirchweihe sowie jener zu Fürfeld und zu Eckelsheim beiwohnte. Ich bemerke, daß wir bei dem Raube zu Sötern, mit Ausnahme des Friedrich Schmitt und des jungen Porn, alle mit Mordgewehren bewaffnet waren. Das Kleid, welches Müller Hannes tragt, kommt von diesem Raube her."

Der Zufall hatte alle Theilnehmer an diesem Raubmorde in den Gefängnissen von Mainz zusammengeführt, außer Adam Hartmann, der früher von den Gendarmen, denen er sich widersetzt hatte, erschossen worden war. Müller Hannes hatte schon einige Tage früher als Schinderhannes dem mit seinem Verhöre beauftragten Richter dieses Verbrechen eingestanden, und alle von ihm angegebenen Umstände stimmten so genau überein, daß an der Aechtheit der Bekenntnisse nicht weiter zu zweifeln war. Die Uebrigen blieben sämtlich beim Läugnen. Georg Friedrich Schulz, der viele andere Verbrechen eingestanden hatte, war zu diesem Bekenntnisse nicht zu bewegen, wahrscheinlich weil er glaubte, daß nur Meuchelmord Todesstrafe nach sich ziehe. Müller Jacob und sein Sohn läugneten ebenso wie der Sachse Friedrich Schmitt. Indessen konnten sie sich damit nicht weiter helfen, weil sie von allen Seiten überführt waren, unmittelbar vor und nach dem Raube in der Gesellschaft von Schinderhannes und Müller Hannes gewesen zu sein. Sogar führten Schmitt und die beiden Porn einmal ein Gespräch auf dem Breitsester Hof in Gegenwart des Pächters und seiner Frau, wobei folgende Ausdrücke fielen: „Es ist doch grausam, daß wir so mit dem Juden von Sötern umgegangen sind," worauf ein anderer erwiderte: „es war noch viel schrecklicher zu sehen, wie wir mit brennenden Wachslichtern in das Dorf gezogen sind."

Empörender als fast alle Verbrechen, an welchen Bückler Antheil genommen, ist jenes, verübt auf der Kratzmühle bei Merxheim im Canton Meisenheim, in der Nacht vom 14. auf den 15. Januar 1802. Es war die letzte That, bei welcher gerade

auch die gefährlichsten Räuber beisammen waren; mit dem Ueberfalle, den Seiberts Gesellen kurz vorher auf Hochs Mühle ausführten, hat sie sehr viel Aehnliches. Abends um 10 Uhr ward Adam Kratzmann, Eigenthümer der obgenannten Mühle, durch Hundegebell aus dem Schlafe geweckt. Er stand auf, fand seine Hausthüre offen und fünf mit Flinten, Pistolen und Schächtmessern bewaffnete Räuber in seiner Stube. Sie ergriffen ihn sogleich an der Gurgel, warfen ihn auf den Boden und banden ihm Hände und Füße. Gleiches Schicksal hatte seine alte Schwiegermutter. Als Kratzmann auf die Anrede der Räuber: „du alter Spitzbub, gib dein Geld her!“ erinnerte, wo und wie er bei jetzigen Zeiten Geld herbekommen sollte, zwangen sie seine Frau, ihnen im Hause herumzuleuchten und ihnen Kisten und Kasten zu öffnen. Ungefähr 30 Gulden an Barschaft, ein Paar silberne Schnallen und einige Kleidungsstücke waren die Beute. Die Räuber, aufgebracht, daß sie so wenig gefunden hatten, kehrten in der größten Wuth und unter den fürchterlichsten Drohungen in die Stube zurück, banden der alten Schwiegermutter brennenden Zunder auf den Daumen, brannten ihr dann mit einem Licht eine tiefe Wunde unter dem Arm und zündeten ihr das Hemd am Leibe an. Als aber alle diese Grausamkeiten keine weitere Beute erpressen konnten, weil des Müllers Barschaft wirklich nur in 30 Gulden bestand, verließen die Räuber die Mühle und befahlen den Bewohnern, mit keiner Sylbe dieses Vorfalls zu gedenken, am allerwenigsten aber vor drei Stunden das Haus zu verlassen. Diese Behandlung und der Befehl der Räuber wirkten so sehr auf Kratzmann und seine Familie, daß er dem Maire von Merrheim, der sich am 15. Januar an Ort und Stelle begab, um über den Vorfall zu verbalisiren, nichts anders antworten wollte, als er sei mit seinem Schicksal zufrieden und wolle es geduldig und allein tragen. Erst zwei Tage nachher erklärte er sich darüber gegen die Gendarmerie und den Friedensrichter von Meisenheim, doch gab er nicht alle ihm gestohlenen Effecten an, auch wollte er durchaus keinen der Thäter gekannt haben. Die alte kranke Schwiegermutter lag lange an den Folgen der empfangenen Wunden

darnieder, und Kratzmann selbst war seit dieser Zeit immer kränklich und schüchtern. Er konnte nicht als Zeuge in der Audienz erscheinen und starb in den ersten Tagen nach deren Eröffnung.

Vor dem Director der Geschwornen des Bezirks von Mainz zuerst über dieses Verbrechen befragt, nannte Schinderhannes als dessen Urheber Johann Leyendecker, Johann Niclas Müller, Johann Martin Rinkert, Krugjoseph und den schwarzen Peter. Leyendecker habe ihm dieses jenseit des Rheins erzählt, und er selbst habe keinen Antheil daran gehabt. Bald darauf sagte er aber ganz unverholen, daß er mit dabei gewesen, und erklärte in seinem nachherigen Verhör, er habe sich um jene Zeit mit seinen Kameraden in Lettweiler befunden und kein Geld gehabt. Leyendecker habe den Vorschlag gemacht, welches zu stehlen, und Gustav Müller von Lettweiler habe ihnen den Adam Kratzmann bezeichnet, bei welchem er gelegentlich eines Spelzhandels viel Geld bemerkt habe. Er sei dann mit seinen oben genannten Kameraden, alle besoffen, in diese Mühle gegangen, wo endlich der Diebstahl verübt worden. Er selbst habe keinen Antheil an den verübten Gewaltthätigkeiten gehabt, sondern vielmehr die Bande, womit die Bewohner der Mühle gefesselt gewesen seien, zerschnitten, und einen Topf mit Wasser über die alte Frau geschüttet, um ihr brennendes Hemd zu löschen. Johann Niclas Müller habe vor der Thüre Schildwache gestanden. Dieser gestand das Verbrechen in seinem Verhöre vor dem Director der Geschwornen des Bezirks von Mainz, läugnete aber, daß Johann Leyendecker Antheil daran gehabt, bis er dann auch endlich diesen Umstand vor dem Specialgericht nachgab und hinzufügte, er habe die Stricke, womit die Bewohner der Mühle gebunden gewesen, losschneiden wollen, welches aber Schinderhannes verhindert habe, um endlich nach vollbrachtem Raube die Müllerin selbst loszubinden.

Die mit offener Gewalt in den Häusern der Juden verübten Diebstähle haben sämtlich Aehnlichkeit untereinander. Man kennt sie alle, wenn man einen davon kennt. Indessen sollen die merkwürdigsten der Vollständigkeit wegen, und damit auch der

Theilhaber Erwähnung geschehe, hier kurz berührt werden. Jacob Bär, Handelsjude zu Merrheim, Canton Meisenheim, war schon mehrmals vom Schinderhannes bedroht worden. Dieser kam oft in dessen Haus, ließ sich gut auftischen und preßte dem Juden Geld ab. In der Nacht vom 28. auf den 29. Jan. 1801 klopfte es abermals an der Thüre. „Wer da?“ fragte der Jude. „Aufgemacht, Hannes ist da!“ war die Antwort. Jacob Bär gab gute Worte und bat, ihn diesmal zu verschonen. Als sein Bitten vergeblich, zog er sich mit seiner Familie in das oberste Stockwerk zurück. „Ha! ha! bist du da oben? ich werde dir gleich nachkommen!“ hieß es, und in dem nämlichen Augenblicke ward der Fensterladen erbrochen, und zwei bewaffnete Räuber stiegen ein, andere hielten draußen Wache. Jacob Bär und seine Familie schrien Feuerlärm, daß fast alles in Merrheim aus dem Schlafe geweckt ward. Allein kein Mensch wollte helfen, sei es nun, daß der Jude gehässig war, oder daß die Furcht vor den Drohungen der Räuber, die vor dem Hause aufgestellt, die Leute zurückhielt. So ward der Raub vollbracht, Bär auf seinem Speicher blutrünstig geschlagen und bis zur Ohnmacht mißhandelt. Nach der That ließ man erst die Sturmglocke läuten und verfolgte die Räuber. Die Beraubten gaben als ihnen gestohlene Effecten an: 6 silberne Becher, eine silberne Schnalle, 3 Paar silberne Schnallen, 5 goldene Ringe, 2 silberne Agraffen mit Steinen, eine silberne Taschenuhr, 2 silberne Halsgehänge mit Gold, ein Paar goldene Ohrringe, 30 Louisd'or in Gold, 300 Gulden Silbergeld und eine beträchtliche Partie Waaren.

Dieser Vorfall gab dem Director der Geschwornen zu Birkenfeld viel zu schaffen, er ließ auch nach Abhörung einer starken Anzahl von Zeugen den Friedrich Kunz, welcher nachher vor dem Specialgericht stand, und fünf andere verhaften, unter denen sich namentlich der Rentmeister Schüler befand, von dem weiter unten die Rede sein wird. Allein man konnte damals durchaus nicht ins Reine kommen, und die Beschuldigten mußten wieder in Freiheit gesetzt werden. Als Schinderhannes verhaftet wurde, erklärte derselbe Anfangs, der Jude habe von

Müllerhannes und Peternellen Michel Waaren gekauft, welche diese einem Krämer zu Sesbach gestohlen hätten. Weil der Jude nun diese Waaren nicht habe bezahlen wollen, so hätten sie ihn wieder bestohlen, um sich an ihm zu rächen. Nachher setzte Bückler noch hinzu, Friedrich Kunz, Bänkelspieler zu Merrheim (Boowes Pritz), den er schon lange gekannt, habe ihn eines Tages benachrichtigt, daß der ehemalige Rentmeister Schüler ihn zu sehen verlange; er möge also gelegentlich, in der Eigenschaft eines Weinhändlers zu ihm gehen. Er sei hingegangen, habe mit Kunz bis tief in die Nacht in dem Hause des Rentmeisters gezecht, und sei von diesem aufgereizt worden, den Juden Jacob Bär, den Bauernschinder, doch einmal zu bestehlen. Einige Monate darauf sei er in die Mühle zwischen Merrheim und Kirchroth gekommen, wohin er den Friedrich Kunz habe rufen lassen, der ihm einige Flaschen Wein bei dem Rentmeister geholt, diesen von seinem Vorhaben benachrichtigt und ihn bis in den Ort begleitet habe. Es seien ihrer vier gewesen, nämlich er selbst, Christian Reinhard, Peter Heinrichs Hans Adam und Johann Martin Rinkert. Die aus 6 Mann bestehende Nachtwache zu Merrheim habe sie ungehindert passiren lassen, nachdem sie ihnen ihr Vorhaben, den Juden zu bestehlen, entdeckt hätten. Er und Peter Heinrichs Hans Adam seien durch den aufgebrochenen Laden in das Haus gestiegen, die beiden andern hätten Wache gestanden. Ihre Beute habe in 14 oder 15 Louisd'or, 4 silbernen Bechern, einem Paar Schnallen und verschiedenen Waaren bestanden.

Christian Reinhard, nachdem er vor dem Frankfurter Magistrat geläugnet hatte, den Jacob Schweikard unter dem Namen Schinderhannes zu kennen und in seiner Gesellschaft jemals Unrechtes verübt zu haben, gestand vor dem Director der Geschwornen des Bezirks von Mainz am 24. Juni 1802 ein, bei dem Raube zu Merrheim zugegen gewesen zu sein. Uebrigens gab er die Umstände gerade so wie Schinderhannes an. Der Rentmeister Schüler ward ebenfalls verhaftet und vor das Specialgericht nach Mainz gebracht, bald darauf aber wieder in Freiheit gesetzt. Friedrich Kunz gestand, daß er für Schinderhannes und seine

Gesellen bei jener Gelegenheit Wein und Branntwein genommen und die Räuber am Abend des Diebstahls in den Ort begleitet habe. Für diesen Dienst habe er nichts verlangt und auch nichts erhalten. Uebrigens habe er nicht gewußt, daß der Jude damals hätte bestohlen werden sollen, und noch viel weniger davon sprechen hören. Man sieht hieraus, wie hoch das Unwesen bereits gestiegen war. Vier bewaffnete Räuber wagen es, mit offener Gewalt in einer bevölkerten Gemeinde, die den Lärm und den Unfug hört, zu stehlen, und kein Mensch findet Muth genug, nur den geringsten Widerstand zu leisten!

In der Nacht vom 14. auf den 15. April 1801 kamen bewaffnete Räuber in die Gemeinde Laufersweiler, Canton Kirchberg. Nachdem sie den Nachtwächter, der eben Eilf blasen wollte, zum Schweigen gebracht hatten, nahmen sie auf einem im Dorfe gelegenen Bauplatz ein 11 Schuh langes Stück Holz, sprengten damit die Thüre des Handelsmannes Isaak Moyses, und schrien: „Das Geld heraus! auf dem Platze geblieben, oder ihr seid des Todes! Schein und Licht heraus!" Isaak Moyses sprang zum Fenster hinaus und suchte Hülfe im Dorfe. Weil aber die Räuber durch Schreien ihre Anzahl fürchterlicher machten und mehre Schüsse thaten, so wagte sich kein Mensch hinzu. Die Frau des Juden sprang ebenfalls zum Fenster hinaus. Man zog die Sturmglocke; allein das hinderte die Räuber nicht, mit der Plünderung fortzufahren. Im Hause wurden Kisten und Kasten zerschlagen, und nach den Kindern des Juden ward mit Kugeln geschossen. Außer einer Menge Waaren gab der Jude seinen Verlust auf 38 doppelte und 60 einfache Louisd'or, 24 Dukaten und 30 Kronen an. Der Maire von Sohren und die Gendarmerie von Kirchberg verfolgten sogleich die Räuber und brachten einen herumziehenden Maulwurfsjäger gefänglich ein, der von dem Friedensrichter in das Arresthaus nach Simmern geschickt, dort aber von dem Director der Geschwornen wieder in Freiheit gesetzt ward.

Schinderhannes erklärte, er sei mit Christian Reinhard und dessen Bruder Wilhelm Blum, mit Müllerhannes, Lorenzen Peter, Zahnfranzen Martin, Peter Heinrichs Hans Adam, Georg

Friedrich Schulz und Knöps Antons Hans Adam in dem Walde zwischen Wildenburg und Kempfeld gewesen. Sie hätten daselbst von einem Diebstahle gesprochen, der bei einem Juden von Laufersweiler, Namens Eisik, zu begehen. Da sei der Viehhändler Johann Georg Scherer von Kempfeld, der sonst auf dem Alten Hofe im Canton Hermeskeil gewohnt habe, zu ihnen gekommen und habe sie dazu noch mehr aufgereizt, indem er ihnen gesagt, der Jude müsse viel bares Geld im Hause haben, weil derselbe auf dem Markte zu Birkenfeld 17 Stück Pferde verkauft habe. Der nämliche Scherer habe sich erboten, das Silberwerk, welches sie bei diesem Juden stehlen könnten, zu kaufen. Auf diese Nachricht seien sie nach Laufersweiler gegangen und hätten den Raub vollbracht. Um die Einwohner des Dorfes abzuschrecken und ihren Rückzug zu decken, hätten sie ihre Flinten abgefeuert. Christian Reinhard machte im Ganzen die nämliche Erklärung, namentlich auch in Rücksicht auf Scherer. Sein Bruder Heinrich Wilhelm Blum, nachdem er Anfangs sogar seinen Namen abgeläugnet hatte, ward endlich durch Confrontation zum Geständnisse gezwungen und erzählte den Vorgang, sowie der alte Müllerhannes, auf die nämliche Weise. Georg Friedrich Schulz trat ihnen ebenfalls bei.

Was den Johann Georg Scherer betrifft, so war die Untersuchung gegen ihn den meisten Schwierigkeiten ausgesetzt. Es war nicht zu läugnen, daß schon seit lange verdächtige Menschen auf seinem Hofe aus und eingegangen waren, und daß besonders der berüchtigte Peter Zughetto geraume Zeit bei ihm seine Niederlage hatte, in Briefwechsel mit ihm stand und im Gefängniß Geld von ihm erhielt. Bückler hatte ihn auch schon in seinen ersten Verhören vor dem Director der Geschworenen des Bezirks von Simmern als Käufer gestohlener Pferde angegeben. Hierüber fing der Friedensrichter des Cantons Hermeskeil schon im Sommer 1800 eine Untersuchung an, erließ auch einen Vorführungsbefehl gegen Scherer. Damals konnte aber nichts gegen ihn erwiesen werden. Zwei Jahre nachher zog ihn der Friedensrichter des Cantons Herstein abermals in Untersuchung. Allein auch diesmal blieb sie ohne Erfolg, und der

Beschuldigte ward abermals am 5. Juli 1802 in Freiheit gesetzt. Indessen fand der Director der Geschwornen des Bezirks von Birkenfeld, an den jene beiden Proceduren dem Gesetze gemäß eingeschickt wurden, daß Scherer sich nicht ganz von den ihm gemachten Beschuldigungen gereinigt habe, und erließ daher am 14. Juli nämlichen Jahrs einen Verhaftsbefehl gegen ihn. Im Verhöre läugnete er sogar den Schinderhannes zu kennen. Am 5. Aug. kam er in den Gefängnissen des Specialgerichts vom Donnersberge an. Die Untersuchung gegen ihn nahm nun einen ernsthaftern Gang. In verschiedenen Confrontationen mit Schinderhannes, Christian Reinhard, Georg Friedrich Schulz und Müllerhannes von dreien dieser Verbrecher anerkannt, läugnete er immer standhaft, daß er einen davon kenne. Unterdessen hatte der Friedensrichter des Cantons Kirn auch eine Untersuchung gegen Scherer begonnen. Der öffentliche Ruf beschuldigte ihn, daß er den Schinderhannes, als dieser mit Johann Müller zu Schneppenbach verhaftet und nach Kirn gebracht worden war, in dem Gefängnisse dieser Stadt habe vergiften wollen. Der Apotheker Ellig von Kirn beschwur, daß Scherer ihn damals ersucht habe, ihm ein Tränkelchen zu mischen, um den Räuber in die andere Welt zu schaffen. Er habe ihm dieses Tränkelchen wirklich gemacht, statt des Giftes aber ihm aqua vitae gegeben, welchen Schnaps ein gewisser Kipper, der von Scherer beauftragt gewesen, das Tränkelchen dem Schinderhannes in die Suppe zu schütten, in einer Nebenstraße ausgetrunken habe. Kipper gab dies zu, und Ellig behauptete ferner, daß Scherer bei dieser Gelegenheit geäußert habe, der Kerl könne durch seine Eingeständnisse noch manchen ehrlichen Mann ins Unglück bringen, und es käme ihm und Andern nicht auf 50 Louisd'or an, wenn der Zweck erreicht würde. Scherer läugnete auch diesen Vorfall hartnäckig und bezog sich darauf, daß sowohl Ellig als Kipper bekannte schlechte Leute seien, welche keinen Glauben verdienten. Dieses ward denn auch durch die Aussagen mehrer der angesehensten Männer in Kirn, welche der Friedensrichter abhörte, größtentheils bestätigt. Das Publikum war auf den Ausgang

des Processes gegen Scherer äußerst begierig, da er überall gekannt war und einer der wohlhabendsten Familien der Gegend angehörte.

In der Nacht vom 15. auf den 16. Sept. 1801 ward ein Raub in dem Hause des Seckel Löb zu Staudernheim, Canton Meisenheim, begangen. Der Bestohlne deponirte vor dem Friedensrichter dieses Cantons hauptsächlich Folgendes. Er habe mit seinem Vater im Bette gelegen, da seien um Mitternacht auf einmal drei Männer mit Lichtern in die Stube gekommen und hätten mit Ungestüm sein Geld gefordert. Eine da hängende Taschenuhr habe einer von ihnen sogleich eingesteckt. Man habe ihnen Anfangs erwidert, sie sollten nehmen, was sie fänden; bald darauf habe er sich aber erboten, den Ort zu zeigen, wo das Geld läge. Er sei wirklich hinausgegangen; in dem Versuche zur Flucht sei er aber zurückgehalten worden. Sein Vater sei indessen zum Fenster hinausgesprungen. Er habe den nämlichen Weg zur Flucht gewählt, sei im Hofe am Hemde festgehalten worden, daß ein großes Stück davon in des Räubers Händen blieb, und habe dann nach Hülfe geschrien. Er habe bei diesem Vorfalle einen Streich an den Kopf und einen Schuß in den Arm bekommen. Sein Verlust bestehe in verschiedenen Waaren, 500 Gulden an Werth, in 3 silbernen Bechern, einer silbernen Halskette, 2 goldenen Ringen und in 120 Gulden Geld.

Die Einwohner von Staudernheim zeigten sich diesmal brav und wacker. Der Maire Will lief in bloßen Beinkleidern auf die Straße und allarmirte die Bürgerschaft. Seine Doppelflinte brannte ab, und die Räuber schossen, als sie das Feuer sahen, zweimal mit Kugeln nach ihm. Man erwiderte diese Schüsse, der ganze Ort kam in Aufruhr und leistete tapfern Widerstand. Die Räuber schrien: „Bleibt zurück! Schinderhannes ist da!" Dies hinderte aber das Nachsetzen nicht. Die Räuber sprangen über die 6 Fuß hohe Gartenmauer und ließen in der Eile ein geladenes Pistol und einen Knotenstock zurück. Unter beständigem Feuern von beiden Seiten wurden die Spuren durch Wälder und Straßen, aber ohne Erfolg, aufgesucht. Heinrich Will, der Sohn des Maire, führte an. Die Lage des Hauses außer

der Straße am Felde erleichterte die Flucht. Auch diesmal ward die Thüre mit einem Stück Holz aufgesprengt.

Schinderhannes erklärte, er habe dieses Verbrechen mit Johann Adam Lohr von Steinbockenheim, mit Krugjoseph und Georg Friedrich Schulz verübt. Dieser letzte habe Schildwache vor dem Hause gestanden, und er selbst sei mit den übrigen in das Haus gegangen. Schulz habe einigemal vor dem Hause geschossen, und er selbst ein Pistol auf dem Tische des Juden zurückgelassen, welches Schulz von dem Müller Rupp zu Iben geliehen. Was die Vorbereitungen zu diesem Raube betreffe, so hätten der Nationalförster Brixius von Abtweiler und der Gemeindeförster Baumann von Staudernheim sie dazu aufgereizt und bis zu dem Hause des Juden begleitet. Adam und Margaretha Landfried hätten die Päcke mit Waaren getragen und dafür einiges zum Geschenk erhalten. Der Müller Rupp von Iben und Michel Isaak von Fürfeld hätten ihnen die gestohlenen Effecten abgekauft. Diesmal, sowie nach den Diebstählen von Merrheim und Lauferswciler, gingen die Räuber zu Hamm im Canton Bechtheim, Departement vom Donnersberg, über den Rhein, wo ihnen die Familie Seibel für die Ueberfahrt zu Gebote stand. Johann Adam Lahr gestand das Verbrechen ein, erklärte aber zu seiner Vertheidigung, er sei im berauschten Zustande dazu verführt worden und bereue es von ganzem Herzen. Georg Friedrich Schulz gestand ebenfalls. Die beiden Förster waren schon lange in Verdacht, in genauer Verbindung mit der Räuberbande zu stehen. Sie hatten früher zu Gunsten des berüchtigten Leyendecker falsches Zeugniß vor dem Friedensrichter zu Meisenheim gegeben. In ihren Verhören vor dem Specialgericht läugneten sie Alles, was ihnen zur Last gelegt wurde, obschon sie die gleichförmigen Aussagen von Bückler, Schulz und Lahr gegen sich hatten. Brixius behauptete sogar, den Schinderhannes gar nicht zu kennen, welches Baumann, der ihm einmal eine Flinte verkauft hatte, indessen zugeben mußte. Der Müller Rupp, der schon vor der öffentlichen Audienz zu Mainz in dem Gefängnisse gestorben war, läugnete ebenfalls, den Räubern jenes Pistol gegeben oder gestohlene

Waaren von ihnen geschenkt erhalten zu haben, und räumte nur ein, daß er von Lahr ein Stück schwarzen Cattun für 7 Gulden gekauft habe. Michel Isaak von Fürfeld war schon vorher bei den Räubern auf dem Ibener Hofe und bat sie, ihm bei Gelegenheit des nächsten Diebstahls die gestohlenen Effecten käuflich zu überlassen. Nach dem Raube von Staudernheim ließen sie ihn in den Ibener Wald rufen, zeigten ihm die Waaren und das Silberwerk, einigten sich mit ihm über den Preis und erhielten das Geld. Der Jude, obschon er bei allen Confrontationen mit den Räubern überwiesen ward, läugnete dennoch hartnäckig, jemals in Verhältnissen mit Bückler gestanden zu haben. Margaretha und Adam Landfried von Lettweiler läugneten ebenfalls, diesen Raub erleichtert zu haben, gaben jedoch zu, daß sie die Waaren fortgetragen hätten. Sie seien nämlich an jenem Tage auf dem Wege nach den Drei Weihern gewesen, um daselbst Milchschweine zu kaufen. Daselbst seien sie von den Räubern angehalten worden, welche ihnen Feuergewehre auf die Brust gesetzt und sie auf diese Weise gezwungen hätten, die Päcke fortzutragen.

In der Nacht vom 13. auf den 14. Nov. 1801 kam eine Räuberbande in das Haus des Joel Elias zu Obermoschel, Departement vom Donnersberg. Dieser sprang im Hemde zum Fenster hinaus und weckte den Friedensrichter, welcher sich auch sogleich in Begleitung des Maire und bewaffneter Mannschaft in das Haus des Juden begab. Die Räuber waren aber schon entflohen. Aus dem von dem Friedensrichter aufgesetzten Verbalprocesse ergibt sich Folgendes: Die Räuber hatten mit einem 12 Fuß langen Balken die Hausthüre eingestoßen und in verschiedenen Zimmern des Hauses Besuche gemacht, wo sie Schränke und Kisten einschlugen und 50 Gulden bares Geld, 2 silberne Becher, eine silberne Salzkanne, einen mit Silber beschlagenen Pfeifenkopf, eine goldene französische Taschenuhr, ein Pistol, eine silberne Taschenuhr, Spitzen und Bänder und verschiedene Kleidungsstücke entwendeten. Das schleunige Herbeieilen der Bürgerschaft nöthigte die Räuber zu eilen. Sie thaten mehre Schüsse, schrien: „Heraus Heinrich!" und ließen zwei Stöcke im Hause



zurück, um welche der Friedensrichter verschiedene Untersuchungen anstellte, die aber zu nichts führten.

Schinderhannes erklärte, als er sich mit Georg Friedrich Schulz, Krugjoseph und Johann Niclas Müller zu Lettweiler in Karl Müllers Hause befunden, habe Gustav Müller von Lettweiler den Vorschlag gemacht, den Juden in Obermoschel zu bestehlen. Er habe sich erboten, selbst mitzugehen und noch einen Andern von Lettweiler mitzubringen. Schulz sei darauf nach Iben gegangen, um daselbst den Peter Hassinger abzuholen und noch Andere zusammenzutreiben. Er Bückler, Krugjoseph und Johann Niclas Müller hätten sich darauf in den Duchrother Wald begeben, wo Gustav Müller und Peter Weber sie abgeholt hätten. Auf den Drei Weihern hätten sie den Peter Hassinger getroffen, denen Schulz, Philipp Hassinger und Heinrich Walter bald gefolgt wären. So seien sie dann vereinigt nach Obermoschel gezogen, wo sie den Diebstahl auf oben erwähnte Art verübt hätten. Er, Krugjoseph, Johann Niclas Müller und Heinrich Walter seien in das Haus gegangen. Gustav Müller und Peter Weber seien an dem Thore des Fleckens stehen geblieben, Peter Hassinger, Philipp Hassinger und Schulz hielten Wache vor der Thüre des Juden. Als die Einwohner allarmirt wurden und Heinrich Walter noch im Hause war, schrie Peter Hassinger: „Heraus Heinrich!“ Georg Friedrich Schulz, Johann Niclas Müller und Peter Hassinger gestanden den Raub ein, und dieser setzte hinzu, seine und seines Vaters Vermögensumstände seien durch den Krieg gänzlich zerrüttet worden; Johann Bückler und seine Gesellen, welche oft auf ihren einsamen Hof gekommen, hätten diesen Umstand benutzt und ihn zu verschiedenen Verbrechen angereizt, an denen er leider Antheil genommen habe. Philipp Hassinger war gleich nach der Verhaftung des Schinderhannes unsichtbar geworden und soll über See in einen andern Welttheil gegangen sein. Heinrich Walter, Holzhauer auf dem Ibener Hofe, gestand vor dem Director der Geschworenen des Bezirks von Mainz am 22. Juni 1802 ein, er habe wirklich mit einem Pistol bewaffnet vor der Hausthüre des Juden Schildwache gestanden und sei von Schin-

derhannes dazu verführt worden. Indessen habe er keinen Antheil von der Beute bekommen, weil sie in dem Unternehmen gestört worden seien. In einem nachherigen Verhöre vor dem vom Präsidenten des Specialgerichts committirten Richter erklärte er, ein Unbekannter habe eines Abends den Weg nach den Drei Weihern von ihm zu wissen verlangt, er habe ihn auch gezeigt und dafür Bezahlung erhalten. Daselbst habe er nun die Uebrigen getroffen, welche ihn gezwungen hätten, nach Obermoschel mitzugehen, wo sie ihn als Schildwache ausgestellt und den Befehl von Schinderhannes gehabt hätten, ihn niederzuschießen, wenn er ausreißen wolle. Ein Pistol habe er nicht gehabt. Gustav Müller von Lettweiler läugnete sogar, den Schinderhannes zu kennen, und verbat sich das Befragen um Diebstähle, indem er ein ehrlicher Mann und kein Spitzbube sei. In der darauf gefolgten Confrontation ward er von Schinderhannes und Peter Hassinger als Theilhaber an dem Diebstahle zu Obermoschel anerkannt. Die Uebrigen erklärten, daß sie dies nicht so gerade und durchaus behaupten könnten, indem es Nacht gewesen sei. Peter Weber, Taglöhner von Lettweiler, läugnete ebenfalls, an dem Diebstahle zu Obermoschel Theil genommen zu haben. Von Allen, die man ihm als Urheber davon nenne, habe er nie einen gesehen, außer Schinderhannes ein einziges Mal in dem Hause des Karl Müller zu Lettweiler. In der Confrontation von Schinderhannes, Peter Hassinger und Johann Niclas Müller anerkannt, blieb er immer beim Läugnen. Bei diesem Raube waren gerade diejenigen versammelt, welche der öffentlichen Sicherheit am ersten gefährlich werden konnten, weil sie feste Wohnsitze hatten und man sich von ihnen um so weniger solcher Verbrechen versah. Zum Glück ließ Schinderhannes sich nicht gern mit dergleichen Leuten viel ein; lieber hatte er mit Vagabunden zu thun, von denen keine Reue zu fürchten war. Es scheint, daß nur die einzige Rücksicht, in Fällen der Noth sichere Zufluchtsorte zu haben, ihn bisweilen zu solcher Kameradschaft brachte. Dies war denn auch sehr gut berechnet, denn es liegt kein Fall vor, daß trotz aller Versprechungen von höhern Behörden ein verdächtiger Einwohner irgend eines Dorfes

hätte dahin gebracht werden können, behülflich zu sein zur Ergreifung der Räuber, selbst dann nicht, wenn er, mit ihnen auf einen Strauß ausziehend, in der größten Leichtigkeit das hätte bewerkstelligen können.

Aus einem am 1. Nov. 1802 von den Polizeibeamten des Cantons Alzei im Departement vom Donnersberg aufgesetzten Verbalprocesse erhellet, daß in der vorhergehenden Nacht ein gewaltsamer Raub in dem Hause des Juden Salomon Benedict zu Erbesbüdesheim verübt worden. Eine Anzahl Räuber umstellte um Mitternacht das Haus des Juden, in welchem die Mägde noch in der Küche beschäftigt waren. Das Licht ihrer Fackeln schimmerte durch die Fenster, und auf die Aeußerung einer Magd, was das wohl bedeuten möge, ward von außen geantwortet: „das sollt ihr gleich sehen.“ In dem nämlichen Augenblicke ward die Hausthüre mit einem Balken eingesprengt, und mehre Räuber traten herein, Schinderhannes an der Spitze. Er war mit einem langen Messer, einer kurzen doppelten Kugelbüchse, einer Art und zwei Pistolen bewaffnet. Einige trugen Pechfackeln und brennende Wachslichter, mehre hatten die Gesichter geschwärzt, andere blieben vor der Hausthüre und hielten Wache. Eine von den Mägden lief auf den Speicher und schrie um Hülfe, worauf einer von den Räubern erwiderte: „ich gehöre zu den Leuten des Schinderhannes, und wer es wagt, sich zu rühren, wird ohne Barmherzigkeit vor den Kopf geschossen.“ Ein anderer packte den Nachtwächter am Kragen und verbot ihm bei Verlust seines Lebens, den geringsten Lärm zu machen. Während dieser Zeit machten die im Innern des Hauses sich an die Habseligkeiten des Juden und schlugen die Kasten auf. Der Sohn des Juden ward mit einer Art mißhandelt, und nach der Magd mit einem Säbel aus allen Kräften geschlagen. Einer von den Räubern ließ im Hause, indem er seine Pfeife anzünden wollte, ein Stück Papier fallen, worauf die Worte geschrieben: Hof Iben, Kloninger und Hassinger. Nach vollbrachter That zogen sie unter Freudengeschrei zum Dorfe hinaus und brannten ihre Feuergewehre los. Der Jude gab seinen Verlust folgendermaßen au: 80 Guldeu an Kronenthalern

und Sechsbätznern, 10 Louisd'or, 156 Stück Brabänter Kronen, eine 36 Loth schwere silberne Kanne, 3 Paar silberne Schnallen, eine silberne Tabaksdose, eine mit Silber beschlagene Pfeife, ein Paar goldene Ohrgehänge, ein goldener Ring, sonstige Kleinigkeiten nebst Wäsche und Kleidungsstücken. Den Mägden wurden ebenfalls ihre Effecten und ihr Geld geraubt.

Schinderhannes erklärte, er habe mit Müllerhannes, Georg Friedrich Schulz, Johann Niclas Müller, Krugjoseph, Peter Hassinger und Franz Mundo dieses Verbrechen verübt und zwar unter denselben Umständen, wie die Juden angegeben hätten. Krugjoseph habe dem jungen Juden einen Schlag mit der flachen Säbelklinge und er dem alten Juden eine Ohrfeige gegeben. Die Brüder Seibel von Hamm hätten ihnen geholfen, das entwendete Geld über den Rhein zu schaffen, indem sie es in ihren Nachen gelegt hätten, um die Aufmerksamkeit der Zollbeamten davon abzuziehen. Müllerhannes gestand dieses Verbrechen ebenfalls ein. Auch diesmal ward der Plan dazu in Hassingers Hause auf dem Ibener Hofe gemacht, der in der letzten Zeit der Räubereien der vornehmste Schlupfwinkel der Bande war. Die Räuber ließen sich zu Kreuznach Pulver holen und machten die Patronen Abends vor dem Ausfluge dort zurecht. Müllerhannes schien es sehr hoch aufzunehmen, daß er diesmal nicht mehr als zwei große Thaler von der Beute bekam. „Ich warf," sagte er, „als wir im Walde bei Iben getheilt hatten, mein Pistol unmuthig auf die Erde und schwur mir selbst, nie wieder an einem Verbrechen Antheil zu nehmen." Georg Friedrich Schulz bekam nach seiner Behauptung auch nur 2 Kronen von dieser Beute. Johann Niclas Müller erzählte, sie hätten sich am Tage vor der Nacht, in welcher der Raub begangen worden, zu Iben bei Hassinger versammelt. Schinderhannes habe den Vorschlag gethan, auf einen Strauß nach Erbesbüdesheim zu ziehen, und dieser Vorschlag sei einstimmig angenommen worden. Peter Hassinger sei sogleich nach Kreuznach gegangen, wo er sich mit einem Vorrathe Pulver und Blei bepackt habe. Abends habe man Patronen gemacht, den Plan hinlänglich besprochen, weidlich gezecht und noch eine Kanne und eine Flasche Branntwein mit

auf die Reise genommen. Der Balken, um die Thüre des Juden aufzusprengen, sei zu Erbesbüdesheim auf einem Bauplatze abgeschnitten worden, mittels einer Säge, die Hassinger zu diesem Behufe mitgenommen. Schinderhannes machte vor dem Dorfe Feuer und zündete ein aus 6 bis 8 Dochten bestehendes Licht an. Der Abrede gemäß bewachten Franz Mundo, Peter Hassinger und Georg Friedrich Schulz die Straßen; Schinderhannes, Krugjoseph und Johann Niclas Müller gingen in das Haus, und Müllerhannes hielt die Thüre besetzt. Dieser hatte sich mit zerstoßenem Pulver das Gesicht geschwärzt und Schinderhannes dem Johann Niclas Müller mit der nämlichen Farbe einen Schnurrbart aufgemalt. Der Nachtwächter ward von Hassinger und Schulz auf einen Stein gesetzt und mit Branntwein bewirthet. Johann Niclas Müller will zu seinem Antheile nicht mehr als eine Brabänter Krone, einen blauen Rock und ein Paar Beinkleider bekommen haben. Aus seinen Erklärungen erhellet auch, daß die Waaren und Kleidungsstücke unter die Kameraden ziemlich gleich getheilt wurden, von dem Gelde aber keiner mehr als 2 Kronen erhielt. Das Uebrige behielt Schinderhannes für sich, theils weil er, wie Müller erzählte, Manches bei Seite steckte, wovon die Andern nichts wußten, theils auch weil er sich als Anführer der Bande betrachtete und von seinen Kameraden auch als solcher anerkannt ward. Die Gewehre waren alle mit Nr. 0 und 1 und die Büchse des Schinderhannes mit Kugeln geladen. Peter Hassinger gestand den Raub ebenfalls mit allen oben angeführten Umständen ein, und Franz Mundo, der bei dieser Gelegenheit zum erstenmale bei der Bande auftrat, nachdem kurz vorher ein Strauß zu Horrweiler mißlungen war, entschuldigte sich damit, daß er durch Peter Hassinger verführt, auf dessen Hofe zum erstenmal in die Gesellschaft der Räuber gerathen sei.

Die Seibelsche Familie von Hamm war wohl eine der gefährlichsten, wenn man bedenkt, daß sie es den Räubern so leicht machte, auf das rechte Rheinufer zu kommen und sich dadurch den Verfolgungen der Polizei zu entziehen. Sie gestand die Umstände auch zum Theil ein, läugnete aber gewußt zu haben,

daß die Effecten, welche sie hinübergefahren, gestohlen gewesen seien. Sie mußte ebenfalls zugeben, verschiedenemal für die einzelne Ueberfahrt von jedem Individuum eine halbe Krone empfangen zu haben, und es erhellet sogar aus den Verhören, daß den Seibel zuletzt eine ganze Krone für den Kopf bezahlt wurde.

Dieses sind hauptsächlich die Verbrechen, welche von der Bande mit offener Gewalt in Judenhäusern verübt wurden. Man wird sich aber bereits hinlänglich überzeugt haben, wie wenig auch die Christen vor den Unholden sicher waren. Merkwürdig ist es, daß jenes Vorurtheil, Schinderhannes sei nur den Juden gefährlich, erst nach seiner Gefangennehmung ganz verschwunden ist, da doch schon vorher so viele Beweise laut dagegen sprachen. Die nachfolgenden Vorfälle werden näher beweisen, wie dieser Räuberbande durchaus Nichts heilig war, und man wird sich endlich sogar überzeugt halten, daß das Gesindel weit grausamer und mit ausgezeichnet niederträchtiger Bosheit gegen Christen verfuhr.

In dem Bezirke von Birkenfeld hatte sich um die nämliche Zeit, als Schinderhannes in diesen Ländern zu wirthschaften anfing, eine mächtige Bande gebildet. Karl Benzel war ein Zögling dieser Schule. Der Zufall, der ihn schon frühe in die Hände der Justiz lieferte, verhinderte ein engeres Zusammenziehen dieser Bande mit den Gesellen des Schinderhannes, sowie der Tod von Mosebach und Johann Müller von Schönau die Vereinigung der Moselbande und jener im Bezirke von Bonn mit Schinderhannes noch frühe genug zerrissen hat. Die Birkenfelder Bande zählte äußerst entschlossene und gefährliche Bösewichte unter ihren Gliedern. Dem ehemaligen Director der Geschwornen im Bezirke von Birkenfeld und spätern Richter bei dem Appellationstribunal zu Trier, Seippel, ist es hauptsächlich zu verdanken, daß dieser Schlange das Haupt zertreten ward. Durch die Feigheit und geringe Bildung der Geschwornen hatte das Unwesen einen so hohen Grad erreicht, daß selbst der Beamte auch mit dem besten Willen zuletzt allen Muth verlieren mußte. Man denke nur an die empörende Geschichte der Beraubung des Empfängers von Kusel,

der, nachdem der ihn begleitende Gendarme das Feld geräumt hatte, sich lange mit der Bande herumhieb: mehre wurden damals verhaftet, einige sogar überwiesen und doch freigesprochen! Nur der einzige Kullmann starb unter der Guillotine zu Trier, und Glasers Adam (Adam Hartmann von Ruschberg) ward am 9. Febr. 1802 von den Gendarmen erschossen.

Unter allen Mitgliedern dieser Bande stand wohl Jacob Benedum, Müller von Konkenlangenbach im Canton Kusel, 29 Jahre alt, oben an. Er war ein verschlossener, tückischer, unternehmender und zugleich frecher Mensch, voll der niedrigsten Grausamkeit und lange schon der ganzen Gegend ein Schrecken. Er trieb sich ohne Nahrungszweig herum, durchstreifte mit fahrendem Gesindel und verdächtigen Gesellen das Land und ward auch in einer solchen Gesellschaft von den Gendarmen in dem Hause des Friedrich Doll zu Dennweiler im Canton Kusel verhaftet. Doll war schon längst verdächtig, mit der Bande in Verbindung zu stehen, und Karl Benzel hatte aus seinem Arreste zu Coblenz mehre verdächtige Briefe an ihn geschrieben. Benedum und seine Kameraden trugen bei ihrer Verhaftung Flinten und Pistolen mit Kugeln geladen, und man fand einen Sack mit Kugeln und einen andern mit Pulver bei ihnen. Auf ihre Aussage, daß noch mehre von ihren Kameraden auf dem Breitsester Hofe seien, verfügten sich die Gendarmen dahin und verhafteten daselbst den Müller Jacob, seinen Sohn und den Bergmann Schmitt aus Sachsen.

Der Director der Geschworenen des Bezirks von Birkenfeld verfolgte Benedum und Schmitt wegen eines auf der Streitmühle im Canton Kusel verübten Raubes und setzte einen Anklageact gegen beide auf, welcher auch von den Geschworenen angenommen ward. Da indessen die Beschuldigten in der Folge von Johann Bückler als Mitschuldige entlarvt wurden, so brachte man sie kraft einer Entscheidung des Regierungscommissarius Jean-Bon-St. André vor das Specialgericht vom Donnersberg.

In der Nacht vom 17. auf den 18. Oct. 1801 stieß eine Räuberbande mit einem Balken die Thüre der Streitmühle ein und erbrach zu gleicher Zeit das Fenster derselben. Vier von

der Rotte, die Gesichter schwarz gefärbt und in ein schwarzes Tuch gehüllt, mit herabgekrempten Hüten und mit Pistolen, Flinten und Stöcken bewaffnet, kamen in das Schlafzimmer der Eheleute Kraut und forderten mit drohender Stimme Geld. Auf die Weigerung des Müllers wurden er und die Frau aus dem Bette gerissen und nebst ihrem Sohne, der eben dazugekommen war, mißhandelt. Aus einem Schranke nahmen die Räuber ungefähr 693 Gulden an barem Gelde nebst verschiedenen Kleidungsstücken und sonstigen Effecten. In dem obern Zimmer wurde ein Schrank aufgeschlagen und ebenfalls Verschiedenes geraubt. Die Bewohner der Mühle wurden mit dem Tode bedroht und ihnen Feuergewehre auf die Brust gesetzt. Den Rückweg nahmen die Räuber über Husler und Laugenbach. Die umliegenden Dorfbewohner fanden über dem Nachsetzen einen Schuh, zwei schwarze Lappen, welche ihnen als Larven mochten gedient haben, eine Bergmannslampe und sonstige Sachen. Nach den Spuren schienen der Räuber sechs gewesen zu sein. Unglücklicher Weise blieben, trotz der fleißigsten Nachforschung der Beamten, jegliche Mittel, angewendet, um die Thäter zu entdecken, fruchtlos. Benedum ward am andern Tage mit schmutzigen Schuhen und verwundeter Stirne gefunden, und als der Friedensrichter des Cantons Kusel einen Vorführungsbefehl gegen ihn erließ, rettete er sich durch Schwimmen und führte seit dieser Zeit ein verborgenes unstetes Leben. Zu seiner Vertheidigung sagte er, die bei ihm gefundene Flinte habe er zur Jagd gebraucht, die Wunde in seiner Mühle erhalten, und seine Frau habe ihm die Schuhe gewaschen. Von dem Raube auf der Streitmühle wisse er nicht das Geringste, und die Nacht der That habe er in seiner Mühle zugebracht. Friedrich Schmitt trug bei seiner Verhaftung Kleider, welche aus einem grauen auf der Streitmühle geraubten Ueberrocke gemacht waren, und konnte sich nicht anders über diesen äußerst verdächtigen Umstand als mit der kahlen, allen Verbrechern geläufigen Ausrede rechtfertigen, er habe einen Mantel, aus welchem die bei ihm gefundenen Kleider gemacht seien, von einem Unbekannten gekauft. Ueberdies ergab sich aus den Verhören des Schinderhannes, daß

dieses Verbrechen seit lange zwischen Schmitt, Porn dem Vater und Adam Hartmann verabredet gewesen, wie diese dem Schinderhannes vor der That anvertraut und hinzugesetzt hatten, Jacob Benedum würde mit von der Partie sein. Jacob Porn, hierüber zur Rede gestellt und selbst dieses Verbrechens beschuldigt, läugnete indessen, jemals mit Schinderhannes von dergleichen Dingen gesprochen zu haben.

In der Nacht vom 1. auf den 2. Febr. 1800 brachen mehre Räuber durch das Fenster in die Walkmühle des Philipp Bitsch zwischen Kusel und Didelkopf im Bezirke von Birkenfeld. Auf diese Weise kamen sie ohne Mühe in das Innere des Hauses, schlugen ein kleines in der Stubenthüre befindliches Fensterchen ein und steckten zwei Flintenläufe durch die Oeffnung. Der Müller Bitsch ergriff ebenfalls sein Gewehr und hielt es zwischen jenen beiden zum Fenster hinaus, zog es aber bald wieder zurück, da man ihn von außen unter der Drohung dazu aufforderte, daß er auf der Stelle niedergeschossen werden solle. Nun kamen zwei Räuber ins Zimmer, die einiges Geld, eine Taschenuhr und Kleidungsstücke erpreßten und damit in das obere Zimmer gingen, wo sie die Töchter des Müllers ebenfalls mit dem Tode bedrohten. Mit dem gefundenen wenigen Gelde nicht zufrieden, zog einer von den Räubern Strick, Lunten und Faden aus der Tasche, um den Müller zu brennen und ihm dadurch das Geständniß abzuzwingen, wo jenes Geld verborgen liege, so er einige Tage vorher für verkauften Gips eingenommen habe. Der Müller jammerte und bat, man möge ihm einen Ort bestimmen, er wolle Geld leihen und es dahin bringen. Nun ließen ihn endlich die Räuber gehen, indem sie ihm auferlegten, zweihundert Thaler bereit zu halten, welche sie selbst abholen wollten.

Der nachher zu Trier guillotinirte Philipp Gilcher war wegen dieses Verbrechens von den Geschwornen zu Birkenfeld angeklagt und auch von dem Müller anerkannt worden. Er läugnete indessen hartnäckig in allen Verhören, und nur einige Stunden vor seinem Tode ließ er von Trier aus den Müller um Verzeihung bitten. Gegen Benedum ergab sich nichts weiter, als daß Karl Benzel ihn als einen der Räuber genannt und sich

in Gegenwart von Zeugen über diesen Vorfall mit ihm unterhalten hatte. Er läugnete indessen jede Theilnahme daran. Als Mitschuldiger von Schinderhannes kam er wegen des folgenden Vorfalles ins Gedränge. Am 19. März 1800 reiste eine Gesellschaft, theils Christen, theils Juden, von Wolfersweiler nach Birkenfeld. Auf der Anhöhe bei Neubrück wurden sie vor dem Ausgang eines Hohlweges von fünf Räubern überfallen, die mit Messern, Flinten und Pistolen bewaffnet waren. Einige von der Gesellschaft nahmen die Flucht, es wurden ihnen aber Kugeln und Schrot nachgeschickt, welche ihnen durch die Mäntel fuhren, ohne sie jedoch zu verletzen. Andere wurden niedergeworfen und blutrünstig geschlagen. Nach vollbrachtem Raube griffen sie noch einen Metzger von Birkenfeld an, dem sie begegneten, und beraubten ihn. Johann Bückler gestand, daß er diesen Raub mit Karl Benzel, Jacob Benedum und noch zwei Andern, die er indessen nicht gehörig zu signalisiren wußte, vollbrachte. Die Mißhandlungen habe Benedum allein verübt. Dieser läugnete indessen, nur das Geringste davon zu wissen oder den Schinderhannes zu kennen. Bei der zu Mainz vorgenommenen Confrontation am 8. Januar 1803 erkannte der Metzger Karl Engel von Birkenfeld den Jacob Benedum als einen von den Räubern; andere von den ihm vorgestellten Zeugen bemerkten, daß einer der Räuber wirklich von ähnlicher Gestalt gewesen sei, daß sie aber nicht mit Gewißheit darauf bestehen könnten, ob sich Benedum darunter befunden habe.

In der Nacht vom 25. Febr. 1798, bekundet ein von dem Friedensrichter des Cantons Stromberg am 19. Oct. 1802 aufgesetzter Verbalproceß, klopfte man an dem Fenster des Ziegelbrenners Martin Schmitt zwischen Spall und Argenschwang im Canton Stromberg. Die Frau des Zieglers sah zwei große Kerle außen stehen, die vorgaben, von Kreuznach zu kommen, und Nachtherberge verlangten, weil sie wegen der großen Kälte im Walde nicht bleiben könnten. Man öffnete ihnen die Thüre und machte Feuer an. Vier Kerle mit Pistolen bewaffnet kamen herein, und ein fünfter blieb als Wache vor der Thüre. Sie fingen sogleich Streit an, und einer machte Anstalt, die Frau zu

binden, welches jedoch auf Befehl des rothen Fink, der erkannt ward, unterblieb. Die Bewohner der Ziegelhütte, Mann und Frau, wurden blutrünstig geschlagen und mißhandelt. Man setzte ihnen die Feuergewehre auf die Brust und raubte Alles, was vorfindlich war, Wäsche, Kleider, Tuch und Geld. Der schwarze Peter ward ebenfalls erkannt, und der Ziegler vermuthete, daß einer der Räuber, welcher sich das Gesicht geschwärzt hatte, Johann Georg Reidenbach gewesen sei.

Schinderhannes, der um die Zeit dieses Raubes seine Laufbahn eben angefangen hatte, war traun! in treffliche Hände gefallen. Peter Petri, Vater und Sohn, der rothe Fink, Johann Georg Reidenbach und ein alter Dieb Namens Christian Schuk haben nach seinen Geständnissen dieses Verbrechen mit ihm verübt. Die Mißhandlungen sollen indessen nur in einigen Ohrfeigen bestanden haben, welche der schwarze Peter dem Ziegler und seiner Frau gegeben. Peter Petri, der Sohn, welcher zu den Zeiten seiner verschiedenen Verhaftungen ziemlich offenherzig in dem Geständnisse einer großen Anzahl Verbrechen gewesen war, nahm am 3. Mai 1802 vor dem Präsidenten des Specialgerichts vom Ruhrdepartement auf einmal einen ganz andern Charakter an; er läugnete, den Schinderhannes anders als aus seinem Gefängnisse zu kennen und jemals mit ihm gemeinschaftlich ein Verbrechen verübt zu haben. Aus Furcht, jugendlicher Unbesonnenheit, in der Hoffnung, in seinem Gefängnisse besser gehalten zu werden, und auf Zureden anderer Leute habe er Manches gesagt, was er niemals gethan. Schinderhannes habe es in seinem Arreste zu Simmern ebenso gemacht und sei darum aus seinem unterirdischen Kerker in einen bessern gebracht worden, aus dem er endlich zu entspringen Gelegenheit gefunden habe. Zu Mainz blieb Peter Petri bei seinem Läugnen, natürlich also, daß er auch von dem Raube auf der Ziegelhütte, dessen ihn Schinderhannes erst zu Mainz beschuldigte, durchaus nichts wissen wollte.

Christian Schuk, zur Zeit dieses Raubes bereits 70 Jahre alt, war ein Landstreicher und wohnte vordem zu Gersbach, in der ehemaligen Grafschaft Falkenstein. Bereits 20 Jahre früher fünf Jahre lang zu Winnweiler verhaftet, ward er der dasigen

Justiz zum dreijährigen Karrenschieben, zur Brandmarkung und Verbannung verdammt, und zwar nach seinem Vorgeben, weil er gestohlene Effecten gekauft und verhandelt hatte. In den Kriegszeiten trieb er sich als Landstreicher und Kleinkrämer herum und ernährte sich theils vom Bänkelspiel, theils in den Wirthshäusern, wo er den Gästen die Taschen ausmauste. Am 16. April 1798 ward er als Landstreicher zu Sobernheim verhaftet und in das Arresthaus nach Simmern geschickt. Dort ward er, weil nähere Beweise von Verbrechen gegen ihn fehlten und die Landstreicherei überdies durch die französischen Gesetze damals noch nicht vorgesehen war, von dem Zuchtgericht am 2. Juli 1798 den alten bestehenden Landesgesetzen gemäß ausgewiesen und durch die Gendarmerie über den Rhein gebracht. Nach einiger Zeit kam er indessen auf das linke Rheinufer zurück und ward er am 21. März 1801 zu Waldböckelheim im Canton Sobernheim neuerdings verhaftet und nach Simmern gebracht. Dort stellte ihn der Director der Geschworenen am 6. April vor das Zuchtgericht, welches durch ein Urtheil vom nämlichen Tage ihn als mehrmals gestraften Bettler zu zweijähriger Zuchthausstrafe verurtheilte. Der achtzigjährige Greis war mit diesem Urtheile vollkommen zufrieden und soll späterhin in einem Zuchthause zu Gent in den Niederlanden gestorben sein.

In der Nacht vom 11. auf den 12. Febr. 1802 ward ein Raub in der Gemeinde Waldgrehweiler, Canton Rockenhausen im Departement vom Donnersberge, begangen. Aus einem am 12. Febr. vor dem Friedensrichter dieses Cantons aufgesetzten Verbalproceß ergibt sich, daß die Räuber mit einem hinter der Mühle abgesägten Erlenbaume die Thüre des Ackersmannes Valentin Bernhard eingestoßen haben. Vier stürzten sogleich mit ihren Waffen in das Haus, die andern hielten Wache. Valentin Bernhard machte Feuerlärm. Die Räuber schossen nach ihm und dem Polizeisergeanten, der auf den Lärm herbeigelaufen war. Der Sohn aus dem Hause ward niedergeschlagen und sollte eben gebunden und gebrannt werden, als man die Sturmglocke anzog und die Räuber verjagte. Die Einwohner verfolgten sie mit Muth und Entschlossenheit bis gegen Tagesanbruch. Sie nahmen

ihren Rückzug gegen Lettweiler und die Drei Weiher. Aus den Spuren im Schnee erkannte man, daß es ihrer acht gewesen, davon einer Schnabelschuhe ohne Nägel trug. Der Raub bestand in ungefähr 20 Gulden. Auch diesmal hatte sich der eine Räuber das Gesicht schwarz gefärbt.

Der Friedensrichter untersuchte, wie aus der Procedur erhellte, diesen Vorfall sehr eifrig, und es ward auch ein gewisser Adam Graf aus Schönborn verhaftet; indessen mußte für des Vorfalles vollständige Aufklärung des Schinderhannes Geständniß abgewartet werden. Er erklärte, daß er dieses Verbrechen mit Christian Reinhard, Johann Leyendecker, Joseph Klein, Philipp Weber, Peter Hassinger, Franz Mundo, Christoph Eckard, Wilhelm Weisheimer, Johann Korbmann und Johann Adam Steininger verübt habe. Jacob Müller von Lettweiler soll den Räubern die Reichthümer des Valentin Bernhard angerühmt und sie zur Begehung dieses Verbrechens mit der Vorstellung angereizt haben, daß das Haus am Ende des Dorfes liege und Bernhard viele Feinde habe. Schinderhannes möge sich nur vor seinem äußerst starken Knechte in Acht nehmen. Was diesen letzten Umstand betrifft, so ergab sich auch wirklich aus dem Zeugenverhöre, daß Bernhards Knecht sich während des Raubes der Stubenthüre näherte und von einem der Räuber mit den Worten gefaßt ward: „Bist du der starke Knecht, der zwei Mann packen kann und der mir schon beschrieben ist? Halt dich nur ruhig und bleib hier in der Stube, dann werden wir dir kein Leid zufügen!“ — „Auf die Vorstellung Jacob Müllers,“ fuhr Bückler fort, „schickte ich durch Joseph Klein einen Brief an Hassinger und lud ihn zu mir ein. Weil Hassinger aber nicht kam, so beschickte ich ihn zum zweiten Male und ließ ihm bedeuten, daß wir einen Strauß vorhätten. Hassinger kam nun wirklich und brachte noch andere Kameraden mit. An den Bewohnern des Hauses haben wir keine Gewaltthätigkeiten verübt, nur erinnere ich mich, daß Leyendecker dem Bernhard eine Ohrfeige gegeben hat.“

Christian Reinhard, Peter Hassinger, Franz Mundo, Wilhelm Weisheimer und Johann Korbmann gestanden den Raub

und aus ihren einstimmigen Aussagen ging hervor, daß auch die Uebrigen Theilnehmer waren. Reinhard, Hassinger und Mundo schossen ihre Gewehre ab, und dieser letzte benahm sich, als er sein Pistol wieder laden wollte, so linkisch, daß er das Pulver auf die Kugel setzte. Weisheimer entschuldigte sich, er sei von Hassinger und Mundo zu diesem Verbrechen verführt worden, das einzige, welches er in seinem Leben begangen habe. Jene beiden hätten ihn zu Tieffenthal in ein Wirthshaus gerufen und ihm vorgestellt, daß jetzt schmale Zeiten seien und man nicht wisse, wo man Geld genug auftreiben solle. Sie wollten ihm aber zu Geld verhelfen. Er habe sich damals eben auch im Gedränge befunden und seine Contribution bezahlen sollen, und sei also mit auf diese Expedition gegangen, aber vor dem Dorfe stehen geblieben, weil ihm ein Grausen angekommen. Von der Beute habe er nichts erhalten. Korbmann machte ungefähr die nämlichen Entschuldigungen und gab vor, er sei von Weisheimer verführt worden und habe niemals andere Verbrechen verübt. Joseph Klein bestand hartnäckig darauf, daß er den Schinderhannes nicht anders kenne, als weil er ihm einmal zu Feil einen doppelten Louisd'or ausgewechselt und für diese Mühe und für einen kleinen Hund 12 Sechsbätzner von ihm empfangen. An dem Raube zu Waldgrehweiler habe er gar keinen Antheil. Schinderhannes, Reinhard und Hassinger erkannten ihn gleichwohl als Theilhaber an diesem Verbrechen, und zwei Zeugen sagten aus, daß derjenige, welcher die Fackel getragen, von ähnlicher Figur wie Joseph Klein gewesen sei. Philipp Weber von Lettweiler war schon lange den Polizeibeamten seines Cantons verdächtig und stand auch schon unter der frühern Regierung in einem äußerst schlechten Rufe. Von dem Zuchtpolizeigerichte des Bezirks von Kaiserslautern ward er wegen vier Diebstählen verfolgt, aus Mangel an hinlänglichen Beweisen aber am 8. April 1802 losgesprochen. In seinem Hause war eine der Hauptniederlagen der Bande. Seine ganze Vertheidigung bestand in dem hartnäckigsten Läugnen. Auf die nämliche Art benahm sich der Müller Eckhard, mit dem Zusatze, wenn tausend Menschen gegen ihn aufträten, so lögen alle tausend, und dergleichen schlechte

Kerle könnten einem ehrlichen Manne nichts nachsagen. Jacob Müller war schon lange vorher mit Fink dem Rothkopf in Verbindung. Sein Haus diente ebenfalls der Baude zur Niederlage. Er läugnete indessen einen von der Bande zu kennen, viel mehr noch, Antheil an einem Verbrechen zu haben.

Nach dem größtentheils mißlungenen Raube zu Waldgrehweiler gingen mehre von der Bande nach Lettweiler zurück, wo sie den Plan machten, den Pächter auf dem Neudorfer Hofe, Canton Obermoschel im Departement vom Donnersberg, zu bestehlen. Man pochte in der Nacht vom 12. auf den 13. Febr. 1802 an der Thüre des Hofes, und als diese von innen geöffnet ward, traten vier bewaffnete Kerle herein, verlangten Essen und Trinken. Der Pächter reichte beides, und Schinderhannes trug einen Theil davon zu seinen vor dem Hofe gebliebenen Kameraden. Als er wieder hereintrat, forderte er dem Pächter sein Geld ab. Dieser, der wenige Leute auf seinem einsamen Hofe hatte und folglich keinen Widerstand leisten konnte, öffnete ein in der Stube befindliches Eckschränkchen und gab den Räubern das darin vorhandene Geld, ungefähr 10 Gulden. Damit waren die Presser nicht zufrieden und forderten mehr. Der Pächter Zürcher ward ohne viele Umstäude niedergeworfen und gebunden. „Willst du nun," fuhren sie ihn an, „das Geld hergeben, welches du zu Lettweiler eingenommen und von welchem du das darunter befindliche Gold wieder zurückgesendet hast, um es in Silber umzusetzen?" Der Pächter, auf diese Weise in Angst gesetzt, versprach Alles. Er ward wieder losgebunden und auf den Speicher geführt, wo er den Räubern noch 232 Gulden einhändigte, die dort in den Früchten versteckt lagen. Unten in der Stube ward er neuerdings gebunden und ihm ein brennendes Licht auf die Brust gehalten. Man bedrohte ihn, wenn er nicht noch mehr Geld hergäbe, ihm die Pferde mitzunehmen. Der Pächter bat, ihm noch einige Tage Ruhe zu lassen; innerhalb derselben wolle er Geld zusammentreiben und ihnen einhändigen. Nach wechselseitigen Unterhandlungen stellte er einen Schuldschein auf 300 Gulden aus, worin er sich anheischig machte, dem

Vorzeiger dieses das Geld auszuzahlen. Darauf ging es an eine allgemeine Plünderung des Hauses, wobei Schinderhannes sich äußerte, der Pächter habe viele Feinde, welche er nennen wolle, sobald der Schuldschein eingelöset sei. Unterdessen zog einer von der Bande, den man für den Johann Leyendecker erkannt hat, den Knecht des Pächters bei Seite und sprach zu ihm: „Nicht wahr, du kennst einen von uns?" — „Nein!" — „Ja, ja, du kennst einen von uns, allein wenn du plauderst, so schießen wir dich vor den Kopf." Wirklich hatte Leyendecker vordem als Schuster in Lettweiler gearbeitet, aus welchem Orte der Knecht gebürtig war. Sieben Tage nachher kam Leonhard Körper von Duchroth auf den Hof, zeigte den von dem Pächter ausgestellten Zettel vor und verlangte die 300 Gulden. Da aber Zürcher gerade nicht zu Hause war, so bat seine Frau, daß der Bote am andern Tage wiederkommen möge. Körper verstand sich dazu, kam aber noch am nämlichen Abend und fand den Pächter. Dieser gab ihm nun auch wirklich hundert Thaler in klingender Münze und ersuchte ihn, den Schinderhannes zu bitten, daß er ihn doch künftig in Ruhe lassen und mit diesem Gelde zufrieden sein möge, weil er sonst nicht mehr auf dem Hofe bleiben könnte. Körper versprach, sich dieses Auftrages zu entledigen und Tags darauf die Antwort zu bringen. Er ging und kam nicht wieder. Zwei von Körper dem Pächter bei dieser Gelegenheit eingehändigte Briefe von Schinderhannes trugen die Unterschrift: Johannes durch den Wald, und war Leyendecker das erfinderische Genie, welchem sein Hauptmann diesen Namen verdankte, indem er ihm einst eine Jagdtasche machte, worauf er denselben und drei Kreuze nähte.

Schinderhannes erklärte in seinen Verhören zu Mainz, er habe diesen Diebstahl wirklich auf die oben beschriebene Weise verübt, und setzte hinzu, er habe unter dem Vorwande, daß Gendarmen auf dem Hofe verborgen seien, Gelegenheit genommen, das Haus zu durchsuchen, und in einem Nebenzimmer vier Flinten, ein Pistol und einen Säbel gefunden, deren er sich mit dem Ausdrucke bemächtigte: „Hier sind die Gendarmen." Das an Körper bezahlte Geld brachte dieser den Räubern in eine

Höle auf einem Berge neben dem Hause des Peter Haas zu Oberhausen, Canton Obermoschel. Johann Leyendecker, Christian Reinhard, Johann Adam Steininger von Trombach und Joseph Klein von Feil waren die Gehülfen bei dem Diebstahl. Reinhard beichtete, Klein blieb beim Läugnen. Leonhard Körper, der Gelegenheit gefunden hatte, aus dem Gefängnisse zu Mainz zu entweichen, indessen kurz vor dem Beginn der öffentlichen Audienz wieder aufgefangen wurde, daß er wie die übrigen vor dem Tribunal erscheinen konnte, läugnete nicht, jene beiden Briefe von Schinderhannes empfangen und auf den Hof getragen, auch bei der zweiten Mission eine Blase mit Geld erhalten zu haben, die er dem Schinderhannes einhändigte. Jedoch sei ihm der Inhalt der Briefe unbekannt gewesen, er habe sich nur aus Furcht vor den Räubern zu diesem Geschäfte brauchen lassen und zur Bezahlung 1 Gulden 40 Kreuzer bekommen.

Auch Peter Haas, Pächter der Nahefähre bei Oberhausen und Schwager von Leonhard Körper, ward zur Untersuchung gezogen und beschuldigt, die Bande verheimlicht und mit Raub beladen übergefahren, auch seinen Schwager Körper in die Höle hinter seinem Hause zu den Räubern begleitet und sich einen Theil des Geldes zugeeignet zu haben, welches Zürcher den Räubern geschickt. Er läugnete diese Umstände nicht, setzte aber hinzu, die Furcht vor der Bande habe ihn bewogen, die Räuber mit ihrer Beute mehrmals überzufahren, von dem Neudorfer Gelde habe er indessen nichts erhalten und auch nichts sich zugeeignet.

Der Friedensrichter des Cantons Obermoschel hatte schon vor der Gefangennehmung des Schinderhannes die Untersuchung gegen die Urheber des Raubes auf dem Neudorfer Hofe angefangen und einen gewissen Franz Maltri, Leinenweber von Rehborn, Canton Obermoschel, verhaften lassen. Dieser Mensch war schon einmal wegen eines qualificirten Diebstahls verfolgt und von dem peinlichen Gerichte vom Donnersberg zu sechzehnjähriger Eisenstrafe verurtheilt worden. Er hatte aber das Glück, auf eingelegten Appell von der Anklagejury zu Coblenz

freigesprochen zu werden. Das Gesinde des Pächters hatte vor Gericht behauptet, ihn unter den Räubern erkannt zu haben, Schinderhannes und Reinhard brachten aber seine Unschuld an den Tag, und er ward von dem Specialgericht durch Urtheil vom 2. Januar 1803 in Freiheit gesetzt.

Gegen Ausgang des Märzmonats 1802 kam ein bewaffneter Kerl gegen Abend auf den Montforter Hof im Canton Obermoschel, forderte ein Glas Branntwein und übergab dem Pächter Jacob Schowalter folgenden Brief: „An Burger Schuhwalter auf dem Munforter Hoff diesen Brief: Bester Freund hier mitt diesen phar Zeilen wiell ich eig zu wiesen thun das es mier an zwantzig Kharlühnen fehlen thut und weill es mier bekand ist das ihr unf dar mitt helfen kennt dar auf setz ich mein Vertrauen und hoffen es wiertt bey ihm nicht fehlen jetzt will ich eich abber zu wiesen thun das es aus ungezwungenen Will geschieht sonst wird man mitel ergreifen wo eich nicht lieb sein wiert darauf besind eich gantz fortz dann bei uns ist kein aufschub nicht jetzt aber wollen mier eich auch bekand machen das ihr den Ueberbringer diesen Brief keine halbe fertel stund aufhaltet und gleich das geltt mitt zurik und einer von eich Personen mitt zu uns auf weiter abrett — weiter weis ich eich nichts zu schreiben, als beobacht diese phar Zeilen und macht eich weiters keine besontre umschweif. Johannes durch den Wahltt. † † † Dieses merkt was es betheit † †." Der Pächter wollte Anfangs den Brief nicht annehmen. Als aber der Fremde auf diese Weigerung antwortete, daß er ihm denselben vorlesen wolle, nahm Schowalter endlich seine Brille und fing an den Inhalt zu studiren. Der alte Mann machte dem Fremden zu lange, der fuhr ganz unwillig dazwischen: „Was brauchts da noch Umschweife? Seht nach der Unterschrift! Gebt das Geld her, oder wir zünden euch das Haus an. Draußen stehen noch mehre von meinen Kameraden." Schowalter suchte nun Geld zusammen und übergab dem Fremden ohne Weiteres 19 Louisd'or und einige Münze. Schinderhannes gestand diesen Brief geschrieben zu haben. Johann Leyendecker, Christian Reinhard und Georg Michel seien damals in seiner Gesellschaft gewesen, und habe Michel den

Brief auf den Hof getragen. Reinhard läugnete an diesem Diebstahl Antheil genommen zu haben. Georg Michel, Kleinhändler und Musikant von der rechten Rheinseite, ist in Darmstadt verhaftet worden.

In Lettweiler wohnte ein altes Weib, Anna Margaretha Landfried, das sich damit abgab, den Landbewohnern mit dem gefürchteten Schinderhannes zu drohen und dadurch Lebensmittel von ihnen zu erpressen. Auf diese Weise kam sie auch einige Mal zu Jacob Schweizer nach Rehborn und gab ihm zu verstehen, Schinderhannes habe einen Brief an ihn geschrieben, um Geld von ihm zu fordern. Dieser Brief sei aber auf ihre und ihres Bruders Vorstellungen wieder zerrissen worden. Indessen kamen doch zu Ende des Monats Febr. 1802 Nachts zwischen 1 und 2 Uhr drei bewaffnete Kerle an Schweizers Haus und pochten an. Als die Thüre geöffnet wurde, hielt einer sein Gewehr mit gespanntem Hahn dem Schweizer entgegen, und der andere überreichte ihm einen Brief mit den Worten: „Ihr habt eine Viertelstunde Zeit, um die Antwort an die da unten befindliche Brücke zu bringen." Schweizer machte zwölf Louisd'or zusammen und brachte sie dahin. Schinderhannes gestand, er habe diesen Brief wirklich überschickt und das Geld erhalten. Christian Reinhard, Johann Leyendecker und Georg Michel hätten sich damals in seiner Gesellschaft befunden, und Jacob Müller von Lettweiler habe ihm gesagt, Schweizer sei sehr reich und würde keinen Anstand nehmen, Geld herzugeben. Christian Reinhard läugnete allen Antheil bei diesem Verbrechen. Der Brief war folgenden Inhalts: „Jacob Schweizer wir ersuchen euch um zwanzig Karolin, und wir verhoffen unser Anspruch wird uns nicht abgeschlagen werden den uns ist bekannt, daß ihr uns damit helfen thut und müßt, darauf wollen wir euch aber bekannt machen wenn es nicht aus gutem Willen geschegt, daß wir Instrumenten brauchen, die euch und euren Kindern nicht lieb sein werden. Wir wollen euch zu wissen thun, daß ihr eine halbe Viertelstund Zeit dazu gebrauchen derft, und nicht mehr, denn bey uns ist keine Zeit zum Vorrath izt darauf besinnt euch kurz und gut, denn wir mögen vor diesem keine Gewalt und

Grobheiten brauchen, und wir euch auch gewarnt haben, daß ihr keine Mittel gebraucht wie euer Nachbar, darauf erfolgt nicht gutes bey uns, dann wir leben ohne Furcht, und wie es euren Nachbarn ergehen wird, das wollen wir euch nicht wünschen, wenn ihr nicht wißt, wer euer Nachbar ist, das sind der Hr Raumbacher, weiter weiß ich euch nicht zu schreiben als beobachtet diese par Zeilen alsdann bleiben wir gute Freunde. † † † Johannes durch den Wald."

Der Ort Lettweiler, überhaupt der ganze Canton Obermoschel waren in der letzten Zeit der Hauptschauplatz aller Verbrechen. Eine Menge verworfener Spionen, alte Bekannte von Johann Leyendecker, der sich ehemals in dieser Gegend als Schuster herumgetrieben hatte, diente den Räubern als Helfershelfer und machte alle Anstalten der Polizei zu Schanden. Hier war es, wo die Hauptanführer auf Hochzeiten, Kindtaufen und Kirchweihen zu jeder Zeit gefunden werden konnten. Wenn sie nach einem Hauptstreiche ihre Beute auf das rechte Rheinufer gebracht und dort vertrödelt hatten, so kehrten sie immer wieder nach Lettweiler zurück, um dort mit Hülfe der Einwohner auf neue Verbrechen zu sinnen. Großentheils hatte man die wiederhergestellte Sicherheit dem Unterpräfecten des Bezirks von Kaiserslautern und den Friedensrichtern der Cantone Obermoschel und Wöllstein, Schmitt und Lewer, zu verdanken. Diese beiden Beamten trugen kein Bedenken, sich gerade in den gefährlichsten Zeiten mit wahrem patriotischen Eifer an die Spitze der Polizeigarden zu stellen und alle verdächtigen Orte zu durchstreifen. In diesen Gegenden war es, wo noch vor der Verhaftung des Schinderhannes 14 Individuen eingezogen und in die Gefängnisse nach Mainz gebracht wurden. Hier hatte der Generalregierungscommissair Jean-Bon-St. André, dem nebst dem öffentlichen Ankläger von der Ruhr, Keil, der Hauptruhm gebürt, damals schon ein Specialgericht niedergesetzt, als dessen thätigstes Mitglied Wernher zu nennen, der eigentliche Herkules dieser Schlange, die größer als die Hydra von Lerna. Schwerlich wird man einen Theil der Acten dieses voluminösen Processes durchblättern, ohne die lebhafteste Dankbarkeit für das ruhmvolle Ausharren dieses äußerst thätigen Mannes zu empfinden.

Noch bleiben einige Verbrechen übrig, die wegen der verschiedenen Mitschuldigen, von denen bis jetzt noch keine Rede war, kurz abzuhandeln sind. Schon oben wurde das Geständniß von Karl Benzel über den Raubmord zu Otzweiler aus dem Testamente dieses Verbrechers berührt. Es ist nicht uninteressant, die verschiedenen Daten aus den Acten zusammenzulesen, um sie mit jenem Geständnisse zu vergleichen. In der Nacht vom 10. auf den 11. Januar 1800 klopfte es an dem Fenster des Müllers Michel Horbach auf der Untersmühl im Canton Grumbach, und als die Thüre des Hauses geöffnet wurde, trat eine zahlreiche Bande bewaffneter Räuber herein und forderte mit Ungestümm zu essen. Horbach ließ auf der Stelle Pfannkuchen, Brod und Butter auftischen, und während die Räuber schmauseten, schoß einer von ihnen in die Decke der Stube, wofür er von einem andern Kolbenschläge empfing. Darauf raubten sie Geld und Kleidungsstücke, zerschlugen die Fenster und zogen nach Otzweiler. Dort klopften sie an dem Hause des Peter Riegel und verlangten unter dem Vorwande, daß sie Spitzbuben suchten, eingelassen zu werden. Als die Thüre geöffnet war, fingen sie sogleich an, die Bewohner des Hauses anzugreifen. Konrad Bär, Riegels Tochtermann, nahm die Flucht, ward aber eingeholt und auf fürchterliche Weise mißhandelt. Er kroch darauf noch auf den Welchenrother Hof, von wo er erst am andern Tage wieder zurückkam. Riegels Ehefrau ward ebenfalls mit Knütteln geschlagen und unter Vorhaltung von Mordgewehren mit dem Tode bedroht. Riegel selbst, der kein anderes Mittel der Rettung vor sich sah, sprang im Hemd aus dem Fenster, ward aber im nämlichen Augenblicke mit Schrot auf der rechten Seite in den Unterleib geschossen, daß er todt zur Erde fiel. Riegels Nachbarin, Maria Margaretha Schneider, die durch den Lärm ans Fenster gelockt worden, erhielt ebenfalls einen Schuß auf die Brust, der jedoch ohne weitere Folgen. Die Räuber forderten mit Drohworten Geld, gingen aber, weil das ganze Dorf durch die Schüsse in Aufruhr gebracht worden, wieder fort, ohne etwas zu rauben.

Schinderhannes erklärte, der Sohn des Welchenrother Hofmanns, Heinrich Philippi, habe ihn aufgereizt, den Peter Riegel zu bestehlen, und ihm sogar dessen Haus gezeigt. Als er einige Zeit darauf mit Philipp Gilcher, Karl Engers, Peter Stibitz, Johann Seibert und Christoph Blum zu Kirchenbollenbach gewesen, hätte er daselbst mit Karl Benzel und Philipp Klein die Sache näher verabredet und sich noch einige Andere, namentlich Johann Welsch, Adam Hartmann, Peter Dallheimer und einen unbekannten Franzosen zugesellt. In Horlachs Mühle hätte Johann Welsch mit Adam Hartmann Händel bekommen und nach ihm geschossen, Seibert den Welsch für diese Bosheit durchgeprügelt und so die Ordnung wiederhergestellt. Die Fenster hätten sie freilich eingeschlagen, aber von einem Diebstahl wisse er nichts. Als sie nach Otzweiler gekommen, sei er mit Benzel und Engers in Riegels Haus gegangen, habe sich aber bald mit noch einigen Kameraden wieder davongemacht. Aus den Acten ging hervor, daß Heinrich Philippi die Tochter des Peter Riegel liebte und bei dem Vater um ihre Hand warb. Nach mehren Zusicherungen von Seiten des Vaters soll dieser ihn getäuscht und das Mädchen an einen Andern verheurathet haben. Aufgebracht hierüber hätte er nach der Angabe des Schinderhannes die Räuber zu jener niederträchtigen Rache aufgemuntert. Er bestand aber in seinem Verhöre darauf, den Schinderhannes gar nicht zu kennen, vielweniger jemals mit demselben Umgang gehabt zu haben. Nähere Beweise konnten nicht gegen ihn geführt werden, da Philipp Gilcher schon vorher auf der Guillotine gestorben war.

Johann Welsch von Reichenbach gehörte zu der Birkenfelder Bande. Außer mehren andern Verbrechen war er auch beschuldigt, einer derjenigen gewesen zu sein, welche den Sturm auf das Birkenfelder Schloß gewagt haben. Dieses Verbrechen hatte den Director der Geschwornen des Bezirks von Birkenfeld lange beschäftigt. Das Specialgericht der Saar entschied darüber durch Urtheil vom 13. Mai 1803. Der Vorfall war folgender. Am 17. Aug. 1799 gingen 9 Personen von dem Breitsester Hofe gegen Neubrück zu, wo sich 9—12 andere ihnen gesellten. An der kleinen Brücke nahmen sie noch 2 zu sich, und auf diese

Weise hatte die Bande sich bis zu 20—23 Personen verstärkt. Sie waren theils mit Flinten, theils mit Knütteln und Säbeln bewaffnet und schwuren untereinander das tiefste Stillschweigen zu beobachten; der Verräther sollte den Kopf verlieren. Die Gesellschaft schlug den Weg über die Neubrücker Mühle ein und gewann die nach dem Schlosse von Birkenfeld führende Landstraße. Bei ihrer Ankunft daselbst um 1 Uhr nach Mitternacht stiegen sie theils mit Leitern über die große Mauer, theils forcirten sie das Hofthor des Schlosses und gelangten auf diese Weise an die im Innern des Hofes gelegene Wohnung des Empfängers der Einregistrirungsgebühren und der Nationaldomainen. Hier versuchten sie das innere Thor mit Aexten zu sprengen und gaben mehrmals Feuer auf den Empfänger, der von dem Lärm aufgeschreckt, ans Fenster gekommen war. Nachdem sie lange vergeblich einzudringen versucht, und unvorhergesehene von ihrem Willen unabhängige Umstände ihr Vorhaben vereitelt hatten, zogen sie endlich ab. Der Anklageact beschuldigte die Bande, sie habe dem Empfänger den Hals abschneiden, seine Frau schänden und die Casse rauben wollen. Johann Friedrich Edinger, Pächter des Breitsester Hofes, Peter Seitz von Rothweiler, Wilhelm Winter von Forsweiler, Johann Knüppel von Braunshausen, Peter Alles von Neuweiler, Peter Maurer von Gundersweiler, Franz Niclas Ruppenthal und Peter Bock von Nohen, Jacob Benedum von Konkenlangenbach, Johann Welsch von Reichenbach, Franz Bock von Nohen, Ludwig und Heinrich Kühlwein von Baumholder, Balthasar Löfler von Herbsthalweiler und Johann Welsch waren die Beschuldigten, doch nur die acht ersten in der öffentlichen Audienz gegenwärtig, die andern abwesend. In Rücksicht auf Benedum und Welsch, die in Mainz verhaftet waren, erklärte das Tribunal, daß das Endurtheil suspendirt werden sollte. Peter Maurer, Johann Knüppel und Peter Alles wurden, als nicht überwiesen, in Freiheit gesetzt, Peter Bock erhielt zehnjährige Eisenstrafe. Ueber Friedrich Edinger, Franz Niclas Ruppenthal, Peter Seitz, Wilhelm Winter, Franz Bock, Balthasar Löfler, Ludwig und Heinrich Kühlwein sprach das Tribunal das Todesurtheil.

In Rücksicht auf den Raubmord zu Otzweiler erklärte Johann Welsch, er kenne den Schinderhannes nicht und wisse von der ganzen Geschichte nichts. Indessen ward er von dem Müller Horbach als einer derjenigen erkannt, die ihn an jenem Tage beraubt hatten. Ueberdies erklärte Harz Heinrich von Kirchenbollenbach, Johann Welsch habe sich am Tage des Raubmordes zu den übrigen Gesellen in seinem Hause gefunden. Philipp Gilcher war in dem von dem Director der Geschwornen des Bezirks Birkenfeld am 27. Aug. 1800 gegen ihn aufgesetzten Anklageact des nämlichen Verbrechens beschuldigt. Die Urtheilsgeschwornen erklärten ihn aber als nicht überwiesen. Philipp Klein, genannt Husaren-Philipp, läugnete ebenfalls allen Antheil an diesem Verbrechen, obschon er von Harz Heinrich unter den Gesellen gesehen worden war.

Im Sommer des Jahres 1800 schlich sich Jacob Stein, Messerschmied von Weiden im Canton Herstein, eines Abends an die Gebäulichkeit des Eisenwerkbesitzers Stumm zu Aspach und heftete folgenden Brief an die Thüre: „Gruß und Bruderlieb, setzt hiermit, daß ich selbst diesen Brief geschrieben habe, will ich ihm zu wissen thun, und warum daß wir ihm diese zwölf Karolinen abgefordert haben, das bestehet darinnen, daß wir in einer Noth stecken, und wissen es nicht grad zu greiffen, diesen Mann muß er nicht drum ansehen, sondern er ist nur ein vertrauter Mann, und weil ich nicht zu ihm kommen kann, gehet er hier mit diesem Mann, dann wird er zu mir kommen, auf einen gewissen Platz, allda um mich zu sprechen. Verbleibe sein getreuer Freund, Johannes Bückler." Stumm vermuthete, irgend ein Betrüger möchte wohl diesen Brief gesandt haben, und schrieb deshalb an Schinderhannes. In der darauf erhaltenen Antwort lud ihn dieser zu einer Zusammenkunft ein, welche auch wirklich Statt hatte und wobei das Geld richtig ausbezahlt ward. Zur Dankbarkeit schickte Schinderhannes noch am nämlichen Abend sechs Sicherheitskarten an Stumm für ihn und seine Leute.

Wohl ein Vierteljahr nachher erhielt Stumm abermals einen Brief folgenden Inhalts: „Hier mit diesen Paar Zeilen will ich dem Bürger Stumm wissen thun, daß er Johannes Bückler und

seine Mitkameraden zwölf Karolinen schicken wird, und keinen Kreutzer daran manquiren läßt, dann wir verhoffen, er wird sich keinen Schaden an seinem Leibe seyn, und darbey weiß er auch, daß ihm niemals nichts in den Weg gelegt worden ist, wenn er unsere Bitte gewähren thut, so wird er auch keinen Anstand haben, und wir bitten uns auch aus, daß er weiter kein Geschrey macht, oder diesen Zettel weißt, diese Anfoderung schick er uns auf Weiden bey den Bürger Stein, bis Morgen Abend. Johannes Bückler." Auch diesmal ward der Wechsel honorirt und das Geld richtig ausbezahlt.

Wir wissen, daß Jacob Stein beschuldigt war, mit Schinderhannes, Franz Riep, Julie Blasius, Jacob Gerhard von Weiden, Christian Denig von Hennweiler, Peter Dallheimer von Sonnschied, Philipp Arnold von Argenthal und Johann Leyendecker von Lauschied den Raub in Hottenbach verübt zu haben. Er ward auch darum verfolgt und, nachdem die Anklage gegen ihn angenommen war, vor die zu Trier versammelte Urtheilsjury gestellt, dort aber am 17. Mai 1801 freigesprochen. Rücksichtlich der an Stumm geschickten Briefe erklärte Schinderhannes, er habe dieselben in dem Hause des Jacob Stein geschrieben, dieser habe sie hingetragen und sei überhaupt der Unterhändler bei dem ganzen Vorfall gewesen. Stein läugnete anfänglich allen Antheil bei diesem Verbrechen, gab aber endlich die oben angeführten Umstände mit der kahlen Entschuldigung zu, daß er den Inhalt der beiden Briefe nicht gekannt habe.

Am 24. Dec. 1799 kamen zur Nachtzeit mehre Diebe in das Haus der Wittwe Frenger zu Offenbach im Canton Grumbach, stiegen über die Mauer, durchbohrten die Fensterläden und öffneten sich auf diese Weise einen Zugang in das Haus. Den Kramladen plünderten sie. Schinderhannes erklärte, er habe dieses Verbrechen mit Philipp Gilcher, Peter Zughetto und Johann Knapp von Lipshausen begangen. Gilcher habe am Tage vorher die Lage ausgespäht und Peter Schneider von Langweiler die Räuber nach vollbrachtem Diebstahle mit der Beute in seinem Hause aufgenommen und sie den Verfolgungen der Polizei entzogen, Karl Michel von Hundsbach aber die Waaren mit seinem

Pferde auf die Schliefgesmühle bei Meddersheim im Canton Meisenheim gebracht. Schneider sowohl als Michel läugneten aber durchaus, jemals mit den Räubern in Verbindung gestanden zu haben. Johann Knapp von Lipshausen war schon vorher wegen Landstreicherei in das Gefängniß zu Simmern gebracht worden, entkam aber von dannen samt dem schwarzen Peter und andern Gesellen, und soll kurz darauf gestorben sein.

Am 21. April 1800 bei hellem Tage ward der Metzger Mathias und ein Jude von Sobernheim an dem Hackenfels zwischen Kirn und Oberstein auf der offenen Landstraße von vier Räubern angefallen. Des Metzgers Hund streckten sie mit zwei Flintenschüssen nieder und nahmen den beiden ihr Geld ab. Schinderhannes gestand, dieses Verbrechen mit Peter Dallheimer, Karl Engers und Johann Niclas Wagner von Sonnschied verübt zu haben. Der Friedensrichter des Cantons Herstein, welcher sogleich die Untersuchung angestellt hatte, schickte den Karl Engers und den Wendel Dallheimer in das Arresthaus von Birkenfeld, letztern zwar unter der Beschuldigung, das von dem Raube herkommende Geld verheimlicht zu haben. Beide wurden, nachdem die Anklage zu Birkenfeld gegen sie angenommen war, am 3. Sept. 1800 von dem peinlichen Gericht der Saar zu 22jähriger Kettenstrafe verdammt. Johann Niclas Wagner begab sich gleich nach dem Raube auf die Flucht. Ein Bänkelspieler von Kalenfels, Namens Ludwig Engel, brachte ihn auf die andere Rheinseite in Sicherheit. Nachdem er aber dort wieder verhaftet worden war, gestand er zu Mainz die That ein, entschuldigte sie aber mit Trunkenheit.

Auch zu Hundsbach im Canton Meisenheim hatte Schinderhannes einen Vertrauten, Peter Grünewald genannt Allenbachers Peter. Die Räuber fanden sich mehrmals bei ihm ein, und er entzog sie den Nachsuchungen der Polizei. Der Unterpräfect von Birkenfeld hatte sich an diesen Menschen gewendet, um den Schinderhannes durch ihn fangen zu lassen. Er ist beschuldigt, ein zu Hundsbach und zwei zu Leinbach gestohlene Pferde den Räubern verrathen und sie an die Ställe geführt zu haben. Schinderhannes gestand das Verbrechen ein und setzte hinzu,

Konrad Grothe von Eckelsheim habe diese Pferde in sein Haus aufgenommen und verheimlicht. Grothe gab zu, daß Pferde bei ihm untergebracht worden seien, läugnete aber den Schinderhannes gekannt zu haben, indem derselbe sich bei ihm für einen Pferdehändler aus Kusel ausgegeben habe. Grünewald war überdieß noch folgenden Verbrechens beschuldigt. Im Mai 1802 kamen um Mitternacht zwei Kerle in die Mühle des Philipp Litzenberger bei Löhlbach, Canton Meisenheim, und erpreßten unter fürchterlichen Drohungen geräuchertes Fleisch, Branntwein und 10—15 Gulden. Außer diesen beiden Kerlen waren noch andere Räuber vor der Thüre geblieben, welche von jenen mit dem erpreßten Fleisch und Branntwein bewirthet wurden. Johann Seibert von Lipshausen und Peter Zughetto waren aller Wahrscheinlichkeit nach jene beiden Kerle, die ins Zimmer kamen, und Grünewald einer von denen, die vor der Thüre Wache hielten. Er läugnete aber allen Antheil sowohl an diesem Verbrechen als an den beiden oben bemerkten Pferdediebstählen. Den Schinderhannes wollte er in keiner andern Absicht in seine Scheuer aufgenommen haben, als um denselben dem Unterpräfecten von Birkenfeld todt oder lebendig zu liefern.

Am 15. Januar 1802 gegen 9 Uhr Abends, sagt ein von dem Friedensrichter des Cantons Meisenheim aufgesetzter Verbalproceß, kam ein bewaffneter Kerl in die Stube des Gerhard Müller zu Raumbach und fragte, ob er wohl seine Pfeife anzünden könne. Auf die Antwort, daß er das auf dem Tische stehende Licht dazu gebrauchen möge, versuchte der Kerl wirklich seine Pfeife anzuzünden, und als dies nicht gehen wollte, fragte er weiter: „Habt ihr schon den Schinderhannes gesehen?" — „Nein, aber gehört haben wir schon viel von ihm." — „Nun, so beseht mich genau, ich bin Schinderhannes!" — Unter diesen Worten klopfte er das Pulver auf seiner Büchse und auf einem aus seiner Jagdtasche genommenen Pistol zurecht, und gab Müller einen Brief. Dieser machte Entschuldigungen, daß er bei Licht nicht lesen könne. Der Kerl nahm also dieses Geschäft selbst über sich und las aus dem Briefe vor, daß er von Müller und seinen Verwandten 30 Louisd'or verlange. Alle Gegenvorstellungen

waren fruchtlos. Der Fremde schwur, daß, wenn das Geld nicht den folgenden Tag an einen bestimmten Ort gebracht würde, er das Haus voll Kerle legen würde, die wie Teufel aussähen, und diese würden schon die verlangte Summe aufzutreiben wissen. Vor der Thüre standen noch andere Gesellen. Gerhard Müller und seine Anverwandten machten auf diese Drohung gleich am andern Tage 14 Louisd'or und 3 Kronen zusammen und schickten dieses Geld an den bestimmten Birnbaum. Drei Kerle waren wirklich dort und warteten. Sie empfingen die Summe, und sagten, nachdem sie den Boten die Taschen visitirt hatten: „Nun, ihr seid brave Bauern, ihr habt uns aus der Noth geholfen; die Juden müssen euch dieses Geld wiedergeben. Jetzt geht, haltet reinen Mund und macht keinen Aufruhr im Dorfe!" Schinderhannes gestand, daß Johann Leyendecker den Brief geschrieben und er selbst denselben überbracht habe. Außer Leyendecker sei noch Johann Martin Rinkert in seiner Gesellschaft gewesen.

Ich übergehe die übrigen zu Mainz verhafteten Mitschuldigen, um sofort zur Entwicklung des Dramas zu schreiten. Vom 24. Oct. bis zum 20. Nov. 1803 Abends um halb 7 Uhr hatte die Audienz täglich 6 Stunden, außer einigen kleinen Intervallen, fortgedauert. Von dem öffentlichen Ankläger waren 137 Zeugen geladen worden, ungerechnet eine große Menge Entlastungszeugen, welche die neun Vertheidiger der Angeklagten aus drei Departementen hatten zusammenkommen lassen und womit wahrer Unfug getrieben ward. So hatte Schinderhannes unter Andern seinen Hercules, den Gendarmen Adam von Kirn berufen lassen, um durch ihn zu beweisen, daß ihm das Leben seiner Nebenmenschen immer heilig gewesen sei. Er bezog sich nämlich auf Benzels Verhaftung auf dem Eigener Hofe, wo er zum Fenster hinaus sprang und seinen Kameraden in den Händen des Gendarmen ließ. Wie trefflich charakterisiren nicht folgende Ausdrücke den Muth des Räuberhauptmannes! Als er 16 Monate vorher in seinem Gefängnisse gefragt wurde, warum er Benzel nicht beigestanden habe, antwortete er: „ich dachte, weit davon ist gut gegen den Schuß!" und in der öffentlichen Audienz, als Adam erzählte, wie er gerufen: „Gendarmen vor der Thüre, herein zu

Hülfe!" sagte Schinderhannes lächelnd: „da dacht ich, dort mögen wohl noch viele Gendarmen sein!" Und er sprang zum Fenster hinaus, ließ seinen Kameraden und seine Waffen zurück. Ueberhaupt schien sein so sehr gepriesener Muth und seine Heiterkeit während der öffentlichen Audienz in der Hoffnung auf die Gnade des ersten Consuls zu beruhen. Man hatte ihn absichtlich ein ganzes Jahr lang mit diesem Troste hingehalten, und erwartete er alsolche Gnade als einen Lohn seiner Aufrichtigkeit lange mit Zuversicht. Wie kleinherzig bat er nicht den Magistrat in Frankfurt, ihn doch ja nicht auf das linke Rheinufer auszuliefern, und welche große Furcht legte er an den Tag in der folgenden Aeußerung vor dem Director der Geschwornen in Mainz: „Ich weiß sehr gut, daß ich Verbrechen begangen und Strafe verdient habe, und bin auch bereit, diese Strafe mit Standhaftigkeit zu übernehmen; nur wünschte ich nicht, daß es der Tod sein möge. Wenn ich darüber gewiß bin, so ist mein Erbieten und fester Entschluß, Alles anzuzeigen, was zur Entdeckung der Verbrecher dienen kann, die so lange die beiden Rheinufer beunruhigen." Mit jener Hoffnung schmeichelte ihm der Präsident noch einmal bei Eröffnung der Audienz vor dem Publicum. Erst dann, als die Mißhandlungen auf der Kratzmühle bei Merxheim ihm vorgehalten wurden, schien ihn dieselbe zu verlassen. Das Gefühl seiner Verbrechen überwältigte ihn und sagte ihm, daß er sterben müsse. Hätte man ihn von nun an von seiner Geliebten und von seinem Kinde getrennt, er würde das Leben nicht wieder süß gefunden haben. Warum bewundert man Dinge, die wir so oft bei minder großen Verbrechern nicht bewundert haben? Philipp Ludwig Mosebach, sein Lehrmeister, ward in Coblenz wegen eines unbedeutenden Diebstahls guillotinirt. Er hatte Bildung und Verstand. Er verrieth keinen seiner Kameraden, läugnete sein Verbrechen und marschirte nach dem Tact der Trommel, gekleidet wie ein Stutzer, zur Guillotine, besah mit unbegreiflicher Kälte das Messer und starb. Der warme Antheil, den Schinderhannes während der ganzen öffentlichen Audienz an dem Schicksale seines Vaters und seiner Geliebten nahm, hatte ihm alle Herzen gewonnen. Das

weibliche Geschlecht besonders scheint deßwegen jeden kleinen Zug, der sich von dem Charakter des wohlgebildeten kräftigen 24jährigen Räuberanführers entwickelte, bemerkenswerth gefunden zu haben. „Ich habe das Mädchen verführt, sie ist unschuldig," sagte er oft in den letzten Tagen seines Lebens, wenn ihm der Tod vorschwebte. Noch kurz vor seinem Urtheile, auf das man ihn vorbereitet hatte, spielte er mit seinem Knaben und scherzte mit seiner Geliebten. Das Tribunal behandelte ihn menschlich und sanft. Zuerst sprach es das Urtheil über Julie Blasius. Es war ein Trost für ihn, daß er nun wußte, welches ihr Schicksal sei, und daß seinem Kinde, im Sturme des Verbrechens empfangen und im Kerker zur Welt geboren, eine Mutter übrig bleibe, die es liebte und die seinem Herzen theuer war. Vielleicht war es der schönste Zug in seinem Charakter, daß er sich niemals seiner Liebesabenteuer bei andern Mädchen berühmte, die doch notorisch waren. In dem Gefängnisse zu Mainz über seine näheren Verhältnisse mit Elise Werner, Anna Maria Schäfer, Katharina Pfeiffer und mit der Schwester seiner Julie befragt, wollte er nichts eingestehen, was dem Rufe dieser Mädchen, die selbst offenherziger in ihrer Beichte waren, nur irgend hätte nachtheilig sein können, gewiß aus Schonung für Julie Blasius. Der Präsident versicherte ihm nach Vorlesung seines Urtheils, daß sein Vater nicht sterben würde. Auch diese Versicherung erleichterte ihm sein Schicksal.

Folgendes ist das Resultat des Urtheils. Die Anführung der Gesetze, worauf es sich gründet, kann kein Interesse darbieten. Die Todesstrafe wurde erkannt gegen: 1) Schinderhannes, 2) Christian Reinhard, 3) Friedrich Schmitt, 4) Jacob Porn, 5) Philipp Klein, 6) Johann Welsch, 7) Georg Friedrich Schulz, 8) Johann Adam Lahr, 9) Franz Brixius, 10) Peter Hassinger, 11) Franz Mundo, 12) Philipp Weber, 13) Johann Korbmann, 14) Georg Weisheimer, 15) Johann Niclas Müller, 16) Heinrich Blum, 17) Johann Müller, der Vater, 18) Franz Bayer, 19) Joseph Klein, 20) Christian Denig. Vierundzwanzigjährige Kettenstrafe erhielten: 1) Lothar Baumann, 2) Peter Weber, 3) Heinrich Walter, 4) Michael Isaak, 5) Schei Mayer,

6) Jacob Orth, 7) Gustav Müller. Es erhielten ferner: zweiundzwanzigjährige Kettenstrafe: 1) Johann Bückler, der Vater, 2) Jacob Benedum, 3) Johann Wagener; vierzehnjährige Kettenstrafe: Peter Petri, der Sohn; zehnjährige Kettenstrafe: 1) Leonhard Körper, 2) Karl Michel, 3) Jacob Stein; achtjährige Kettenstrafe: Theodor Seibel; sechsjährige Kettenstrafe: Philipp Jacob Heidens; zweijährige Zuchthausstrafe: 1) Julie Blasius, Margaretha Landfried, 3) Joseph Bosmann; fünfmonatliche Zuchthausstrafe: Karl Gabel. Verbannung wurde verhängt über Margaretha Eberhard und Anna Maria Grein. Freigesprochen wurden: 1) Niclas Nau, 2) Löser Isaak, 3) Konrad Grothe, 4) Peter Haas, 5) Adam Landfried, 6) Johann Georg Scherer, 7) Friedrich Kunz, 8) Katharina Seibel, geb. Schreiner, 9) Heinrich Philippi, 10) Andreas Lüttger, 11) Johann Kaspar, 12) Friedrich Eisenhut, 13) Franz Stein, 14) Peter Schneider, 15) Peter Grünewald, 16) Jacob Müller, 17) Balthasar Lukas; 18) Wilhelm Neumann, 19) Thomas Winkel, 20) Ludwig Rech. Jacob Benedum ward außerdem an das Specialgericht der Saar verwiesen, um daselbst wegen des bekanuten Sturmes auf das Schloß zu Birkenfeld gerichtet zu werden. Gegen Balthasar Lukas existirte noch ein Verhaftsbefehl, der am 20. Aug. 1798 von dem peinlichen Tribunal des Rhein- und Moseldepartemeuts erlassen, ihn verschiedener vor der neuen Organisation begangenen Diebstähle beschuldigte. Der Regierungscommissair requirirte daher nach dem Urtheil seine abermalige Verhaftung, und er ward darauf nach Coblenz geführt, um dort die endliche Entscheidung über sein Schicksal zu erwarten.

„Wenn es wahr ist, daß der neuerlich von Feuerbach aufgestellte Grundsatz: der Staat gibt Strafgesetze, um abzuschrecken, und er straft, um seine Gesetze zu handhaben, der einzig richtige ist, so müssen wir bedauern, daß die französische Criminaljurisprudenz in manchen Fällen so gar kein Verhältniß beobachtet hat, worüber sich noch kürzlich der Großrichter in seiner trefflichen Rede, worin er der Regierung über den Gang der Justiz Rechenschaft ablegt, erklärte. Wer findet es nicht hart, einen

Jacob Orth und Schei Mayer, die für ein paar Gulden gestohlene Waaren gekauft haben, mit 24jähriger Kettenstrafe belegt zu sehen? Sie waren gewiß weniger Verbrecher, als Johann Wagener, der mit dem Mordgewehre in der Hand sich auf die Landstraße lagerte und unbewehrte ruhige Bürger beraubte. Das Gericht fühlte und handelte menschlich, und wenn es jene beiden Verbrecher mit der Strenge und Kälte des Gesetzes verfolgte, weil sie außerdem mit der Bande in Verhältnissen standen, so haben Joseph Bosmann und Karl Gabel diese Menschlichkeit in einem hohen Grade gefühlt, und denjenigen, welche in Freiheit gesetzt worden sind, wird ihr inneres Bewußtsein gesagt haben, daß das Auge der Gerechtigkeit scharf sieht, aber sich auch auf der andern Seite nicht durch Schein blenden läßt. Die größte Sensation im Publicum machte die Lossprechung von Johann Georg Scherer, der von dem ganzen zahlreichen Auditorium bereits verurtheilt war. Jeder und selbst seine Richter fühlten, daß er nicht rein war, aber es fehlte leider an Beweisen, die doch nur allein ein peinliches Urtheil begründen können. Trefflich sprach für ihn der Advocat Parkus. Er war der einzige unter allen Vertheidigern, den man mit Lust hören konnte. Was ließ sich auch für einen Schinderhannes und die ganze lange Zunft von Verbrechern sagen, die schon am Tage ihrer Verhaftung dem Henker angehörten? Johann Georg Scherer, kaum losgelassen, drängte sich an das Blutgerüste und sah die übrigen mit Wohlgefallen schlachten. Diese empörende und alles menschliche Gefühl bis in die tiefste Tiefe erschütternde Handlung charakterisirt ihn besser als alle peinliche Proceduren."

Am 21. Nov. 1803, gegen 1 Uhr Nachmittags, wurden die zum Tode Verurtheilten auf 5 Wagen, und von Geistlichen nach ihren verschiedenen Religionen begleitet, nach dem Richtplatze gebracht. Der Maire von Mainz hatte diesen vor dem Weissenauer Thore, da wo die churfürstliche Favorite gestanden hatte, bestimmt. Schinderhannes war unerschrocken. Als der Zug bei der Guillotine ankam, sprang er mit großer Fassung von dem Wagen herab und bestieg das schreckliche Gerüst. Oben wendete er sich auf beiden Seiten gegen das Publicum und sprach: „Ich

habe den Tod verdient, aber zehn von meinen Kameraden nicht." Doch lauteten diese Worte höchst unverständlich, daß sie nur von Wenigen, die ihm ganz nahe waren, gehört wurden. Er glaubte, daß nur derjenige zum Tode verdammt werden könne, der einen Todtschlag beging. In allen seinen Verhören leuchtete dies auffallend hervor. Den Raubmord von Sötern läugnete er lange Zeit und gestand ihn endlich nur darum ein, weil er glaubte, er wäre für seinen Kameraden Schulz nicht verantwortlich. Das ganze Trauerspiel hatte in 26 Minuten ausgespielt. Der Anblick der Särge, die neben der Guillotine aufgeschichtet waren, und das mit dem Blute des Anführers überschüttete Beil hatten alle Verurtheilten zu Bildsäulen gemacht. Mehre von ihnen mußten über die Treppe getragen werden.

Schinderhannes hatte während der ganzen Audienz eine ausgezeichnete Rolle gespielt. Er schien sich an der Spitze seiner Kameraden zu gefallen und prahlte oft und viel mit seiner Wahrhaftigkeit, wodurch er in der That dem Lande einen ausgezeichneten Dienst geleistet hat. Eine ungeheure Zahl von Menschen strömte am 20. und 21. Nov. aus allen Gegenden, besonders von Frankfurt her, in Mainz zusammen. Sonntags war das Drängen nach dem Audienzsaale so groß, daß die Einlassungsbillets für die Gallerie bis auf 24 Franken gesteigert wurden, und nachdem der Zug auf dem Richtplatze angekommen war, sah man sich genöthigt, das Thor der Stadt zu sperren, um ein alle Erwartung übersteigendes Gedränge wenigstens zum Theil zu brechen. So endigte dieser äußerst merkwürdige Proceß, wodurch die beiden Rheinufer beruhigt worden sind, indem der schreckliche Rest der Bande auseinanderstäubte, die Helfershelfer und Hehler eingeschüchtert und zum Theil bestraft wurden. Zu bedauern blieb nur, daß noch eine ziemliche Menge von großen Verbrechern nicht handfest gemacht werden konnten, worunter hauptsächlich zu zählen der schwarze Peter, Johann Leyendecker, Krug-Joseph, Johann Martin Rinkert, Lorenzen Peter, Peter Heinrichs Hans Adam, Korbhannesen Adam, Knöpf Antons Hans Adam, Jacob Gerhard, Philipp Arnold u. A.

In Bezug auf Julie Blasius äußert der Verfasser der Schrift Damien Hessel et ses complices, Mainz 1811: »La concubine de Schinderhannes doit à un heureux hazard qui rendit équivoques quelques dépositions des témoins, et peut-être bien même à l'indulgence qu'inspira sa jeunesse, de n'avoir pas été suffisamment convaincue, aux yeux des juges, de complicité dans un vol avec assassinat qui fut commis par la bande. Les monstres de son sexe qui faisaient partie des chauffeurs de la Flandre française, montraient plus de cruauté que les hommes mêmes; car plus la nature a mis d'obstacles à l'entière dégradation des femmes entraînées au crime, plus leur chûte est lourde et rapide, aussitôt qu'elles en ont pris le sentier .... A la sortie d'une de ces maisons (de correction) la concubine de Schinderhannes, Julie Blasius, vint voir l'auteur. Des personnes qui, par humanité, s'étaient déjà chargées de son enfant, s'offrirent encore à la retirer chez eux, en qualité de servante; mais cette vie simple et commune ne tardant pas à l'ennuyer, elle quitta ses maîtres, pour courir Dieu sait où.« Der nämliche erzählt gelegentlich des Ablebens des zu 22jähriger Kettenstrafe verurtheilten Bückler Vater: »sa veuve se présenta chez l'auteur, pour le remercier de ses bons soins envers son mari, qui sans eux, ne serait jamais devenu si vieux.« Eine Tochter des Schinderhannes soll zu Montabaur verheurathet sein.

Noch ist für des Schinderhannes Geschichte von Bedeutung ein Brief des Salineninspectors zu Münster am Stein, vom 7. Dec. 1803: „In einigen Lebensbeschreibungen des berüchtigten Schinderhannes finde ich die Bemerkung, daß Schinderhannes sich an mich gewendet habe, um durch meine Vermittlung als Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft recipirt zu werden. [1]) Die Sache an sich hat ihre Richtigkeit, und die sie

[1]) Schinderhannes erklärte in seinem Verhöre vor dem Richter Wernher am 18. März 1803: „Lange Zeit nährte ich schon die Hoffnung in mir, dieses schimpfliche Leben endlich zu verlassen, und Bürger Lichtenberger, Inspector der Salinen in Münster, wird bezeugen können, daß ich mich an ihn gewendet habe, um zu wissen, ob es kein Mittel gebe, in die menschliche Gesellschaft zurückzu-

begleitenden Umstände, welche nur mir und einigen vertrauten Männern bekannt sind, sind so eigen, daß ich sie Ihnen unmittelbar mittheile, damit Sie davon, wenn Sie es sachdienlich finden sollten, öffentlich Gebrauch machen können. Im April 1802 gieng ich eines Holzkaufs wegen mit einem Holzlieferanten, Ph. Kron, in einen benachbarten Wald, in dessen Mitte ein Hof liegt, wo noch ein anderer Holzlieferant uns erwarten wollte. In einer Entfernung von einer Viertelstunde vom Hofe wurden wir von den Schildwachen der Räuberbande des Schinderhannes bemerkt und mit einem durchdringenden Pfiff der Bande angekündigt, denn sie hielten uns, wie ich in der Folge erfuhr, für verkleidete Gendarmen, bis Schinderhannes mich in der Nähe erkannte. Als wir nach einem kurzen Aufenthalt auf dem Hofe fortgehen wollten, bemerkte ich etwa dreyßig Schritte von dem Hofhause zwey bewaffnete Männer, und erfuhr von dem Pächter, daß es Schinderhannes sey, dessen Bande jetzt eben hier hause. Meine Verlegenheit in dieser Lage übersteigt jede Beschreibung. Umzingelt von acht Räubern, wovon mehrere als Mörder und alle als entschlossene Menschen bekannt waren, versehen mit einer Uhr, silbernen Schnallen und einer neuen Jagdflinte, mußte ich alles Unangenehme, selbst den Tod, fürchten. In dieser schrecklichen Lage faßte ich den Entschluß, mich dem Räuberhauptmann, der mir entgegen kam, zu nähern, dann er hatte sich, bey allen durch seine Bande verübten Grausamkeiten, minder grausam gezeigt. Auch war er in frühern Zeiten, als er noch bey Nagel in Bärenbach diente, öfter in meinem Hause in Weyerbach. Ueberdieß hatte seine Julie, als Tochter eines armen Mannes von Baden-Weyerbach, sehr viele Allmosen

---

kehren. In dem aufrichtigen Geständnisse meiner Verbrechen sah ich das einzige Mittel, selbige, insoweit es von mir abhing, auszusöhnen und die Uebel, welche ich der Gesellschaft zugefügt habe, auszutilgen. Ich überlasse denjenigen, welche über mich urtheilen werden, zu erwägen, ob ich diese Verbindlichkeit, welche ich mir aufgelegt, erfüllt habe. Und welches auch mein Schicksal sein mag, ich werde mich demselben mit Standhaftigkeit unterziehen; nur zu unglücklich, wenn es mir nicht erlaubt ist, der Gesellschaft durch rechtschaffene Handlungen Unterpfänder der Aufrichtigkeit meiner Reue geben zu können."

von mir empfangen. Er empfieng mich freundlich, und ich sprach gegen eine halbe Stunde mit ihm in Beyseyn einiger Bauern von Alten-Bamberg. Ich erstaunte über die Freymüthigkeit des Räubers, über seine offene ruhige Miene, die gewöhnlich den schwarzen Verbrecher flieht, und welche um so mehr auffiel, da der durch schreckliche Mordthaten gebrandmarkte schwarze Peter neben ihm stand, der einem Maler zum Ideale der teuflischsten Bosheit dienen könnte, und der mit Harpyen-Blicken meine Uhr und Schnallen betrachtete, und ohne des Schinderhannes Gegenwart sicher seine schlechte Flinte gegen meine bessere würde vertauscht haben. Jetzt erfuhr ich die Wahrheit der Aussage des Schinderhannes, daß seine Bande ohne ihn weit schrecklicher sey, als unter seinem Commando. Der schöne, im vollkommensten Ebenmaaß gebildete Körper des Schinderhannes, seine ruhige unbefangene Miene, sein edles Betragen gegen mich und meine Gefährten bestärkten mich in der Idee, daß Schinderhannes kein so sehr verstockter Bösewicht sey, daß er nicht noch gebessert werden könne. Mit dieser Idee vereinigte sich die Erinnerung an seine Verwandten, die zum Theil als wohlhabende, alle aber als rechtschaffene Menschen bekannt sind, und welche, besonders seines Vaters Bruder, Bückler zu Mittel-Collenbach, diesem leichtsinnigen Hannes scharf zugeredet hatten, ein besserer Mensch zu werden. Ich erinnerte mich jetzt recht lebhaft, daß Hannes seinem in Göttschied, Canton Herstein, dienenden jüngern Bruder etliche Mahl Geld gegeben, und ihn dabey nachdrücklich vor dem Diebstahle gewarnt hatte.

„Dieß bestimmte mich zu dem Versuche, den Schinderhannes von seinem Räuber-Handwerke zurückzubringen, und das bey ihm noch befindliche Gefühl für Menschlichkeit, Recht und Gerechtigkeit zu erwecken. Ich konnte daher auch den Vorschlag des Receveurs Perard von Kreuznach, den er mir den Tag nach meinem Zusammentreffen mit Schinderhannes that, diesen Räuber einzufangen, nicht billigen. Denn so sehr ich auch die Zerstreuung dieser Gesellschaft, die immer gefährlicher ward, wünschte, so sehr würde ich mich erniedrigt haben, wenn ich denjenigen der Guillotine hätte überliefern wollen, der mir nicht nur meine Habseligkeiten, sondern auch das Leben gelassen hatte.

„Ich schlug vielmehr Perarden vor, dem Schinderhannes durch den Br. Brüges, Inspector der Domainen, jetzt Präsident des peinlichen Tribunals von der Saar, bey dem damahligen Regierungs-Commissaire Jean Bon St. André Pardon auszuwirken, unter der Bedingung, daß er seine Bande auflösen und sich selbst stellen sollte. Ich selbst wollte den Hannes zur Rückkehr in die bürgerliche Gesellschaft zu bestimmen suchen. Der über diesen Gegenstand geführte Briefwechsel liefert keine sichere Thatsachen.

„Anfänglich schien man geneigt, dem Hannes Pardon zu geben, und ein Mann, dessen einsame Hütte er bey seinen nächtlichen Streifereyen manchmahl besuchte, den ich aber seiner persönlichen Sicherheit wegen nicht nennen darf, übernahm diesen äußerst delikaten Auftrag, jedoch ohne mich zu nennen. Der erste Versuch schlug fehl, indem Schinderhannes geradezu erklärte: jetzt (im Frühling) würden die Wälder belaubt, folglich er mit den Seinigen gegen Nachstellungen gedeckt. Nach vier Wochen kam Hannes ganz allein in diese einsame Hütte, mit Mühe den Verfolgungen der Gendarmen entflohen. Ueberdieß waren jetzt viele seiner Hehler im Canton Ober-Moschel verhaftet. Jetzt also fanden die Vorschläge, sich zu bessern, bey ihm Eingang, und er versprach, seine ganze Bande aufzulösen, wenn man ihn pardonniren und ihn unter das Militair aufnehmen wolle. Er fügte hinzu: man soll nie mehr einen schlechten Streich von mir hören.

„Bald darauf erhielt ich die Nachricht, der Staat könne einen Räuberhauptmann nicht begnadigen. Ich zog mich daher zurück, ließ aber dem Schinderhannes rathen, nie mehr das linke Rhein-Ufer zu betreten. Es scheint aus seinen Aussagen hervorzuleuchten, daß er sich ernstlich entschlossen hatte, ein besserer Mensch zu werden. Er nahm bey dem Manne in der einsamen Hütte, der ihn auf gute Wege geführt hatte, rührenden Abschied und versprach ihm, unter Vergießung reuiger Thränen, vom Diebstahl abzulassen. Münster, den 15. Frimaire J. 12. Lichtenberger."

Zu wiederholten Malen ist von dem schwarzen Peter gesprochen, angedeutet worden, wie daß eigentlich nur seinem Ver-

schwinden von dem linken Rheinufer Schinderhannes seine poetische Berühmtheit verdanke. Eine gedrängte, leider unvollständige Uebersicht der Thaten dieses für Schinderhannes unerreichbaren Vorbildes möchte daher hier nicht ohne Interesse sein. Peter Petri, gemeiniglich der schwarze Peter genannt, seines Gewerbes Holzhacker, ist auf dem Hüttcheswasen unweit Birkenfeld geboren, beiläufig um 1760. In der Jugend ein ausgezeichnet schöner Bursche, war er unter dem Einfluß seines Gewerbes verwildert: Kohlen- und Sonnenbrand hatten sein Antlitz geschwärzt, ein Wald von krausen schwarzen Haaren, die er in einem Ringe unter dem Kinn zusammenzog, verbunden mit dem starken Körperbau, gaben ihm vollends das wildeste Aussehen, und zeichneten ihn vor allen seinen Kameraden aus. In Muth und Verwegenheit kam ihm keiner gleich, in Rohheit übertraf er sie samt und sonders, wiewohl ihm das Zeugniß beigelegt wird, „daß er ohne Rausch der beste Mensch unter der Sonne; ein Kind kann ihn leiten. Wenn ihm aber der Branntwein zu Kopfe steigt, den er täglich und in großer Quantität zu sich nimmt, wird er ein verheerendes Raubthier. Zu Mord und Brand und der niedrigsten Grausamkeit ist er dann fähig. Er kennt sich selbst nicht mehr.

„Auch er fing mit Pferdestehlen an. Mitten im Walde, und in der unwirthbarsten Gegend, wo er wohnte, that er im Kriege Freund und Feind vielen Schaden. Er ward mehrere Mal gefangen, machte sich aber immer wieder durch, und sprang sogar einmal mitten unter seiner militairischen Bedeckung über eine Brücke, und entkam glücklich. Er ward auf dem ganzen Hundsrücken gefürchtet. Iltis Jacob und Georg Reidenbach waren schon früher seine Gefährten," eine Verbindung, die ihn, damals schon Ehemann und Vater, doch nicht abhielt, den Abth. I. Bd. 1. S. 349 besprochenen Verrath an seinem Freunde Iltis Jacob zu begehen. Dort ist auch erzählt, wie der betrogene Ehemann die Ungetreue mordete, wie der Jude aus Seibersbach, der Verräther, der Rache des schwarzen Peters ein Opfer fiel. Der schwarze Peter ward indessen zu Anfang des Jahres 1798 auf den Drei Weihern im Canton Obermoschel neuerdings verhaftet und nach Kaiserslautern gebracht. Dort gab er sich einen

andern Namen. Weil man aber die Richtigkeit der Aussage bezweifelte, ward der Director der Geschwornen zu Simmern davon benachrichtigt, der ihn zu Kaiserslautern anerkennen ließ. Er ward darauf nach Simmern gebracht, gestand dort eine Menge von Verbrechen ein und erwarb sich durch sein bescheidenes Betragen sogar das Wohlwollen der Untersuchungsbeamten, entkam aber aus seiner Gefangenschaft am Abend des 19. Nov. 1798.

Das Hauptgefängniß in Simmern war damals ein alter Thurm, am Ende der Stadt, in dem auch der Gefangenwärter wohnte. In diesem Thurm befand sich ein unterirdisches, wohl 20 Fuß tiefes Loch, das oben gewölbt, mitten auf diesem Gewölbe seine einzige Oeffnung hatte, in welches die Gefangenen hinabgewunden wurden. In diesem Gewölbe saß der schwarze Peter. Man hatte erlaubt, ihn den Tag über in die obere geheizte Stube der andern Gefangenen zu führen. An dem oben genannten Tage holte der Beschließer den schwarzen Peter aus dieser Stube ab, um ihn in sein Gewölbe hinabzuwinden. Der Räuber stellte sich krank und bat seinen Aufseher um ein wenig warme Suppe. Dieser, der nichts Böses vermuthete, führte ihn in seine eigene Stube. Unterdessen fingen die andern Gefangenen in dem obern Zimmer einen gewaltigen Lärm an. Der alte Aufseher ging, um nachzusehen. Alles war verabredet. Der schwarze Peter, bei dem bloß die Frau des Aufsehers geblieben war, überfiel diese sogleich mit Stößen und Schlägen und schlug das Stubenfenster ein, das unglücklicher Weise nicht mit eisernen Stäben verwahrt war. Die handfeste, sich ihrer selbst bewußte Frau machte dem Räuber viel zu schaffen. Sie hielt ihn an seinen Ketten zurück, und erst als ihr linker Arm ganz zerfleischt war und sie ein paar starke Stöße auf den Kopf empfangen hatte, ließ sie vom Widerstand ab. Der schwarze Peter sprang mit seinen Eisen 15 Fuß hoch zum Fenster hinaus. Die übrigen Gefangenen hatten indessen oben den alten Aufseher überfallen und festgehalten, einer nach dem andern kam die Treppe herunter und sprang zu dem nämlichen Fenster hinaus. Der schwarze Peter ging gerades Weges nach Klein-Weidelbach im Canton Simmern, wo ihm der Diebskumpan Heller die Eisen abnahm.

Bald darauf verschwand er von dem linken Rheinufer; lange schwärmte er im Odenwald herum, wo er theils von der Faust lebte, theils auch mit Kohlenbrennen seine Familie, die ihm dahin gefolgt war, ernährte. Erst im Frühjahr 1801, als man ihn längst todt geglaubt und manche Albernheiten über ihn verbreitet hatte, erschien er wieder wie ein Unglück verkündigender Comet im Soonwald; er machte mit Schinderhannes einige Streifzüge und verlor sich wieder in die Wälder des rechten Rheinufers.

Nochmals erscheint der schwarze Peter bei verschiedenen Raubzügen auf dem Hundsrücken in Gesellschaft seiner alten Freunde, nachdem jedoch die Bande in Schinderhannes ihr Haupt und zugleich viele ihrer bedeutendsten Glieder verloren, überhaupt die Gestaltung der Dinge auf dem linken Rheinufer wenig Aussicht zu Unternehmungen von Belang übrig ließ, scheint er seine Thätigkeit vorzugsweise dem Odenwald, dem Neckarthale zugewendet zu haben. Eine ganze Reihe von Verbrechen hat man ihm dort nachgewiesen: Straßenraub bei Mosbach, attentirter Einbruch zu Külsheim, Einbruch und Diebstahl zu Adelsheim und zu Messel, Straßenraub bei Miltenberg und attentirter Einbruch zu Gumbertsberg, Einbruch zu Heiligkreuzsteinach, zu Uerberach, Straßenraub im Bauland, Entwendung eines Schweines zu Brombach, Beraubung der vom Markt in Groß-Reicholsheim nach Haus gehenden Tuchmacher, Einbruch und Entwendung von Dürrfleisch zu Simmeringen, versuchter Straßenraub im Wald zwischen Karbach und Lorbig, Einbruch in das Brensbacher Hüttchen, Einbruch zu Langenbrombach, Bienendiebstähle in der Gegend von Weinheim.

Zu Külsheim unterhielt einer von der Bande, Peter Eichler, mit einem Schäfer vertraute Bekanntschaft, mit der Tochter des Schäfers eine Liebschaft, mit seinen beiden Söhnen inniges Freundschaftsbündniß. In ihrer Schäferhütte fand er, wenn die Behörde streifen ließ, sichere Zuflucht, dahin brachten die Schäfer ihm Essen und Branntwein. Der Vater hatte ihm verrathen, daß ein Seckler in Külsheim einen starken Vorrath von verarbeitetem und unverarbeitetem Hirschleder besitze. Den zu lichten trafen Peter Eichler, der schwarze Peter und sein Sohn Andres,

dann zwei andere Diebe in der Nacht vom 23. zum 24. April 1811 bei der Pferchhütte vor Külsheim zusammen mit den Söhnen des Schäfers, von denen der eine als Wegweiser dienen sollte. Das Städtchen Külsheim ist ummauert, und werden die Thore Nachts verschlossen. In das Innere zu gelangen, gedachten die Diebe einen Bach zu benutzen, welcher durch die Stadtmauer seinen Ein- und Ausfluß hat: beide Lücken sind jedoch durch feste Eisengitter geschlossen. Dieses durchzubrechen hatte Eichler mit einer Säge sich versehen, und mittels deren wurde das Hinderniß weit genug weggeräumt, um die Diebe durchschlüpfen zu lassen. Sie gelangten in die Stadt, aber der Mond, von jeher des Gewerbes Feind, trat hinter dem Gewölk hervor, daß es allzu waglich schien, dem an der Hauptstraße stehenden Hause des Secklers einzubrechen. Dafür, meinte der Schäferbub, werde besser das abgelegene Haus sich eignen. Die Bande wendete sich dahin, aber eine Frau in der Nachbarschaft hatte das Geräusch, durch den Einbruch des Gitters verursacht, gehört, ihr Fenster geöffnet, die Diebe wahrgenommen und in der Stille die Anzeige machen lassen. Inzwischen hatten aber auch die Diebe die Frau bemerkt und durch des Gitters Lücke sich wieder ins Freie begeben. Da alles ruhig blieb, schickte Eichler die beiden Jüngsten von der Bande nach dem Städtchen auf Kundschaft aus, die kamen aber sehr bald mit der Nachricht zurück, daß es keineswegs geheuer im Ort. Darüber ergrimmt, schalt Eichler sie Feige, und den Versuch zu erneuern, hat er die Gesellschaft bestimmt. Sie war indessen kaum zum Gitter gelangt, und es schimmerten ihr die Fackeln der Wache entgegen. Die Diebe entliefen, die Schäferbuben kehrten zum Pferch zurück.

Den Einbruch zu Gumbertsberg vorzunehmen, waren auf des schwarzen Peters Anrathen, tief aus dem hintern Odenwald herabgezogen Bernhard Held, Heinrich Pfeiffer und Joseph Jacobi, um im Verein mit ihm und seinem Sohn Andreas am Abend des 3. Sept. 1810 einem reichen Schweinehändler, während er mit den Seinen im Wirthshaus beim Tanz sein würde, sein Geld zu nehmen. Dem Schweinehändler zum Glücke war gerade an diesem Tage einer seiner Angehörigen erkrankt, das

Haus daher nicht leer, und mußten die Räuber abziehen. Der schwarze Peter ging zu seinem Meiler, Jacobi in seine Schützenhütte zurück, die drei andern wanderten auf gut Glück weiter. Zwischen Kleinheubach und Brembach begegnete ihnen, Nachts 11 Uhr, ein Mann, der einen Ochsen führte. Augenblicklich erhielt er von Andreas Petri einen Schlag auf den Kopf, daß er zusammenstürzte, dann wurde er seines wenigen Geldes und seiner Habseligkeiten beraubt. Nach vollbrachtem Raub waren die Thäter gefällig genug, dem Mann wieder aufzuhelfen, und ihn, der nicht gleich seiner Beine mächtig, so lange zu halten, bis ihm die Kräfte wiedergekommen. Der Gesamtwerth des Geraubten belief sich auf 3 fl. 43 Xr.

Der Straßenraub im Bauland wurde den 22. Oct. 1809, früh um 7 Uhr, in dem Walde auf Laudenberger Gemarkung, durch welchen die Straße von Buchen nach Strümpfelbronn zieht, an dem Juden Callmann Jacob von Klein-Eichelsheim verübt. Dieser hatte zu Begleitern einen Mann, welcher ihm seine Waaren auf den Strümpfelbronner Markt tragen sollte, und einen jungen Judenburschen. Die Räuber waren mit Schießgewehr und Prügeln bewaffnet. Der Packträger setzte sich herzhaft zur Wehre und wurde darum hart geschlagen. Der Werth des Geraubten wurde zu 515 Gulden angegeben.

Veranlassung zu der endlichen Habhaftwerdung des schwarzen Peters gab der zwischen Hemsbach und Laudenbach, auf der Straße von Weinheim nach Heppenheim verübte Raubmord, an welchem er zwar keinen Antheil genommen: man wird sich vielleicht erinnern, daß auch Fetzer über einem Pistolendiebstahl, an welchem er durchaus unschuldig, seinem Geschicke verfiel. Während man in der Umgebung von Weinheim und in den obern Gegenden der Bergstraße den Raubmördern, bei aller nur erdenklichen Mühe, vergebens nachspürte, hatte der Zufall einen derselben, und, gleich nach ihm, zwar keinen Theilnehmer bei diesem Raube, aber einen höchst berüchtigten Gauner, Mörder, Räuber und Dieb, in obrigkeitliche Hände geliefert. Es wurden nämlich schon am 4. Mai 1811 in dem Walde bei Sickenhofen, Amts Babenhausen, verschiedene verdächtige Burschen mit Weibs-

leuten bemerkt, und durch mehre Sickenhofer Einwohner, die der Schultheiß hatte aufbieten lassen, angegriffen. Die Burschen suchten zu entfliehen, die Bauern schlugen aber tapfer zu, daß die Gegner genöthigt, ihre Bündel abzuwerfen, um nur schneller zu entkommen. Einer wurde doch gefangen, und samt den Bündeln an das Amt Babenhausen, dann an das Criminalgericht zu Darmstadt abgeliefert. Am 5. Mai wurde ein anderer Vagant gleichfalls von Sickenhofer Bauern eingefangen, und nebst seiner Frau und einem siebenjährigen Buben ebenfalls nach Darmstadt gebracht. Der erste gab sich für einen Berliner aus, des Namens Valentin Schmitt, der andere, Johann Wild, behauptete zu Brünn in Mähren geboren zu sein. Schon das Amt Babenhausen hatte, bei Durchsicht der zurückgelassenen Bündel, Kleidungsstücke gefunden, welche mit denjenigen, so den Opfern des Raubmordes bei Weinheim gehörten, volle Aehnlichkeit boten. Diese bestätigte sich vollkommen bei der weitern Untersuchung in Darmstadt, und es wurde auch der angebliche Valentin Schmitt zu dem Geständnisse gebracht, daß er mit seinem wahren Namen Veit Krämer heiße, und daß er mit seinen fünf Spießgesellen die in den Bündeln und bei ihm selbst gefundenen Sachen (unter diesen ein Doppellouisd'or und ein silbernes Etui) auf der Bergstraße zwei reisenden Kaufleuten geraubt habe.

Es wurden hiernach am 9. Mai die Gefangenen an das Stadtamt Heidelberg ausgeliefert, und in dem daselbst vorgenommenen Verhör hat Krämer nicht nur das in Darmstadt begonnene Geständniß vollständiger wiederholt, sondern auch die Effecten als geraubt anerkannt, gleichwie dieses auch von den beraubten Kaufleuten, den Schweizern Rieder und Hanhart geschah. Das Stadtamt benutzte die Stimmung des Krämer, um von ihm die genaue Angabe des Hergangs, vorzüglich aber die Namen und Personalbeschreibung seiner Mitschuldigen zu erhalten, es wurden auch noch die diesen von den Streifern bei Strümpfelbronn abgenommenen Gegenstände vorgelegt, und von Veit Krämer sowohl, als von Hanhart für Bestandtheile des Raubes anerkannt.

Was aber ungleich wichtiger, Veit Krämer nannte wiederholt und beharrlich seine Mitschuldigen, den Hölzerlips, den

Manne Friedrich, den Köhlers-Andres, den langen Andres, den Basti, gab auch Verschiedenes über derselben Verhältnisse an, und namentlich, daß sein Mitarrestant, Johann Wild, der Vater des Köhlers-Andres, der Schwiegervater des Basti sei. In den mit diesem Wild und seiner Frau vorgenommenen Verhören zeigten sich beide im höchsten Grad verschmitzt, verriethen solche Gewandtheit, und wußten dem Untersuchungsrichter alle Anlehnungs- und Verbindungspunkte in der Inquisition so geschickt zu verrücken, daß es ein Leichtes, in ihnen alte, ausgelernte Gauner zu erkennen, ohne doch von irgend einer Seite ihnen beikommen zu können. Auch ihr siebenjähriger Bub Leonhard benahm sich eben so, und läugnete, wie die Eltern geläugnet hatten, einen Sohn Andreas zu haben, daß er einen Bruder des Namens Andreas gekannt oder gehabt habe.

Bei Leuten dieser Art, welche keine bleibende Stätte haben, täglich in andern Hütten, in einem Schoppen oder im Freien liegen, fällt es sehr schwer, irgend einen Beweis über ihre Familienbeziehungen aufzubringen. Doch gelang es endlich, nach vielen vergeblichen Versuchen, Widersprüche in den Angaben der Eheleute Wild zu erhalten, auch unbescholtene Männer auszumitteln, in deren Häusern Wild mit den Seinigen gelegen hatte, einen sogar, der mit Bestimmtheit behauptete, daß dieser einen Sohn Andres habe. Der alte Wild unterlag in der zwischen ihm und jenen Männern veranstalteten Confrontation und bekannte sich zu dem Sohn Andres, mit dem Zusatz, er habe nichts von ihm wissen wollen, weil der unfolgsame Bub in der Welt herumlaufe. Schlechte Streiche wisse er jedoch nicht von ihm. Nach dem Vater bekannte auch Leonhard, einen Bruder des Namens Andres zu haben, sein bisheriges Läugnen mit der Behauptung, er habe nicht daran gedacht, entschuldigend. Lange kämpfte noch die Mutter, endlich bekannte sie ebenfalls, einen Sohn Andres zu haben, außerdem suchte sie ihr und ihres Mannes Läugnen zu entschuldigen. Von einer Betheiligung des Andres bei dem zwischen Laudenbach und Hemsbach vorgefallenen Raubmord wollten beide nichts wissen. Sie beharrten bei ihren frühern Angaben von Herkunft und sonstigen Beziehungen, so höchst un-

wahrscheinlich, ja offenbar falsch manches erschien. Der Verdacht, daß Johann Wild ein alter Verbrecher, das bedeutende Mitglied einer vormaligen Räuberbande gewesen, stieg mit jedem Verhör, und wurde durch seine Physionomie, durch sein ganzes Benehmen verstärkt. Noch fehlte es aber an nähern Mitteln, die Wahrheit zu erforschen, das Urtheilen einzig nach den Signalements fand man zu gewagt.

Das Ehepaar war nur eben zu dem mangelhaften Geständniß gekommen, und es wurde der Untersuchungsbehörde in Heidelberg mitgetheilt, wie daß ein zu Hanau eingebrachter Bursche der signalisirte Köhlers-Andres zu sein scheine; deß Kleidung war dem Schreiben beigefügt, und hat Veit Krämer sie als die des Köhlers-Andres, welche zwar den Schweizer Kaufleuten geraubt, anerkannt. Es wurde sofort des Verdächtigen Auslieferung verlangt und bewilligt. Kurz vorher hatte das Amt Steinheim in einer dahin zum Weiterschaffen gebrachten Weibsperson die Concubine des Hölzerlips erkannt und dieses nach Heidelberg mitgetheilt. Ihre Auslieferung wurde verlangt und erfolgte. Sie nannte sich Spitzin, ihren siebenjährigen bucklichten Buben Spitz. Beide verläugneten den Hölzerlips, und als Veit Krämer dem Buben ins Angesicht behauptete, daß er ihn kenne und daß Hölzerlips sein Vater sei, war er frech genug, dem Untersuchungsrichter zum Abscheu, in den schmutzigsten Ausdrücken dem Krämer vorzuwerfen, daß er seine Mutter habe mißbrauchen wollen, und daß er für den empfangenen Korb sich an ihr zu rächen suche. Selbst der von einem Gauner erzeugte, unter Gaunern aufgewachsene Veit Krämer stand wie versteinert ob solcher Frechheit. Einstweilen füllten sich die Gefängnisse mehr, ohne daß damit für die Untersuchung des Raubmordes Wesentliches gewonnen, immer aber hatte die verdoppelte Thätigkeit der Behörden die Folge, daß das Gesindel aufgeschreckt und durch die Angst gezwungen wurde, die bisherigen Schlupfwinkel im Odenwald und Spessart, im Fuldischen und in der Wetterau vielleicht auf lange Zeit zu verlassen. Die Gefängnisse zu Heidelberg wurden beinahe zu enge den 96 Individuen der Art, die gleichzeitig daselbst zu verwahren.

Am 30. Mai Abends traf Andreas Wild zu Heidelberg ein, und gleich am folgenden Tage wurde er ins Verhör genommen, und bei dieser Gelegenheit, ohne daß er es bemerkt hätte, von der Mutter als ihr Sohn Andreas, von Veit Krämer als Köhlers-Andres anerkannt. Er selbst wollte Andreas Wild heißen, läugnete auch, daß seine Eltern noch bei Leben, beide seien vielmehr gestorben, als er kaum zwei Jahre alt gewesen, er habe sie nicht gekannt, wisse nicht, wer sie gewesen seien, noch wie sie geheißen hätten; er habe einen Bruder bei Leben, der älter denn er, in Kriegsdiensten stehe, wie er von herumziehenden Leuten gehört habe, ohne daß er wisse, bei welchem Potentaten. Die bei ihm gefundenen Kleider wollte er zu Aschaffenburg von einem Juden gekauft haben. Alle Ermahnungen, die Wahrheit zu sagen, fruchteten nicht. Vor dem am Nachmittag fortzusetzenden Verhör erkannte ihn der Vater als seinen Sohn, Leonhard Wild als seinen Bruder. Hatte Andreas am Vormittag sich hartnäckig und frech benommen, so bezeigte er sich noch weit hartnäckiger und frecher am Nachmittag, der Versicherung, daß er am Morgen die reine Wahrheit gesagt habe, die Betheurung hinzufügend, er wolle, wenn er e i n Wort gelogen haben sollte, für jedes dieser Worte 25 Prügel aushalten.

Da alle gütlichen Ermahnungen und der Ernst des Richters gleich wenig Eindruck machten, wurde ein anderes Mittel zur Anwendung gebracht. Vor jede der drei zum Verhörzimmer führenden Thüren wurde eine der drei dem Inquisiten wichtigsten Personen, deren Anwesenheit ihm unbekannt, gestellt, vor die eine Wilds Vater, vor die andere seine Mutter, vor die dritte sein Bruder Leonhard. Während er fortwährend läugnete, Eltern oder einen jüngern Bruder zu haben, und dieses mit den höchsten Betheuerungen und den heiligsten Schwüren bekräftigte, öffneten sich auf einen Schellenzug die drei Thüren zugleich, um eben so schnell wieder zuzufallen. Andres, obgleich durch den Anblick erschüttert, faßte sich augenblicklich, und suchte der Frage, wer die drei gewesen, auszuweichen, da ging die Schelle aufs neue, der Vater wurde vorgeführt, und nun erklärte Andreas, der alte Mann sei sein Vater, der Bub sein Bruder Leonhard, die Frau

seine Mutter. Es wurde versucht, diese Stimmung des Inquisiten zu benutzen, um das Geständniß des Straßenraubs zu erhalten, der Versuch mißlang, Veit Krämer mußte ihm vorgestellt werden. Nicht nur verläugnete er diesen anfänglich, er suchte ihn selbst zum Wanken zu bringen. Als aber Krämer standhaft bei seinen Aussagen beharrte, ihn aus eigenem Antrieb aufforderte, die Wahrheit zu sagen, unnützen Zeitverlust zu meiden, begann Andres zu zagen und zu weinen, dann vom hartnäckigsten Läugnen plötzlich zum Geständnisse seines Antheils bei jenem Raubmorde überzugehen. Noch offenherziger in einem weitern Verhör, bekannte er zwar keine andern von ihm verübten Verbrechen, wohl aber seine Bekanntschaft mit vielen Gaunern, seine Kenntniß der Gauner- oder Jenischensprache, er berichtete auch, daß Manne Friedrich unter dem falschen Namen Goldmann verhaftet sei, und daß die Concubine des Hölzerlips im Gefängnisse zu Hanau noch eine der den Schweizer Kaufleuten geraubten goldenen Uhren und einen Karolin in Gold gehabt habe. Sofort wurde zu Hanau die Auslieferung des Goldmann oder Manne Friedrich beantragt und erhalten, die Uhr konnte aber noch nicht entdeckt werden; die Hölzerlipsin läugnete, und alle Visitationen ergaben sich fruchtlos. Hingegen fuhren Veit Krämer und Köhlers-Andres mit ihren Bekenntnissen fort, und bekannten sich mehrer, theils bedeutender Verbrechen schuldig; sie nannten auch die Besitzer vieler kochemer Häuser, die theils im Odenwald, theils im Großherzogthum Frankfurt belegen.

Inzwischen war Manne Friedrich mit seiner Frau und einem siebenjährigen Buben zu Heidelberg angelangt. Von Veit Krämer und Andreas Wild anerkannt, nannte er sich in seinem ersten Verhör Johannes Goldmann, aus Magdeburg gebürtig und ledigen Standes. Daß er noch nie die Gegend von Heidelberg gesehen habe, behauptete er standhaft, auch in der Confrontation mit dem Beamten von Zwingenberg, aus dessen Gefängniß er, damals Philipp Friedrich Schütz sich nennend, vor längerer Zeit entflohen war. Man hoffte von dem Knaben ein Geständniß zu erhalten, allein er läugnete frech und beharrlich, den Mann, welcher zugleich mit ihm und seiner Mutter nach

Heidelberg geliefert worden, zu kennen. Veit Krämer wurde ihm vorgestellt, allein den ebenfalls verläugnete der Knabe, obgleich jener der Pathe seines jüngsten, wenige Monate alten Bruders; endlich mußte er, auf Krämers dringendes Ermahnen, die Pathenschaft zugeben, aber daß er den mit ihm transportirten Mann nicht kenne, behauptete er fest, auch in der Confrontation mit Andreas Wild, der sein Mögliches that, den Knaben zum Geständniß der Wahrheit zu vermögen. Mehr Wirkung that das Bedrohen mit körperlicher Züchtigung, und jetzt bekannte der Knabe, daß der mit ihm nach Heidelberg gebrachte Mann sein Vater Friedrich sei, er ihn aber auf der Mutter Anweisung verläugnet habe. Hingegen wollte des Knaben Mutter noch nie im Odenwald gewesen sein, obgleich sie wenige Wochen zuvor in Katzenbach entbunden worden, eben so wenig den Namen des Ortes ihrer Entbindung, oder jenen ihres Gevattermannes kennen.

Es wurden andere Mittel versucht, ihre Hartnäckigkeit zu besiegen. Krämers Concubine und Schwiegermutter sagten ihr ins Angesicht, sie sei die nämliche Frau, welche mit jener zugleich, vor wenigen Wochen, zu Katzenbach in derselben Scheuer niedergekommen sei, das läugnete sie in unbeschreiblicher Kälte, jedesmal die Bemerkung hinzufügend, solche Leute nehme sie nicht an, die seien gleich ihr Arrestanten und könnten nichts gegen sie beweisen. Es sollten Einwohner des Ortes Katzenbach, darunter der Eigenthümer der Scheuer, in welcher sie niedergekommen war, dessen Knecht und der Schulmeister, sie anerkennen, allein keiner von ihnen wußte die Frau wiederzufinden, obgleich der Eigenthümer der Scheuer den Veit Krämer und dessen Concubine erkannte. Es konnte demnach von Confrontation die Rede nicht sein, lediglich wurde versucht, ob das Auftreten der Katzenbacher einigen Eindruck machen werde. Die drei wurden als stumme Personen vorgeführt, der Inquisitin als Einwohner von Katzenbach bezeichnet, sie versicherte, daß sie ihr unbekannt, und daß die drei Männer sie auch nicht kennen würden: die Männer schwiegen. Es wurde der Person bedeutet, unter den dreien befinde sich der Eigenthümer der Scheuer zu Katzenbach, in welcher sie niedergekommen, sie beharrte in ihrem Läugnen. Veit

Krämer wurde vorgeführt, befragt, wer diese Frau sei? „Es ist meine Gevatterin, die Ehefrau des Manne Friedrich, welche zugleich mit meiner Frau in Katzenbach niedergekommen ist.“ Durch solch bestimmte Aussage vernichtet, erklärte die Inquisitin, Veit Krämer sei wirklich ihr Gevattermann, und wahr, was er so eben angegeben habe. Der Mann, welcher mit ihr von Hanau nach Heidelberg abgeliefert worden, sei in der That ihr Mann, der Manne Friedrich. Sie bitte wegen des bisherigen Läugnens um Verzeihung, sie sei dazu gezwungen gewesen, denn ihr Mann habe gedrohet ihr Arme und Beine entzwei zu schlagen, wenn sie die Wahrheit rede.

Wiederum hierauf verhört, fuhr Manne Friedrich fort zu läugnen. Es wurden ihm nach und nach Veit Krämers Beischläferin, ihre Mutter, Veit Krämer selbst, und Andreas Wild vorgestellt. Alle behaupteten, er sei Manne Friedrich, sie wurden aber insgesamt, in fortwährend steigender Frechheit, von ihm der Lüge bezüchtigt. Auch seine Frau trat jetzt vor, behauptete, er sei ihr Mann, „das ist nicht wahr, wie kommt Sie dazu?“ lautete die kurze Antwort. Auch den Sohn verläugnete er, und lachend schloß er das Verhör mit dem Ausruf: „da bekomm ich allerlei Leute zu sehen.“ In den Kerker zurückgebracht, bedachte er die Umstände genauer. Er fürchtete, wie er in der Folge zugab, seine Frau möge noch mehr gesagt haben, so daß man ihn durch unbescholtene rechtliche Männer (denn Mitarrestanten, fügte er hinzu, würde er nie als belastende Zeugen angenommen haben, und der Amtmann und die Wächter in Zwingenberg könnten nicht als Zeugen gelten, von wegen des auf ihnen ruhenden Verdachtes, sie gäben ihn nur an, um den Fehler, daß sie ihren Gefangenen laufen lassen, wieder gut zu machen) förmlich überweisen könne, und dieses bestimmte ihn nach einigen Tagen sich zum Verhör zu melden, worin er denn bekannte, der aus Zwingenberg entwichene Philipp Friedrich Schütz und zugleich Theilnehmer des Straßenraubes in der Bergstraße zu sein. Doch wollte er anfangs mit der Sprache nicht rein heraus, vielmehr sein Bekenntniß von Bedingungen abhängen lassen, gewahrend jedoch, daß man nicht darauf eingehe, bekannte er nicht

nur seine Theilnahme bei jenem Raubmord, sondern auch andere Verbrechen. Unter den von ihm gestellten Bedingungen war die wesentlichste eine Zusammenkunft mit seiner Frau. Er suchte sie zu motiviren durch das Vorgeben eines fürchterlichen Eides, keinen seiner Kameraden zu verrathen, den er habe schwören müssen. Er wolle aber seiner Frau alles mittheilen, damit diese es anzeige, während er seinem Schwur treu bleiben würde. In der Wahrheit wollte er nur von seiner Frau erfahren, was sie von ihm gesagt habe, um sich darnach orientiren zu können.

Aus den nähern Angaben des Veit Krämer und des Andreas Wild hatte sich ergeben, daß Georg Schmitt, vulgo der große Harzbub, den Raubmördern den Weg von Oberlaudenbach nach der Chaussée gezeigt habe. Er wurde verfolgt, ergriffen, und war der That geständig. Ueber dem Correspondiren mit den vielen auswärtigen Behörden erhielt man aus Gießen die Nachricht, daß der dort sitzende Hans Adam Steininger, vulgo Ueberrheiner Hannadam, ein Spießgeselle des Schinderhannes, den Andreas Wild zwar nicht unter diesem Namen kenne, aber nach der ihm gemachten Beschreibung ihn für den Sohn des schwarzen Peters halte. Das bestätigte gewissermaßen Veit Krämer, jedoch nur von Hörensagen, daher eine Ueberführung des Johannes Wild nicht möglich.

Hingegen ergab sich, daß Hölzerlips, auch unter fremdem Namen, und Basti zu Wertheim, wohin er gegangen war, um seine früher schon dort eingefangene vormalige Concubine, Schwester des Andreas Wild, zu befreien, verhaftet seien. Beide wurden nach Heidelberg abgeliefert, daß demnach am 18. Juni von den sechs Verbrechern nur noch der einzige lange Andres fehlte. Hölzerlips und Basti wurden verhört, beobachteten aber im Anfang dasselbe Verfahren, wie einst Manne Friedrich und Andreas Wild; sie läugneten, zeigten sich taub für jegliche Ermahnung. Am 21. Juni wurde mit Basti ein abermaliges Verhör vorgenommen, die vorhandenen Reste der geraubten Gegenstände wurden ihm vorgelegt, er behauptete sie nicht zu kennen, läugnete auch fortwährend, obgleich in der Confrontation mit Andreas Wild dieser ihn wiederholt und dringend aufforderte, zu

gestehen, mit dem Zusatz: das Läugnen nützt dich nichts mehr, es ist schon alles entdeckt. Das Verhör dauerte bis 8 Uhr Abends, um halb 10 Uhr meldete der Gefangenwärter, so eben sei Basti aus dem Gefängniß entflohen, die Wache habe nach ihm geschossen, ihn aber verfehlt. Sogleich wurde alles zu einer Verfolgung aufgeboten, das Gefängniß visitirt. Es fand sich, daß er ohne alles Verschulden des Kerkermeisters im bloßen Hemde, auf eine kaum begreifliche Weise entkommen war. Er hatte das runde Fenster seines Gefängnisses mit dem ganzen Rahmen ausgehoben, dadurch einen spitzigen Kloben, mit welchem der Rahmen befestigt war, sich verschafft, damit die beiden neuen guten Schlösser der Ketten, womit er kreuzweise gefesselt war, erbrochen, die Ketten abgelegt, seinen Teppich zerrissen, daraus ein Seil, 10 bis 12 Schuh lang, gedreht, und war sodann durch die auffallend enge Oeffnung des starken Fenstergitters, welche bei der angestellten Probe keinem andern Kopfe den Durchgang erlaubte, hinausgeschlüpft, hatte sich am Seile herabgelassen, und war dann noch 8 bis 10 Schuhe hoch zur Erde gesprungen; dicht am Kopfe war der Schuß des Postens vorbei gegangen.

Die Felder der nächsten Umgebung wurden mit Hunden durchsucht, nirgends ergab sich auch nur eine Spur. Aber in der Nacht noch hatte man an alle angrenzenden Aemter durch reitende Boten, durch Estafetten an die entfernteren Behörden, die Nachricht von der Entweichung des Arrestanten gesendet, alle gebeten, sie sogleich, eben so schnell, den rückwärts liegenden Behörden mitzutheilen, und dem Einfanger des Basti eine Belohnung von 50 fl. zugesichert; und so kam es, daß er schon am 22. Juni im Odenwald, großherzoglich hessischen Amtes Fürth, eingefangen und nach Heidelberg zurückgebracht wurde. Unmittelbar nach seiner Entweichung war er in den nahen Neckarfluß gesprungen, er hatte sich unter dem Boden der einem Nachen aufgelegten Schwimmschule, bis an den Mund im Wasser, mehre Stunden hindurch verborgen gehalten, daß er demnach Zeuge der ihm geltenden Nachsuchungen an beiden Ufern und in der Schwimmschule selbst geworden. Erst nach Mitternacht versuchte er es, den Fluß zu durchwaten, was die ungewöhnliche Seichtigkeit

erlaubte. Noch hatte er das jenseitige Ufer nicht erreicht, als er die auch dort ausgestellten Wachen gewahrte; er blieb lange Zeit auf einem Felsen im Flusse sitzen. Endlich wagt er, unter Lebensgefahr, einen neuen Versuch, daß er das jenseitige Ufer und durch die hohen Fruchtfelder das Gebirg und den Wald gewinnt. Um seinen Aufzug im baren Hemde minder auffallend den Leuten, welche im Walde etwan ihm begegnen könnten, zu machen, schlüpft er mit den Beinen in die Hemdärmel und hält den untern Theil des Hemdes oben am Halse mit den Händen zu.

So läuft er weiter. Im Walde begegnen ihm zwei Bauern; er stellt sich närrisch und stumm, bettelt sie an, und wird nicht nur nicht festgehalten, sondern empfängt ein Almosen, zusamt dem Bedauern der Geber. Mit dem Almosen erkauft er sich an einer entlegenen Mühle im Gebirg Brod. Man befragt ihn von wegen seines sonderbaren Aufzugs, und er behilft sich mit einer Lüge. Er hatte, so erzählt er den Leuten in der Mühle, sich entkleidet, um des Ungeziefers los zu werden, war darüber eingeschlafen, und fand bei seinem Erwachen eine große Schlange auf seinen Kleidern liegen. Zum Tod erschreckt, begab er sich ans Laufen. Nachdem er einige Fassung wiedergefunden, kam er zurück, seine Kleider zu holen, die waren nicht mehr zu finden. Ihm wird geglaubt, er lacht der Leichtgläubigen, verfolgt in Eile seinen Weg, bis er am Abend auf minder leichtgläubige Bauern trifft, die in Kenntniß gesetzt von der auf die Einlieferung des Basti gesetzten Belohnung von 50 fl., ihn anhalten, und dem Amte vorführen. In dem Verhör vom 25. Juni bekannte hierauf Basti seine Gegenwart bei dem Raubmord in der Bergstraße, er brachte aber zugleich eine Masse von Entschuldigungen vor, die ihn als einen verführten, kaum einer Rüge ausgesetzten Menschen darstellen sollten. In der Folge bekannte er wohl, thätigen Antheil bei dem Verbrechen genommen zu haben, um so hartnäckiger aber läugnete er alle andern gegen ihn zur Anzeige gekommenen und von den übrigen Mitschuldigen eingestandenen Vergehen.

Hölzerlips setzte bis zum 27. Juni das Läugnen fort, wo er dann endlich in der Confrontation mit andern Arrestanten

zu dem Bekenntniß sich bequemte, Theilnehmer des Raubmordes gewesen zu sein. Später bekannte er auch andere Verbrechen, die er stets in dem gleichgültigsten Tone vortrug, ohne einige Reue, einiges Mitleiden mit den Beraubten und Mißhandelten zu verrathen. Sein früheres Läugnen erklärte er für erlaubte Nothlüge, mit dem Zusatz, alle, wie wir einsitzen, schwören zehn falsche Eide, wenn wir uns damit losmachen können. Des Hölzerlips Concubine war die letzte zu läugnen, bestand darauf ihn nicht zu kennen. Sie wurde ihm vorgestellt. Hölzerlips erwiderte der Frage, wer sie sei, „das ist meine Kathrine!“ — „ich will deine Kathrine nicht sein!“ schrie sie. Hölzerlips hatte bekannt, ihr die goldene Uhr und einen Karolin in Gold zugestellt zu haben, sie läugnete. Hölzerlips wiederholte ihr das ins Angesicht, sie läugnete. Sie wurde in Güte, mit Ernst ermahnt, die Wahrheit zu sagen, sie läugnete. Es wurde ihr mit körperlicher Züchtigung gedroht, sie verharrte in ihrer Verstocktheit. Sie empfing sechs Streiche mit dem Farrenschwanz und läugnete. Es folgte ein siebenter, und sie erklärte, sie wolle sagen, wohin sie die Uhr begraben habe, vorher aber müsse Hölzerlips seine Drohung zurücknehmen, der habe nämlich gedroht, ihr den Hals abzuschneiden, wenn sie die Uhr verrathe. Er bekannte sich zur Drohung, nahm sie zurück, und die Hölzerlipsin gab an, daß sie die Uhr zu Steinheim im Gefängniß vergraben habe. Es wurde nach Steinheim geschrieben, die Uhr auf der bezeichneten Stelle vorgefunden und eingeschickt. Den Karolin behauptete sie, auf dem Transport nach Heidelberg in Heppenheim ihrem Buben zugesteckt zu haben, mit dem Befehl, das Geldstück wegzuwerfen. Daß er es zu Heppenheim in den Abtritt geschleudert, erzählte der Junge: er wurde nach Heppenheim gebracht, bezeichnete die Stelle, der Karolin war aber nicht zu finden. Späterhin mußte die Hölzerlips ihre Familienbeziehungen bekennen, und es ergab sich, daß sie die auf dem linken Rheinufer zum Tode verurtheilte Orthweis, eine Tochter des berüchtigten alten Scherenschleifers Hannes sei.

In der gleichen Weise entwickelte sich das Schicksal des über jener Untersuchung zur Haft gebrachten Johann Wild. Es waren

von den übrigen Mitschuldigen, und selbst von Wilds Sohn Andreas Verbrechen, bei denen der Vater Antheil genommen, bekannt worden. Er kam wegen dieser neuen Anzeigen wieder zum Verhör, gerieth in sichtbare Angst und Beklemmung, welche sich zwar über dem Eingeständniß jener Verbrechen minderte, aber nicht gänzlich verlor, selbst nachdem das Geständniß abgelegt. Diese Stimmung glaubte man benutzen zu müssen, um den hinsichtlich seines Namens und seiner Person schwebenden Argwohn aufzuklären. Ueber dem Examiniren stieg mit jedem Augenblick des Menschen Angst, sichtbar hob sich seine Brust, die Sprache versagte ihm, er mußte abgeführt werden, erholte sich aber, wie er ins Freie gekommen. Mit den Worten: „was soll ich mich lange quälen lassen, es ist doch aus!" verlangte er, wieder vorgeführt zu werden. Dem geschah also, und nur durch Kopfnicken konnte er bestätigen, daß er Peter Petri sei, vulgo der schwarze Peter genannt. Dieses Bekenntniß wiederholte er, nach einiger ihm vergönnten Erholung, dann erzählte er von der Ermordung des Seibersbacher Juden und von einigen Pferdediebstählen.

Auch die Frau gestand, daß ihr Mann der schwarze Peter sei, was aber der Sohn läugnete. Er, der früher zwar gebeten hatte, ihm, wo möglich, die Ueberführung seines Vaters, hinsichtlich der mit ihm gemeinschaftlich verübten Verbrechen, zu erlassen, doch aber, für den äußersten Fall, sich bereit erklärt hatte, auch seinem Vater alles unter die Augen zu sagen, er allein konnte sich nicht entschließen, dieses Vaters wahren Namen anzugeben. Selbst als man ihm dessen Geständnisse vorhielt, läugnete er, daß dieser nicht Johann Wild sei. Der Alte mußte ihm selbst sagen, daß er Peter Petri heiße, bat aber zugleich um Schonung für seinen Sohn, indem dieser nur geläugnet habe in der Ueberzeugung, daß sein Geständniß dem Vater das Leben kosten müsse. Der Sohn schrie laut auf, als er dieses hörte, warf sich zur Erde, tobte und rasete dergestalten, daß die äußerste Anstrengung erforderlich, ihn einigermaßen zu beruhigen.

Ich wende mich zur Erzählung des Raubmordes selbst, als der Veranlassung zu der Untersuchung und den sie begleitenden

Entdeckungen. Am 28. April 1811. hatten sich Veit Krämer mit den Seinigen und sein Gevattermann Philipp Friedrich Schütz mit den Seinen bei Milden unweit Strümpfelbronn im Odenwald um ein gemeinsames Feuer gelagert, ihnen gesellte sich der lange Andres, und später kamen auch Köhlers-Andres (Andreas Petri) und Basti (Sebastian Luz) zur Stelle. Nach einigem Geplauder erfolgte die gewöhnliche wechselseitige Frage, ob keiner etwas zu verdienen wisse? der wußte dieses, ein anderer jenes. Sie vermochten sich um keinen der gemachten Vorschläge zu einigen, und beschlossen zuletzt, ohne daß einer bestimmt sich erinnert hätte, von wem die erste Idee ausging, auf gut Glück die Bergstraße hinabzuziehen und dort eine Charette zu molochnen (eine Chaise anzugreifen) oder sonst etwas zu unternehmen, wie sich eben die Gelegenheit bieten würde. In dem Augenblick, daß dieser Beschluß gefaßt worden, fand noch Hölzerlips mit seiner Beischläferin sich ein. Das Vorhaben wurde ihm entdeckt, und ohne Bedenken sein Beitritt ausgesprochen. Aus einem Wirthshäuschen im nahen Höllengrund wurde ein Schoppen Branntwein geholt, und mit dem Labsal versehen, trat die Gesellschaft durch die steilsten unwegsamsten Gebirge des Odenwalds ihre Wanderung an. Köhlers-Andres und Basti hatten schon vor dem Aufbruch wacker geschnapset, und geriethen unterwegs zu Streit, zerkratzten und zerbläuten sich herzhaft, ohne daß diese kleine Differenz eine Störung des Reiseplans nach sich gezogen hätte. In tiefer Nacht zog die Gesellschaft bei Oberschönenmattenwag vorüber. Der Branntwein war längst getrunken. Die dürstenden Räuber erbrachen einen Keller, holten sich daraus einen Hafen voll Milch und einen Krug Wein, mehr fand sich nicht.

Am Morgen des 29. Aprils erreichte die Gesellschaft das Juchhehäuschen oben auf dem Gebirg, auf welchem Oberlaudenbach auch noch gelegen. Das Häuschen wurde von einem Ehepaar, kochemer Leute, besessen und bewohnt. Denen kamen die Räuber willkommen, und es wurde ihnen Aepfelwein gereicht; eine Suppe, gebackene Eier ließen die Wanderer die Beschwerden des langen mühsamen Marsches vergessen. Basti unterhielt sie

dabei mit kurzweiligen Sprüngen und anderm Scherz. Die Zeche zu berichtigen, reichte ihr Geld nicht, sie fanden aber, für die Rückkehr Bezahlung verheißend, willigen Credit. Den Tag über hielten sie im nahen Walde sich auf, mit dem sinkenden Abend stiegen sie das Gebirg weiter hinab, bis auf die Bergstraße, nachdem sie zuvor mannshohe junge Buchen abgeschnitten, deren als Prügel sich zu gebrauchen. Auf großherzoglich hessischem Gebiet, in der Bergstraße postirt, erwarteten sie der Dinge, die da kommen sollten. Nach langem Harren wurde das Gerassel einer Chaise vernommen. Alle stellten sich in Bereitschaft, der Wagen näherte sich, schon sollte der Angriff erfolgen, als ein zweiter Wagen, dem ersten unmittelbar folgend, Vorsicht, Halt gebot. Mit seinen fünf Genossen wähnte Hölzerlips sich nicht stark genug, die beiden Chaisen zugleich anzugreifen. Sie, die Diligence samt einem Beiwagen, kamen glücklich vorüber. Eine zweite Gelegenheit wollte die ganze übrige Nacht sich nicht ergeben, und die Räuber kehrten gegen Morgen nach dem Wald zurück. Hier verweilten sie bis zum Abend des 30. Aprils, wo sie in einem kochemer Bayes (Hause) zu Oberlaudenbach einkehrten. Dort fanden sie den im besagten Hause heimischen großen Harzbuben (Georg Schmitt), welcher sie mit Branntwein tractirte, eigenhändig Bohnensuppe für sie kochte und Eier backen ließ. Sie eröffneten ihm ihr Vorhaben, luden ihn ein, sich dabei zu betheiligen. Schmitt, entweder nicht beherzt genug zu einem Straßenraub, oder Entdeckung befürchtend, weil er in der Gegend allgemein bekannt, schlug dieses aus, sprach aber von einem Diebstahl zu Mörlenbach, in der Mühle, wozu er die Gelegenheit angab, und seine Mitwirkung verhieß. Die Expedition wurde, als zu wenig lohnend, verworfen.

Nach eingebrochener Nacht verließen die Räuber Oberlaudenbach; Georg Schmitt zeigte ihnen den Weg zu der Strecke zwischen Laudenbach und Hemsbach, wo sie, mit frisch geschnittenen Prügeln bewaffnet, Posten faßten. Sie harrten lange, endlich kamen zwei Fußgänger; einige wollten angreifen, dem widersetzten sich die andern, weil hier geringe Beute zu hoffen. Der Angriff unterblieb. Es wurde Mitternacht, nichts zeigte sich.

Die Räuber, hungrig geworden, beschlossen, der Küche des Wirthshauses zu Oberlaudenbach einzubrechen, um sich Speise zu verschaffen. Schon befanden sie sich im Hofe des Wirthshauses, schon hatten sie den Einbruch begonnen, als der auf Schmier (Schildwache) stehende Räuber rief: es kommt eine Charette! 30. April — 1. Mai. Der Hof wurde gleich geräumt, Alle liefen der durch Laudenbach kommenden Chaise auf der Straße nach Hemsbach vor. Veit Krämer und Basti sollten den Pferden in die Zügel fallen, dazu hatten sie den Muth nicht, widersetzten sich vielmehr hartnäckig dem Gebot, daher Hölzerlips, von allen der stärkste, das Geschäft übernehmen mußte. Er, der schon so manchem Straßenraub beigewohnt, vollbrachte auch diesen mit Leichtigkeit. Die Pferde waren angehalten, der Postillon erhielt vom langen Andres und auch von Andreas Wild einige Streiche, und wurde gezwungen, abzusteigen, und sich vorn zu den Pferden zu stellen, diese selbst zu halten. Den beiden Reisenden war das Unglück im Schlaf gekommen. Schlafend zur Stelle gelangt, erwachten sie erst, nachdem Hölzerlips die Pferde angehalten, während seine Kameraden mit ihren Prügeln auf die Chaise schlugen, um die Reisenden zu schrecken und zum Herausspringen zu nöthigen. Dieser Zweck war gleich erreicht, die beiden Reisenden, gewaltsam aus dem Schlummer geweckt, konnten im ersten Augenblick sich nicht fassen, und hätte auch die Fassung den Unbewaffneten wenig gefrommt. Sie sprangen nacheinander aus der Chaise, und erhielten, jeder so wie er den Boden betrat, einen so kräftigen Schlag auf den Kopf, daß er betäubt niederstürzte. Die Betäubung, welcher Hanhart verfiel, hielt zu seinem Glücke länger an, obgleich er auch in diesem Zustand noch einige Hiebe auf den Rücken empfing. Rieder erholte sich, indem Geld und Uhr ihm abgenommen wurden, sogleich erhielt er vom langen Andres wiederholte Streiche, er bat um sein Leben, „ach! laßt mir nur mein Leben, ich will euch ja alles geben, was ich habe," und suchte durch die Vorstellung, daß er Vater von 6 Kindern sei, des Räubers Mitleid zu erwecken. Umsonst, der lange Andres fuhr fort zu schlagen. Rieder, am Boden sitzend, fing den Stock auf, da rief der lange Andres seine Kameraden

zu Hülfe, zog aber zugleich das geladene Pistol, so er bei sich führte, hervor und schlug mit Kolben und Schloß den armen Rieder auf Kopf und Stirne, bis dieser den aufgefangenen Stock fahren ließ und nochmals betäubt niedersank. Er wurde nun völlig ausgeplündert. Während dem hatten Veit Krämer und Manne Friedrich, welcher nachmalen standhaft läugnete, geschlagen zu haben, obschon Andreas Petri eben so standhaft das Gegentheil behauptete, den Koffer hinter der Chaise mit einem dazu eigens gefertigten Instrument, so sie bei sich führten, erbrochen, wozu ihnen am Ende auch Hölzerlips behülflich. Der ganze Inhalt des Koffers wurde geraubt, der Wagen durchsucht, und schließlich zogen die Räuber, mit Beute beladen, in das Gebirg sich zurück. An dem Juchhehäuschen hielten sie an, ließen sich Aepfelwein reichen, bezahlten die vorige Zeche, reichten dem Wirth eines der geraubten Halstücher, und verfolgten sodann ihren Weg nach dem innern Odenwald. Während des Marsches wurde die Beute in sechs gleiche Loose vertheilt, darauf die Ziehung vorgenommen. Untheilbare Gegenstände, Uhren, Ringe u. dgl. wurden unter ihnen versteigert, oder, wie sie es nennen, von Einzelnen herausgekauft. Am andern Abend waren sie wieder im Höllengrund, von dannen sie ausgegangen. Am 2. Mai Morgens tranken sie im Wirthshause im Höllengrund Branntwein, und zwar reichlich. Die Bursche und ihre Bündel fielen einem hessischen Soldaten auf, er theilte seinen Verdacht einigen Nachbarn mit. Diese wollten den Hölzerlips, Manne Friedrich, Köhlers Andres und Basti, die zuerst das Wirthshaus verließen, anhalten, konnten aber nur des Manne Friedrich mächtig werden. Sie lieferten ihn, samt den durch die Räuber abgeworfenen Bündeln, nach Zwingenberg.

In der drei Andern Gesellschaft betroffen worden zu sein, konnte Manne Friedrich nicht läugnen, wohl aber stellte er in Abrede, sie zu kennen, oder zu ihnen gehört zu haben. Er wollte bloß zufällig auf dem Wege mit ihnen zusammengetroffen sein. Eines der geraubten feinen Hemden trug er bei seiner Verhaftung auf dem Leibe; damit er nicht durch dasselbe verrathen werde, riß er alsbald im Kerker den Jabot und das Namens-

zeichen ab. Beide Stücke, die er sorgfältig versteckte, wurden aufgefunden, ihm vorgehalten und als an sein Hemd passend befunden, wiewohl er das ebenfalls läugnete und erzählte, er habe das Hemd einem der drei Entlaufenen abgekauft, und sogleich auf freiem Felde angezogen. Er blieb in dem Läugnen unerschütterlich, bis er, wie bereits erzählt, Gelegenheit fand zu entkommen. Zum zweitenmal eingefangen, war von ihm durchaus kein Geständniß über die Art und Weise, wie er seine Flucht bewerkstelligte, zu erhalten, und könnte man sich versucht finden, in diesem Schweigen einen edeln Zug zu erkennen, wenn anders Dankbarkeit, und nicht die Furcht, in künftigen ähnlichen Fällen die hülfreiche Hand des Befreiers zu vermissen, ihn abhielt, zu bekennen, durch wen er befreiet worden. Daß ihm von außen das Gefängniß geöffnet, daß ihm der Weg zum Ort hinaus gezeigt, daß ihm zu einer Herzstärkung etwas Branntwein mitgegeben worden, bekannte er, standhaft jedoch versichernd, daß er seinen Befreier nicht kenne. Unerschütterlich beharrte er in dieser Versicherung.

Beinahe auf der That hatte ein junger Bursche, der von Weinheim nach Heppenheim geschickt worden, die Räuber betroffen. Die Jammertöne des Mißhandelten vernehmend, wendete er sich in Eile, um dem Schultheißen zu Hemsbach Anzeige von dem, so er gehört, zu machen. Sofort wurde eine Streifpatrouille ausgesendet, und begegnete diese zuvorderst dem Postillon mit dem leeren Wagen, dann, in einiger Entfernung, den beiden mißhandelten Reisenden, die einander führend, langsamen Schrittes dem Orte Hemsbach zugingen. Sie wurden nach dem dortigen Wirthshaus gebracht, verbunden, Rieders Wunden gezählt. Er hatte, außer andern minder schweren Verletzungen, zehn meistens sehr bedeutende Kopfverletzungen, deren eine die Nasenbeine aus ihrer Verbindung unter sich und mit dem Kinnbeine gebracht hatte. Hanhart war mit einer leichten Contusion an der rechten obern Stirngegend, der Postillon mit noch unbedeutendern Verletzungen davon gekommen. Von dem Hergang wußten sie alle nur wenig zu erzählen. Rieder, welchen einstweilen der Ortspfarrer in sein Haus aufgenommen, empfing in Heidelberg die

sorgfältigste Pflege, die jedoch sein Leben nicht zu verlängern vermochte. Er ist den 5. Mai 1811 gestorben.

Ihm verderblich, war das Ereigniß von den heilsamsten Folgen begleitet. Aus dem langen Schlummer geweckt, durch das zufällige Einfangen des Raubmörders begünstigt, gelangten die Behörden, indem sie die von ihm ausgehenden Revelationen benutzten, zu der Kenntniß eines weit verbreiteten Netzes von Gaunern, Räubern und Hehlern, und diese Kenntniß auszubeuten, die gefährliche Bande in ihrer ganzen Ramification zu ergreifen, ihre Schlupfwinkel zu zerstören, entfaltete die Justiz in den zunächst heimgesuchten Landen eine Energie, dergleichen man ihr kaum hätte zutrauen sollen. Ich kann sie in ihren Leistungen nicht verfolgen, muß vielmehr auf die letzten Schicksale der bei jenem Raubmord thätigen Personen mich beschränken.

Veit Krämer, geboren 1789 zu Ronsthal im Huttenischen Grunde, hatte zum Vater den Zunderalbert, Albert Krämer, der, ein ausgelernter Gauner, zur Zeit der Verhaftung seines Sohnes, zu Würzburg im Gefängniß der wohlverdienten Strafe entgegensah. Seine Mutter war todt, der Vater hatte sich aber eine zweite Frau, vielmehr Beischläferin zugelegt, die Fulder Lies, vorher an den herumziehenden Krämer Selser verheurathet, oder dessen Concubine. Sie wurde mit Veits jüngstem Bruder nach Heidelberg eingeliefert, und war der Eva Selser, der Beischläferin des Veit Krämer, rechte Mutter. „Beide Weibsleute sind lebhafte stets muntere Geschöpfe, welche als Bänkelsängerinen die Märkte besuchten und so das zu verdienen strebten, was Veit entweder nicht verdienen konnte, oder wenn er es verdient hatte, nicht abgab, weil er es ganz oder größtentheils zu vertrinken pflegte. Veit wurde ganz im Gaunerleben und zu diesem erzogen. Er hat nie eine feste Wohnstätte gehabt. Schon in seinem 15.—16. Jahre wurde er von seinem Vater zu Einbrüchen mitgenommen und theilte mit ihm die Beute. Wenn er nicht ganz als der verworfenste, ausgemachteste Bösewicht erscheint, so ist dieses weniger seiner Erziehung und der Mühe, welche sich sein Vater gab, ihn zum vollendeten Räuber zu bilden, zuzuschreiben, als der Eigenthümlichkeit seines Charakters, welcher zwar ein

Uebermaß von unendlichem Leichtsinn, aber auch eine große Gabe Gutmüthigkeit, oder wenn man lieber will, Schwäche zu enthalten scheint. Er kann einer ernstlichen Ermahnung nicht lange, einer gütigen, freundlichen Behandlung aber noch weit weniger widerstehen. Seine Geständnisse waren nicht die Folge der Furcht, von Andern verrathen zu werden, denn er war, als er bekannte, noch keiner weitern Vergehungen beschuldigt und allein verhaftet; sie waren nicht die Folge der Rachsucht gegen Andere, denn er hat nichts Falsches angegeben und es hat sich gezeigt, daß er von keinem beleidigt war, mit keinem in Feindschaft lebte; sie waren auch nicht ein Erzeugniß der Hoffnung, durch sie seine Strafe zu mindern, denn er glaubte den Tod verdient zu haben und damit bestraft zu werden; auch hat er bei seinen Geständnissen nie daran gedacht, sich eine gelindere Strafe darum zu erbitten. Sie wurden vielmehr einzig dadurch hervorgebracht, weil Veit nicht schweigen kann, sobald man sich mit ihm in ein Gespräch über seine Lebensweise und seine Diebsgenossen einläßt, und weil ihn, sobald er nur nach einem Verbrechen, welches er mit verüben half, gefragt wird, sein unwillkürliches Lächeln verräth, welches während dem Geständnisse in wirkliches volles Lachen übergeht. Nicht aber, als ob er aus teuflischer Bosheit sich seiner Thaten freute, sondern weil er in jedem Bekenntnisse die Bestätigung der Vorhersagung seiner Kameraden, daß er nichts verschweigen könne, findet, und im Voraus das Vergnügen genießt, welches ihm daraus erwächst, wenn er in der Folge hören oder sehen kann, wie seine Kameraden sich die Köpfe zerbrechen, um zu errathen, wer wohl das von ihm Angegebene gesagt haben möge. Er weiß, daß er gegen die Gesetze gefehlt hat, er glaubt sogar, daß er des Todes schuldig sei; er ist aber nicht im Stande, das Abscheuliche seines Räuberlebens einzusehen, und zeigt auch darum weder Reue, noch Vorsatz zur Besserung. Dieses erklärt sich, ohne den Veit in einem häßlicheren Lichte darzustellen, leicht, wenn man bedenkt, daß das, was der Mensch von Jugend auf und immer treibt, ihm zur Gewohnheit werde, so daß ihm selbst das Häßlichste und Ekelhafteste bei solcher Beschäftigung nicht mehr auffällt, und wenn man weiter erwägt, daß Veit nicht wohl

einen Vorsatz zur Besserung fassen könne, da es ihm an den Mitteln und an der Kraft zur Ausführung gebricht. Was sollte er, der nie etwas gelernt hat, der nie zu Arbeiten angehalten wurde, ergreifen, wann er wieder los käme, und wo würde er, wenn er arbeiten wollte, geduldet? Er müßte wieder stehlen, und wenn er nicht wollte, so brächten ihn die alten Kameraden wieder dazu. Er selbst hat bei einer Confrontation dem Hölzerlips, welcher erklärte, wenn er je wieder frei würde, wollte er ein ehrlicher Mann werden, ganz offen entgegnet: „„wie ist das denn möglich? Wenn du heute loskommst, so schuppst (stiehlst) du wieder, ehe drei Tage vergehen."" Er liebt übrigens sehr den Branntwein, und hat gewöhnlich das, was er durch Straßenraub und Einbruch erwarb, mit seinen Genossen versoffen, ohne den Seinigen etwas Bedeutendes davon zu geben, obschon er für seine Beischläferin sowohl, als für sein jüngstes Kind sehr viele Liebe zu haben scheint.

„Andreas Petri, vulgo Köhlers Andres, ist erst 17 bis 18 Jahre alt, ledig, ein Sohn des Peter Petri, vulgo schwarzen Peters. Dieses wird in Verbindung mit dem, was schon von dem Vater gesagt ist, hinreichen, um sich einen Begriff von der Erziehung zu machen, welche Andreas Petri erhielt. Er ist heute noch nicht confirmirt. Doch hat sein Vater in politischer Hinsicht mehr für seine Erziehung gethan, als der Zunderalbert für die seines Veits. Er ließ ihn nämlich verschiedene musikalische Instrumente lernen. Andreas Petri spielt mit vieler Fertigkeit die Clarinette, auch die Flöte und das Flageolet spielt er nicht ungeschickt. Diese Kunstfertigkeit sollte dem Andreas Petri zu einem ehrlichen Erwerbe helfen; wie war aber dieses möglich, da ihn die Ausübung seiner Kunst von Ort zu Ort, unter der niedersten Volksklasse herumtrieb, ihn immer mit Räubern und Dieben in Berührung brachte, welche er schon von Kindesbeinen an kannte, da sie ihm manche freie Stunden übrig ließ, ihn nicht vollkommen ernährte, und da sein eigener Vater ihn, den Knaben, schon auf Straßenräubereien und Diebstähle mitnahm, ihm von seinen Großthaten jenseits Rheins, von dem erhabenen Schinderhannes, und dessen, und seinen eigenen alten würdigen

Kämpfen erzählte, und so seinen Geist eben so erhitzte und zu Nachahmung der großen Vorbilder anspornte, wie einst die Phantasie des edlen Ritters von Mancha exaltirt, und sein Nachstreben rege gemacht wurde. Er ist von lebhaftem, munterem Temperamente, besitzt aber zugleich einen hohen Grad von Verschlossenheit, Verschlagenheit, Falschheit und Rachsucht. Sein Blick ist immer unstät, wie der eines Verfolgten, welcher ängstlich nach der Nacheile umschaut. Er fühlt, daß die Menge seiner Verbrechen eine Folge seiner schlechten Erziehung, die Schuld seiner Eltern ist. Er hat zwar den wahren Namen seines Vaters bis auf den letzten Augenblick verläugnet; später aber hat er noch gar manche Vergehen seines Vaters freiwillig angegeben. Eben so hat er unaufgefordert Verschiedenes gegen seine Mutter, gegen seine Schwester und deren beide Zuhälter, Lüttich und Luz angegeben.

„Sebastian Luz, vulgo Basti. Auch er ist der Sohn herumziehender Eltern, auch erst 17 bis 18 Jahre alt, von Neckargerach gebürtig. Von seinen Eltern sind keine Vergehen bekannt. Auch er ist musikalisch, und die Kultivirung dieses Talents brachte ihn mit Andreas Petri zusammen und durch diesen mit der Räuberbande in Verbindung. Er ist von allen der munterste, der aufgeweckteste, muthwilligste und, den Mangel an Erfahrung abgerechnet, der gescheideste, aber auch der ausdauerndste. Hölzerlips selbst, der ungerne einem Andern den Vorrang in irgend etwas zugesteht, erklärte während einer Confrontation, bei welcher Basti nicht zugegen war: „„Basti ist der härteste von uns allen. Wenn der als Räuber bis zu seinem 30ten Jahre fortgelebt hätte, so wäre Schinderhannes nichts gegen ihn gewesen."" Er wurde als Schulknabe, eben seiner ausgezeichneten Fähigkeiten wegen besonders geschätzt und eine vornehme Person nahm sich eben darum seiner an und wollte ihn ein Handwerk lernen lassen. Sein Vater verließ aber damals gerade die Gegend des Odenwaldes, in welcher Basti zur Lehre kommen sollte, und beharrte darauf, daß er mit ihm ziehen sollte. Er folgte, blieb aber nicht lange bei seinem Vater, sondern verließ ihn und trieb sich nun bei englischen Reitern, Marionettenspielern und Leuten, welche

Lappländer ums Geld sehen ließen, herum, bis er sich endlich auch von diesen wieder losmachte und mit seinem Saitenspiele allein umherzog. Auf diesen Zügen kam er mit andern Purschen seines Gelichters und unter diesen auch mit Andreas Petri zusammen, Jugend, Frohsinn und gleiche Beschäftigung knüpfte das Band ihrer Freundschaft enger. Durch Andreas Petri wurde Basti in den Familienzirkel des schwarzen Peters eingeführt. Dieser hatte seine Tochter Margaretha bei sich, welche früher mit einem gewißen Lüttich als dessen Beischläferin verbunden war und von ihm zwei Kinder hatte. Dieser Lüttich war jenseits Rheins beim Forstwesen angestellt und hatte dort Frau und Kinder. Er war aber vom linken Rheinufer mit deren Zurücklassung, wegen eines verübten Mordes entflohen, und hatte in den Gebürgen des Odenwaldes Schutz gefunden. Hier traf er Margaretha Petri und verband sich, seine früheren Verhältnisse verschweigend, mit ihr. Seine Frau erfuhr endlich seinen Aufenthalt, und suchte und fand ihn mit ihren Kindern; er wußte sie aber durch die fürchterlichsten Drohungen zurückzuschrecken. Margaretha Petri erfuhr nun zwar die wahren Verhältnisse Lüttichs, allein sie hatte schon ein Kind von ihm gezeugt, und blieb daher mit ihm in fortgesetzter Verbindung, deren Folge bald ein zweites Kind hervorbrachte. Lüttichs vorzüglichste Beschäftigung war die Wilderei, und sie war es auch, welche ihn auf zwei Jahre in das Zuchthaus nach Mannheim brachte. Margaretha Petri hatte, der Verhältnisse Lüttichs, ihrer Eltern und ihrer eigenen bewußt, dennoch die Frechheit, öffentlich als seine Frau aufzutreten, und als solche bei dem Großherzog von Baden schriftlich um Begnadigung Lüttichs zu bitten. Sie wurde ihr abgeschlagen, und nun war auch ihre Liebe erkaltet. Sie suchte nun als feile Dirne jeden an sich zu locken, bis es ihr endlich gelang, den Basti auf längere Zeit mit sich zu verbinden.

„Georg Philipp Lang, vulgo Hölzerlips. Er ist etliche dreißig Jahre alt, von Roth am Berg im Nassauischen gebürtig, und ebenfalls der Sohn herumziehender, übrigens aber keiner Verbrechen bezüchtigter Eltern. Seine Erziehung wurde wie die des Veit in jeder Hinsicht vernachlässigt. Er trieb sich lange mit

seinem Vater herum, bis er endlich mit einer Weibsperson sich verband und, wie er behauptet, förmlich trauen ließ. Um für diese und seine dereinstige Familie seine Subsistenz zu begründen, fieng er einen Handel mit hölzernen Waaren an und trieb denselben geraume Zeit. Daher sein Name Hölzerlips. Von früheren Zeiten sind keine Verbrechen gegen ihn bekannt, und er beharrt standhaft bei der Behauptung, daß er bis zu seiner Loslassung von Bergen streng ehrlich gewesen sei und sich von allen Verbindungen mit Räubern frei erhalten habe. Er wurde in Bergen wegen Landstreicherei durch Streifmannschaft verhaftet und saß dort geraume Zeit. Diese seine Abwesenheit benutzte ein gewißer Heinrich Pfeiffer, um eine vertraute Bekanntschaft mit seiner Frau anzuknüpfen. Es gelang ihm, und er hatte sie beständig als seine Concubine bei sich. Hölzerlips erfuhr dieses in seinem Arrest zu Bergen und schnaubte Rache. Seine Loslassung erfolgte und sein erstes Geschäft war nun die Aufsuchung seiner Frau. Er fand sie noch am nämlichen Abend und den Pfeiffer und seine zwei eigene Kinder bei ihr. Noch ehe er seine Vorwürfe begann, schilderte sie ihm die Freundschaft, mit welcher Pfeiffer sich ihrer und seiner Kinder angenommen, sie gegen Hunger und Mangel geschützt und aller Orten für sie gesorgt habe, mit so lebhaften Farben, daß der Zorn des Hölzerlips schon in seinem Ausbruche gemindert wurde. Zwar begann er seine Vorwürfe; aber wie leicht waren diese widerlegt! Alles war Verläumdung boshafter Menschen, welche ihm sein Unglück gegönnt und gerne gesehen hätten, daß auch sie und ihre armen Kinder zu Grunde gegangen wären, und die nun, da dieses nicht erfolgt sei, sie durch ihn selbst verderben wollten. Hölzerlips hatte keine Beweise, seine Frau fuhr fort, ihn durch die heiligsten Versicherungen ihrer Treue zu beschwichtigen, erzählte ihm ihre Theilnahme an seinen Leiden, ihren tiefen Kummer und ihre Trostlosigkeit, ließ sich seine Leiden erzählen, und um ihn schnell dafür zu entschädigen und sie leichter vergessen zu machen, Branntwein holen. Hölzerlips, welcher dieses Getränk bis zum Unsinne liebt, trank den Versöhnungstrunk. Der Groll war vergessen, es wurde des köstlichen Trankes mehr und immer mehr

gebracht, bis Hölzerlips berauscht auf sein Lager nieder und in den tiefsten Schlaf versank, aus welchem er erst spät am folgenden Morgen erwachte, um sich mit seinen zwei kleinen Kindern alleine, von seiner Frau und Pfeiffer verlassen zu sehen. Hölzerlips war nun wirklich in der erbärmlichsten Lage, und einzig diese, so behauptet er, zwang ihn, sich dem Räuberleben zu widmen, weil er sich ferner mit seinen zwei Kindern ehrlich nicht fortbringen konnte. In der Folge legte er sich eine Beischläferin zu, und als diese später mit seinen zwei Kindern nach Darmstadt in Arrest gekommen war, wo nun auch seine wirkliche Frau einsitzt, verband er sich mit der oben schon gedachten Catharina Weißin, welche sich zu Heidelberg seiner so würdig benahm. Hölzerlips ist trotz allem Mangel an Erziehung kein ungebildeter Kopf. Er ist der stärkste unter allen in Heidelberg Verhafteten, und, nach allen Umständen, auch der grausamste und boshafteste. Er kann seinen Zorn, wenn er ausbricht, nicht dämpfen; er beträgt sich im Kreise der Uebrigen stets mit ausgezeichneter Superiorität, und wenn er gleich läugnet, bei diesem oder jenem Raube der anerkannte Anführer gewesen zu sein, so zeigen doch die Umstände, daß er es wirklich gewesen war; sowie die Art, womit die Uebrigen seine Anmaßungen ertragen, beweist, daß sie schon daran gewöhnt sind, von ihm also behandelt zu werden.

„Dennoch aber kann man ihn nicht den Räuberhauptmann, die Bande nicht die Bande des Hölzerlips nennen, wenn man unter dem Namen Räuberhauptmann einen anerkannten, ständigen Anführer, und unter der Bande eine diesem förmlich untergeordnete Räubergesellschaft versteht. Wohl aber war er bei einzelnen Räubereien manchmal der Bonheer (Anführer). Er wollte zwar meistens dieses nicht zugeben, doch verrieth er immer ein Wohlgefallen, wenn die Andern ihn dafür anerkannten oder wenn der Untersuchungsrichter ihn merken ließ, daß er ihn dafür halte. Er begehrte manchmal eine leichtere Kette, wenn man ihm aber lächelnd sagte, es würde ja für ihn selbst beschimpfend sein, wenn man ihn, den Bonheern und Permassematter, wie jeden andern Gauner behandelte, so ließ er lächelnd von seinem Begehren ab. Er wurde unmittelbar aus einem Verhöre nach

Mannheim in das Zuchthaus, wohin der größte Theil der Uebrigen, mehrerer Sicherheit wegen, schon gebracht war, abgeführt. Als er die Fuhre und die Militair-Escorte erblickte, sagte er: „„das war kein fauler Käs, sonst hätte ich ihn gerochen!"" Es regnete, man hieng ihm einen Teppich um, er warf ihn aber sogleich ab, hob beide kreuzweis mit schweren Ketten gefesselte Hände so hoch er konnte empor, und sagte: „„die Leute müssen sehen, wer ich bin!"" Der Fuhrmann trieb nun seine Pferde an, und Hölzerlips sang:

Bei der Windmühl
Geht der Weg 'naus,
Nacher Mannheim
In das Zuchthaus.

Manne Friedrich glaubte mancher Beschuldigung auszuweichen durch die Behauptung, es gebe drei Gauner, welche unter dem Namen Manne Friedrich bekannt, das widerlegte Hölzerlips, im Hochgefühl die Versicherung hinzufügend: „„Es gibt nur einen Hölzerlips — und der bin ich!""

„Philipp Friedrich Schütz, vulgo Manne Friedrich. Auch er ist über dreißig Jahre alt, und in Kopenhagen gebürtig. Seine Eltern waren in Frücht, einem ehehin dem Freiherren von Stein zugehörigen Orte unweit Coblenz, als Bauersleute wohnhaft und nährten sich dort zwar ärmlich, doch ehrlich. Ein Graf Schimmelmann kam in die Gegend, machte Bekanntschaft mit dem Freiherrn von Stein, und lernte durch ihn die Industrie der Bewohner der Rheingegenden kennen. Er wünschte diese auch auf seine Güter in Dänemark zu verpflanzen, besonders aber mit dem Tabaksbau Versuche zu machen. Freiherr von Stein suchte die Wünsche des Grafen zu erfüllen, und es gelang ihm, in seinem eigenen Orte Frücht zwei, und in dem ehehin gräflich Leyenschen Lande (zu Nievern wohl) noch einige Familien zum Ueberzug nach Dänemark zu disponiren. Unter den ersten befanden sich Manne Friedrichs Eltern. Sie ließen ihr Wohnhäuschen und einige Güterstücke, freilich nicht schuldenfrei, in Frücht zurück. Sie hatten bereits mehrere Jahre in Dänemark gelebt, als der alte Schütz dort starb. Seine Wittwe konnte nun allein ihrem Geschäfte in Dänemark nicht vorstehen,

auch sehnte sie sich in die heimathlichen Gefilde zurück; sie reiste mit ihren kleinen Kindern, worunter unser Inquisit sich befand, nach Deutschland zurück. Sie hatte gehofft, ihre verlassene Hütte wieder beziehen, ihre wenigen Felder verpachten, und sich mit dieser Beihülfe fortbringen und ihre Kinder groß ziehen zu können; allein ihre Hoffnung hatte sie getäuscht. Das Häuschen war, nebst dem Uebrigen, was sie verlassen hatte, auf Andringen der Gläubiger, versteigt, und der Erlöß zur Tilgung der Schulden und Bestreitung der Kosten verwendet worden; man legte ihr Rechnung über das Ganze vor; ihr gebürten noch 3 fl. 32½ kr. Diese empfing sie, wurde aber nicht länger in Frücht geduldet, und sah sich also gezwungen, von Ort zu Ort mit ihren armen kleinen Kindern das Brod zu suchen. So brachte der lobenswerthe Eifer des Grafen von Schimmelmann, die Industrie in Dänemark zu befördern, eine rechtliche deutsche Familie in Armuth und Elend, und unsern Manne Friedrich unter die Räuber. Er lernte auf den immerwährenden Zügen, welche er mit seiner Mutter machte, bei einem auch herumziehenden Korbmacher, diese Profession und von diesem Korb- oder Wannenmachen erhielt er später den Namen Wannen- oder, wie es in der Wetterau und dortiger Gegend gesprochen wird, Mannen-Friedrich. Bald verband auch er sich mit einer Weibsperson, welche er als ständige Beischläferin mit sich führte, und welche mit ihm nach Heidelberg in das Gefängniß kam. Auch er ist dem Branntwein ganz außerordentlich ergeben, übrigens aber bei weitem nicht so boshaft als Hölzerlips. Er ist unter allen der gebildetste, manierlichste und klügste," wie sich das sogar aus seiner Ansicht von der gegen die Anklage zu führenden Vertheidigung ergibt. „Nach seiner Idee erschien ihm das Vertheidigen als ein Prozeß, welchen sie mit dem Großherzoge führten — also als Etwas, wodurch Se. Königliche Hoheit aufgebracht werden und denken müßten: die Kerls wollen noch gar nicht einmal einsehen, daß sie gefehlt haben, sie haben sogar noch die Frechheit, sich vertheidigen zu wollen; die verdienen keine Schonung — kreuziget sie! Mitten in diesem höchst gerechten Unwillen des Herrschers tritt nun aus dem verruchten Haufen der einzige Manne Friedrich,

zerknirscht und zermalmt hervor, ruft reuevoll: Vater, ich habe gefehlt! — willig unterwerfe ich mich der wohlverdienten Strafe, — nur deine höchste Gnade kann mir Barmherzigkeit gewähren. Erschüttert, erweicht mußte, nach Manne Friedrichs Berechnung, durch diese tragische, gleich einem Kotzebueschen Theaterstücke auf Rührung vorzüglich berechnete Wendung das Gemüth des Herrschers werden, — und dann hatte Manne Friedrich gesiegt. Diese Erschütterung konnte aber nicht — oder doch nicht in dem berechneten Grade erfolgen, wenn Andere auch keine Vertheidiger verlangten; darum stimmte er den Basti um; der mußte sich selbst in den Schatten zurückstellen, um ihn, Manne Friedrich, in seinem vorbereitenden hellstralenden Lichte besser hervorspringen zu machen. Er hatte aber seinen Plan falsch berechnet, der gute Manne Friedrich; denn auch nicht ein Einziger von allen hiesigen Inquisiten (außer Basti) verlangte einen Vertheidiger.

„Manne Friedrich hatte sich sogar in die Dichter-Sphäre emporgeschwungen. Der Erstling seiner Muse fand so sehr den Beifall seiner Genossen, daß sie des Lobes darüber nicht müde wurden und das Gedicht selbst auswendig lernten. Er hatte es mit Fracturbuchstaben an die Kerkerwand geschrieben. Hier ist es:

Seit dem ersten May ist uns bekannt
der Hemsbacher Raub im badischen Land,
der unser Leben hat verkürzt
und uns in großes Leid gestürzt.

Die Armuth die war freilich schuld,
weil man sie nicht mehr hat geduld't.
Die meisten Herrn sind Schuld daran,
daß Mancher thut, was er sonst nicht gethan.

Drum sind wir jetzt, wir arme Leut'
in diesem Fall' der uns gereut;
sind unsrer fünfe arretirt,
nach Heidelberg in Arrest geführt.

Valentin Krämer der Erste war,
der macht's den Herrn gleich offenbar:
wer diesen Raub und Mord verricht't
und sagt's den Andern ins Gesicht.

Darnach wir Andre gestanden ein
durch Kerkerstraf' und Ketten-Pein,
daß wir gewesen auch dabei
und daß die Armuth schuld dran sey.

Im October ward das Verhör geschlossen;
viel Thränen haben wir vergossen.
Gott, der in alle Herzen sicht
doch dieser, der verläßt uns nicht.

Ob uns schon viele Menschen hassen,
thun wir uns doch auf Gott verlassen; —
denn er ist doch derselbe Mann
der des Menschen Herz regieren kann.

Unsern armen Weibern und Kinderlein
mag Gott nun ein Begleiter seyn,
da du doch selbst, Herr Jesu Christ!
der armen Waisen Vater bist.

Jetzt wollen wir das Lied beschließen;
doch lasse sich's Niemand verdrießen,
ist wohl vielleicht ein Fehler drein,
das macht: weil wir nicht studieret seyn!

„Bei einem späteren Besuche in Mannheim theilte er selbst mir ein anderes Lied mit, welches er, in der damals von ihm gehegten Ueberzeugung, daß er mit dem Leben nicht davon komme, als Abschiedsgedicht an seine Frau verfaßt hatte, und bat mich, es dieser doch ja mitzutheilen. Ich setze es hieher, nicht als ob es irgend einen poetischen Werth hätte, sondern als einen für die Erfahrungsseelenkunde merkwürdigen Beweis der Coexistenz der contrastirendsten Gesinnungen und Gefühle in der Brust eines Raubmörders:

Nun hör' mein lieb Kathrinchen:
Es kommt nun bald die Zeit,
Die dich, mein edles Blümchen!
von mir mit Thränen scheid't.
Denk' an die vor'gen Zeiten,
die ich schon oft bedacht'
die wir in Freud' und Leiden
oft haben zugebracht!
Drum schlag, mein liebes Weibchen,
das Eitle aus dem Sinn
und denk, in größter Freude,
daß ich gefangen bin!

Auch unsre arme Kinder
die unverständig seyn,
denn sie sind noch Unmünder,
sind schon in solcher Pein.
Es wird sich doch bald lindern;
ich hoff, in kurzer Zeit
daß sich die Last wird mindern
und ich vom Kreuz befreit.
Drum schlag ꝛc. ꝛc. (wie oben.)

Auch dieser Erde Freuden
und ihre falsche Rott
soll mich von dir nicht scheiden;
selbst nicht der bittre Tod.
Will gleich das Herz mir brechen,
bleib ich dir doch getreu.
Mein Geist wird dir versprechen:
ich sey von Falschheit frei.
Drum schlag ꝛc. ꝛc.

Das Herz mögt mir zerbrechen,
ja, das muß ich gesteh'n,
weil ich dich nicht darf sprechen,
dich nicht einmal darf seh'n.
Wer weiß, was uns noch blühet,
was unserm Gott gefällt,
wo eins das andre siehet
hier od'r in jener Welt.
Drum schlag ꝛc. ꝛc.

Viel Seufzer thu ich schicken
zu dir, geliebtes Kind!
könnt'st du sie nur erblicken,
dann wär' dein Herz entzünd't.
Oft fühl' in deinen Armen
ich in dem Traume mich,
empfinde dein Erbarmen
und glaub': du tröstest mich.
Drum schlag ꝛc. ꝛc.

Die Freude ist verschwunden
in dieser Zeitlichkeit;
bald schlägt die Trauerstunde,
die uns hienieden scheid't.
Drum laßt man sie nur schlagen,
wann Gott es haben will;
Denn auch den Unglückstagen
setzt unser Gott ihr Ziel.
Drum schlag ꝛc. ꝛc.

Die Welt mit ihren Gaben
sie scheid't mich nicht von dir; —
doch wann es Gott will haben,
so kann ich nicht dafür.
Denn Gott nur kann uns helfen;
sonst bleibet uns kein Freund,
was fragt man nach den Wölfen,
wenn seine Hülf erscheint!
Drum schlag ꝛc. ꝛc.

Zum Ende lass' uns denken
an Jesu Martertod,
der unsre Seel wird senken
in seiner Wunden Roth;
Drum hab' ich an sein Leiden
schon oftermahl gedacht.
Nun jetzo muß ich scheiden; —
Mein Weibchen gute Nacht!
Denk' du stets an die Worte,
die Er am Kreuze sagt:
Ich reiß' zur Himmelspforte,
Gottlob, es ist vollbracht!

„Als einen weitern Beitrag zu dem vorgedachten Beweise und zum Belege, daß Manne Friedrichs Dichtungen keine zusammengestoppelte Reminiscenzen sind, sondern daß er sein ipse fecit mit Recht darunter setzte, lasse ich noch ein weiteres von ihm componirtes Lied folgen. Wer das über die Charaktere der Gauner Gesagte erwägt, der wird sich leicht von dem Wahren überzeugen, das dieser Fiction Manne Friedrichs zum Grunde liegt.

Hört mir itzt zu, ihr liebe Leut,
was kürzlich ist geschehen
von einem Mann, man nennt ihn Veit,
der's Spielen thät verstehen:
Er mischte vordersamst die Kart
auf eine ganz besondre Art,
dann lud er zu dem Spiele sein
viel Leut' aus andern Ländern ein.

Wild, der schon oft beim Spielen war,
der thät die Karte geben,
da warf ihm Veit die Trümpfe dar,
und sprach: „es geht ums Leben!"
Schon in dem allerersten Spiel
verlor der alte Wild sehr viel
und bald gewann der Veit auf's neu:
daß Er der schwarze Peter sey'.

Als Veit das Glück in seiner Hand
sah', thät er sich besinnen,
und schickte Briefe in das Land,
um Spieler zu gewinnen.
Andreas Wild der erste war,
dem warf Veit gleich die Trümpfe dar,
wodurch er Wilden überwand,
weil der das Spiel noch nicht verstand.

Nun kam ich, Manne Friederich,
wollt' erst das Spiel nicht kennen,
doch fieng der Herr Director mich
da'r Zwingenberg thät nennen.
Nun spielten sie nach ihrer Art,
gemischt war schon dazu die Kart,
da stand ich dann bald nackt und bles,
denn ihre Trümpfe waren groß.

Nun kam auch Hölzerlips zum Sitz;
er konnt' nicht länger passen,
er mischt die Kart, flink wie der Blitz,
sprach: „ich will nicht lange spassen,
ich mach' die ganze Kart zu Trumpf!"
dadurch war'n alle Spieler stumpf,
weil keiner 's Spiel, wie er, versteht
und so macht Alle er labeet.

Basti, der auch nach Heidelberg
zum Spiel ward invitiret,
der dachte gleich: das Spiel geht zwerg,
da bist du angeschmieret,
denn, sieh, die Kart' ist trümpfevoll;
nein, dieses Spiel geht mir zu toll.
Zuletzt ward er doch noch verführt
zum Spiel, — und glücklich angeschmiert.

Den Oesterlein, der in dem Licht
sich selbsten hat gesessen,
den haben Veit und Lips auch nicht
bei diesem Spiel vergessen;
doch weil er, in dem wahren Grund,
von diesem Spiel nicht viel verstund,
legt' man ihm nur die Karten vor,
da merkt' er schon: daß er verlor.

Johannes Bauer wollt' vom Spiel
gar wunderviel verstehen,
doch fand' der Spieler er zu viel,
die Karte thät sich drehen;
weswegen er dann vor sich nahm,
davon zu schleichen, wie er kam;
sie aber schrie'n: „er ist erwischt,
warum hat er in's Spiel sich g'mischt!"

Nun kam Fritz Held, der auch, fürwahr!
am Spiel fand kein Vergnügen;
er dacht': das Spielen bringt Gefahr,
und ließ die Karten liegen;

doch endlich gab er nach dem Zwang.
„Macht mir das Spiel nur nicht zu lang,"
dacht' er, „weil's anderst nicht kann seyn,
ergiebst du dich gelassen drein."

Bernhardus Held, sein Bruder, sprach:
„die Welt die ist verkehret,
so hab' ich all mein Lebetag
von keinem Spiel' gehöret;
denn wer's nicht aus dem Grund versteht,
wird augenblicklich hier labeet!"
Zuletzt nahm er doch auch die Kart
und spielt, mit Trümpfen schlecht verwahrt.

Der dritte Bruder, Balzer, dacht',
in seinen Wildpretshütten:
„Das Spiel — das hat der Teufel g'macht,
ich lass' mich nicht erbitten."
Gleich drauf ward er auch invitirt,
nach Heidelberg zum Spiel geführt.
Die Spieler reichten ihm die Hand,
Zu zeigen: er sey wohl bekannt.

Jacobi, das Stiefbrüderlein
von diesen dreien Helden,
den holte man nun auch herein,
und wie sie sich auch stellten,
so war auch der doch bald erwischt;
die Kart' war schon darnach gemischt,
der Trümpfe waren gar zu viel; —
auch er verlor in diesem Spiel.

Der lange Steffen thät vom Spiel,
glaubt mir! gar viel verstehen,
Er überwand der Spieler viel,
war stets mit Trumpf versehen;
denn wißt': er stammt von Spielers Art,
drum kennt er auch so gut die Kart;
doch, ach! der Tod mischt sich hinein
und stellt ihm schnell das Spielen ein. *)

So weit hat nun das Spiel ein End',
doch noch nicht unsre Plage; —
die Kart hat häßlich sich gewend't; —
hin sind die Freiheitstage!
Ein jeder sich nun erst besinnt,
und der verliert, — und der gewinnt,
spricht: „hätten wir's zuvor bedacht,
wir hätten's Spiel nicht so gemacht!"

---

*) Stephan Heußner erhängte sich im Gefängniß.

In dem Laufe der zu Darmstadt vorgenommenen Confrontation mit Heußher, worin dem Manne Friedrich gewaltig zugesetzt wurde, benutzte er eine Stockung, um den Richtern die folgende Historie zu erzählen. „Zu einem Könige von England, der ein großer Liebhaber von Malerei war, kam einst ein fremder Mann, welcher sich für einen großen Maler ausgab und sich erbot, dem Könige einen neuerbauten Saal auszumalen. Der König wollte zuvor eine Probe der Kunst des Fremden sehen; dieser aber erklärte: das sei seine schwache Seite; er zeige keine Probe, er lasse nicht einmal seine angefangene Arbeit selbst, während der Arbeit, sondern nur dann sehen, wenn sie vollendet sei; Se. Majestät möchten aber nur gnädigst befehlen, welche Gegenstände in den Saal gemalt werden sollten, und es werde gewiß Alles zur Allerhöchsten Zufriedenheit ausfallen. Dem Könige gefiel der sonderbare Mann, er fügte sich den Launen desselben. Die Arbeit wurde im Saale begonnen, welchen der Maler stets verschlossen hielt. So arbeitete er viele Monate, während deren er aus der königlichen Küche verköstiget wurde. Endlich war das Meisterstück vollendet, und der König, welcher dasselbe zuerst allein sehen wollte, wurde von dem Künstler in den Saal geführt. Aber wie erstaunten Ihro Majestät, als Sie nichts erblickten, als die weißen Wände. Voll Zorn wandten Sie sich gegen den Künstler und wollten schon nach der Wache rufen: als dieser, gleich erstaunt, Höchstdenselben erklärte: es sei ihm nun unendlich leid, eines besondern Umstandes nicht früher erwähnt zu haben, seine Kunstwerke hätten nämlich die sonderbare Eigenschaft, daß sie nur von in rechtmäßigen Ehen ehelich Erzeugten gesehen werden könnten. War des Königs Majestät vorher aufgebracht, so war sie es jetzt noch mehr; allein der Künstler wußte so viele Betheuerungen vorzubringen, daß der König beschloß, die Sache näher zu prüfen. Das ganze Ministerium, der Hofstaat und alle Geheimen Räthe wurden zusammenberufen und ihnen der Fall von dem Könige selbst, in Anwesenheit des Künstlers, vorgetragen, welcher, da die ganze Versammlung Zweifel in ihn setzte, seine Betheuerungen wiederholte und versicherte, daß sich der Beweis leicht finden werde,

sobald sie in den Saal träten. Der Zug begann und trat in den Saal; aber wie unbeschreiblich groß war der Schrecken des Königs, als die ganze Versammlung, einige Wenige ausgenommen, theils nach dieser, theils nach jener Wand des Saales eilte und in laute Bewunderung der Gemälde ausbrach. Der König zog sich zurück, ließ dem Künstler den bedungenen Lohn auszahlen, jenen Saal aber für immer verschließen."

In Gefolge der gegen die Theilnehmer des Raubmordes bei Hemsbach eingeleiteten Untersuchung erging von Seiten des großherzoglich Badischen Hofgerichts der Urtheilsspruch, 2. Juni 1812, wodurch sie alle fünf zum Tode verurtheilt, Veit Krämer noch außerdem wegen Straßenraubs mit Mord an dem Juden Hajum David von Altenkirchen auf der Königsteiner Straße; — 15 weiterer Straßenräubereien und 32 Einbrüchen und Diebstählen; Philipp Lang wegen 15 anderer Straßenräubereien und 22 Einbrüchen und Diebstählen; Friedrich Schütz wegen 4 weiterer Straßenräubereien und 12 Einbrüchen und Diebstählen; Andreas Petri wegen 7 anderer Straßenräubereien und 14 Einbrüchen und Diebstählen; Sebastian Luz wegen weiterer zwei Straßenräubereien und 6 gewaltsamer Einbrüche und Diebstähle. Die landesherrliche Bestätigung erfolgte am 27. Juni und am 28. Juli wurde das Urtheil deu Delinquenten verkündigt. Manne Friedrich, zuerst vorgeführt, heuchelte Gleichgültigkeit und Frechheit, sprach von seinem Todesurtheil, als ob es schon verkündigt sei, erklärte es für ungerecht, weil er zum Stehlen gezwungen gewesen, und wiederholte Alles, was er schon oft über die Schärfe der Polizeimaßregeln, die ihn von einem Ort zum andern trieben, gesagt hatte. Hölzerlips sollte demnächst vorgenommen werden, man mußte ihm jedoch einige Zeit lassen, sich zu sammeln, indem der Anblick der vielen Leute, und das Vorgefühl dessen, so folgen werde, auffallend auf ihn gewirkt hatten. Doch trat er mit Frechheit auf, um sofort in den Ton des Manne Friedrich zu verfallen. Veit Krämer erschien nach ihm, gleichgültig wie immer, augenblicklich zwar in einer gewissen Beklemmung, die ihn aber, so wie er die Frechheit der beiden audern wahrnahm, verließ. Lachend sprach er mit ihnen. Gegen alle Erwartung trat mit

männlichem Muthe Sebastian Luz vor, um während der ganzen beinahe dreistündigen Sitzung dieselbe Haltung beizubehalten. Nicht frech, wie die Uebrigen, noch niedergebeugt, war er nicht genöthigt, Courage zu affectiren. Andreas Petri mußte zu seinem Sitze geführt, darauf gehalten werden. Zusprüche, die von Seiten des Manne Friedrich in Verhöhnung des Zaghaften übergingen, blieben ohne Wirkung; er heulte laut, schob alle Schuld seines Unglücks auf seine Eltern, behauptete, daß er unschuldig sterbe. Es wurde ihm Wein gereicht und er beruhigte sich in etwas.

Der Verlesung des Urtheils folgte eine Pause, dann sprach laut Hölzerlips: „Ich will meine Strafe leiden, aber wer diesen unschuldigen Buben (auf den neben ihm sitzenden Petri deutend) zum Tode verurtheilt hat, der kann es an jenem Tage nicht verantworten. Ich will gern meinen Kopf hergeben, man soll nur diesem Buben das Leben schenken!" Und die beiden hatten am Abend zuvor, wegen eines verwechselten Hemdes, einen Streit gehabt, dermaßen heftig, daß ihre verfügte Zusammensetzung in dasselbe Gefängniß unterbleiben mußte. Manne Friedrich äußerte: „das Urtheil gegen mich ist ungerecht, ich will aber gern den Tod leiden, wenn man Euch übrigen das Leben schenkt." Es wurde den Delinquenten eröffnet, daß der Morgen des 31. Juli ihre Todesstunde herbeiführen würde, einer um den andern befragt, ob er einen Geistlichen verlange? Manne Friedrich erwiderte: „das Abendmahl verlange ich, aber keinen Pfaffen." Hölzerlips erklärte: „Ich verlange drei Pfaffen, einen katholischen, lutherischen und reformirten; der mir am besten gefällt, den behalte ich, die Andern jage ich fort." Das wurde ihm verwiesen, er bestand mit Ungestümm auf seiner Bravade. Ihn davon abzubringen, wurde ihm gesagt: „man wird dir den Rewwe (Rabbiner) schicken!" Er entgegnete: „ja den Rewwe-Mosche (Chlamones) den könnt ich brauchen, wenn ich boder (los) wäre; aber einen Capuziner will ich haben." Es kostete Mühe, ihn auf bessern Weg zu bringen. Petri, immer noch seiner nicht mächtig, äußerte: „es gibt keinen Gott, was soll mir ein Gallach (Geistlicher). Ich habe nichts gelernt als Stehlen, als

Dieb bin ich geboren, als Dieb will ich sterben." Veit Krämer erklärte, er habe nichts gelernt und wolle darum auch keinen Geistlichen. Beinahe in der gleichen Weise äußerte sich Sebastian Luz; nach einer Weile bat er jedoch um einen Geistlichen, mit dem Zusatz, er habe sich vorher wegen der Andern gescheut, und so that endlich auch Manne Friedrich. Krämers und Manne Friedrichs Frau und Kinder, dann Petris Schwester, kamen am 29. Juli an, und wurden zu den Ihrigen gelassen, was nicht ohne Einfluß auf Petris Entschluß, einen Geistlichen anzunehmen.

Am Morgen des 31. Juli wurde das Blutgericht gehegt. Die sechs Delinquenten (den Matthäus Oesterlein, vulgo Krämer Matthes eingerechnet) erschienen auf dem Platze vor dem Rathhaus. Der Stadtdirector verlas die Urtheile, fügte dann mit erhöhter Stimme hinzu: „Andreas Petri und Sebastian Luz, Euch ist das Leben geschenkt!" und jubelnd antwortete die Menge: „Es lebe der Großherzog von Baden, er lebe hoch!" Ohnmächtig sank Sebastian Luz vom Stuhl, tief erschüttert war Petri, doch verkündigte gleich darauf sein Antlitz die lebhafteste Freude. Die theilte zumal Manne Friedrich: er umarmte die Begnadigten, und diesem Beispiel folgten seine Schicksalsgefährten. Die armen Sünder wurden zum Richtplatze abgeführt, und im Laufe von 15 Minuten war die blutige Arbeit vollzogen. Am Tage vor der Hinrichtung hatte Manne Friedrich den Stadtdirector, Hrn. Ludwig Pfister, der in der ganzen Verhandlung nicht nur als der ausgezeichnetste Criminalist, sondern auch als wahrhaftiger Menschenfreund sich bewährte, um ein kurzes Gehör gebeten. „Ich that es und er sagte mir: Er habe einst einem kranken Manne, dessen Namen ihm entfallen sei, versprochen, für ihn eine Kerze in die Kapelle bei Okstatt, und eine andere in die Burgkapelle zu Friedberg zu geben, habe dieses aber nicht gethan. Er bitte mich nun, ich möge sorgen, daß in jede der gedachten Kapellen zwei Kerzen, eine für ihn, die andere für jenen Mann, und dann auch zwei für ihn nach Walldürn abgegeben würden.

„Am Tage der Hinrichtung begehrte auch Hölzerlips mich ganz allein zu sprechen. Ich sprach ihn. Er eröffnete mir: als er zu Bergen eingesessen und seine Frau ihm treulos geworden

sei, habe er Gott verheißen, er wolle, wenn er wieder frei werde, eine Wallfahrt, bei Wasser und Brod, nach Walldürn machen. Obschon er lutherisch sei, so habe er doch diese Wallfahrt geloben zu dürfen geglaubt, weil seine Frau katholisch sei. Er habe sie aber nicht gemacht, und bitte mich, statt dessen eine Kerze dahin zu senden. Auf dem Schaffot rief er mich unablässig zu sich, ich wäre sehr gern noch zu ihm gegangen, allein ich mußte befürchten, von ihm und den Andern, wie das immer der Fall war, mehrere Stunden lang aufgehalten zu werden. Hr. Kirchenrath Wolf fühlte dieses, und erklärte ihm, daß ich ihn nicht mehr sprechen könne. Er bat mich darauf, ihm den Gefangenwärter Schleicher zuzusenden. Es geschah, und nun sagte er diesem: Er habe mich zwar gebeten, für ihn, statt einer von ihm gelobten Wallfahrt nach Walldürn, eine Kerze dahin zu senden, er halte dieses aber nicht für genug, und fordere daher seine, des Schleichers Frau auf, für ihn diese Wallfahrt zu machen.

„Mir scheinen diese Züge das zu bestätigen, was ich längst von dieser Menschenklasse dachte. Ihre Religion ist nichts weiter als ein ihnen selbst nur dunkel, instinktartig vorschwebender Deismus. Deutliche Begriffe von Religion und dem Unterschiede der Confessionen haben sie nicht, wohl aber kennen sie diesen letzten. Im Nothfalle greifen sie, wie der Schiffbrüchige, nach Allem, wovon sie Rettung hoffen zu können glauben. So scheint mir nun auch die Aeußerung des Hölzerlips bei der ersten Urtheilsverkündigung: „„Ich will drei Pfaffen, einen katholischen, lutherischen und reformirten,““ kein boshafter Muthwille, sondern hoher Ernst gewesen zu sein, — obschon er diesen hinter jenen zu verstecken suchte. Er wollte, um seiner Seligkeit gewiß zu sein, wie man zu sagen pflegt, das Bett an den vier Zipfeln nehmen.“ Am 4. Aug. wurden die beiden Begnadigten, Basti und Andreas Petri, an das Zuchthaus in Mannheim, zu lebenslänglicher vollkommen gesicherter Aufbewahrung abgeliefert.

Bei jener Execution hat keine der Erscheinungen sich ergeben, die man zu Breuberg gelegentlich der Hinrichtung von Kaspar Mündörfer und Christian Haag (17. Jul. 1812), die vornehmlich

durch des Veit Krämer Bekenntnisse gravirt, bemerkte. „Wäre es mit der Tendenz dieser Schrift vereinbar, so würde ich mich bemühen, die Szene auszumalen, wo die alte Ehefrau des alten Scharfrichters, mit dem Ausdrucke der höchsten Freude und Zufriedenheit, zugleich aber auch mit jenem des höchsten Abscheus und Schreckens im Gesichte, vor ihren Mann, welcher das blutige Schwert noch in der Hand hielt, trat, und diesem ihre Zufriedenheit bezeigte; — oder jene, wo sie dem Beamten sagte: Nun dürfe doch wohl ihr Mann (ein schlichter Bauer) einen Degen und rothe Hosen tragen? — In demselben Augenblicke, als die Köpfe der armen Sünder von dem Rumpfe fielen, und aus Letzterm das Blut fontainenartig emporsprang, faßten die Knechte des Scharfrichters jedesmal ein Glas voll dieses Blutes auf, und ein nahestehender Mensch trank es aus, — um sich dadurch von der fallenden Sucht zu heilen. So waren auch die Stücke des zerbrochenen Stabes von einer Weibsperson mit dem größesten Eifer unter den Füßen der Inquisiten hinweggerafft worden, um sie zu irgend einem, mir unbekannt gebliebenen abergläubischen Endzwecke zu benutzen. Der Scharfrichter Nord hatte die Bestellung dieses Stabes selbst übernommen, um ja versichert zu seyn, daß er so zugerichtet werde, damit am Bruche sich keine Splitter ergäben, weil dieses, wie er versicherte, ein böses Zeichen, ein Vorbild des Mißlingens der Hinrichtung seyn würde. Unmittelbar nach der Hinrichtung ertönte in den Wirthshäusern Neustadts (unter dem Breuberg) Saitenspiel, und bachantische Tänze waren das Resultat des Eindrucks, welchen die Gräuelszene auf die Menge gemacht hatte."

Viel früher waren des alten Petri, des schwarzen Peters Geschicke zur Entscheidung gekommen. Zu Heidelberg im Gefängnisse zeigte er sich in ungleich milderm Lichte, als in den Zeiten seiner Thätigkeit auf dem linken Rheinufer: „Vorher war er ein wahres Raubthier, immer aber scheint er noch das Charakteristische des Löwen an sich zu haben, daß er in Ketten ruhig ist. Doch wurde die Kraft, die einst in ihm war, von Zeit zu Zeit wieder sichtbar, wenn irgend etwas in Heftigkeit ihn brachte." Ihre Abnahme hat er, noch in Freiheit sich befindend,

schmerzlich beklagt, namentlich gelegentlich des Diebstahls in Dörlesberg. Deß Theilnehmer wurden verfolgt. Eichler behauptete, ein Schinken, welchen die Tochter Petris von der gemeinschaftlichen Beute unterschlagen, habe sie verrathen. Den Petri und seine Tochter erkannten die Bestohlnen, und wüthend fielen sie über ihn her. Eichler, welchen sie von wegen der Gesellschaft auch faßten, sagte ihnen unbefangen, er sei von dem benachbarten Hofe und eben erst zu jenen Leuten gekommen; sie glaubten der ruhigen Miene und dem treuherzigen Ton, und ließen ihn gehen, Petri aber wurde zerschlagen, daß er für todt liegen blieb. Die Bauern nahmen seine Tochter mit, und wollten einen Karren holen, um den Todtgeglaubten fortzuführen. Er hatte sich indessen erholt, kroch in das dichteste Gebüsch, und entkam also auf kurze Zeit noch der Nemesis.

Bei dem Storchshofe fanden sich die beiden Peter, Eichler und Petri mit seiner Frau wieder; die gestohlnen Sachen wollte keiner von Beiden haben, und jeder glaubte, der Andere habe sie auf die Seite geschafft. Beide nährten von längerer Zeit her eine gegenseitige Abneigung: Eichler gegen Petri, weil er öfter für den schwarzen Peter gehalten worden, und den schweren Arrest in Aschaffenburg auf Rechnung dieses berüchtigten Namens schrieb; Petri gegen Eichler, weil er dessen Großsprechereien nicht leiden konnte. Sie geriethen zu Streit, an welchem auch des Petri Frau Theil nahm. Er selbst hat im Arrest oft beklagt, daß er von wegen der kurz zuvor auf ihn gefallenen Schläge nicht der Mann wie immer gewesen, und Eichler beschuldigte seine Beine, daß sie durch den langen Arrest zu sehr geschwächt worden. Jedenfalls unterlag er im Handgemenge, daß er genöthigt, bei den in der Nähe sich befindenden Leuten Zuflucht zu suchen. Die beiden Räuber trennten sich für immer.

„Der schwarze Peter war übrigens leicht zu rühren; der bloße Anblick eines Knaben konnte ihn zu Thränen bringen, wahrscheinlich weil er dabei an seine Kinder dachte. Seiner Tochter Margaretha wollte er jedoch nicht wohl, weil er irrig glaubte, durch sie sei sein wahrer Name entdeckt worden. Er gönnte ihr darum die Zuchthausstrafe und sagte, sie habe sie

an ihm verdient. Er setzte eine Ehre darein, gegen Keinen etwas auszusagen, als gegen einen solchen, welcher gegen ihn etwas angezeigt hatte, zur Wiedervergeltung, und immer bat er, dieses dem Protokoll beizusetzen. Er glaubte, es bringe ihm Vortheil, wenn er nach jedem Verbrechen, welches er eingestand, um eine gnädige Strafe bitte, und freute sich darüber, daß die Andern dieses wahrscheinlich versäumten. Sinnliche Genüsse jeder Art waren sein einziges Glück, dabei hatte er viele Eitelkeit auf seine Person; als er z. B. eng anschließende Beinkleider bekam, zeigte er dieselben Jedem mit Wohlgefallen. Bei Jedem, welchen er signalisirte, erwähnte er immer, ob derselbe ein schöner Mann sei, und von seinen frühern Jahren versicherte er dieses gewesen zu sein von sich selbst. Seine Buhlschaften von frühern Zeiten her bekannte er gern; ein Kochemer, sagte er, sei in dem Punkte wie ein Graf. Ein sonderbarer Vergleich! Zuweilen äußerte er fromme Gesinnungen, ohne Heuchelei; ein andermal sagte er, er fange an zu zweifeln, ob ein Gott sei, weil er so sehr gebetet habe, und seine Lage doch nicht verbessert werde. Aus gleichem Grunde behauptete sein Sohn Andreas später dahier, es gebe ganz gewiß keinen Gott, und darum solle ihm, wenn es zum Hinrichten gehe, ja kein Geistlicher kommen. Sprach der alte Petri von Kameraden, die umgekommen waren, so setzte er immer der selige bei, z. B. der selige Pfeiffer, der selige Schmuhbalser.

„Bei dem Raube im Baulande wurde der Christ, welcher die Waaren eines Juden vertheidigt hatte, wie wir schon wissen, arg geschlagen; Peter Petri konnte gar nicht begreifen, daß der Mann sich um den Juden so sehr gewehrt habe. Er ließ der guten Vertheidigung des Mannes alle Gerechtigkeit widerfahren, schob aber die Hauptschuld immer wieder auf denselben, weil er für den Juden sich geschlagen habe. Ueber die Juden setzte er sich in seiner Meinung hoch hinauf, und ein Verbrechen gegen einen Juden verübt, schien ihm ein leichteres zu sein. Wahrscheinlich hatte er diese Idee dem Schinderhannes mitgetheilt, woraus sich dessen Verfahrungsweise gegen die Juden erklären ließe. Daher mag es auch kommen, daß kein Jude bei irgend

einer der vielen gegen Peter Petri und seine eigentlichen Raubgenossen zur Untersuchung gekommenen Räubereien, als bei den Ausführungen selbst mitwirkend gefunden wurde. Vermuthlich erinnerte ihn der Anblick eines jeden Juden an den von ihm so gräßlich ermordeten Juden von Seibersbach.

„Auch Peter Eichler scheint ein Judenfeind gewesen zu sein. Er sagte einstens, er habe zwei Juden, welche ein vertrauter Wirth mit ihm in Bekanntschaft gebracht habe, und welche ihm von einer guten Gelegenheit, etwas zu holen, gesagt hätten, geantwortet: sie sollten sich zu ihren Leuten halten, er wolle bei den seinigen bleiben. Als Peter Petri erfuhr, daß er über den Rhein gebracht werde, hielt er seine Tage für gezählt. Er hatte früher schon oft geäußert, wenn er nur nicht über das große Wasser müsse, und als die Stunde endlich dazu kam, war er sehr traurig, wünschte allen, die ihn sahen, gute Nacht, und ging in der Ueberzeugung fort, er werde bald die Todesstrafe leiden müssen. Ein paar Gläser Wein erheiterten ihn aber wieder, und lustigen Muths fuhr er über den Rhein. Sein und des Martin Delis Schicksal ist lebenslängliche Einsperrung, da ihre Verbrechen, nach französischem Rechte, verjährt sind." Den 11. Nov. 1811 wurde der schwarze Peter nach Mainz abgeliefert.

Ein Jahr früher, im Sept. 1810, hatten auch Damian Hessel und Franz Joseph Streitmatter den Lohn ihrer Thaten gefunden. Ob sie gleich niemals mit Schinderhannes und dem schwarzen Peter in Verbindung gestanden, theile ich doch hier die Hauptmomente ihres Lebenslaufes mit, einmal, um für immer von der Materie zu scheiden, zum andern, weil Damian Hessel gleichsam die Ergänzung von dem, was über den grandiosen Räuber Fetzer, Abth. III. Bd. 3. gesagt worden. Damian Hessel, zu Zeiten auch wohl Dahl, Joseph Keller, Buchholz, Cornely, Cordula 2c. genannt, erblickte das Licht der Welt zu Paderborn, 3. Mai 1774. Eines Tabaksfabrikanten Sohn, wurde er von einem angesehenen Geistlichen zur Taufe gehalten, und mag dieser Umstand die Eltern bestimmt haben, den Knaben der Kirche zuzuwenden. Er besuchte die Schulen, und bewahrte in seinen reifern Jahren noch lateinische und griechische Reminiscenzen, denen er den Beinamen

Bacherle, Studentchen verdankte. Den Namen Cornely empfing er von einem Amtmann, dem er wegen des fehlenden Passes vorgeführt worden. Der Beamte ließ sich durch einige glatte Worte und durch das Anerbieten, seine geringe Pfeife gegen Hessels prächtigen Kopf zu vertauschen, blenden, und fertigte dem Arrestanten einen Paß auf den Namen Cornely aus. Der wurde bald allzu berühmt, und der Träger sah sich veranlaßt, durch einige Federzüge Cornely in Cordula zu verwandeln. Gelegentlich einer Procession zu Paderborn kamen die Gymnasiasten zu Streit mit einem Juden: dieser wurde mißhandelt, sein Haus bestürmt, mancherlei Unfug darin verübt. Hessel hatte bei dieser Gelegenheit den Anführer gemacht, Strafe befürchtend, verließ er der Eltern Haus und die Vaterstadt, um in mancherlei Hin- und Herzügen gleichsam die Schule des Vagabundenlebens zu durchlaufen. Namentlich hat er in Gesellschaft eines angeblich durch Brand verunglückten Bettlers einen großen Theil der Niederlande durchstreift, darauf sich bei dem Regiment von Wittgenstein, das im Winter 1793 zu Marienborn bei Mainz im Quartier lag, anwerben lassen. Das Soldatenleben sagte ihm jedoch wenig zu, wie er das in manchen Briefen seiner Mutter klagte. Die Briefe wurden zumal trostlos, nachdem Hessel seinen einzigen Beschützer bei dem Regiment, dessen Vertrauen er vermuthlich einer Gleichförmigkeit der Neigungen verdankte, verloren hatte. Der Officier, des Unterschleifs schuldig befunden, wurde cassirt und fortgejagt.

Die Mutter, Damians Leiden schmerzlich empfindend, suchte Beistand bei dem in Hanau wohnhaften von P...., dessen Frau, geborne von K....ch der Frau Hessel Schwestertochter. P.... besuchte den Vetter in seinem Quartier, besprach mit ihm die Mittel und Wege seine Lage zu verbessern, und rieth ihm schließlich, zu desertiren. Sehr bald brachte Hessel den Rath zur Anwendung, er gelangte glücklich nach Hanau zu dem Vetter, machte aber sofort die Entdeckung, daß seine Mutter in schwerem Irrthum um die Lage der ihn aufnehmenden Familie befangen gewesen. Statt des reichen Freiherrn traf der Flüchtling ein Mittelding zwischen dem verschämten Bettler und dem

verschmitzten Abenteurer. Nicht einmal ein Kleid konnte dieser dem Schützling verschaffen, es mußte die Hülfe eines Schneiders angerufen werden, um die knappe abgeschabte Uniform in einen modischen Frack umzuwandeln. Von der andern Seite scheint auch der Baron in seinen Berechnungen sich geirrt zu haben. Für den Dienst, einem beängstigten Mutterherzen geleistet, hatte er auf namhafte Geldunterstützung gerechnet, und die zu spenden, wäre Frau Hessel nicht ungeneigt gewesen, aber ein Oheim, der über das Vermögen schaltete, wollte von solcher Freigebigkeit nichts hören, wie er denn schon früher sich geweigert hatte, dem Neffen den Abschied zu erkaufen, behauptend, daß dem Kalbsfell folgen soll wer den Lehrer nicht hörte.

Hessel fühlte sich unbehaglich in der travestirten Uniform, in der Absicht, anständiger sich zu kleiden, kehrte er einem Laden ein. Es wurden ihm verschiedene Waaren vorgelegt, auf der Theke ausgebreitet, behandelt; abgeschlossen war das Geschäft, aber der Käufer bedurfte noch eines Hutes Zucker: der stand ganz oben im Gewölbe, ihn herunterzuholen, mußte der Kaufmann die Leiter besteigen. Wie er die oberste Sproße erreichte, packte Hessel zusammen, was er bedurfte, und fort war er. Die Früchte solcher Industrie wurden, durch des Vetters Vermittlung, zur Herstellung eines eleganten Anzugs verwendet. P.... erkannte aber noch ein anderes Talent seines Schützlings, die Gabe, unter Vorlegung falscher Zeugnisse zu collectiren. Das mußte Hessel benutzen, als zu welchem Ende der Baron ihm die zuverlässigsten Adressen an Frankfurter Häuser verschaffte. Getreulich hat er auch den nicht unbedeutenden Ertrag dieses Geschäftes dem Vetter ausgeliefert.

Des von P.... zwanzigjährige Tochter war ein liebenswürdiges anmuthiges Wesen, und empfand Hessel für Karoline die zärtlichste Neigung, die aber, laut seiner Versicherung, durchaus platonisch. Er durfte die schöne Karoline zur Promenade begleiten, dann und wann nach Frankfurt ins Theater führen, ein Kuß blieb aber die höchste ihm zu Theil gewordene Gunstbezeigung. Karoline liebte über alles Putz und Glanz, glücklich zumal fühlte sie sich, wenn eine goldne Uhr in ihrer Schärpe

prangte, und da es im Hause stets an Gelde fehlte, so versuchte Hessel (dieses sein Ausdruck) mehrere Studentenstreiche, dem Herrn Baron und seiner Tochter zu lieb.

Das führte ihn einstens nach Mainz, als die Stadt noch von den Franzosen besetzt (1793); er diente im Dom die Messe, und wollte bei dieser Gelegenheit sich einen kleinen Kelch aneignen. Er wurde aber darüber von dem Küster betroffen, verhaftet und nach dem Gefängniß über dem Holzthor gebracht. Aus demselben Gefängniß ging er nach Jahren zum Blutgerüst, wie er denn, im J. 1809 von Frankfurt nach Mainz geliefert, und abermals in den Holzthorthurm gesperrt, in die prophetischen Worte ausbrach: „hier ist mein Alpha und Omega."

Karoline vergaß des Liebhabers nicht in seinem Unglück. Sie eilte nach Mainz, bei dem Klubistenregiment, namentlich bei Blau und Dorsch, die Freiheit des Geliebten zu erbitten, und fand sie leichtlich Gewährung, weil man eine jugendliche Verirrung durch eine Haft von mehren Wochen hinlänglich bestraft wähnte. Das Freilassungsdecret in der Tasche, begab sie sich nach dem Gefängniß, wo W....f, weiland Polizeilieutenant, höchst ungern seinen Pflegling pure et simpliciter entließ. Wenigstens hätte er gar gern ihm ein memento, den herkömmlichen Abschied von 25 Stockschlägen aufzählen lassen. Wie unzufrieden er aber mit einem System, das von Prügeln nichts wissen wollte, ließ er doch durch die Thränen der schönen Karoline sich bestimmen, seiner Lieblingsmethode zu verzichten, und mochte Damian Hessel mit unversehrtem Rücken Mainz verlassen. Zum letztenmal regte sich in ihm ein besseres Gefühl. „Nichts in meinem Leben ist mir drückender geworden," sagt er in dem Entwurf einer Selbstbiographie, „als die Nothwendigkeit, unmittelbar nach meiner Entlassung, an einer Schenke vorbeizugehen, wo ich mich häufig eingefunden, ein Glas Wein zu trinkeu, und wo eben mehre Personen am Fenster lagen. Bis heute weiß ich nicht, wie ich zum Stadtthor gelangte, und willig hätte ich das von dem Polizeilieutenant mir zugedachte Andenken der 25 Prügel hingenommen, wäre dieser schmerzliche Augenblick mir erlassen worden. Ich glaubte, das Schamgefühl werde mich tödten, reichlich flossen

meine Thränen, auf der Brücke erst kam ich wieder zu mir." Aber diese letzten Zuckungen eines sterbenden Ehrgefühls waren überwunden, als er Mainz hinter sich sah, und fortan und zunächst beschäftigte ihn einzig der Gedanken, wie er durch neue Gaunerstreiche seiner Muhme die Reisekosten ersetzen möge.

Zu Frankfurt bei den Capuzinern die Messe dienend, entwendete er zwei Kelche und zwei kleine Vasen. Ein andermal, Januar 1793, ließ er sich in der Karmelitenkirche einschließen, und während die Patres zu Tische, entkam er, ein gestohlnes Crucifix unter seinen Kleidern verborgen, durch den Kreuzgang. Ein alter Marquis, zu Hanau das landgräfliche Schloß bewohnend, trug nach der Sitte der Zeit eine lange, beinahe auf die Knie herabreichende Uhrkette. Die blendete den Beutelschneider, und ihrer habhaft zu werden, folgte er häufig dem Marquis auf seinen Spaziergängen. Aber ein günstiger Augenblick, der Kette habhaft zu werden, wollte sich nicht einstellen. Ein verzweifelter Entschluß mußte zum Ziele führen. Hessel gelangt ins Schloß, zum Zimmer des Marquis, niemand läßt sich blicken, die Uhr liegt da, fort ist sie. Der Dieb bekennt, daß er niemals in der gleichen Heftigkeit die Begierde, fremdes Gut sich anzueignen, empfunden habe, und daß er dessen sich bemächtigt haben müßte, wären auch noch so viele Leute in der Stube gewesen. Karoline erhielt die Uhr, der Ertrag der Kirchengefäße wurde auf Bällen oder im Theater verzehrt.

Hessels Ideen nahmen immer höhern Aufschwung, er dehnte bis Düsseldorf seine Fahrten aus, brachte dort, unter den verschiedensten Formen bettelnd, 24 Louisd'or zusammen. Zu Kettwich an der Ruhr schloß er sich einem Roßkamm an, stahl diesem, während er sein Mittagsschläfchen hielt, 100 von den 300 Karolinen, so er im Gurt trug, und fuhr mit Extrapost über Cöln, Coblenz, Frankfurt nach Hanau, zu den werthen Angehörigen, um in ihrer Gesellschaft das mitgebrachte Geld in einer Reihe von Lustbarkeiten durchzubringen. Beiläufig um diese Zeit, jedenfalls zwischen seiner ersten und zweiten Entweichung aus Hanau (seine eigenhändigen Anzeichnungen bestimmen lediglich das Jahr 1793, ohne näheres Datum), scharte Hessel sich

zu dem Pöbel und den Soldaten, welche die Häuser der Mainzer Klubisten plünderten, es gelang ihm auch einem östreichischen Courier, mit welchem er auf der Aschaffenburger Straße zusammentraf, die Hälfte seines Geldes zu entwenden.

Immer verwegener in seinen Unternehmungen, suchte er den Wirth Schubert in Hanau heim, ein Diebstahl, der jedoch seine Verhaftung nach sich zog. In der zweiten Nacht gelang es ihm durch den Abtritt zu entweichen, wiewohl das Unternehmen ihm beinahe das Leben gekostet hätte. Zuerst warf er seine Kleider zum Fenster hinaus, dann, sein Taschentuch um das Gesicht gewunden, wagte er sich in die Röhre, die Arme gerade vor sich ausstreckend. Er blieb in der Mitte hängen, und verlor, dem Ersticken nahe, das Bewußtsein, bis er über einer zufälligen Bewegung in die Tiefe fiel. Ueber und über mit Koth bedeckt, kaum seiner Sinne mächtig, brauchte er längere Zeit sich zu erholen, dann schleppte er sich zum Rande des nächsten Brunnens, wo er sich reinigte. Es war die Mitternacht vorüber, er verlor keine Minute weiter, und begab sich auf den Weg, um seine verschiedenen Quetschungen verbinden zu lassen. Karoline erfreute ihn mit einem Besuche, seines Bleibens konnte aber in Frankfurt nicht sein; auf der Straße begegneten ihm Polizeidiener, mit Ketten beladen. Wähnend daß sie ihn suchten, wechselte er augenblicklich seinen Reiseplan, und er gelangte nach Mainz. Dort in der großen Bleiche, stieß ihm ein preussischer Officier auf, mit dem er ein oder zweimal zu Hanau bei einer Lustpartie sich getroffen hatte. Die Bekanntschaft wurde erneuert, und der Officier brachte seinem lieben Kameraden, wie er ihn nannte, einen Spaziergang in Vorschlag. Darauf ging der arglose Hessel ein, der Officier ließ aber an der nächsten Wachtstube den werthen Kameraden als einen Taugenichts, einen aus Hanau entflohenen Dieb anhalten. Zwei Tage darauf fanden sich aus Hanau Polizeisergeanten ein, übernahmen den Arrestanten und brachten ihn nach dem verlassenen Käfig zurück.

Frau von P.... verwendete sich für den Vetter bei dem Landgrafen, erhielt auch einige Hoffnung auf Begnadigung, falls er verurtheilt werden sollte. Hessels Mutter, obgleich in

Dürftigkeit gerathen, erbot sich das gestohlene Geld zu ersetzen, wenn anders der Nichtswürdige, ohne eine beschimpfende öffentliche Strafe erlitten zu haben, ungesäumt bei den Kaiserlichen sich anwerben lassen wolle. Das Ergebniß dieser verschiedenen Unterhandlungen hat Damian nicht abgewartet, sondern nachdem er vier Wochen lang in Haft gesessen, das Weite gesucht. Dafür benutzte er den Schalter, mittels dessen ihm das Essen gereicht wurde und der oben weit genug, ihm das Durchkriechen zu verstatten. Er kam glücklich auf den Gang, und verbarg sich in dem Kaninchenstall, dort abwartend, daß des Schließers Frau zu seiner Zelle hinansteigen werde. Als dies geschehen, schlich er sich in die Unterstube; dort bemächtigte er sich der Schlüssel, und hinaus ging es ins Freie. „Diese Flucht", schreibt Hessel, „ist die einzige, um die ich mir etwelche Vorwürfe mache, denn die Frau, wie unschuldig sie auch bei der Sache gewesen, wurde bestraft. Ihrentwillen habe ich an Hrn. Richter Hassenpflug mehre Briefe geschrieben, ich weiß aber nicht, ob sie ihm zugekommen sind."

Die wiedergewonnene Freiheit benutzte Damian zu einer abermaligen Fahrt nach den Niederlanden, wo er als falscher Collecteur, Stapler in der Kunstsprache, sich durchbrachte, dann die Bekanntschaft zweier ausgelernten Gauner, Matthäus Efferich und Bayer machte. Von diesen empfing er die Weihe für große Geschäfte, er kommt auch seitdem meist unter dem Namen Buchholz vor. Ihn entlehnte er seiner Schwester, die in der Familie von P.... zur Lüderlichkeit herangebildet, längere Zeit mit einem Officier dieses Namens als Maitresse herumzog, und sich am liebsten Frau von Buchholz nennen ließ. Daher die, gelegentlich einer der letzten Verhaftungen Damians verbreitete Sage, er sei der Frau von Buchholz Bruder, eine Sage, die man noch weiter ausbeutete, um ihn zum Baron, zum Grafen, endlich zum Sprößling eines der erlauchtesten Häuser in Deutschland zu stempeln, und der Fabel eine ganze Reihe von gleich erdichteten Scenen aus seinem Familienleben hinzuzufügen. Ungleich ernstlicher, in Wahrheit schrecklich, ergab sich die Wirklichkeit, denn von nun an wird Hessels Geschichte zu einer ununterbrochenen

Reihe von Mordthaten, Räubereien, Schand- und Lasterthaten, die mit Scenen der verworfensten Lüderlichkeit abwechselnd, immer näher dem Schaffot ihn bringen, bis er, unzähligemal eingefangen und entkommen, zuletzt die reichlich verdiente Strafe empfängt.

In seinen Aufzeichnungen hat er den wesentlichsten Theil seiner Thaten nicht berührt, in dem Laufe der Untersuchung viele der ihm zur Last gelegten Dinge geläugnet, namentlich jeglichen Antheil bei dem Mordbrande vom Düdeling, was aber Keil davon erzählt, ist jedoch, gleich den übrigen gegen ihn erhobenen Anschuldigungen, dermaßen umständlich, dermaßen genau motivirt, daß es unmöglich, solchem Vorbringen den vagen, evasiven Aeußerungen des Delinquenten gegenüber den Glauben zu versagen. Seiner zum erstenmal erwähnend, äußert Keil: „Damian Hessel genannt Studentchen, der verschlagenste kühnste Räuber, der wohl zwanzigmal der Justiz in die Hände fiel, und immer sich loszuwinden gewußt hat, der noch jetzt in Schwaben und den angränzenden Ländern die große Räuberbande mit Johann Müller und dem Major anführt, stand damals an der Spitze der Meersener, ob er gleich keine 20 Jahre alt war. Unter ihm oder besser mit ihm, denn sie buhlten um gleichen Rang, standen Adolf Weyers und Selig, den wir schon unter den Brabäntern gefunden haben. Diese vereinigt mit Marcus Falk genannt Falksmottchen, und Generalchen waren die Räuber, die an bemeldeten Diebstählen Hauptantheil nahmen." Und es wird der Abth. III. Bd. 3. S. 298 besprochene Raubanfall bei Blanke in Hüchelshoven erzählt. „Wie wenige waren aber so glücklich wie Blanke dem wüthenden Angriffe der Räuber zu entgehen, wie traurig war nicht das Geschick, das noch in dem Herbste des nämlichen Jahres 96 die Familie Quack in Schaan und die Familie Deußen in Hackhausen, beide im Canton Odenkirchen, traf! In der Nacht vom 12. auf den 13. October des erwähnten Jahres hatte sich die Bande unter einer Mauer in den Hof des erstern durchgegraben, und von dort die Hausthüre gesprengt. Zum Rennbaume hatte ihr diesmal das an dem Koutenbroicher Hof stehende Kreuz gedient. Als Quack erwachte, war sie schon mitten im Hause. Einen Augenblick

darnach war dieses von oben bis unten hell erleuchtet. Wie Quack die Kammerthüre öffnete, stürzten die Räuber herein, knebelten ihn und seine Ehefrau, verbanden beiden die Augen und zwangen sie unter den fürchterlichsten Mißhandlungen, ihren Geldvorrath anzuzeigen. Mit einem ungeheuren Brecheisen, das nachher zurückblieb, wurden alle Thüren und Kasten erbrochen, Geld und Kleidung weggeraubt. Hier, auf dem Raubplatze selbst, schlugen die Unmenschen ihr Gelag auf, soffen, lärmten und rasten von zehn Uhr bis gegen zwei Uhr des Morgens. Ihr Zechen und Toben unterbrachen sie nur, um über die armen gebundenen Leute herzufallen. Von diesen gings wieder ans Zechen und so fort. Bei jedem Versuche, den der unglückliche Quack machte, die Augen zu befreien oder seine Bande zu erleichtern, wurde er mit Fußtritten und Schlägen mißhandelt. Aber die ganze Fülle der Grausamkeit ließen sie an dem armen zu Boden liegenden wimmernden Weibe aus. Sie stießen, sie schlugen sie, sie traten sie endlich mit Füßen so lange auf Brust und Hals, bis sie — nach einem röchelnden Todeskampfe endlich den Geist aufgab. — Das war um Mitternacht. Weit entfernt, um nach dieser scheußlichen That zu fliehen, blieben sie noch bis an den Morgen beim Zechen und Lärmen. Der Anblick der Leiche, die am Boden lag, machte auch nicht den mindesten Eindruck auf sie. Als das arme Weib verschieden war, wendeten sich die Barbaren vielmehr gegen den zu Boden liegenden jammernden Gatten. „„Hörst du,““ riefen sie ihm zu, „„die ist schon todt, und dir wollen wir es eben so machen.““

„Welcher Zufall diesen Unglücklichen rettete, was die Räuber endlich verscheuchte, kurz das meiste über diesen Diebstahl, der noch vor der Zeit, wo die Polizei in dem Cantone nach französischen Gesetzen organisirt war, vorfiel, ist im Dunkeln geblieben.“ Ueberhaupt wird bei allen im Spätsommer und Herbst 1796 in der Gegend von Odenkirchen vorgefallenen Einbrüchen Studentchen als einer der thätigsten Theilnehmer genannt. Bei dem Angriff auf den Küster Pauen, 25. April 1797, vier Tage nur nach dem Sturm auf das Haus des Pfarrers Pithahn zu Mülheim, Abth. III. Bd. 3. S. 323, waren Jan der Brabänter

und Jonas Lichtinger die Anführer. Generalchen, Adolf Weyers, Student, Falksmottchen, Selig, Raphael waren dabei zugegen. Hier wurde gerade auf die nämliche Art wie in Mülheim manoeuvrirt. Auch hier bemächtigte man sich der Nachtwächter, brachte sie an einen entlegenen Ort, knebelte und bewachte sie, auch hier bestürmte man das Haus des Pauen mit einem Rennbaume, und besetzte nachher, als es ans Plündern ging, alle Ein- und Ausgänge desselben. Pauen mit den Seinigen wurde gebunden und mißhandelt. Der Vicar Singer, der sich zur Wehre setzte, wurde verwundet, und an barem Geld, an Kirchengeräthe und Waaren der Werth von 9000 Franken gestohlen. Einige Einwohner von Odenkirchen wollten ihren Nachbarn zu Hülfe kommen, aber die auf Wache gestellten Räuber hielten sie durch Pistolenschüsse zurück. Man dachte Sturm zu läuten, aber die Bande hatte vorher das Schlüsselloch der Kirche verstopft. Nach vollbrachtem Raube schlich sich der Theil der Räuber, der die Beute trug, durch den anstoßenden Baumgarten davon. Hier erwartete ihn ein Karren, den ein kochemer Fuhrmann aus dem Jülicher Lande mitgebracht hatte, das Gestohlene aufzuladen. Eine andere Abtheilung der Räuber, vermuthlich um den Rückzug der übrigen zu decken, zog mitten durch den Ort ab, unter lautem Lärmen und Absingen des Marseiller-Marsches, so kühn, so trotzend, als ob sie nichts zu fürchten hätte. Französische Cavalerie eilte von Wickrad herbei, aber die Bande war abmarschirt und konnte nicht mehr erhascht werden.

Wiederum wird das Studentchen gelegentlich des bei Mathes Terkatz in Breyl verübten Diebstahls genannt (Abth. III. Bd. 3. S. 300). „Fünf Tage nach dem Breyler Raub kamen Kob, Damian Hessel, Adolf Weyers und der Petschierstecher, die, wie wir oben gehört haben, die Expedition zu Pferde mitgemacht hatten, in dem Wirthshause zum Lämmchen in Erkelenz an. Dem französischen Orts-Commandanten, Capitaine Petrache von dem 6ten Chasseur-Regimente, schienen die in blaue Mäntel verhüllten Fremden verdächtig zu sein, er ließ sie anhalten und der Civilbehörde überantworten. An gültigen Pässen fehlte es den Arretirten nicht. Der Petschierstecher zeigte den seinigen, der

aus Mastricht datirt war, und betheuerte, nur zufälliger Weise zu den drei übrigen Gefangenen gekommen zu sein. Damian Hessel hatte ebenfalls einen recht schönen Paß und zwar von Meersen. Man hatte ihn darin Anton Schucht genannt. Adolf Weyers erschien unter dem Namen Winkens, und gab vor, mit Hessel in Compagnie zu handeln, und jetzt im Begriffe zu sein, wegen Geschäften nach Elberfeld zu reisen. Auch Kob hatte einen Paß. Man taufte ihn Jacob van den Essen, obgleich sein eigentlicher Namen Sabrotier war. Vielleicht wäre es den Räubern geglückt, mit Hülfe ihrer trefflichen Papiere — ich will nicht untersuchen, wie sie sie erhalten haben — durchzukommen, denn wie wenige Polizeibeamten bemühen sich wohl, bei einem Fremden nach etwas mehr sich zu erkundigen, als nach diesen? — wenn nicht das Aeußere des einen von den Juden einen gewissen Verdacht bei einem von den Gerichtspersonen erregt und eine Durchsuchung seiner Kleider verursacht hätte. Da fanden sich schöne Sachen; Kob führte Hagel und einen Ladstock bei sich. Vermuthlich hatte er Gelegenheit gehabt, die dazu gehörige Pistole von sich zu werfen. Damian Hessel hatte eine Sackpistole mit doppeltem Lauf nebst zwei Patronen heimlich in seiner Tasche verwahrt. Der Petschierstecher trug in einem Beutel eine Terzerole, auch hatte er in seinem Mantel eine doppelte Pistole nebst einem langen scharfen Messer verborgen. Nicht minder fanden sich drei verdächtige Briefe bei ihm, die er auf der Straße in Aachen gefunden haben wollte. Dieses Beisichführen verdächtiger Waffen und Briefe erregte die volle Aufmerksamkeit des Gerichts. Die vier Räuber wurden festgehalten. Man suchte nach, und fand, daß Kob auf seinem Reitpferde mehrere Pistolen, und zwar ebenfalls ganz verborgen, eingeschnallt habe. Auf die Fragen, die man an die Räuber richtete, erhielt man verschmitzte, fein gesponnene, aber eben darum oft im Widerspruch stehende Antworten.

„Einige Tage nach der Verhaftung kommen drei Juden, alle drei Theilnehmer an dem Breyler Diebstahle und Mitglieder der Meersener Bande, Kaufmann, Salomon Raphael und Hirsch Spinnas nach Erkelenz. Sie wissen nichts von dem Schicksale

ihrer Kameraden, sie erkundigen sich nach vier so und so gekleideten Reitern, die ihrer Erklärung nach Lieferanten von der Armee sind und um eine bestimmte Zeit passirt sein sollen. Der Mann, an den sie sich wenden, schöpft Verdacht, und zeigt der Obrigkeit das Ganze an. Man besinnt sich nicht lange, sie festzuhalten, durchsucht ihre Kleider, und findet bei dem Juden Kaufmann Pistolen und Messer. Noch mehr aber als dieses, man findet auch Knebelstricke und Wachsstöcke bei ihm. Sowohl Kaufmann als seine Begleiter bekennen, von Meersen zu Hause zu sein, und berufen sich kühn darauf, daß sie bis jetzt sich dort aufgehalten haben und Zeugnisse über ihre Moralität und Unschuld von dort her in Fülle vorbringen könnten. Ihre Pässe sind, wie zu erwarten ist, in schönster Richtigkeit. Dem Gerichte konnte der Aufenthaltsort Meersen kein besonderer Grund zum Nachforschen werden, damals war noch nicht bekannt, daß eben dieses Meersen die Wiege und der Centralpunct einer eigenen Bande war. Dem Drossard Drelling gebürt über seine angestellte Untersuchung aller Dank; es lag nicht an ihm, wenn sie fruchtlos ausfiel. Das Gerücht von dem beträchtlichen Diebstahl in Breyl war auch nach Erkelenz gekommen. Die dortige Justiz glaubte den Beraubten Terkatz laden zu müssen, um vielleicht von ihm Auskunft über die gefangenen Räuber zu erhalten. Terkatz erschien. Man führte ihm Kob, Damian, Adolf und den Petschierstecher vor, und er erklärte, daß diese den Räubern, die in sein Zimmer gedrungen, so ähnlich sähen, daß, wenn sie ihm unvermuthet im Felde begegnet wären, er bei sich gedacht haben würde: Das — das sind die Spitzbuben, die dich bestohlen haben! Eine einfache, aber äußerst bestimmte Erklärung, die geprüft und wohl interpretirt, so viel heißt als, nicht allein jetzt, da ich mit dem Gedanken herkomme, Räuber zu sehen, nein, sondern auch dann, wenn meine Phantasie nicht mit ins Spiel gezogen worden wäre, wenn ich mich dem ersten Eindruck überlassen hätte, auch dann würde ich diese für die Thäter erkannt haben. Aller Zweifel schwand, als Terkatz in Adolf Weyers Beutel einen alten Dukaten fand, den er an mehreren Zeichen als einen der ihm gestohlnen erkannte. Am 20. Mai erschienen

zu Erkelenz zwei Weiber, eine Französin und eine Jüdin; die erste gab sich für die Frau des Kob aus, — sie gab sich aus, denn sie war in der That nur Kobs Maitresse — die andere war die Frau des Petschierstechers. Beide brachten gar herrliche glänzende Certificate von Meersen zu Gunsten der beiden Gefangenen mit und sollicitirten ihre Loslassung. Noch weit vortheilhafter für die Räuber war der von einem Polizeicommissair aus A.... eingesandte Auszug aus dem Buche, das die dort sich aufhaltenden Fremden anmerkt; denn daraus ergab sich die Unschuld dieser braven Männer ganz sichtbar. Den Tag, wo der Diebstahl in Breyl, wegen dessen man sie jetzt so ungerechterweise verfolgte, den Tag, wo dieser vorgefallen war, so certificirte der Beamte, befand sich Adolf und Damian bei dem Schneidermeister R.... und Schonart und Kob bei dem Wirth B... Man erstaune nicht, solche Züge zu finden; wenn es den Räubern nicht gelungen wäre, sich für ihr Geld allenthalben Freunde und Zeugen zu erkaufen, so würden sie ihr Gewerbe nicht so lange haben fortsetzen können. Bei allen den vortheilhaften Papieren mochten die Gefangenen ihrer Sache nicht so recht getraut haben. Sie begannen auf Flucht zu meditiren. Es währte nicht lange, so bemerkte die Schützenwache, welche außerhalb des Gefängnisses ihren Aufenthaltsort hatte, daß, so oft sie sich still verhielte und den Schein nähme, als ob sie fortgegangen wäre, die Gefangenen sich jedesmal gewisse Signale gaben, daß der zunächst an der Wache sitzende sogleich heftig auf die Mauer klopfte, dann der zweite und so fort, und daß gleich auf diese Zeichen ein Knistern und Geräusch an der Mauer sich hören ließ. Zeitig genug sah man im Gefängniß nach, und siehe da, die Räuber hatten sich beinahe durchgebrochen. Unglücklicherweise verdoppelte man auf diese Entdeckung die Aufmerksamkeit auf die Gefangenen nicht. Sie benutzten eines Abends die Abwesenheit zweier Wächter. Allbereits hatten sie ihre erste Barriere gesprengt und sich in den Vorhof gebrochen. Sie lockten den Zurückgebliebenen an diesen Ort, fielen über ihn, wie er eintrat, her, warfen ihn nieder und entflohen. So war mit einmahl alle bisher angestellte

Untersuchung unterbrochen, und die Räuber gingen zu neuen Bubenstücken aus."

Wiederum spielt in dem merkwürdigen Raube bei Franzen in Eschweiler (Abth. III. Bd. 3 S. 302) gleichwie bei dem Raub in Linz (eben daselbst S. 304), Hessel eine Hauptrolle. „Die Meersener, oder wenn man lieber wissen will wer, Kob (Sabrotier), Damian Hessel, Kernmilch, Heckmann, Herz Hammerich mit dem einen seiner Söhne (der zweite, welcher taub ist, aber ebenfalls zur Bande gehörte, war dabei nicht zugegen), Job Drideuden, Adolf Weyers und der blutgierige Jikjak oder schele Friedrich verübten — die Zeit kann nicht so recht bestimmt werden — einen beträchtlichen Raub beim Hummelsieb am Essenberg. Die Räuber griffen eine ausgestellte Wache unter beständigem Feuern an, jagten sie in ein Haus, und drangen so bis an die zum Berauben auserjehene Wohnung. Kob sprang zu einem Fenster hinein, band einen französischen Commissair, der sich just zufällig dort aufhielt, und mißhandelte ihn auf das schrecklichste, als er sich zur Wehre setzen wollte. Eine Menge Geld und Silberwerk wurde erbeutet." Wiederum wird Hessel gelegentlich des Diebstahls bei der Wittwe Fettweiß in Cöln (Abth. III. Bd. 3. S. 314) und bei dem Wirth zu Liblar (ebendaselbst) genannt. Laut des vom 3. Oct. 1796 an geführten Protokolls hatten im Laufe weniger Monate zu Neuß alle die großen berüchtigten Räuber der Crefelder Bande und selbst die gefährlichsten Meersener oft in Verhaft gesessen: Damian Hessel dreimal, Schlager dreimal, Fetzer zweimal, Hüskeshannes, Carl Heckmann, der steife Peter, Daniel von Rosellen und mehrere. Alle diese waren jedesmal und zwar nicht bei einer und derselben Gelegenheit, in einem und demselben Momente, sondern hintereinander fast von Tag zu Tag entwischt. Schon einmal haben wir gehört, daß man einem französischen Capitain die Gefangennehmung der vier berüchtigten Meersener Räuber, des Damian Hessel, des Pitschierstechers u. a. in Erkelenz zu danken hatte; auch diesmal war es das Militair, welches vier schlimme Räuber einbrachte. Den 19. October 1796 kamen holländische Reiter, welche die Sauvegarde des Klosters Meer ausmachten, auf die

Neusser Furth in eine verdächtige Herberge, die an der nach Kempen führenden Landstraße, nicht weit von dem Wirthe Prosch, auf der linken Seite gelegen. Hier trafen sie eine Menge Gesindel, zwangen aber nur vier Kerle, die ihnen am verdächtigsten schienen, mit nach Neuß zu gehen. Einer von ihnen hatte sich bei seiner Verhaftung ganz besonders zur Wehre gesetzt und fürchterlich mit seinem Messer um sich gehauen, mußte aber endlich der Uebermacht weichen und folgen. Es war Fetzer. Die andern drei Verhafteten waren Damian Hessel, Joseph Schlager und der Deutzer Michel. Von den drei ersten war der älteste damals 20 Jahre alt. Da dieselben schon mehrmals in Neuß arretirt gewesen, und jedesmal entsprungen waren, so verwendete man endlich etwas mehr Aufmerksamkeit auf sie. Nach beendigtem Verhör wollte man den beiden ersten Hand- und Fußeisen anlegen. Unbeschreiblich war die Gewalt, mit der sie sich dem widersetzten. Damian Hessel warf seinen Hut auf den Boden, heulte fürchterlich, schlug donnernd auf den Tisch, woran die Richter saßen, zerkratzte sein Gesicht, zerraufte sich die Haare, tobte gegen die Richter und konnte nur mit Mühe in Fesseln gelegt werden. Bei dem Verhör wollten die Räuber wie immer sich nicht kennen, nur zufällig sich getroffen haben.

Damian Hessel und Schlager, die man zusammengesperrt hatte, saßen noch keine acht Tage, als sie schon mit Hülfe eines Brechinstruments, das man ihnen zugespielt hatte, das sie jedoch gefunden zu haben vorgaben, die Mauern zu durchbrechen begannen. Sie wurden diesmal in ihrer Arbeit gestört. Erst den 16. Nov., frühe genug zwar zum Verderben der Rheingegenden, gelang es ihnen auf eine Art, die nicht bekannt wurde, nicht allein die angelegten Ketten abzustreifen, sondern auch eine dicke Mauer zu durchbrechen und so in Freiheit sich zu setzen. Bald sollte auch Hessel in dem Gefechte mit den holländischen Reitern (Abth. III. Bd. 3. S. 320) seine Rache nehmen.

Im Hornung 1798 hatten sich in Neuwied und Bendorf, dieses mit Neuwied abwechselnd der Aufenthalt der Räuber aus Abrahams Geschlecht, bereits die berüchtigten Mitglieder der Meersener Bande, Damian Hessel, Leibchen Schloß und

Mausche Abraham, mit den nicht minder berüchtigten Crefeldern, dem Hüskeshannes, dem Matthias Huth und Andern eingefunden, und von dort aus den oben angezogenen Diebstahl zu Linz vollführt. Damals hatten weder Heſſel und Weyers, der mit zugegen gewesen, noch Huth die Absicht, die Bande in Neuwied zu fixiren, vielmehr zogen sie bald wieder nach dem geliebten Meerſen und begingen von dort aus den großen Abth. III. Bd. 3. S. 288 besprochenen Eupener Diebstahl. Kaum war die Beute verzehrt — und dazu bedurfte es in den Aachener Bordellen eben nicht sehr langer Zeit — so entwarfen Damian Heſſel, Holländer, Matthias Huth, Clemens von Cöln, Selig, Raphael, Salomon Mannsbach und Waldmann einen neuen Raub, bei einem Juden in Kreuznach. Von Aachen aus fuhren sie mit Extrapost nach Coblenz. Bei Andernach setzten Damian Heſſel und einige Andere über den Rhein und besuchten den in Neuwied etablirten Adolf Weyers. Sie ließen sich dort von ihm über das Eine und Andere, und zweifelsohn auch über die Lage von Neuwied in Bezug auf das Räuberwesen, unterrichten, und Niemand konnte ihnen darüber bessern Aufschluß geben als Weyers, der mit Belz auf vertrautem Fuße stand. Nach erhaltener Belehrung zogen Damian Heſſel und die Seinen nach Kreuznach, vollbrachten dort den Raub und kehrten, zwar nur auf kurze Zeit, nach Aachen zurück, um dort die gestohlenen Effecten unterzubringen.

Nicht lange währte es, so verzogen fast alle die Meersener, die sich bisher in Aachen aufgehalten hatten, nach Neuwied, und von nun an kann man dieses als das Hauptquartier einer eigenen Bande ansehen. Als deren Oberhaupt hatte Adolf Weyers dem Juden Samuel zu Hörstchen, der, ein Pferdehändler, im Rufe des Reichthums stand, einen Besuch zugedacht. Ehe man ans Werk ging, verordnete Adolf, daß zwei von der Bande ausgesandt werden sollten, die Localität, wo man einbrechen wollte, in Augenschein zu nehmen und Rapport darüber abzustatten. Das Loos fiel auf Damian Heſſel und Matthias Huth. Diese wurden also nach Hörstchen vorausgeschickt, die übrigen Räuber brachen etwas später und von ver-

schiedenen Punkten her auf. Eine einsame Stelle zwischen Hörstchen und Stöhr ward zum Sammelplatz bestimmt. Als Adolf Weyers mit der Bande dort eintraf, kamen schon Damian Hessel und Matthias Huth ihnen entgegen. Ihrem Berichte nach war der Diebstahl ausführbar und mit keinen Schwierigkeiten verknüpft. Aber es fand sich, daß sie nicht Alles in Erwägung gezogen hatten, was hier in Anschlag zu bringen war. Indem die Bande in Hörstchen vor dem Hause des Juden Schmul anlangte, bemerkte man, daß neben demselben ein Bierbrauer wohnte, der die Nacht hindurch mit Brauen beschäftigt war. Dieser Umstand rettete den Hebräer. Adolf fand es ohne die größte Gefahr unmöglich, den Coup zu unternehmen. In dieser Noth wendete er sich an das Haupt der Crefelder Bande, an Fetzer, und fragte ihn, ob er, der hier herum so lange sein Wesen getrieben habe, keinen andern Diebstahl anzugeben wisse. Fetzer besann sich nicht lange. Er wußte zwei Juden, die vor Hörstchen unter einem Dache wohnten und sich so ziemliches Vermögen durch Waaren- und Viehhandel erschachert hatten. Sogleich fand die Bande sich bereit, Fetzer zu folgen, kühn marschirte sie gegen das bezeichnete Haus. Es ergab sich, daß der Einbruch in dasselbe eben nicht schwer fiel, mittels Einschlagens eines hölzernen Ladens konnte man ins Innere gelangen. Damian Hessel unterzog sich dem Unternehmen, sprengte den Laden auf, öffnete das Fenster und stieg in das Haus, die übrigen folgten. Fetzer, Hüskeshannes und Nagels Peter standen Schildwache, wie man denn gewöhnlich hierzu einen der Hauptmänner zu ersehen pflegte. Der Jude war nicht zu Hause, sondern mit seinem Gelde nach Holland, um Pferde zu kaufen. Dieses hinderte die Räuber an der Plünderung nicht. Sie fielen über die anwesenden Hausleute her, knebelten und mißhandelten sie. Im Hause fand sich ein Waarenladen von großem Werthe; was sich daraus wegbringen ließ, wurde fortgeschleppt. Außerdem bestand die Beute noch aus 3 oder 4 Uhren, einigen goldenen Ringen, 6—7 Pfund Silber und des baaren Geldes so viel, daß nachher jedem Räuber 22 Laubthaler zufielen. Nach vollbrachtem Diebstahl begab sich die Bande in einen Wald, wo

man zur Theilung schritt. Das Silberwerk kauften Adolf und Hessel an sich. Fetzer und Herkenrath verhandelten das Ihrige später in Cöln an einen Altkäufer.

Nachdem der Angriff auf Daden beschlossen worden, übernahm es Hessel, nach Meersen, wo sich damals noch einige Haupträuber befanden (einen Monat etwa nach dem Eupener Diebstahl), zu reisen, um Freiwillige für die beabsichtigte Expedition anzuwerben. Er miethete sich ein Pferd und ritt an das Ufer der Maas, um Diebe zu holen, die vierzig Stunden davon im Herzen Deutschlands stehlen sollten. Bald berichtete er schriftlich, wie daß er treffliche Leute geworben habe und in so und so viel Tagen in dem allgemeinen Versammlungspunkte Neuwied eintreffen würde. So geschah es, um die angegebene Zeit kam er mit Kernmilch, Salomon Mansbach oder Bacharach, Salomon Levi aus Meersen, genannt Schlaumännchen, Salomon Schonat Petschierstecher, Anton Jennis aus Aachen, dem nämlichen, der einst den Meersenern bei der Polizei in Aachen, bei der er angestellt war, so gute Dienste geleistet hatte, ferner mit Clemens von Cöln und dem Moses Abraham aus Amsterdam und Andern. Sie hatten die Reise in mehren Chaisen zurückgelegt und kehrten bei Belz und Baums ein. Das Unternehmen selbst mißglückte, die ganze Bande beinahe gerieth in Gefangenschaft, und war das namentlich der Fall mit Damian Hessel. Auf Altenkirchener Gebiet betroffen, wurde er nach Wesel zur Festung gebracht. Dort hat er sich angegeben als Johann Schlosser, aus Paderborn gebürtig, alt 27 Jahre, und von dannen ist er im Januar 1800 entsprungen.

Hessels wird nicht gedacht, bis gelegentlich des Mordbrandes auf dem Düdeling, bei welchem sich betheiligt zu haben, er jedoch, wie gesagt, stets läugnete. Gleich nach seiner Flucht aus Wesel bildete sich um ihn eine Gesellschaft von Gleichgesinnten, wie z. B. der schon mehrmals als Räuber genannte Jülcher Wilhelm, sein Bruder Peter, einige Juden, unter denen der wegen des Meersener Raubes später guillotinirte Michel Meyer war, und einige übel berüchtigte Landleute aus der Gegend von Aachen, auch gesellte sich der famose Jude Herz Hirsch und ein

Franzose aus Bordeaux, Matthias Rouget, zu ihm. „Wir können unmöglich hier, wo wir zum erstenmale dieses Ronget gedenken, unterlassen, den Leser auf dessen Person aufmerksam zu machen. Bei ihm traf ein, was man in so mancher Kriegsgeschichte erlebt hat, daß sein Ruhm, ob er gleich einer der jüngsten auf dem Raubtheater zu erscheinen, ob er gleich Anfangs nur eine subordinirte Rolle spielte, doch nachher den Ruhm aller seiner älteren Kameraden überstieg. Eben dieser Rouget ist es, der sich in Schwaben noch bis auf diese Stunde an der Spitze einer großen Bande aufhält und unter dem Namen der Major der Schrecken friedlicher Landbewohner geworden ist. Bei Errichtung der légion des Francs du Nord ließ er sich einst anwerben und erhielt den Grad eines Sergeantmajors. Aber die französische Uniform war das Mittel nicht, ihn zu edleren Gesinnungen einzuweihen." Eben so wenig vermochte das ein Anstrich von Bildung, der ihm aus seinen Jugendjahren geblieben. Von Hessel in einem Gefängniß des innern Frankreichs betroffen, war Rouget mit der Beendigung einer Tragödie beschäftigt, worin die Geschichte seines Lebens vorgetragen, und bekannte er die unwandelbare Absicht, erst nach Beendigung des Gedichtes auszubrechen. „Selbst noch während er die Uniform trug, mischte er sich unter Diebsgesindel und heckte Räuberplane aus. So schwarz seine Seele ist, so wenig leuchtet es aus ihm hervor. Sein Aeußerliches ist sehr vortheilhaft, er ist ein Mann von 5 Fuß 3—4 Zoll, hat feurige schwarze Augen, eine gebogene Adlernase, rundes Kinn, ein längliches Gesicht, interessante Züge, schwarze Haare, große Augenbraunen. Obgleich er noch sehr jung, 28 Jahre etwa alt ist, hat er doch schon wegen früherer Verbrechen Galeerenstrafe erhalten, sich aber ihr zu entziehen gewußt. Wie willkommen mußte ein solcher Sündenbruder dem eben so jungen und eben so verdorbenen Damian Hessel sein! Beide entwarfen jeden Tag neue Diebstähle und führten sie mit Hülfe ihrer Gesellen, diese von Hessel einst sein Lumpengesindel genannt, aus. Nicht bloße Muthmaßung, nicht flacher, ungegründeter Argwohn ist es, daß eben diese beiden einen größern Antheil an dem entsetzlichen Vorfall auf dem Düdeling gehabt haben;

obgleich die Procedur ihren Namen nicht nennt, so existirt doch eine andere Quelle, woraus man mit der größten Wahrscheinlichkeit, ich darf sagen mit Gewißheit, schließen kann, daß sie mit andern, eben so wenig benannten, aber in dem geheimen schwarzen Buche der Polizei aufgezeichneten Bösewichtern das abscheulichste aller Verbrechen begangen haben. Hier folgt die Geschichte desselben, so viel ich sie aus dem ungeheuern Actenconvolut und den anfänglich so ordnungslos geführten Verhören eruiren konnte. Man lese sie und schaudere.

„In der Nacht vom 30. Floreal auf den 1. Prairial VIII, 20—21. Mai 1800, zwischen 12 und 1 Uhr erwachte der Bewohner von dem Düdeling, Johann Nießen, und gewahrte eine große Helle vor dem Fenster seiner Schlafstube. Er rüttelte seine Frau auf, schrie ihr zu: es brennt, es brennt! sprang aus dem Bette an's Fenster und riß es auf. Was er hier erblickte, war nicht minder schrecklich. Mehr denn 30 Kerle, die angezündete Lichter in den Händen hielten und gräßliche Flüche auf Französisch ausstießen, standen außerhalb des Hofes und waren eben im Begriffe, mit einem großen Balken die äußere Wand einzurennen. Bei diesem Anblicke sprang Nießen zu dem bei ihm wohnenden Notar Bücken und rief ihm zu: Wir sind verloren, wir sind verloren! das Haus ist rundum von Spitzbuben besetzt! Ihm war sein Weib auf dem Fuße gefolgt. Um sich zu retten, riß sie, so wie sie dort angekommen war, eine hölzerne Stange vom Fenster und wollte sich durch dasselbe flüchten, wie denn Angst und Schrecken die Menschen ohne Zweck und Vorsicht zu Handlungen treiben; aber sogleich fiel ein Schuß auf sie. Der Notar faßte sie, zog sie zurück, und in diesem Augenblick fiel ein zweiter Schuß. Ohne die Hülfe des Notars würde sie ein Opfer des Todes gewesen sein. Jetzt flüchtete sie mit dem 60jährigen Gatten wieder in die Schlafstube. Darüber waren die Räuber in das Haus gebrochen. Ein Fuhrmann aus Scheuren, Heinrich Hentz, war unglücklicherweise in eben dieser Nacht auf dem Düdeling, der einsam mitten im Gebüsche liegt, eingekehrt. Er lag in der untern Stube und war so der erste, den die Räuber überfielen. Schon an ihm übten sie unmenschliche

Grausamkeiten aus und gaben einen Vorgeschmack von der Behandlung, welche die unglücklichen Hausbewohner zu erwarten hatten, sie knebelten ihn fürchterlich, zerschlugen ihm den Kopf mit einem Stuhle, warfen ihm eine Bouteille ins Gesicht, daß ihm das Blut die Brust herablief, kurz sie richteten ihn auf eine scheußliche Art zu. Hierauf nahmen sie ihm sein Geld ab und ließen ihn geknebelt liegen. In diesem Zustande mußte er das Jammergeschrei, das Hülferufen, das Wehklagen der übrigen Hausbewohner anhören und das Auflodern der Flamme schauen.

„Oben standen zitternd und in banger Erwartung der Dinge Nießen und seine Frau. Durch eine Oeffnung, die in die Küche geht, konnten sie die Räuber sehen, Nießen wollte seine Flinte ergreifen und hinabschießen, aber seine Frau hielt ihn davon ab. Reißend wie ein Strom vertheilte sich die aus 43 Mann bestehende Bande in alle Gemächer des Hauses. Wir eilen nun, das Schicksal jedes Einzelnen zu beschreiben. Besonders glücklich war die alte Frau Nießen, es gelang ihr, durch das Fenster ihres Schlafzimmers zu klettern, den Boden zu gewinnen und dort bis nach Ausbruch des Brandes verborgen zu bleiben. Auch Matthias Esser, der Tochtermann des Nießen, war mit seiner Gattin der Unglücklichste nicht. Beide wurden zwar in ihrem Schlafzimmer von den Räubern überfallen, ihres Geldes, ihrer Ringe beraubt, geknebelt und geschlagen, doch war ihr Loos milder als dasjenige Anderer. Auch entkamen sie den Flammen, denn das Dienstmädchen kam zeitig genug, sie von den Stricken zu befreien und der drohenden schrecklichen Gefahr zu entziehen. Das Mädchen hatte sich, sobald es nur den Lärm vernommen, gleich Anfangs mittels einer Leiter aus dem Fenster geflüchtet, als man auf dasselbe geschossen, sich fallen lassen und in ein Loch unten am Hause verkrochen. So gelang es ihm, nachher die Retterin einer ganzen Familie zu werden, die ohne seine Hülfe jämmerlich in den Flammen zu Grunde gegangen wäre.

„Der Notar Bücken wurde gleichzeitig mit Esser von den Räubern überfallen und geknebelt. „„Er hat mir einen schlechten Streich gespielt,““ rief einer derselben, „„nur immer über ihn her!““ An dessen Stimme erkannte der Notar sogleich einen

gewissen Züll, der einst die Vidimation eines falschen Acts von ihm verlangt hatte und, da er's ihm verweigerte, in Strafe bei dem Enregistrement verfallen war. Statur, Gang, Gesicht, alles verrieth diesen Züll. Eben wollte der Notar sich gegen ihn wenden und sich rechtfertigen, als ein vehementer Schlag auf ihn gerichtet wurde, der im Dahinfliegen ein Geschirr zerschmetterte, so daß die Scherben ihn bis aufs Blut verwundeten. Auch einen gewissen Brand und Heinrich Bömer von Haren wollte der Notar erkannt haben. Hierauf verließen ihn die Räuber, doch kamen bald einige wieder zurück, die ihn menschlicher behandelten und ihm sogar von dem ihm bereits geraubten Gelde einige Kronen zurückbrachten. In diesem Momente brach das Feuer aus. Die Räuber, die bisher bei ihm in der Stube gewesen waren, eilten fort und ließen ihn mit gebundenen Händen und Füßen liegen. Die entsetzliche Lage des Notars vermag keine Feder zu schildern: seine Hände waren auf dem Rücken befestigt, seine Füße mit Stricken gebunden; er konnte nicht vom Platze, und allbereits wirbelte die Flamme schon in den benachbarten Stuben, auch die Treppe, wie er am Knistern hörte, begann zu brennen. Mit unsäglicher Mühe wälzte sich der Unglückliche auf der Erde bis zur Thüre. Aber wie sollte er sie öffnen? Dreimal versuchte er es mit seinen auf den Rücken gebundenen Händen, aber immer vergebens. Endlich — endlich glückte es ihm. Er wälzte sich an den lodernden Flammen vorüber bis zur brennenden Treppe und ließ sich herabrollen. Zum Glücke war das Dienstmädchen unten, das ihm seine Stricke entzweischnitt. Er entkam halbnackt der schrecklichsten Gefahr. Was ihm nicht geraubt worden, verzehrte das Feuer.

„Der alte Rießen hatte sich, nachdem seine Frau durch das Fenster geflüchtet war, in seinem Schlafzimmer, so gut er konnte, verschanzt, dadurch aber mehr die Wuth der Räuber gereizt, als sich geholfen; denn ohne viele Mühe wußten diese sich den Eingang zu verschaffen, indem sie die Stubenthüre mit einem schweren Holz einrannten. Grausam, bübisch, entsetzlich war die Mißhandlung, die der alte Mann erdulden mußte, ohne Nothwendigkeit und Zweck, ein bloßer bösartiger Ausbruch wilder herz-

loser Barbaren. Der erste von den Räubern, der in seine Stube trat, schlug ihm mit einer großen Sattelpistole, ohne ein Wort gesprochen zu haben, über die linke Seite des Kopfes, daß er zur Erde stürzte, mit nicht geringerer Büberei stießen die Nachdringenden den darniedergesunkenen sechzigjährigen Mann mit Flintenkolben. Alle heulten: Geld! Geld! Da er schwur, keines zu haben, und sich darauf berief, daß es jedermann bekannt sei, zerschlugen sie ihm den Ellenbogen, daß das Fleisch bis auf die Knochen abschellte, den Rückgrat, daß er tief mit Blut unterlief, die Knie und das Schienbein, daß sie im Blut schwammen. Nun erst ging es ans Plündern, ans Zerschlagen der Kisten. Mehrmal hielten die Wüthenden dem unglücklichen Nießen bloße Degen auf die Brust und Pistolen gegen die Stirne. Er würde vielleicht sein Leben haben lassen müssen, wenn nicht einer der Räuber, milder denkend, — ein Deutscher, wie Nießen erklärte, — sich seiner angenommen und ihn den Händen der Mörder entzogen hätte. Eine Stunde wohl mochte das Plündern, das Ab- und Zulaufen der Räuber, das Wüthen, das Mißhandeln gewährt haben, als endlich ein Kerl mit einer angezündeten Strohfackel unter Nießens Bett leuchtete, es in Brand steckte und auf der Stelle mit den Uebrigen entsprang. Nießen raffte — auch er war an Händen und Füßen gebunden — seine letzten Kräfte zusammen, wälzte sich zur offengelassenen Thüre, mitten durch das Feuer, ließ sich die Treppe hinabrollen und war so glücklich, seine Banden losstreifen zu können.

„Jetzt an den schrecklichsten Punkt in der Geschichte. Warum, so fragt man, warum mögen die Räuber wohl das Haus in Brand gesteckt haben? Nur zu gewiß, um ein weit abscheulicheres Verbrechen, einen zwiefachen Mord damit bedecken zu können. Johann Nießen hatte noch einen Sohn Andreas und eine Enkelin, Christina Schwitzers, ein Mädchen von 5 Jahren, bei sich auf dem Düdeling wohnen. Diese armen Schlachtopfer schliefen in einer und derselben Stube. Die Räuber, sowie sie von dem einen zum andern stürmten und sie knebelten und plünderten, kamen auch zu Andreas Nießen. Ganz wahrscheinlich ist es, daß der Unglückliche einen der Diebe mußte erkannt und

dieses unzeitig an den Tag gelegt haben: denn einer von den auf dem Düdeling Anwesenden hörte ihn schreien: „„Drickes (so viel als Heinrich), thust du mir das?"" ein anderer: „„Jesus Maria!"" und hierauf ward es still, ganz still; aus seinem schrecklichen Schreien, aus dem später aufgefundenen blutigen Bajonett und allem Andern läßt sich schließen, daß er niedergestochen worden. Nur wenige Momente hernach wurde das Feuer angelegt. Wäre Andreas bei dem Ausbruche desselben noch am Leben gewesen, so hätte er sich wie alle Uebrigen aus den Flammen retten können, und man würde ihn gewiß um Hülfe haben schreien hören. Er regte sich aber nicht und gab kein Zeichen mehr von sich, weil er bereits entseelt zu Boden lag, und mit ihm das arme unschuldige fünfjährige Kind. Am folgenden Morgen fand man noch einige schauderhafte Reste von dem Körper des verbrannten Andreas, von dem Kinde nichts mehr als einige Knochen.

„Eben so merkwürdig der Mordbrand auf dem Düdeling war, eben so merkwürdig wurde die dadurch veranlaßte Criminalprocedur. Wir wollen sie bis ans Ende verfolgen, bis nämlich unter den mehr als zwölf verhafteten Mitschuldigen einzig zwei dem rächenden Schwerte der Justiz anheimfielen. Bei den ersten Verhören wollte weder der Notar noch die übrig gebliebenen Mitglieder der Familie Nießen sich bestimmt über die Thäter des abscheulichen Verbrechens ausdrücken; eine ganz natürliche Furcht vor den Menschen, die ein solches zu verüben fähig waren, schloß ihnen den Mund. Der erste, welcher der Justiz in die Hände fiel, war ein gewisser Meller aus Kommeren, der in dem Düdelinger Busch mit Schießgewehr versehen angetroffen wurde, sich in Widersprüche über seinen vorherigen Aufenthalt verwickelte und festgehalten ward. Lange blieb es still, bis endlich der Friedensrichter einen anonymen Brief erhielt. „„Wenn Ihnen daran gelegen ist, den Bürgern Sicherheit zu verschaffen, und Sie eine Räuberbande, die dem ganzen Departement Gefahr droht, vertilgen wollen,"" hieß es darin, „„so geben Sie gegenwärtiger Anzeige gehörige Folge. Sie erscheint zwar ohne Unterschrift vor Ihnen, sie würde aber gewiß nicht so erscheinen,

wenn man nicht die immer so barmherzigen Geschwornen fürchtete, welche die Verbrecher loslassen und den Angeber ihrer Rache blosstellen."" Nun wurden fünf Personen, Peter Züll, Johann Brand, beide von Hergaden, des Pfeiffermanns Sohn von Glehn, der Jude David Isaak von Nideggen und der Jude Möthgen von Sinzenich als Theilnehmer an dem Düdelinger Mordbrande angegeben und versichert, daß sowohl Nießen als der Notar, wenn man in sie dringen würde, dieselben als Mitbetheiligte erkennen würden. Sogleich wurden gegen diese fünf und einen gewissen äußerst verdächtigen Heinrich Böhmers, ein Spielmann aus Hoven, Vorführungsbefehle erlassen, und nun beichtete die Familie Nießen. Beide, sowohl den Züll als Brand hatte Nießen an Stimme und Statur erkannt, nicht minder den Musikus, auch führte dessen Vornamen den Angstruf des Andreas in das Gedächtniß: Drickes, thust du mir das? Ebenso bestimmte Nießen sich über die Juden von Nideggen. Einer von ihnen war überdies mit einem Pack am Morgen nach dem Raube über das Land fliehend gesehen worden. Auch einen Thomas Offermanns und Adam Roedgen traf der Verdacht, Theilnehmer der Unthat gewesen zu sein. Was der anonyme Briefsteller vorausgesehen hatte, traf ein, die Geschwornen in Aachen setzten die Juden Jeremias David und David Isaak, den Musikus Drickes, Gottlieb und den Pfeiffermanns Sohn, die sich trotz allen herbeigeschafften Certificaten nicht rein brennen konnten, in Freiheit; nur Züll, Brand, Offermanns, Roedgen und der gleich anfangs verhaftete Meller wurden vor das Criminalgericht nach Cöln gebracht.

„Die Gesetzgeber Frankreichs während der Revolution, so wie sie bei Einführung des Geschwornengerichts die englische Jury nachahmten, glaubten ebenfalls die daselbst unter der Strafe der Nichtigkeit vorgeschriebenen Formalitäten annehmen zu müssen. In England gab es deren nur wenige, in Frankreich nahm man aber zwei- bis dreihundert an, nur traf man darin die Aenderung, daß man nicht die Nichtigkeit der ganzen Procedur, sondern nur jenes Theiles derselben, der nach der vernachlässigten Formalität folgte, statuirte. In England kam der Fall vor, wie wir in Blakstone finden können, daß

große Verbrecher wegen eines fehlgeschriebenen Namens völlig in Freiheit kamen, in Frankreich, daß Proceduren Jahre lang währten und dem Trésor public oft 10—20,000 Livres kosteten, ohne davon zu reden, daß wegen der Versendung der Verbrecher in andere Departements, worin sie wenig oder gar nicht bekannt waren, so mancher Schuldige durchwischte. In der wegen des Verbrechens auf dem Düdeling geführten Procedur fand sich, daß der Chef der Geschwornen im Anklageact das Datum beizusetzen vergessen hatte. Daß der Director der Geschwornen und der Commissair das Datum in demselben Actenstücke angemerkt hatten, half nichts, die Procedur wurde cassirt und, statt in Aachen, in Cöln vorgenommen. Nachdem die Geschwornen dieses Bezirks noch einmal sich erklärt hatten, kamen die Inquisiten vor das Criminalgericht des Roerdepartements. Hier, wo bekanntlich Alles öffentlich und unter dem unglaublichsten Zusammenlaufe von Menschen verhandelt wird, wollten die Zeugen, besonders der Notar, sich nicht kathegorisch über die Thäter erklären, sie schienen ängstlich und verlegen zu sein.

„Den Urtheilsgeschwornen wurden 407 Fragen vorgelegt, über die sie mit Ja oder Nein antworten mußten. Man kann sich leicht denken, in welche Verlegenheit oft Bauern, Holzhacker, Schneider, Schuster und dergleichen Leute mit ihren Antworten gerathen müssen, wie es ihnen möglich ist, nach einer mehrere Tage ununterbrochen fortlaufenden Sitzung, Alles, was vorgekommen ist, noch so im Gedächtnisse zu haben, daß sie auf eine solche Anzahl Fragen antworten können. Wie oft habe ich nicht den Fall gehabt, daß bei der Fragestellung, die an jeden Einzelnen geschieht, mir ein Ja für ein Nein und umgekehrt geantwortet wurde, wie oft sah ich nicht, daß Geschworne sich Zettelchen in den Hut legten, um aus den gemachten Strichen zu wissen, ob hier ein Ja oder Nein folgen müsse, wie oft brummte mir nicht ein Geschworner, dem ich seine Widersprüche in den Antworten heben wollte, unwillig entgegen: „„Was weiß ichs! warum habt ihr mich von meinem Webstuhle, von meiner Hobelbank, meinem Krautacker gerufen? ich verstehe den Henker von dem ganzen Kram!““ — und doch hing von dem einzigen Ja

dieses Schreiners, dieses Webers, dieses Bauern, vielleicht das Leben eines Menschen ab! Wenn es gut ging, und das war mitunter der Fall, bemeisterte sich ein heller Kopf — Advokaten und alte Justizbeamten wurden nicht immer hierunter begriffen — während der Deliberation des Ganzen und schrieb nun den Uebrigen vor, auf welche Frage ein Ja oder Nein gesagt werden mußte.

„In der Criminalsitzung gegen die Mordbrenner vom Dübeling wurden, vermöge des Ausspruchs der Urtheilsgeschwornen auf 407 Fragen, alle Betheiligte in Freiheit gesetzt, nur Brand und Züll ausgenommen, die zum Tode verdammt wurden. Noch hatten diese ein Mittel, dem schrecklichen Spruche zu entgehen, das Gesuch um Cassation wegen einer der hundert Nullitäten. Jeder der Geschwornen muß — sous peine de nullité — zum wenigsten 30 Jahre alt sein. Daß sie dieses sind, dafür muß einestheils die von dem Departement eingeschickte Liste bürgen, anderntheils pflegt man auch durch Namensaufruf jeden einzelnen Geschwornen noch einmal zur Vorsicht darum zu fragen. Auch bei der Criminalsitzung wegen des Düdelinger Mordbrandes befolgte man diese Vorsicht. Jeder Geschworne erklärte 30 Jahre alt zu sein. Einer war darunter, der zwar auch eine bejahende Erklärung von sich gab, in der That aber das gesetzliche Alter nicht hatte. Auf welche Weise dieses dem Vertheidiger der Verurtheilten zu Ohren kam, weiß ich nicht, genug, sie machten den Umstand geltend und suchten Cassation nach. Das Revisionsgericht in Trier vernichtete die Criminalprocedur und verwies die Sache nach Coblenz in das Departement von Rhein und Mosel. Aeußerst merkwürdig war die Erklärung, welche die Zeugen vor dem Criminalgericht zu Coblenz in der öffentlichen Sitzung ablegten. Als sie dort sowohl Züll als Brand fest und bestimmt als Mitbetheiligte bei dem Raube erkannten und angaben, setzten sie hinzu: „„Darum haben wir zu Cöln in der öffentlichen Sitzung uns nicht deutlich über die Mordbrenner erklären wollen, weil wir mitten unter den Zuschauern Mitglieder der Rotte erblickt und darum für unser Leben gezittert haben.““ Inwieweit dieser Fall, welcher nicht der einzige seiner Art ist,

das Nachtheilige öffentlicher Criminalverhandlungen erweist, und zwar in dem Grade erweist, daß er all das Gute von ihnen schwinden macht, gehört nicht hieher. Die Geschichte sammelt Materialien, andere Wissenschaften benutzen sie.

„Züll und Brand wurden von dem peinlichen Gerichte des Rhein- und Moseldepartements gleichfalls zum Tode verurtheilt. Dem Gesetze gemäß konnten sie nochmals Cassation nachsuchen; auch war der Fall, daß zum Tode Verdammte sich dieses Mittels, ihr Leben völlig oder doch auf einige Zeit zu fristen, nicht bedient hätten, unerhört; denn was ergreift der Mensch nicht, wenn es gilt, die letzten fliehenden Momente hinzuhalten! Mit wunderbarer Uebereinstimmung und Trotz wollten Züll und Brand, denen das Mittel der Cassation bekannt gemacht worden, nichts weiter mehr mit der Welt zu thun haben, sie ließen ganz unbekümmert die Fatalien, binnen welchen Cassation nachgesucht werden mußte, verstreichen und gingen so dem Tode entgegen. Eines Morgens, kurz vor ihrer Hinrichtung — so wenig Eindruck machte ihr schreckliches Schicksal auf ihre rohen wilden Gemüther — fand man sie in so festem ruhigen Schlafe, daß sie weder von den Tritten der sie Besuchenden, noch vom Knarren und Rasseln der Schlösser aufgeweckt werden konnten. Bis auf den letzten Augenblick wollten sie weder die Helfershelfer am Dübelinger Mordbrande angeben, noch ihre eigene Theilnahme gestehen. Was die Mitschuldigen betrifft, so wurden sie erst späterhin von dem Präsidenten des Criminalgerichts im Rhein- und Moseldepartement, Lebens, und von Keil zu gleicher Zeit entdeckt. Züll und Brand waren nach den erhaltenen Berichten zwar bei dem Raube zugegen, gehörten aber nur zu den Jungens, die für diesen einzelnen Fall aufgeboten wurden. Außer mehreren von denen, welche die Geschwornen in Freiheit gesetzt haben, gehörten zu den Räubern auf dem Düdeling Damian Hessel, Matthias Rouget der Major, Zülcher Wilhelm und sein Bruder, Niclas Chagré, Johann Schiefer aus Cöln (nachher guillotinirt), Wilhelm Schiefer aus Cöln, der Jude Michel Meyer (nachher guillotinirt), Burmanns und Schwarz aus Burtscheid, Elisabeth Wirz, Herz Hirsch, der die

aus 43 Mann bestandene Bande zu Pferde commandirt hat, und einige Andere, deren Namen wir verschweigen."

Späterhin überlieferte sich einer der Genossen des Mordbrandes auf dem Düdeling in seltsamer Weise dem Henkerbeil. „Um die Mitternacht, zwischen dem 16. und 17. Juni 1801 wurde mit einem 12 Fuß langen Holz die Hausthüre des Ackerbauers Hannes in Viersen, der auch einen kleinen Laden hatte, eingestoßen. Ein Haufen von Räubern, sieben an der Zahl, drang in die Wohnung, zündete Lichter an, sprach dabei französisch und sprengte die innere Kammerthüre ein. Der alte 62jährige Hannes entwich. Die Räuber kamen vor das Bett der betagten Hausfrau, hielten ihr die Pistole auf die Brust und zwangen sie, ihr Geld anzuzeigen. Hierauf stahlen sie, was sie sowohl an Münze als an Waaren vorfinden konnten. Die Eheleute Hannes hatten zwei Söhne, Matthias und Peter, Männer von starkem riesenmäßigen Ansehen und eben so muthig und entschlossen, als sie kraftvoll waren. Diese hörten nicht sobald oben in ihrer Schlafkammer, was unten vorging, als sie ihren Eltern zu Hülfe eilten. Matthias trat durch die Küchenthüre in die Schlafstube seines Vaters, wo drei Räuber an einem Kasten standen und mit Einpacken beschäftigt waren. Ohne sich an ihre Ueberlegenheit in Zahl und Waffen zu kehren, begann er mit einem eichenen Prügel, den er mitgenommen, jämmerlich auf sie einzuschlagen und mit dem ersten Schlag das Licht auszulöschen. Die Räuber flüchteten aus der Stube in das Vorhaus. Matthias folgte ihnen nach und schlug einen zu Boden. In diesem Momente fielen mehrere Schüsse, und das Licht im Vorhaus erlosch. Matthias, der sich in Gefahr befand, in der Dunkelheit erschossen zu werden, sprang aus dem Hause und schrie um Hülfe. Peter Hannes war in dem Augenblicke, als Matthias mit dem Prügel in die Schlafstube seiner Eltern gedrungen war, mit einer scharf geladenen Flinte im Vorhaus erschienen. Sowie er eingetreten war, hatte er einen Räuber (Anton Häuser von Uerdingen) mit einem Licht aus dem Laden kommen sehen, seine Flinte auf ihn angelegt, abgedrückt, und — das Licht war verloschen. Auf zwei andere Räuber, die jenem mit dem Lichte nachfolgten und

ebenfalls aus dem Laden kamen, schlug er jetzt so heftig mit seiner umgekehrten Flinte, daß diese zersprang. Mehrere Schüsse wurden nach ihm gerichtet, keiner jedoch traf ihn. Nun kamen endlich die Nachbarn mit Licht hinzu. Vor dem Hause lag ein Räuber auf dem Boden und schwamm in seinem Blute. Wenige Worte nur noch waren aus ihm zu bringen, daß er nämlich Anton Häuser sich nenne und aus Uerdingen sei. Er röchelte und verschied. Der Schuß des Peter Hannes war ihm durch die Brust gegangen. Eine andere Erscheinung erwartete die mit dem Licht Ankommenden im Hause selbst. Zwischen den eisernen Stäben eines im Vorhause befindlichen Fensters hing ein Jude mit den Füßen auf die Straße, mit dem obern Körper nach innen. Er hatte einen heftigen Schlag auf den Kopf bekommen, wollte sich in der Angst durch das Fenster flüchten und war zwischen den Stangen stecken geblieben. Sein Namen war Michel Meyer, er gehörte zu der Crefelder Bande und war, wie oben erzählt, bei dem Mordbrande auf dem Düdeling und bei andern bedeutenden Diebstählen zugegen gewesen. Es war unmöglich, den Juden aus seiner Klemme zu befreien; man ließ den Maire rufen. Mehrere Stunden hing er so, von Alt und Jung verhöhnt und, wie er sich nachher beklagte, von den Straßenjungen mit Koth geworfen und mit Nadeln gestochen. Der Todte wurde inzwischen bei Seite geschafft. Der Muth, die Entschlossenheit und Tapferkeit der beiden Brüder Hannes wurde bekannt, und der Präfect des Departements erließ ein Belobungsschreiben an sie, das nachher in die öffentlichen Blätter eingerückt wurde. Michel Meyer, vor Gericht gestellt, gab vor, von den Räubern unterwegs mit Gewalt fortgeschleppt und zur Theilnahme an dem Diebstahle gezwungen worden zu sein. Auch vor den Urtheilsgeschwornen führte er dieselbe Sprache, und würde er bei allen gegen ihn sprechenden Umständen vielleicht doch frei gekommen sein, wenn nicht Männer von Gerechtigkeitsliebe, wie Krapolt und Cremer aus Cöln, sich unter den Geschwornen befunden hätten. Er wurde für schuldig erklärt und von dem peinlichen Tribunal zum Tode verurtheilt. Die nachgesuchte Cassation wurde verweigert. Ein Rabbiner bereitete ihn zum Tode vor und sprach ihm mit vieler Beredt-

samkeit in seinen letzten Stunden zu, seine Mitschuldigen anzugeben, was er endlich auch that, indem er Helmes von der Schiffbahn, Cremerius und den oberländischen Hannes nannte.

„Den 1. Oct. 1801 Nachmittags geschah die Hinrichtung, die erste, die zu Cöln an einem Juden vollzogen worden ist. Seidem das Todesurtheil gegen ihn ausgesprochen war, hatte der Capuziner, Pater Asterius, unter dem Namen des Ursuler Predigers bekannt, verschiedene Versuche gemacht, ihn zur Annahme der katholischen Religion zu bewegen; Meyer blieb aber bei dem unerschütterlichen Entschlusse, in dem Glauben seiner Väter zu sterben. Mit sehr vieler Fassung hatte er die Verkündigung der bestätigten Sentenz angehört, und mit außerordentlicher Standhaftigkeit erduldete er ihre Vollziehung; bis zu dem Augenblicke, wo das Messer herabfiel, sang er die heiligen Lieder seiner Religion. Ein Rabbiner und ein Schulmeister begleiteten ihn bis auf das Gerüst; eine Anzahl von seinen Glaubensgenossen folgte ihm nach. Der Rabbiner, ein Mann von hohem Alter, hatte die Erlaubniß erlangt, eine Anrede an das Volk zu halten; er hatte sich vorgenommen, diesem besonders die Lesung des 4. und 5. Capitels des Buches Job anzuempfehlen; allein von dem schauervollen Eindruck der Hinrichtung übermannt, mußte der ohnehin schwächliche Greis auf sein Vorhaben verzichten und sich von den Umstehenden unterstützen lassen. Die im Kreise versammelten Glaubensgenossen des Hingerichteten deutete das alttestamentarische Zerreißen der Kleider an; sie wuschen ihre Hände, seinen Körper, den sie reclamirt hatten, brachten sie nach Brühl. Die Polizei hatte sich zum besondern Augenmerk genommen, allen Unordnungen, die durch das Ungewohnte des Ereignisses bei dem nicht vorurtheilsfreien Theile des Publikums hätten entstehen können, kräftig vorzubeugen; der Maire selbst hatte deshalb sich zu Pferde eingefunden. Nur hie und da wurden nach der Hinrichtung einige Spottrufe gehört; aber sie kamen nur aus dem Munde des niedrigsten Pöbels und der verworfensten Gassenbuben, die Masse der Cölner betrug sich mit dem Anstande und der feierlichen Sammlung, die dem Menschen bei dem Tode des Mitmenschen natürlich ist.“

Hessel saß noch im Arrest, und es erschien am 29. Oct. 1800 ein junges schönes Mädchen vor dem Municipalen Weyer und begehrte die Erlaubniß, den verhafteten Damian Hessel zu sprechen. „Man gab ihr die Erlaubniß, schickte jedoch zugleich einen Polizeisergeanten mit; denn alles, was den verschmitzten Hessel betraf, mußte mit einer besondern Vorsicht behandelt werden. Das Mädchen tritt in Begleitung des Sergeanten in das Gefängniß. Weit entfernt, hier sich zu verrathen, irgend ein Complott durchschimmern zu lassen, spricht sie vielmehr von dem Schimpfe, den der lüderliche Damian schon wieder seiner respectablen Familie zuzöge, von der Ursache seiner Verhaftung, und predigt mit demselben Ernste wie mancher Sittenprediger reine Moral, so daß der anwesende Polizeisergeant mit in einander gefalteten Händen dasteht und ihr zuhorcht. Ueber diesem aber läßt sie ein Briefchen heimlich auf die Erde fallen. Der Sergeant merkt Unrath, rafft das Briefchen auf, trägt es auf das Polizeibureau und zwingt die schöne Moralistin mit dem Sirenengesichtchen, mit ihm dorthin zu gehen. Der Municipalverwalter Weyer öffnet den Brief und liest, wie ein gewisser Augustin dem Damian Rathschläge ertheilt, wie er sich vor Gericht zu benehmen, was er zu läugnen habe. Weyer hält die Sirene fest und dringt in sie, zu erklären, wer und wo der Briefsteller, der sich Augustin nenne, sei. Sie spielt die Unschuldige, läugnet von dem Briefe zu wissen, sucht Ausflüchte, verwickelt sich in Widersprüche und will, obgleich man ihr droht, nichts bekennen. Keil und Weyer wenden alle Mühe an, sie zum Geständnisse zu bringen. Sie schmeicheln ihrer weiblichen Eitelkeit, sie wundern sich, daß ein so schönes Mädchen, welches mit seiner Figur allenthalben ein großes Glück machen könne, sich unter Banditen mische, ihre Helfershelferin abgebe, sich in dunkle schmutzige Schlupfwinkel verkrieche. Alles ist vergebens; die süßesten Worte schallen eindruckslos an ihr vorüber. Man schreitet nun zum Entgegengesetzten, man sperrt sie in das dunkelste, abscheulichste Verließ und droht ihr, der Unkundigen, mit ewigem Gefängniß. Auch das fruchtet nicht. An dem Vornamen Augustin erkennt unterdessen

Keil den Overtüsch. Er nimmt die Miene des Unterrichteten an, bringt aufs Neue in das Mädchen, spricht von Ketten und Todesurtheil; endlich, endlich bricht sein weibliches zaghaftes Herz und es beichtet, daß jener Augustin wirklich der berüchtigte Overtüsch sei und, was der Polizei mehr als Alles ist, daß er sich in Deuz bei dem bekannten Diebshehler Spielmanns-Mathies aufhalte." Diese Entdeckung führte zur Habhaftwerdung des berüchtigten Overtüsch und schließlich zu dessen Hinrichtung zu Lüttich im Herbst 1801.

Den Diebstahl bei den Gebrüdern Heusch in Aachen vorzunehmen, brachen die Räuber durch die Gartenthüre, von da kamen sie in das Comptoir. „Weil aber die Diebstähle in Aachen seit einiger Zeit so häufig geworden waren, so hatten die Gebrüder Heusch die Vorsicht gebraucht, jeden Abend die vorräthigen Gelder wegbringen zu lassen. Daher kam es, daß die Räuber nichts an Geld und Geldeswerth fanden. Sie trugen einen im Comptoir stehenden Schreibtisch, der so schwer war, daß ihn kaum zwei Leute heben konnten, in den Garten, öffneten ihn, fanden nichts als Papiere, die sie umherstreuten, und nahmen endlich — darin bestand ihre ganze Beute — eine Brieftasche mit. In derselben lag ein Wechsel von 246 Rthlr. an Kaufmann Joh. Hessel in Frankfurt, die Herbstmesse zahlbar. Bald werden wir ihn aus den Händen eines Haupträubers kommen sehen und nicht länger in Zweifel stehen, wer wohl den Raub bei den Gebrüdern Heusch versucht haben mochte.

„Wer beim Durchwühlen ungeheurer Actenstöße immer und immer nur das grausenhafte widerliche Bild verworfener Mörder und Räuber findet, wie erfreulich muß es dem nicht sein, auch einmal auf lichte Stellen zu stoßen, auf Menschen, die, obgleich sie ringsum von Bösewichtern umgeben sind und durch vorgespiegelte Reichthümer zu Verbrechen gelockt werden, bei all ihrer Dürftigkeit, bei ihrem bisherigen verwilderten Kriegerleben, in einem Zeitalter, wo der Glaube an Tugend wie der an Schemen geschwunden ist, doch noch mit männlichem Muth im Geleise der Rechtschaffenheit bleiben. Ich bin in diesem Falle, bin entzückt, jetzt in mein schwarzes Breugelisches Höllengemälde

auch etwas Rosenlicht tragen zu können. Einige Tage nach dem Diebstahl bei Heusch, 15. Juli 1800, kam der jetzt so berüchtigte Räuber Matthias Rouget, der damals den Namen Stalder angenommen hatte, in Cöln zu einigen Soldaten, die mit ihm im Corps des Francs du Nord enrolirt waren, und lud sie ein, zu einem gewissen Mardaga, einem Wirthe auf dem Neumarkte, zu gehen, er habe ihnen etwas Wichtiges zu entdecken. Sobald sie in diesem Hause angekommen waren, sagte er ihnen, wenn sie mit ihm gemeinschaftliche Sache machen wollten, so sollten sie mit ihm und Andern am folgenden Abend an einen bestimmten Ort vor die Stadt gehen, ein Wagen, mit Geld beladen, sollte für Emigranten über den Rhein gebracht werden, diesen wollten sie aufheben. Einem jeden von ihnen könnten dafür wohl 30 Louisd'or zu Theil werden. Die drei Soldaten fanden sich bereit, sie hielten es für ein Verdienst, den Feinden ihres Vaterlandes Abbruch zu thun, und erschienen den folgenden Tag bei Mardaga. Der Major, Damian Hessel, Michel Nathan und Andere, die bereits dort versammelt waren, beschäftigten sich damit, Wachslichter von einer gewissen Art zuzubereiten und Patronen zu machen; wie man den drei Soldaten sagte, Alles wegen des vorgehabten Auffangens der Contrebande. Da der Wirth Mardaga dem Major und Hessel weder Branntwein noch Geräthschaften auf Credit geben wollte, so versetzte der letztere bei ihm ein Kleid und — einen Wechselbrief, der einige Tage vorher bei Heusch gestohlen worden war. Ob man wohl über die Thäter des Diebstahls bei Heusch in Ungewißheit sein wird? Gegen 3 Uhr Nachmittags sagte Rouget zu den Soldaten, sie möchten einstweilen mit einem von seinen Vertrauten — es war Michel Nathan genannt Holländer — zur Stadt hinausgehen, er würde ihnen folgen und sie unterwegs treffen. Die drei Soldaten, deren Herz nichts Böses ahnte, fanden sich dazu bereit. Der Vertraute führte sie zu dem Thore nach Jülich, also von dem Rheine abwärts in das flache Land hinaus. In Melaten ließ Michel Nathan die Soldaten Halt machen und ihre Päcke niederlegen, indem sie in einer Chaise zurückkommen würden. Auch hieß er sie harren, weil noch einige sich zu ihnen gesellen wür-

den. „„Der Anführer,““ sagte er, „„ist sechs Stunden von hier und wird bald kommen. Ich habe die ganze Nacht in der Frucht gelegen.““ Endlich kamen vier Unbekannte nach Melaten, von denen einer der erwartete Anführer, der Jude Herz Hirsch von Prag, der nämliche, der bei dem Mordbrand auf dem Düdeling commandirt hatte. Nun brach man auf. Einer von den Soldaten erkundigte sich nach dem Major und erhielt zur Antwort, er zöge mit noch sieben Andern auf der Landstraße hin. Er fragte weiter, warum man einen Weg einschlüge, der von dem Rheine entfernte, statt sich ihm zu nähern, und man erwiderte ihm, dieses geschähe, um die Zollbeamten zu täuschen; nach einem Marsche von einer Stunde würde man sich links schlagen.

„Um halb 9 Uhr kam der Zug in einem Orte an, der eine halbe Stunde rechts von Bergheim gelegen. Als derselbe passirt war, rief der Anführer: „„Es ist noch zu früh; wir müssen hier das Anbrechen der Nacht erwarten.““ Als es etwas später geworden, befahl er den Soldaten, ihre Flinten zu laden, und da sie kein Blei hatten, gab er ihnen kleine Steine. Er hieß sie auf jeden feuern, der sich nahen würde ohne das Losungswort zu geben. Endlich rückte er etwas näher mit dem Vorhaben heraus. Er erzählte, daß ein Pächter aus der Nachbarschaft ihm vieles Geld wegen Nationalgüter geben müßte, und es nicht wollte, daß man in seinen Hof einbrechen, ihn und seine Leute knebeln und sie so nöthigen würde, das Geld herauszugeben, daß der Wagen mit dem Gelde für die Emigranten, von welchem der Major gesprochen, erst in vier Tagen kommen würde. Er betheuerte den Soldaten, daß sie nur dazu gebraucht werden sollten, um Wache vor dem Hofe zu halten, und dafür auf das Beste belohnt werden würden. »»Marchez en avant!«« schrien die Soldaten, »»nous vous suivrons!«« Die Räuber zogen voran, die Soldaten folgten ihnen; im Dahinziehen schlossen letztere aber sich fester an einander, sprachen unter sich über die abscheuliche That, wozu man sie gebrauchen wollte, und entschlossen sich auf der Stelle nicht allein die Bande zu verlassen, sondern sie auch der Justiz in die Hände zu liefern. Ihre Namen verdienen genannt zu werden. Es waren Jean

Chiquain, 25 Jahre alt, Grenadier, gebürtig aus Champignac im Departement der Aube, Jean Baptist Mazelle, 32 Jahre alt, bei der Nordlegion, und Gilles Arnaut, 24 Jahre alt, von derselben Legion.

„Die braven Militairs entfernten sich unvermerkt von den Räubern und gingen geradeswegs nach Niederaussem, suchten den Agenten der Gemeinde auf, erzählten ihm, was vorgefallen war, und erboten sich, Alles beizutragen, um die Räuber einzufangen. Der Jude Herz Hirsch hatte den Soldaten zwar den Hof genannt, den man heimsuchen wolle, aber sie hatten den fremdklingenden Namen vergessen. Der Agent nannte ihnen eine Menge einzelner Höfe, endlich den Soushof bei Rommerskirchen. Augenblicklich erkannten die Soldaten den Namen wieder. Der Agent schickte unverzüglich seinen Sohn mit dem Grenadier Chiquain nach Bergheim, um die Gendarmerie zu Hülfe zu rufen. Der Brigadier van der Sand zog die zerstreut gelegenen Gendarmen an sich, vereinigte sich mit den Soldaten und Schützen und rückte gegen den Hof. Hier war Alles ruhig geblieben, und nur gegen Mitternacht hatten die Hofhunde mehrmals laut angeschlagen, auch waren in dem nahen Gebüsche mehrere Baßstimmen gehört worden. Es ist nur zu wahrscheinlich, daß der Major, Damian Hessel und Andere, die den geraden Weg auf der Landstraße eingeschlagen, sich bereits vor der Ankunft des Herz Hirsch vor dem Hofe versammelt hatten, daß sich aber die Bande, sobald sie den Abfall der Soldaten wahrgenommen, aus Furcht, verrathen zu sein, ohne weiters und zwar unverrichteter Sache zertheilt hatte. Die Soldaten blieben ihrem guten Vorhaben getreu, nicht genug, daß sie Alles gethan hatten, den Raub zu verhindern, sie suchten jetzt auch die Räuber anzugeben. Herz Hirsch, der Major, Damian Hessel, Michel Nathan und der Wirth Mardaga wurden arretirt.

„Ich eile über die gegen Damian Hessel und Consorten unternommene Criminalprocedur hinweg und melde nur kurz, daß die Instruction sowohl in Aachen und Crefeld als in Cöln vor sich ging, daß Damian Hessel und der Major während ihrer Verhaftung gar fleißig mit der berüchtigten Hurenwirthin in

Aachen, die sie ein- über das anderemal ihre Unterstützerin und Freundin hießen, correspondirten, daß sie endlich vor die Urtheilsgeschwornen gebracht wurden, ich melde, daß Keil mit seinem gewöhnlichen Eifer gegen die Räuber zu Felde zog, und vor den Geschwornen ein treues Gemälde vom Major und von Damian Hessel entwarf, der, wie er diesen begreiflich machte, bereits in Wesel auf lebenslang zur Festung condemnirt worden, daß aber allem dem ungeachtet die Urtheilsgeschwornen Hessel, den Major und alle Mitbetheiligte mit einem Hauche in Freiheit setzten. Der Major wurde den Gendarmen überliefert, um nach den Galeeren transportirt zu werden, wozu er früher verurtheilt worden war; er entwich aber unterwegs und kehrte zur Bande zurück. Damian Hessel würde wieder dem bürgerlichen Leben zurückgegeben worden sein, wenn nicht gegen ihn die schärfer ahndende preussische Justiz, wie erwähnt worden, eine condemnatorische Sentenz längst schon erlassen hätte. Sobald ihn also die sanftherzigen Geschwornen losgesprochen hatten, ließ Keil ihn von neuem arretiren, um ihn nach Wesel auszuliefern. Da man die Wichtigkeit Damian Hessels kannte, empfahl man ihn ganz besonders den zum Transporte desselben beorderten Gendarmen; auch thaten diese alles, den gefährlichen Räuber zu bewachen — und doch entkam er. — Wie, wird Manchem unglaublich scheinen. In Uerdingen, wodurch er gebracht wurde, führte man ihn in einen hohen fest verwahrten Thurm, um dort über Nacht zu bleiben. Man sperrte ihn nicht nur in die höchste Stube, die wohl 60 Fuß hoch von der Erde war, sondern suchte ihm auch sonst die Flucht unmöglich zu machen, indem man ihn nämlich an eine mitten im Verließe befindliche Säule befestigte und ihm Ketten an Hände und Füße legte. Vergebens war alle Vorsicht. Als man am folgenden Morgen kam, Damian abzuholen, war er verschwunden. Er hatte mit einer bewunderns-würdigen Geschicklichkeit die Schlösser von den Ketten zu öffnen gewußt, sich aus dem Bettstroh mit außerordentlicher Geschwindigkeit ein Seil gedreht und sich dann den 60 Fuß hohen Thurm herabgelassen."

Umständlicher erzählte nachmalen in Mainz Heffel selbst die Geschichte dieser Entweichung. „Nachdem mir ein früherer Fluchtversuch mißlungen, mußte ich wohl jeder Hoffnung, durchzugehen, verzichten. Ich wurde vor die Geschwornen gestellt, und habe ich niemals ungeschickt wie damals gelogen. Ich kam nicht aus dem Zittern, so lange Hr. Keil sprach; seine Ausdrücke waren gemäßigt, aber durchdringend, das über meinem Haupt schwebende Beil hing nur mehr an einem Haar. Die Geschwornen berathschlagten lange, für mich eine fortgesetzte Todesangst. Schon wähnt ich mich verloren, als die Geschwornen wieder eintraten, und mich, gegen die allgemeine Erwartung, freisprachen. Ihre Erklärung war für mich, was der Gnadenruf dem zum Blutgerüst aufgestiegenen armen Sünder. In der freudigsten Bewegung erhob ich mich vom Bänkelchen, mit dem Ruf: es lebe die Freiheit! Aber kurz war meine Freude, denn gleich dem Blitzstrahl, der bei heiterm Sonnenschein mich träfe, wirkte auf mich der Antrag des öffentlichen Anklägers, daß ich abermals zur Haft gebracht werde, um sodann an die preussische Behörde zu Wesel ausgeliefert zu werden. Nach Wesel! über dem Namen erstarrte zu Eis das Blut in meinen Adern. In jener Stadt war ich zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt worden, und drei verschiedene Fluchtversuche hatten mir, der erste 25, der zweite 50, der dritte 100 Stockprügel zugezogen. Das viertemal war es mir gelungen; wenn ich aber dahin zurückgebracht werden sollte, stand mir Deportation nach Sibirien in Aussicht, und war ich deshalb entschlossen, Himmel und Erde in Bewegung zu setzen, um während des Transports zu entkommen.

„Unterm sichern Geleit zu Uerdingen angekommen, wurde ich in einen alten Thurm von mehr als 60 Fuß Höhe eingesperrt. Ich machte sehr bald die Entdeckung, daß der Thurm von der einen Seite eingebrochen, und es daher nicht unmöglich sein würde, nach dieser Stelle hin einen Ausgang zu finden. Sobald ich allein, setzte ich mich ans Werk, um ein Strohseil von beiläufig 60 Fuß Länge zu flechten, und das versteckte ich in einem Behälter neben meinem Gefängniß. Ich war damit nur eben zu Stande gekommen, und der Kerkermeister brachte mir das Essen. Ich

überzeugte mich, daß ich mit einem ehrlichen mitleidigen Mann zu thun habe, und im Laufe der Unterredung wußt ich ihn zu überzeugen, daß einige Unregelmäßigkeiten in meinem Paß die alleinigen Ursachen meiner Verhaftung seien. Ich bat ihn um einen frischen Trunk Wasser, das zu holen begab er sich sogleich auf den Weg, und so wenig gefährlich schien ich ihm, daß er nicht einmal nöthig fand, die Thüre hinter sich zuzuziehen. Jeder erwartet wohl, daß ich ihm auf der Ferse folgte; ich hatte nur noch einige Schritte bis zur äußern Thüre, als ein Schließer, einen Eimer Wasser tragend, mir in den Weg kam. Er ließ den Eimer fallen, mich zu greifen, es kam ihm ein Gendarme zu Hülfe, und ich wurde in mein Loch zurückgebracht, mußte mir Handschellen anlegen lassen. Ich entledigte mich ihrer nach halbstündiger Arbeit. Zum Unglück wurde das Gefängniß visitirt, und mein Treiben entdeckt. Der Kerkermeister kam, von zwei Gendarmen begleitet, und ertheilte mir die tröstliche Versicherung, daß ich inskünftige besser verwahrt werden solle; sie trieben einen starken eisernen Ring der Mauer ein, und hefteten daran Ketten, die meinen Leib und meine Beine zwiefach umschlangen. Sie entfernten sich, nachdem sie vorher noch meiner gespottet. Jetzt gelang es mir, mit Hülfe eines Nagels, unter gewaltsamen Anstrengungen, eines der Schlösser meiner Kette zu brechen, und nicht sobald hatte ich die Hand frei, als ich aus meinem Leibe ein Chlamoux hervorzog, genau gefertigt nach dem Muster desjenigen, so man leider mir zu Mainz abgeluckst hat. Hurtig kam ich mit meinen Anstalten auf das Reine, demnächst steckte ich meine Hand wieder in die Eisen, wie sie vorher gewesen, eine höchst nöthige Vorsicht, da der verwünschte Kerkermeister noch einmal mich besuchte, dann erst, einigermaßen beruhigt, mich verließ. Mit Ungeduld erwartete ich die Nacht, und war mir dafür nicht gleichgültig die Wahrnehmung, daß der Schließer zugleich den Dienst eines Nachtwächters versehe. Ohne mich zu rühren, ließ ich ihn mit seinem Horn die erste Stunde verkündigen; es erklangen in meinen Ohren des Instruments Töne als die herrlichste Musik, denn genau bezeichneten sie mir den Weg, auf welchem der Schließer in der Ausübung seines zweiten Amtes

von dem Thurm sich entfernte. Die zweite Stunde hatte er noch nicht ausgeblasen, und meine Füße berührten den Erdboden, ich befand mich in Freiheit. Ein Bekannter in der Nähe barg mich in seinem Speicher. Damals gelobte ich, und heilig habe ich bis auf diesen Tag das Gelübde gehalten, alljährlich durch ein strenges Fasten das Gedächtniß meiner Befreiung zu begehen. Ich bin gesonnen, dem Tag, der mich aus Mainz entführen wird, die gleiche Ehre anzuthun."

Einige Tage spukte Hessel wie ein Waldgeist in dem nahe bei Uerdingen befindlichen Gebüsche herum, bis der Hunger ihn endlich heraustrieb. Nun flüchtete er nach Neuß, wo er, wie wir wissen, auch schon gesessen hatte und sehr bekannt war, und von da wieder nach Neuwied. Den Aufenthalt in dieser Stadt auch nicht mehr sicher genug findend, wendete er sich, dem Beispiel von Fetzer und andern Räubern gemäß, nach dem Hutteuischen Grunde, wo in den Dörfern Ronsthal und Eckersrod Spitzbuben aller Art eine sichere Freistätte zu finden gewohnt. Ganz besonders hatten sich die Räuber aus Abrahams Geschlecht hier eingenistet, sich nach und nach angesiedelt und sogar von dem Gestohlenen eine Judenschule erbaut. Von dem dortigen Amtmann erzählte Karl Heckmann: „Als ich zu Wesel ausgebrochen war, begab ich mich mit Overtüsch, Monsam und P. Tillenberg nach Gelnhausen und logirte in der Burg bei Sch..; dieser ging mit mir zum Amtmann K.. und verlangte für mich und meine Kameraden Schutz auf zwei Monate. K.. fragte mich, ob ich einen Paß hätte; ich bejahte es. Er erwiderte, es hätte nichts zu sagen, wenn ich auch keinen hätte, ich könnte von ihm einen bekommen. Hierauf rief Sch.., der kochem ist, den Amtmann heraus. Als sie beide wieder hereinkamen, sagte der Amtmann, ich könnte dableiben, und meine drei oben genannten Kameraden auch, ich müßte aber für mich vier Kronenthaler zahlen, sowie diese gleichfalls. Damals gab ich mir den Namen Johann Esch, Monsam nannte sich Heinrichs. Als ich nachher in Cöln aus dem Gefängnisse entsprungen war, begab ich mich abermals nach Eckersrod und begehrte Schutz. Man verlangte von mir 42 Gulden, ich hatte aber damals nicht so viel und gab

einen Karolin, wofür ich jedoch nur auf einen Monat Schutz erhielt. Da ich nach Ablauf desselben das übrige Schutzgeld nicht beibringen konnte, so gab man mir einen Paß für einen Kronenthaler. Damals nannte ich mich Johann Döller.

„Zur Zeit als ich das letztemal in Eckersrod war, schrieb die Frau des Overtüsch, die über mich erzürnt war, weil ich nicht mit ihr leben wollte, von Neuwied aus unter dem Namen Baums einen Brief an die Regierung in Hanau, in welchem gesagt wurde, daß zwei Räuber in Eckersrod angekommen wären, deren einer Karl Heckmann wäre, welcher in Wesel mit 15 Andern ausgebrochen, dann in Cöln arretirt worden sei und sich endlich auch von dort geflüchtet hätte; der andere wäre der ebenfalls verurtheilte Adolf Weyers. Die Regierung von Hanau schickte diesen Brief an Herrn von Hutten, der ihn dem Amtmann K.. übersandte, mit der Einladung, solches uns vorzuhalten. Nun ließ uns der Amtmann rufen und fragte uns, ob der Inhalt des Briefes wahr sei; wir verneinten dieses. Wenn dem also sei, nahm der Amtmann das Wort, so wäre es besser, in einem grünen Wald als in einem gezierten Kerker zu sein; indessen hätten wir nichts zu fürchten, wenn nur keine Hessen kämen. Ich gab ihm einen Kronenthaler, Adolf Weyers aber einen Dukaten. Vierzehn Tage darauf kam auf einmal von dem jungen Baron die Ordre, uns sogleich aus dem Gebiete zu entfernen. Ich fragte den Sohn des Bürgermeisters, was zu thun sei, um bleiben zu dürfen; er antwortete uns, der junge Baron brauche Geld, wenn wir ihm einige Kronen gäben, so könnten wir bleiben. Wir schickten ihm zwei Kronen und erhielten die schriftliche Erlaubniß, bis auf Weiteres zu bleiben. Damals, als das Posthaus zu Würges, zwischen Limburg und Königstein, von Picard, Müller und Schinderhannes gewaltsam beraubt worden und überall strenge Untersuchungen geschahen, ritt der Amtmann K... in der Nacht nach Eckersrod, um die Räuber, die er in seinen Schutz genommen hatte, z. B. den dicken Mathies, Anton Heinze und Andere zu warnen; auch suchte er die hessischen Officiere dahinzubringen, daß sie seine Schutzleute nicht verhafteten. Dieses haben mir der dicke Mathies, die Söhne

des Hannes und der Wirth in Eckersrod erzählt. Als einen fernern Beweis, wie gut es der Amtmann K... mit den Kochemern meinte, muß ich noch Folgendes erzählen. Wenn die Kochemer kein Geld mehr haben, so gehen sie zu dem Amtmann, der ihnen vorstreckt oder auf Pfänder leiht und dabei zu ihnen sagt, wenn sie einen guten Coup gemacht hätten, so sollten sie auch an den Amtmann denken. Ein Jude wurde einstmals bei einem Diebstahle durch einen Schuß stark verwundet. Er kam nach Eckersrod, zahlte an den Amtmann acht Karolinen und erhielt Schutz, obgleich er durch Steckbriefe, die auch nach Eckersrod kamen, verfolgt wurde. Der Amtmann gab vor, der Jude sei nicht da!"

Damian Hessel, der Major und Andere, denen der Huttensche Grund oder das benachbarte Gelnhausen seit Fetzers Verhaftung und der verdoppelten Wachsamkeit der Hessen nicht mehr sicher genug erscheinen mochte, hatten sich inzwischen weiter nach der Gegend von Frankfurt gezogen, namentlich nach Rödelheim zu einem gewissen L.... sich begeben. Von hier aus hatten sie eine Menge Diebstähle begangen. Freudig begrüßten sie den von den Oestreichern desertirten Fetzer, in deß Gesellschaft vollführten sie den verwegenen Raub bei Königstein (Abth. III. Bd. 3. S. 367). Gelegentlich eines andern projectirten Einbruchs, der aber nicht zur Ausführung gekommen (eben daselbst), geriethen Fetzer, Damian Hessel, der Major, Anton Heinze und P. Bock in Gefangenschaft. Zu Frankfurt in demselben Gefängniß mit Fetzer, doch in einer besondern Stube verwahrt, fand auch diesmal Hessel Gelegenheit, durchzubrechen.

Aus ihren Schlupfwinkeln in und um Gelnhausen verjagt, zog die Bande sich nach dem Spessart in Franken, hielt sich einige Zeit in der Gegend von Ansbach auf und begab sich endlich nach Schwaben, wo ihr die vielen kleinen sich durchkreuzenden Territorien mehrer Landesherren jene Ruhe und Ungestörtheit zu gewähren schienen, deren sie einst in Meersen und später in Neuwied genossen hatte. Hierhin fanden sich auch zwei Räuber, die einst unter der brabäntischen Bande große Rollen gespielt hatten, aber nur selten am Rheine erschienen waren, Waldmann

und Süßkind, wovon jeder eine kleine Räubertruppe commandirte. An der Spitze der großen Bande stand der Major, der sich damals den Namen Pindray gab. Im Juni 1802 erschien er als ein Kaufmann aus Bordeaux, stattlich gekleidet und von Domestiken umgeben. Einst war er nur untergeordnetes Glied der Bande, jetzt erhielt er das Commando bei jeder Gelegenheit. Einige Bildung machte es ihm leicht, eine gewisse Superiorität über die Andern zu erlangen. Sein Aide-de-Camp und Factotum war Johann Müller, der Anführer bei dem Langenfelder Postwagenraub, jetzt Daumen genannt, vermuthlich weil ihm bei diesem Raube der Daumen abgeschossen wurde. Picard, Waldmann und Süßkind hatten kleinere, meistens aus Juden bestehende Banden, die jedoch, wie es schien, alle unter dem Major standen. Nicht minder führte der Student Damian Hessel, der in dieser Zeit den Beinamen Beutel erhielt, einen kleinen Räubertrupp, der aber ebenfalls dem Major untergeben. Picard sah blaß und kränklich aus; er hatte ein Christenmädchen bei sich, das sich Bletten nannte. Damian Hessel hatte an einer galanten Krankheit viel gelitten und trug noch geheime Merkmale davon; in Donauwerth hatte er wegen Räubereien gefangen gesessen, war aber auch hier wie in Neuß, Erkelenz, Uerdingen, Frankfurt u. s. w. entsprungen.

Zahllose Diebstähle gewaltthätiger Art hatte der Major mit seiner Bande in Schwaben und Franken verübt, keiner aber war beträchtlicher, keiner merkwürdiger als derjenige, welcher nachstehend mit allen Umständen erzählt werden soll. Selbst unter den bedeutenden Räuberthaten, welche die Geschichte der holländischen und Meersener Bande liefert, waren gewiß nicht viele, welche mehr Aufsehen gemacht und die Gegend rund umher in größern Schrecken gesetzt hätten. Ich folge der Erzählung eines Augenzeugen, des Juden Löw Ulmann, des Bedienten des Majors. Die Art und Weise, wie er den Hergang der Sache schildert, ist zu interessant, als daß ich einen andern Faden auffassen sollte. „Ungefähr im Juni des Jahres 1802," so berichtete er vor dem Gerichte zu Donauwerth, wo er gefangen saß, „traf mich ein fremder, wohlgekleideter Mann auf der Straße von Augsburg

nach Oberhausen und fragte mich, ob ich nicht Lust hätte, bei einem Kaufmann in Dienst zu treten. Ich erwiderte, daß ich jedes Mittel zu meinem Fortkommen mit Vergnügen ergriffe. Der Fremde versprach mir, daß ich zufrieden sein sollte, und erklärte, daß er der Kaufmann sei, der mich in Dienst nehmen wollte. Ohne mich lange zu besinnen, schlug ich ein, und so kam ich plötzlich in sein Brod. Mit ihm, der sich Pindray nannte und aus Bordeaux gebürtig zu sein vorgab, reiste ich auf der Stelle über Biberach nach Buttenwiesen und endlich nach Kettingen, wo wir über Nacht blieben. Hier fand sich ein Fremder ein, der sich Müller nannte, einen eingebundenen Daumen trug und mit meinem neuen Herrn, dem Kaufmann von Bordeaux, ganz intim Freund war. Er gesellte sich zu uns, und so nahmen wir den Weg nach Kleinerdlingen, wo wir an einem Donnerstag eintrafen und bei einem Manne einkehrten, der den Beinamen Bäckermaz führte. Hier verweilten wir bis zum Sonntag, an welchem Tage ein zweiter mir ebenfalls Unbekannter zum Vorschein kam; der Kaufmann flog ihm entgegen, küßte und drückte ihn. Anfangs stand ich in dem Wahne, dieser Mensch müsse wohl ein Bekannter des Bordeauxer sein, späterhin aber hörte ich, daß er wie ich nur diene, und endlich sagte man mir, er habe im Jahre 1801 in Donauwerth gefangen gesessen. Mein Herr schickte mich am Samstage voraus und hieß mich in dem nächsten gegen Wassertrüdingen zu liegenden Orte seiner harren, er werde auf einen Markt reisen und Waaren kaufen. Ich ging in den Ort; mein Herr, Müller und der Bediente folgten mir nach. In dem Ort gaben sie mir Geld, Stricke, Schwefelfaden und Wachsstöcke zu kaufen; die erstern, hieß es, dienten Waaren zu packen. Ich verrichtete mein Geschäft, und wir brachen alle nach Ansbach auf.

„Gleich vor Ansbach blieb mein Herr mit seinen Gefährten in einem nur etwa eine Viertelstunde von der Stadt gelegenen Walde. Ich habe einige Comptoirdiener an der Hand, sagte er, die mir gewöhnlich an diesen Ort Waaren bringen und die mir dieselben hier etwas wohlfeiler lassen. Mit diesen Worten suchte er mich über sein Vorhaben zu täuschen; aber mir kam das

Ding so verdächtig vor, daß ich Reißaus nehmen wollte. Ein gewisser Beutel (Damian Hessel), der zugegen war, sprang mir nach, holte mich ein, setzte mir eine Pistole auf die Brust und rief: „„Kerl, du bist des Todes, wenn du entfliehst!““ und so nahmen er und der mit dem verbundenen Daumen (Johann Müller) mich in die Mitte und brachten mich zurück. Auch mein Herr sprang hinzu, setzte mir das Messer an die Gurgel und drohte mir den Hals abzuschneiden, wenn ich den geringsten Laut von mir gäbe; würde ich aber schweigen, so sollte ich in der folgenden Nacht auf immer glücklich werden. Dieses war bei einbrechender Nacht, etwa 9 Uhr. Bis gegen 11 Uhr blieb die Gesellschaft, die jetzt aus meinem Herrn, dem sogenannten Beutel, Daumen und mir bestand, im Walde liegen. Um diese Zeit ging mein Herr aus dem Gebüsche an die Landstraße und schlug mehrmals in die Hand. Auf meine Frage, was das bedeute, entgegnete man mir, daß noch zwölf Kameraden kämen, und es sei das Zeichen, daß man sie erwarte. Es verlief einige Zeit, aber keine Antwort erfolgte. So wurde es halb 12. Mein Herr nahm geheime Absprache mit seinen Gefährten. So viel erfuhr ich, daß sie sich zu ihrem Vorhaben zu schwach fühlten, weil die Andern nicht gekommen, und es aufgäben. Wir kehrten also in den Wald zurück; mich banden sie fest und ließen mich so die Nacht über liegen. Als der Tag anbrach, schickte mein Herr seine Gefährten umher, um diejenigen, die ausgeblieben waren, zu suchen und Essen zu holen, während ich mit ihm zwölf Stunden im Walde gelagert war. Abends spät kamen Daumen und Beutel mit etwas Essen zurück, aber die Kameraden hatten sie nicht gefunden. Die Nacht brach an, sie erschienen nicht. Es wurde 12 Uhr; mein Herr gab mehrmals das Zeichen, aber Niemand wollte antworten. Die Nacht verfloß, der Montag begann. Nochmals sandte mein Herr die beiden aus, aber auch diesmal vergebens.

„So kam die dritte Nacht. Gegen 11 Uhr wachte mein Herr auf. Er hatte beschlossen, die Ankunft der Uebrigen nicht länger zu erwarten und mit Daumen und Beutel den großen kühnen Raub allein auszuführen. Unterwegs hatte er ein Pflugeisen

mitgenommen, welches er unter seinem Mantel verbarg. Leisen Trittes nahte er sich dem Garten des Generals Baron Kneipli [1]), den man gewaltsam berauben wollte. Mit dem Pflugeisen sprengte mein Herr, den sie, wie ich jetzt erfuhr, Major nennten, ein Gartenschloß auf, dann kam er an das Haus, stieß ein Fenster ein, öffnete den Laden, stieg hinein, forschte, ob Alles schlief, und öffnete dann die Hausthüre von innen. „„Attila! ihr Jungen!““ schrie er, und auf diesen Ruf stürzten Müller und Beutel in das Haus. Ich folgte. Der Major brannte die Wachslichter durch den mitgebrachten Schwefelfaden an, hieß mich ihm leuchten und forcirte die untere Thüre. Den Beutel stellte er auf Wache aus. In den untern Zimmern fand sich nichts, das ihnen behagte, sie gingen somit eine Stiege hinauf, ich immer hinten drein. Gleich oben fand sich eine Stube mit einem kleinen Fenster. Der Major zog sich aus, schlüpfte durch die Oeffnung, nahm das Licht zu sich herein und gewahrte, daß er sich in der Gewehrkammer befände. Er öffnete die Thüre, kleidete sich an, schwärzte sich das Gesicht, verband sich das Kinn mit einem Halstuche, ergriff zwei Pistolen von jenen des Generals, lud sie, reichte seinen Gefährten gleichfalls scharf geladenes Gewehr und machte Anstalt, vorzurücken. In diesem Momente erschien der alte General inwendig an der in die Gewehrkammer gehenden und verschlossenen Thüre und rief: „„Wer da?““ — „„Das werdet Ihr gleich erfahren,““ antwortete der Major und rannte mit seiner Achsel wider die geschlossene Thüre, daß sie in Trümmer fiel. Noch habe ich anzuführen vergessen, daß der Major in der Gewehrkammer eine Commode mit einem Eisen aufgesprengt hatte, worin gestickte und bordirte Kleider lagen, die gewiß mehrere tausend Thaler werth gewesen sein müssen, daß er aber, nach reicherer Beute lüstern, nichts davon anrührte oder anrühren ließ. Kaum war die Thüre aufgesprengt, als wir den

---

[1]) Ohne Zweifel ist hier des preussischen Generals von Knebel Bruder, Geheimrath von Knebel gemeint. Er bewohnte das einsame, von lieblichen Gartenanlagen umgebene Schlößchen an der Nürnberger Straße, das vermöge seiner erhöhten Lage das ganze Bassin von Ansbach beherrscht.

alten General in einem grünen Pelz vor uns stehen sahen. Auch er erblickte uns, und da er über unsere Absicht nicht ungewiß sein konnte, so wollte er nach seinem Lichte springen, es auszulöschen; aber der Major und Müller warfen sich schnell auf ihn, rissen ihn nieder, banden ihm Hände und Füße und warfen das Deckbett über ihn her.

„Der General suchte dem Major und seinen Gefährten ins Gewissen zu reden und erinnerte sie an den Ewigen im Himmel, der das Laster strafe. Der Major aber scherzte und sagte, Gott habe sie geschickt, weil er unfreund mit dem General sei. Sobald der General gefesselt und zugedeckt darniederlag, machte sich der Major ans Aufbrechen. Eine neben dem Bette stehende Kiste mit rothem Sammet überzogen, deren Ecken mit Silber beschlagen waren, und die Silbergeräthe aller Art enthielt, war das erste, was er aufsprengte. In einen oben gefundenen großen Getreidesack packte der Major mit Müller die Kostbarkeiten ein, und beide schleppten sie zum Schildwache stehenden Beutel hinab. Jetzt kam der Major an einen zweiten Kasten und nahm daraus drei Hüte voll Goldstücke, die er in sein Hemd schüttete und ebenfalls hinabtrug. Ein dritter Kasten wurde geöffnet, und er fand sich mit Silbermünzen angefüllt. Diese hinabzubringen, nahm der Major ein ledernes Kopfkissen, trennte es auf, und füllte es an. So kam es zu dem Uebrigen. Nicht einmal, mehrmals, wenn ich nicht irre siebenmal, wurden Kissen- und andere Ueberzüge mit Silber aus der Kiste gefüllt. Nun kamen sie an einen Kasten von Buxbaum mit Perlmutter eingelegt, aus dem drei goldene Uhren, eine goldene Dose, Ringe und dergleichen genommen wurden. Mitten in diesem Plündern rief auf einmal der Wachtstehende Beutel: „„Stuttgart! Stuttgart!““ das Zeichen zum Aufbruch. Schnell stürzten Alle die Treppe hinab, packten auf, was sie fassen konnten, und so ging es nicht weit von dem Garten weg die Straße von Ansbach nach Rothenburg an der Tauber hin in den nahen Wald. In einer Höle, die ihm wohl bewußt sein mochte, vergrub der Major drei Säcke mit Silbergeld in die Erde, den Sack mit dem Silbergeschirr aber ließ er gleich vorn in den Wald hineinwerfen, indem er sagte: „„Forttragen

können wir ihn nicht, wer das Glück hat, ihn zu finden, mag sich freuen."" Die übrigen Säcke mit Gold und Silber nahmen sie mit sich fort.

„Es war 1 Uhr, da gingen wir über Thalmässing nach Oettingen. Im Walde vor dem letztern Orte berathschlagten sich plötzlich Müller und Beutel, was mit mir anzufangen sei. Sie wollten mir anfangs, aus Furcht, verrathen zu werden, ans Leben; mein Herr aber nahm sich meiner an, „„er kann noch brav werden,"" sagte er, „„laßt ihn gehen."" Müller und Beutel forderten mich auf, zu schwören; der Major aber wurde laut und drohte dem, der mir das Geringste zu leid thun würde, ein Messer in den Leib zu rennen. Wir gingen nun nach Oettingen. Müller und Beutel begaben sich in die Stadt, eine Postchaise zu bestellen; mein Herr und ich, schwer beladen mit der Beute, umgingen die Stadt. Unterwegs begegneten uns zwei Bauern. „„Ei,"" riefen sie, als sie uns erblickten, „„diese tragen schwer."" Der Major entgegnete ihnen auf der Stelle: „„Ihr Narren glaubt wohl, es sei Geld, Kupferplatten sind es, die wir nach Wallerstein zur Vermählung, die so eben dort gefeiert wird, tragen müssen."" Auf der Landstraße setzten wir uns nieder und harrten, bis Müller und Beutel mit der Chaise kamen. Kaum erblickte mein Herr den Wagen, als er die darin Sitzenden grüßte. Sie stiegen aus, umarmten sich und thaten, als ob sie sich eine Ewigkeit nicht gesehen hätten. Die Beiden in der Chaise fragten, wohin der Landsmann zu reisen gedächte, und mein Herr erzählte ihnen, daß er die Kupferplatten nach Wallerstein bringen müsse; er bat sie, sie möchten ihn doch mitnehmen, er wolle gerne dem Postillon ein gutes Trinkgeld geben. Natürlich waren es die Herren in der Chaise zufrieden. Der Postillon war es nicht minder, als er von einem ansehnlichen Trinkgeld hörte, und so stiegen sie nach einigen Ceremonien ein. In dem Wagen wurde trefflicher Wein getrunken, und so fuhren wir bis Nördlingen. Am Thore stieg mein Herr und ich mit den Geldsäcken aus. Die zwei andern fuhren in die Stadt hinein, und hielten sich dort bis gegen Abend auf. Mein Herr und ich ruhten von den Strapatzen hinter der

Ziegelstatt aus; späterhin brachen wir auf und begaben uns nach Kleinerdlingen zu dem bekannten Bäckermaz. In Kleinerdlingen war die Frau oder Geliebte des Majors schon vorher, aber durch einen andern Weg eingetroffen. Damals, als wir das erstemal in Kleinerdlingen waren, und von da aus zu dem Raube auszogen, hatte sie sich schon dort eingefunden und hatte ruhig dort den Streifzug nach Ansbach abgewartet.

„Es war etwas später, als wir in Kleinerdlingen eintrafen. Wir blieben hier die Nacht über. Als diese herangebrochen war, führte mich mein Herr in eine Kammer und schloß sie von außen mit einem Vorhängeschloß. Dann begab er sich mit Müller und dem Student (Beutel, Damian Hessel) in ein oberes Zimmer, und nun ging es an die Theilung der überschwenglich großen Beute. Einen Theil, so erfuhr ich nachher, bekam der Major als Anführer und Commandant, einen zweiten als Mitglied, ein Theil wurde für den, der den General angegeben hatte (den Baldover), zurückgelegt und von meinem Herrn in Verwahrung genommen, der Student und Müller erhielten jeder seinen Theil. Die ganze Nacht durch konnte ich das Klingen des Zählens hören. Am folgenden Morgen gab mir mein Herr 63 Karolin in Schaumünzen, mit dem Auftrag, in Nördlingen zwei schöne Pferde zu kaufen; wenn ich sie brächte, sollte ich das Geld, was ich auslegte, wieder bekommen und die 252 Thaler mir geschenkt sein. Müde des gefährlichen Lebens, bat ich meinen Herrn und Müller, mich doch nach Haus zu meinen Eltern zu lassen; aber sie redeten mir zu, zu bleiben, besonders der letzte, der von einem Handel (Raub) sprach, in dem sie eine Million bekommen könnten, und der uns alle auf immer glücklich machen würde. Ich folgte nach einigen Gegenreden dem Befehle meines Herrn, begab mich nach Nördlingen, kaufte ein schönes Pferd mit Sattel und Zeug, aber statt zu den Räubern zurückzukehren, entschloß ich mich, davonzureiten. Schon war ich auf der Landstraße und eine Strecke von Nördlingen weg, als ich hinter mir her meinen Herrn kommen sah, er rief mir zu, zu halten, aber das bewog mich nur, mein Pferd schneller fortzutreiben. Da der Major meine Absicht merkte, kehrte er um, nahm eine Chaise mit zwei Pferden und folgte mir in aller Eile nach.

„Ich kam nach Medingen und trat in das Zollhaus, wo sich mehrere Leute aufhielten. Hier nahm ich etwas zu mir und erzählte den Anwesenden, daß ich fürchte, es möchte mir jemand nacheilen und mir abnehmen, was ich bei mir hätte, daß ich gerne nach Harburg möchte, um dort den, welcher mir nachfolgen würde, arretiren zu lassen. Die Leute sagten mir, ich sollte ihn nur kommen lassen, sie würden mir helfen. Da unterdessen ein Bauernwagen nach Harburg und mit ihm auch ein Jude abfuhr, so gab ich diesem die Schaumünzen und auch das Geld, das ich hatte, in Verwahrung, und ritt an der Seite des Wagens nach Harburg zu. Auf einmal sah ich eine Chaise schnell hinter mir drein kommen, die mich auch bald erreichte. Aus ihr sprang alsobald der Major heraus, faßte mein Pferd beim Zaume, zog das Messer und hieß mich sogleich absteigen, oder er würde mich über den Haufen stechen. Den Leuten sagte er, daß ich sein Bedienter sei, der ihm mit Geld durchgegangen. Auf diese Worte reichte der Jude, dem ich mein Geld anvertraut hatte, sogleich dem Major Alles dar. Mit diesem war auch noch ein Jude aus Kleinerdlingen gekommen, der sich sogleich auf mein Pferd schwang. Ich wurde von den bethörten Bauern meinem Herrn überlassen, in die Chaise gezwungen und mußte so mit ihm fort. „„Wenn du laut wirst,““ flüsterte er mir zu, „„so ist es um dich geschehen, schweigst du aber, so soll Alles vergessen sein.““ Wir fuhren bis vor Nördlingen; aber in die Stadt selbst wurde ich nicht gelassen. Mein Herr zwang mich, ihm auf einem Seitenwege nach Kleinerdlingen, wo Müller und der Student harrten, zu folgen. Dort nahm man mir Alles ab, und ich wurde in einem Augenblicke wieder so arm, wie ich vorher war. Müller und Beutel bestanden darauf, daß ich, da man mir nicht trauen dürfe, mein Leben hergeben müsse; der Major nannte mich ein Kind.

„Gleich neben dem Bäckermaz in Kleinerdlingen, der uns Aufenthalt gab, wohnte ein Jude, Nathan Samuel. Bei diesem verwechselte mein Herr 83 große Schaumünzen, wogegen er 28 Karolin erhielt. Der Jude muß wohl recht genau mit meinem Herrn und seinen Gesellen bekannt gewesen sein; denn aus seinem

eigenen Munde habe ich gehört, wie er sich über die Undankbarkeit meines Herrn beklagte, daß dieser, der doch nun so reich sei, ihm, der ihm doch allein Gelegenheit zu dem Handel verschafft und ihm sogar die Gewehre dazu geliehen, so wenig geben wolle, da er geglaubt hätte, doch wenigstens die Hälfte zu erhalten. Der eigentliche Anbringer des Raubes ist jedoch ein anderer Jude gewesen. In Kleinerdlingen ließen Beutel und Müller ihr Geldchen springen, der eine kaufte einen Rappen, der andere einen Fuchs. Dieses machte großen Lärmen, und zwar so, daß sie beide sich genöthigt sahen, von Stund an den Ort zu verlassen. Müller ging nach Neresheim. Dort hatte er ein Mädchen, die Tochter einer armen Wollspinnerin, deren Vater jedoch ein vornehmer Mann, der Baron von S... war. Mit dieser hielt er Hochzeit.

„Auch wir, nämlich der Major, seine Frau und ich, wozu sich noch der Student schlug, verließen Kleinerdlingen. Bei Nördlingen umgingen wir die Stadt, während der Major in dieselbe sich verfügte, einen Wagen zu bestellen. Noch lagen wir nicht lange — es war Nacht — an der Ziegelstatt unweit Nördlingen, als plötzlich ein Haufen bewaffneter Menschen auf uns zukam und uns ein lautes Wer da? entgegenschrie. Der Student antwortete. Beides geschah in französischer Sprache. Der Anführer des Haufens, der in zwölf Mann bestand, trat vor. Beutel gab ein Zeichen mit dem Munde, eine Art von Schnalzen. Der Anführer antwortete, und nun umarmten sie sich und legten die Gewehre ab. Es war der französische Jude Süßkind mit seiner Truppe, der nämliche, den der Major im Walde bei Ansbach vergebens erwartet hatte. Beutel zeigte ihm die auf dem mitgebrachten Pferde aufgeschnallten Geldsäcke. „„Ihr Kerls alle seid mehr nicht werth, als daß euch der Commandant todt schießen läßt,““ rief Beutel. „„Und warum seid ihr nicht nach Ansbach gekommen? ihr hättet alle Geld und Silber in die Fülle haben können.““ Sie erwiderten, daß sie auch einen Handel vorgehabt hätten. Der Student erkundigte sich um die Ursache ihres Erscheinens hier an der Ziegelstatt, und sie erklärten, daß sie auf einen Fang ausgehen wollten. Diesmal glaubte der Student genug zu haben; er beschied sie nach Harburg zu

einem Schneider. Sie entgegneten, daß sie, wenn sie viel Geld handeln sollten, nicht kommen würden, und daß er durch Briefe den Ort ihrer künftigen Vereinigung erfahren solle. Sie brachen nun auf und gingen nach Dinkelsbühl zu.

„Lange harrten wir auf den Major; endlich kam er, aber ohne Chaise. Seine Frau mußte also reiten. Wir übrigen gingen zu Fuß bis Medingen, wo wir im Adler über Nacht blieben. Den folgenden Tag war bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzessin von Oettingen (die Prinzessin Friderike von Oettingen-Wallerstein wurde den 19. Sept. 1802 dem Fürsten von Lamberg angetraut) eine feierliche Wasserjagd angestellt. Dieser Zufall verursachte, daß wir in Harburg, in welchen Ort jedoch nur die Frau meines Herrn und ich gekommen waren, keine Chaise, so theuer wir sie auch bezahlen wollten, bekommen konnten. Vor Harburg hatten bereits der Major und Beutel einen Weg durch das Gehölz nach Buttenwiesen eingeschlagen. Nach vieler Mühe erhielt endlich die Frau des Majors und ich einen Wagen, der uns nicht auf der Straße hin, sondern über die Brücke nach Kettingen führte. Hier kam uns ein Jude aus Buttenwiesen entgegen, der uns einlud, so schnell als möglich an diesen Ort zu kommen. Was vorgefallen war, erfuhr ich durch den Wirth. Dem Major und dem Student begegnete nämlich auf dem Wege nach Buttenwiesen der Beamte des Ortes mit Begleitung. Der Major sowohl als Beutel waren bereits verrathen und von Donauwerth aus beschrieben. Die Leute des Beamten hielten ihnen, so wie sie sie erblickten, die Gewehre vor und hießen sie halten und die Pässe aufzeigen. Der Major stieg ab und zeigte seinen Paß, den er in Burgau auf einen von ihm selbst gemachten französischen Paß erhalten hatte. Den Beutel gab er für seinen Domestiken aus. Der Beamte ließ sie ziehen."

„Wegen Mangels hinlänglicher Papiere sind wir nicht im Stande, den Ausgang des Abenteuers genau zu beschreiben; nur so viel ist gewiß, daß das thätige und sorgsame Land- und Stadtgericht zu Donauwerth mehrere Mitglieder der Bande im März 1803, und unter diesen auch den Chef selbst, den Major,

gefangen genommen hat. Müller und Damian Hessel, welcher sich bald den Namen Corneli, bald den Duel gibt, vagirten umher. Auch der Major hat sich späterhin durchgebrochen und ist bis jetzt noch nicht aufgefunden. Der Major, so wie alle übrigen Christen, welche die Bande ausmachen, pflegen sich ganz nach Art der niederländischen Bande jezuweilen für Juden auszugeben und in Judenherbergen einzukehren. Der Major spricht etwas Hebräisch und hat in seiner Schreibtafel das jüdische Tischgebet mit lateinischen Buchstaben aufgeschrieben."

Leider, oder, nach Advenant, glücklicher Weise, verläßt mich hier der kundige Führer, daß ich außer Stande mich befinde, dem Helden in die Jahre, welche vielleicht die thatenreichsten seines Lebens gewesen, zu folgen. Ich weiß nur, daß Hessel in allem 24mal im Gefängniß gewesen, daß er dreizehnmal durch richterliches Erkenntniß freigesprochen wurde, in den andern Fällen, meist durch weibliche Hülfe, entsprang. Ich finde ihn wieder in dem Moment seiner letzten Fatalität in Frankfurt, von dannen er im Dec. 1809 nach Mainz geliefert wurde, und es nahm seinen Anfang ein Monster-Proceß, in welchem Damian Hessel und Streitmatter als Hauptpersonen figuriren. Jener war niemals zu irgend einem gerichtlichen Geständnisse zu bringen gewesen, für jetzt aber erlag er der Versuchung, in eines Vertrauten Brust das Geheimniß seiner Großthaten niederzulegen, damit zu prahlen. Zu dem Ende war ihm ein Zellengefährte, den man zu seiner Beglaubigung eines schweren Verbrechens bezüchtigte, beigegeben. Außerdem empfand Hessel das dringende Bedürfniß eines schriftlichen Verkehrs mit seiner Beischläferin, die in einem andern Gefängniß verwahrt. Als er sich hierzu durch einen seltenen Aufwand von List die Mittel verschafft, unter einem undurchdringlichen Schleier das Geheimniß seiner Briefe verborgen wähnte, eröffnete er eine Correspondenz, die anfangs von der possierlichsten Sentimentalität strotzend, allmälig zu den interessantesten Revelationen sich verstieg. Der Zufall kam, wie das nicht selten, den Bemühungen des unermüdlich und mit Umsicht eine schwache Spur verfolgenden Untersuchungsrichters zu Hülfe.

Der nämliche Diebsgenosse, in Folge von dessen Mittheilungen Hessel zu Frankfurt ergriffen worden, nannte ihn als betheiligt bei dem in der Nacht vom 9—10. Aug. 1809 auf die Briefpost zu Mainz geschehenen Angriff, der zwar fruchtlos ablief und einem der Räuber schwere Verwundung zuzog, desgleichen ihn und Streitmatter als die Anführer bei der in der Nacht vom 28—29. Nov. 1809 erfolgten Beraubung der Gebrüder Heidweiler zu Frankenthal. Die beiden Angeschuldigten läugneten schlechterdings, und bestand gegen sie kein anderer Beweis, als die einfache Anzeige, herrührend von einem keineswegs unbescholtenen Zeugen, der weder Umstände, noch viel weniger ein Mittel der Ueberführung anzugeben vermochte. Ein Hund, den sein Herr in Frankenthal zurückgelassen, und den Bauern in Gesellschaft von Leuten, den signalisirten Räubern ähnlich, gesehen hatten, dann ein gezeichneter Louisd'or, den Hessels Beischläferin im Darmcanal bei sich trug, brachten den Untersuchungsrichter auf die erste zuverlässige Spur. Außerdem erinnerte sich ein Freudenmädchen aus Mainz der mit einigen Fremden gemachten Landpartie; die hatte nach einem Dorfe geführt, dessen Namen der Person entfallen. In jenem Dorfe wurde die Gesellschaft durch die Ankunft anderer Individuen, deren eines durch eine Feuerwaffe verwundet, vergrößert, was sie jedoch zu schleunigem Aufbruch veranlaßte. Der Instructionsrichter ließ sich die Form des Glockenthurms in jenem Dorfe, die Lage des Wirthshauses beschreiben, und sodann das Mädchen durch die ganze Umgegend von Mainz von einem Dorf zum andern führen. Ueber dieser Fahrt wurden verschiedene Zeugen ermittelt, welche als die mit dem Verwundeten, mit Schönmayer Moyses angekommenen Individuen, den Damian Hessel und Streitmatter erkannten. Die Räuber, wie vernichtend ihnen auch im ersten Augenblick diese Entdeckung erschien, beharrten nichts desto weniger noch geraume Zeit in ihrem Schweigen, bis Hessel zuletzt zu einem Bekenntnisse sich bequemte, unter dem Vorbehalte jedoch, nicht mehr zu sagen, als der Stand der Angelegenheit eben erlauben oder fordern würde.

Zu solchem Entschlusse geführt durch die Ueberzeugung, daß keine List, keine Gewalt ihn aus dem Gefängniß zu befreien vermöge,

aller Geldmittel und jeglichen Werkzeugs, das eine Flucht befördern könnte, entbehrend, glaubte er festiglich, daß er einzig durch das Bekenntniß seiner Missethaten für sich und seine Beischläferin eine Milderung der Strafe erwirken könne, zumal er über dem eifrigen Studium des Strafgesetzbuchs die Entdeckung gemacht hatte, daß seine frühern Verbrechen insgesamt verjährt, während er in der letzten Zeit, mehr und mehr in die höhern Mysterien der Kunst eingeweiht, seine Diebereien auf volkreiche Städte beschränkt hatte, daß ihm demnach kein Einbruch in offene Orte, der eine capitale Strafe nach sich ziehen konnte, zu beweisen sein würde.

Nach seinen Berechnungen glaubte er mit 16jähriger Eisenstrafe wegzukommen, und dem zufolge bekannte er ohne Rückhalt alle Vergehen, welche vermöge der Bestimmungen des unaufhörlich von ihm befragten Strafgesetzbuches, über dieses Maas ihn hinauszuführen nicht geeignet. In dem Laufe seiner Lasterthaten hatte er regelmäßig auf die Erfindung und Anordnung der Schlimmstreiche sich beschränkt, in der Ausführung die gefährlichern Posten seinen Spießgesellen zugetheilt, in der Entwicklung nur seine eigene Sicherheit bedacht, ohne sich um das Schicksal der Uebrigen zu kümmern, diese Taktik brachte er auch jetzt in jedem Verhör zur Anwendung. Auf seinen Betrieb wurden mehre seiner Kameraden aus den entferntesten Gegenden und Gefängnissen hervorgezogen, um vor dem Gerichtshof zu erscheinen, er wurde zum Verräther an einer Unzahl jüdischer Familien, nannte ohne Gnade jeden Beamten, der um seinetwillen eine Pflicht verabsäumte, niemals aber verlor er den einmal aufgefundenen Tarif seiner Strafbarkeit aus den Augen. Als er noch für seinen Kopf fürchtete, schien er des Willens, von der Bahn der Verbrechen abzulassen, die Verhandlungen hatten indessen ihren Anfang noch nicht genommen, und schon waren mit dem Winde seine bessern Entschließungen verflogen, all sein Dichten und Trachten hatte sich der Flucht, die er über dem Transport nach einer Strafanstalt zu bewerkstelligen gedachte, zugewendet.

In dem Aufzug, in der Haltung eines lüderlichen Studenten betrat er den Saal, wo über ihn entschieden werden sollte, und

gleich in der ersten Sitzung fuhr er in seltener Frechheit einen Frankfurter Polizeiagenten an; deutlich legte er an Tag, daß er in der ihm zugewendeten Aufmerksamkeit sich gefalle, obgleich er den für ihn bestimmten Platz nicht einnehmen wollte, weil es ihm räthlich schien, jeglichen Schein zu meiden, der in ihm das Oberhaupt einer Bande erkennen lasse. In grausamem Hohn genoß er der Süßigkeit der Rache an manchen Judenwirthen, denen er nicht verzieh, daß sie die gestohlnen Waaren zu wohlfeil ihm abgekauft hatten. Er hatte kein Hehl seiner Aussicht auf baldiges Entkommen, verhieß den Zeugen seinen Besuch; seinem Vertheidiger sagte er eine Belohnung von 40 Louisd'or zu, auf den ersten Diebstahl sie anweisend. Er hatte bis zum Wendepunkt seines Processes zwei Messer verborgen, seine Concubine war im Besitze von Feilen und Uhrfedern geblieben, wie sorgfältig sie auch untersucht worden. Denn die Räuber (die Bandenführer wenigstens) tragen regelmäßig, den Kleidern eingenähet, einige Goldstücke, Feilen und Uhrfedern bei sich, und der geringste Räuber wird nicht ohne Chlamony betroffen werden, d. i. eine Büchse oder ein aus gekautem Papier gefertigtes Ei, das mit Wachs oder Firniß überzogen, Gold und Feilen birgt. Wird er auf das schärfste, auch am nackten Leibe untersucht, so versenkt er, einen günstigen Augenblick benutzend, die Chlamony in den After. In dieser Operation haben, nach Hessels Zeugniß, manche solche Geschicklichkeit erworben, dermaßen sich abgehärtet, daß sie ganze Tage lang einen Schmerz, welchem der heftigste Hämorrhoidenanfall kaum vergleichbar, zu ertragen vermögen. Der fremde Körper muß freilich bei der Befriedigung eines natürlichen Bedürfnisses weichen, aber der Dieb verfehlt nicht, die Operation zu erneuern, sobald eine Vorführung, oder eine abermalige Visitation in Aussicht steht. Auf solcher Stelle wurden bei Hessel gefunden ein Doppeltlouisd'or, eine zur Säge aptirte Uhrfeder und eine Feile, dann bei seiner und bei Streitmatters Concubine mehr denn 30 Goldstücke, wovon eines, als nicht vollkommen wichtig, von dem letzten Eigenthümer gezeichnet worden, so daß es für einen bedeutenden Diebstahl als erstes Indicium und nachmalen als Ueberführungsstück dienen konnte. Die in einer letzten

Visitation bei Hessel und seiner Concubine vorgefundenen Stücke wegzunehmen, fand man unnöthig, indem es sich nur mehr um einen einzigen Tag handelte.

In seinem Gefängniß überließ sich Damian in der sorglosesten Weise den Genüssen, welche die im Ueberflusse ihm gereichten feinen Speisen gewähren konnten, den Ausbrüchen einer plumpen von Aufschneidereien begleiteten Lustigkeit. Der Vertheidiger des einen seiner Spießgesellen erinnerte ihn absichtlich, daß er sich bei dem Diebstahl in Genf, wo in der Nacht vom 27—28. Juni 1808 für mehr als 60,000 Franken werth gestohlen wurde, nicht befunden habe. Er entgegnete in gewohnter Frechheit: „Das ist wahr, aber ich habe in dem Laufe von gar wenigen Jahren mehr als sechzig Diebstähle, samt und sonders nicht minder bedeutend, verübt, und bin bei mehr als hundert andern, von denen niemand auch nur ein Wort weiß, gewesen.“ In solcher Weise seinem Uebermuth sich überlassend, taumelte er dem Abgrunde zu; er verhöhnte seine Mitschuldigen und verschonte einzig derer, welche in der Lage, von ihm begangene, bisher aber noch nicht an Tag gekommene Schändlichkeiten zu enthüllen. Empörend war der Anblick so mancher reichen Juden, die in der niederträchtigsten Weise von den Räubern einige Schonung, einige Milderung der Aussagen erbettelten oder erkauften, während von der andern Seite Hessel durch irgend eine hämische Bemerkung alle Wirkung solcher Umtriebe vereitelte.

Stark sich wähnend in seiner vermeintlichen Kenntniß der Gesetze, wie er denn in den unmittelbar den Verhandlungen vorhergehenden Tagen den Organismus der Specialhöfe studirte, hatte er keine Ahnung von dem ihn erwartenden Geschick, als der in Frankenthal verübte Diebstahl zur Sprache kam, namentlich der Umstand, daß die Räuber sich dazu vorbereiteten, indem sie das zur Aufnahme von Gartengeräthschaften eingerichtete Häuschen zerstörten und Thüre und Balken zum Einsteigen, zu dem eigentlichen Einbruch benutzten. Man sollte meinen, sie seien mit Blindheit geschlagen gewesen, als sie diesen entscheidenden Umstand übersahen, welchen Streitmatter, eine Frage des Präsidenten beantwortend, in dem vollsten Lichte darstellte. Er

selbst, versicherte er, habe die Trümmer der Thüre fortgetragen, indem Hessel dafür zu faul gewesen.

Als das Urtheil zu verkündigen, wurden alle Weibspersonen aus dem Saale entfernt, ihrer Schwachheit zu verschonen, irgend eine tragische oder wenigstens unangenehme Scene zu vermeiden, und es stellte sich, in grausiger Stille, neben jeden der verurtheilten Verbrecher ein Soldat mit gezücktem Säbel, aber auch jetzt in diesem viele Zuhörer so mächtig ergreifenden Augenblick, blieb Hessel seinem arroganten Wesen getreu, und fortwährend ermunterte er durch Zeichen und Winken den bedächtigern Streitmatter, zumal der Gerichtshof absichtlich zwischen dem ersten und seinem eigenen Todesurtheil mehre Erkenntnisse, auf Kettenstrafe lautend, ablesen lassen. Kaum aber ertönte in seinen Ohren der Ausdruck zum Tod, verließen ihn mit einmal die Kräfte und die bisherige Jactanz. Vernichtet gleichsam, verließ er schwankend den Saal, und über dem Gang zum Gefängniß, auf offener Straße, fiel er in Ohnmacht. Die ganze Nacht brachte er in Wuthausbrüchen, in Verwünschungen zu; zwanzigmal versuchte er es, den Tod sich zu geben, ohne doch dafür die nöthige Stärke zu finden, wie es denn überhaupt wahrscheinlich, daß er niemals im Ernste an Selbstmord dachte; dann verlangte er einen Rabbiner, weil er in der jüdischen Religion zu sterben begehre, und erst am folgenden Tage ist es ihm, und das noch höchst unvollkommen, gelungen, für seine bevorstehende Hinrichtung, einen Schein wenigstens der vormaligen Arroganz wiederzufinden. Unaufhörlich wiederholte er den Eidschwur, daß er, im Falle es ein anderes Leben gebe, in der nächsten Nacht wiederkommen werde, den Instructionsrichter zu peinigen; er sprach von dem Naturgesetz, welchem gemäß er gelebt habe, sterben wolle: er vertiefte sich in tolle Abhandlungen über Fatalität und Prädestination, und verlor ganz und gar den Gebrauch der Stimme, als er zum Tode abgeführt werden sollte. Besinnungslos, kaum zu athmen fähig, wurde er zum Blutgerüst hinangeschoben.

Hessel und seine Bande befolgten in ihren Räubereien ein von der Praxis von Schinderhannes und Fetzer durchaus abweichendes System. Nur im äußersten Nothfall zu offener Gewalt



schreitend, enthielten sie sich so viel möglich aller Diebereien in den Städten, wo ihnen der Aufenthalt verstattet. Hessel äußerte einstens, wenn durch Fremde ein Diebstahl verübt worden sei in einer Stadt, die vermöge ihrer Lage und sonstiger Beziehungen als ein Stützpunkt für seine Gesellen zu betrachten, und deren sie daher sorgfältig verschonten, dann habe die ganze Bande sich auf die Beine gemacht, um die Eindringlinge zu entlarven: „wir würden sie verklagt, niedergemacht haben, wenn das möglich, so wichtig war es uns, jeden Verdacht von unserm Schlupfwinkel abzuwenden."

Eine Thätigkeit anderer Art entfaltete die Bande in entlegenen Städten. Ihre Mitglieder, theilweise Leute von Erziehung, die mit mancherlei Wissen die Kenntniß mehrer Sprachen verbanden, machten häufig die glänzendsten Geschäfte, von deren Ertrag sie wohl ein sorgenfreies, anständiges Leben hätten führen mögen. Hessel, oder wie er damals sich nannte, Cornely, erhielt auf seinen Antheil von dem unweit Ansbach, bei dem Geheimrath von Knebel vollführten Diebstahl 500 Louisd'or. Häufig ließen sie das Silber liegen, weil sie im Golde schwammen, wie weiland von sich rühmte Hr. Lamartine, der Dichter und Staatsmann, von dem man bis zum J. 1848 behauptete, daß die Zukunft Frankreichs in seinen Händen liege. Aber alle diese Reichthümer vergeudeten sie in Gesellschaft der ihnen folgenden Buhlerinen, oder im Spiel, wo mancher von ihnen wohl hundert und mehr Goldstücke einzusetzen gewohnt. Häufig stahlen sie nicht sowohl aus Noth, als vielmehr aus Liebhaberei oder getrieben durch einen eigenthümlichen Stolz.

In solchen Glücksperioden ließ Hessels Concubine sich an einem Badeort, oder in einer kleinern Stadt nieder, wo der Räuber sie in einem anständigen Hause, vorzugsweise bei Leuten, die mit den Polizeibeamten verkehrten, unterzubringen pflegte. Er selbst, als ein Juwelier oder Handelsmann aus Paris oder Lyon sich gebend, kam von Zeit zu Zeit, elegant gekleidet, mit werthvollen Ringen und Repetieruhren ausgestattet, sich von der Gesundheit seiner Frau Gemahlin zu überzeugen. Ein andermal, die Haltung eines reichen Abenteurers annehmend, besuchte er die

Theater, stets eine Rangloge einnehmend, überhaupt den Orten einkehrend, wo die elegante vornehme Welt sich einzufinden gewohnt, dann wieder, Namen und Aufzug wechselnd, reisete er nach einer entlegenen Gegend, irgend eine Expedition vorzunehmen. Mitunter mag auf ihn, auf einen oder den andern seiner Genossen der Gedanken, die gefährliche Bahn zu verlassen, gekommen sein, niemals aber ist dieser Gedanken Wahrheit geworden. Nur unterblieben seit 1804 die Grausamkeiten der frühern Zeit, wohl schwerlich in Gefolge eines siegenden bessern Princips, sondern lediglich, weil bei den Angriffen auf öffentliche Cassen mehr, als in Mühlen oder einzelnen Höfen, wo die Beute höchstens einige hundert Gulden betrug, zu finden, und weil der französische Coder ein Verbrechen, auf plattem Lande verübt, mit dem Tode bestraft, während der Diebstahl in Städten einzig zu den Galeeren führt. Die fürchten aber die Diebe im Geringsten nicht, da ihnen wohl bekannt, daß dort nichts leichter als die Flucht. Wenn also der Rennbaum nicht mehr angewendet wurde, die Thüren zu brechen, so war das lediglich dem Bewußtsein zuzuschreiben, daß kein Schloß dem Meister in der Kunst widerstehen, daß es ihm ein Leichtes sein würde, aller Orten sich einzuschleichen. Von nun an war es nicht mehr nöthig, die Hausbewohner zu peinigen, auf daß sie das verborgene Geld offenbarten, ungleich reichlicher ergab sich die Beute aus den Staatscassen.

Daß Stehlen zur Liebhaberei werden kann, ließ sich vielfach in Hessels Aussagen erkennen. Wie vorsichtig er überhaupt in seinen Geständnissen, wie häufig er einem Anfall von Melancholie erlag, so war es doch kein seltener Fall, daß er sich plötzlich ermannte, um in Begeisterung von seinen Thaten zu reden; wenn der Instructionsrichter durch so viele Kühnheit überrascht schien, oder einige Zweifel um die Glaubwürdigkeit des Erzählers äußerte, dann vergaß dieser seiner Bande, seiner trostlosen Lage, um in der Schilderung vormaliger Großthaten den höchsten Genuß zu finden. Manche wichtige Entdeckung, auf die man seit langer Zeit und vergeblich gehofft hatte, wurde in solchen Momenten gemacht, dergleichen z. B. die Erklärung eines Fluchtversuches aus dem Gefängnisse zu Cöln, zu welcher

mit allem seinem Geschick Keil niemals hatte gelangen können. Der Kerkermeister, wachsam und zuverlässig, so erzählt Hessel, hatte die vorsichtige Gewohnheit, dem Gefangnen sein Brod in kleine Stücke zerschnitten zu reichen. Minder argwöhnisch geworden in dem Laufe der Zeit, begnügte er sich, das Brod in der Mitte durchzubrechen. Das gewahrend, schrieb Hessel mit einem Strohhalm, sein Blut als Dinte gebrauchend, bei dem Licht, so die angezündete Pfeife gewährte, einige Worte, die glücklich ihre Bestimmung erreichten. Statt der Antwort fand er unter der Kruste seines Brodes eine Feile. Er unterzog sich einer Arbeit, vergleichbar jener des berühmten Trenck, den zwar die histoire des prisons de Paris qualificirt, »sale, ignorant, *menteur*,« schon war er in den zum Hof führenden Gang gelangt, er schickte sich an die Mauer zu ersteigen, da kam er zu gleiten, zu Fall, er stürzte gegen des Kerkermeisters Fenster, und wurde in seinen Kerker zurückgebracht. In ähnlicher Weise ließ er sich verleiten, die oben mitgetheilte Erzählung von seiner Flucht aus Uerdingen zu geben. Seine Kunstfertigkeit zu bewähren, öffnete er zu Mainz mittels eines Stückchens Bindfaden und eines Holzspahns die feste innere Thüre seines Kerkers, zugleich sich vermessend, daß er mit Hülfe eines starken Nagels aller Ketten, die man ihm nur anlegen werde, sich entledigen wolle. Er hatte, gleichwie Fetzer, mit seltener Beharrlichkeit die Kunst, Schlösser zu öffnen, studirt, wohl ganze Tage ununterbrochen damit zugebracht. Gleichwohl beschied er sich, nur ein Schüler zu sein im Vergleich zu dem Bandenführer Johann Müller, oder, wie er im Gefängniß zu Lunéville sich nannte, Jacob Mayer, der, nach Hessels Ausdruck, mit seinem Hauch ein Schloß zu öffnen vermögend. Es ist das derselbe Johann Müller, genannt Daumen, dessen häufig als eines Theilnehmers bei Fetzers und Hessels waglichsten Unternehmungen gedacht worden.

Für gute Behandlung zeigte Hessel sich dankbar. Zu Wesel hatte er, nach seiner Versicherung, hundert Stockschläge empfangen, ohne durch einen Laut sich zu verrathen, zu Mainz bestand er nicht gegen die ihm gewordene Vergünstigung, ein einzigesmal die Geliebte zu sehen, gegen die Verheißung, daß

man ihr eine Spazierfahrt zu Wagen erlauben werde, gegen eine Pfeife guten Tabak, gegen ein Glas Wein, das freundlich und zu guter Stunde ihm angeboten wurde. Zu Allem war er zu bringen, durch die Bewilligung, zum öftern seine Beischläferin zu sehen. Gleichwie Streitmatter, glaubte er sich durch das Schicksal seiner Lebensweise zugeführt, in der Art, daß er niemals von ihr sich loszusagen vermöchte. Mit Erstaunen lieset man in der Beiden aufgefangenen Briefen von den religiösen Gefühlen, von der Salbung, womit sie in ihrem Elend auf den Beistand der Vorsehung rechnen, ohne doch jemals einen Anflug von Reue zu verrathen, ohne auch nur den schwächsten Schein einer Bekehrung annehmen zu wollen. Gegen den Instructionsrichter äußerte Damian: „Wir sind nothwendig. Gott gibt uns das Dasein, schickt uns in die Welt, auf daß wir die Geizigen, die ungerechten Reichen bestrafen: wir gestalten uns zu einer von Gott ausgehenden Plage. Wozu sollten auch die Richter dienen, wenn wir nicht wären?" Hessels Charakter sprach sich getreulich aus in seiner falschen hämischen Miene. Er hielt auf sein Aeußeres, erschien häufig frisirt, die Haare in einen Zopf gewunden, schrieb ganz artig, verrieth aber in jedem Worte die westphälische Heimath.

Einen dem Schicksalsgenossen durchaus unähnlichen Charakter bietet Franz Joseph Streitmatter, häufiger vorkommend unter den Namen Frey, Schweizer Müller, Böbicker Müller, Weiler endlich. Leider sind von ihm der Thatsachen nur wenig zu erzählen, da er, schweigsam und zurückhaltend von Art, nur in den letzten Augenblicken, wo seines Gemüthes Unbeweglichkeit erschüttert schien, zu Mittheilungen an den Instructionsrichter und den Präsidenten sich bequemte. Franz Joseph Streitmatter war der Sohn eines reichen Müllers zu Böbikon bei Zurzach, und zählte etwan 36 Jahre, als er zu Mainz gerichtet wurde. Alle seine Gefährten schilderten ihn als einen Mann von seltener Schönheit, und daß er solches noch vor wenigen Jahren gewesen, deß hatten die schreckliche Lebensart, der vielfältige Aufenthalt in Gefängnissen, schwere Krankheiten, Ausschweifungen aller Art, die Spuren nicht vollständig verwischt. Eine offene Physio-



nomie verrieth Festigkeit, Würde sogar, wiewohl das verstörte Auge, vor der Zeit eingetretene Runzeln ein durch Gewissensbisse beunruhigtes Gemüth andeuteten.

In dem Alter von 16 Jahren, nach seiner Angabe, verheurathet, verlebte er wahrhaftige Wonnemonate in dem Beginn seines Ehestandes, für welchen ein Klostergeistlicher gewissermaßen sein Brautwerber geworden. Bald aber nahm ein Buch, durch geheimnißvolle Siegel verschlossen, das er entweder von jenem Mönch, oder durch Erbschaft erhielt, des jungen Ehemannes Phantasie dermaßen in Anspruch, daß er nicht umhin konnte, dem unter jenen Siegeln verborgenen Geheimniß einzudringen. Er öffnete das Buch, es wird Fausts Höllenzwang, oder das Christophels Gebet, oder die Clavicula Salomonis gewesen sein, eine jener Schriften, welche in barbarischem, reichlich mit lateinischen Phrasen gewürzten Styl, gründlichen Unterricht ertheilen, wie die Geister zu beschwören, verborgene Schätze zu heben, der Stein der Weisen zu bereiten, die Mysterien des Himmels und der Hölle zu erforschen. In dem festen Glauben an Geister, Hexenmeister, Zauberer aufgewachsen, ließ Streitmatter sich verführen durch den Gedanken, dereinst der Geisterwelt zu gebieten, die Schätze der Welt sich anzueignen, und er studirte unverdrossen in dem Buche, das zumal durch die lateinischen Floskeln ihm empfohlen.

Als unerläßliche Bedingungen für den Verkehr mit höhern Wesen waren darin geboten die Beobachtung der Gestirne in der Mitternacht, absonderliche Gebete, herzusagen in dem Augenblick, wo die Thurmuhr diese Stunde ankündigen würde, tiefes Schweigen gegen Jedermann, vollständiger Verzicht auf die Freuden der Liebe. In seiner Aufregung unterzog sich Streitmatter willig jenen Anforderungen, er versagte sich jedes Vergnügen, vernachlässigte seine Geschäfte, und noch mehr die junge hübsche Frau, als welche nicht verfehlte, die Kälte und das hartnäckige Schweigen ihres Mannes, besonders aber die nächtlichen Wanderungen Gründen zuzuschreiben, in denen eine Beleidigung zu erkennen, sie geneigt sein konnte.

Ein wahrer verständiger Freund hätte durch seine Rathschläge mit leichter Mühe dem Fortgang des Uebels wehren können,

er fand sich nicht, dieser Freund, statt seiner vielmehr ein Nachbar, dessen Gehirn nicht weniger angegriffen, als jenes des jungen Mannes, dem er in seinen cabalistischen Nachtwachen getreulich zur Seite stand. Die junge Frau begann zu schmollen, wurde allgemach kälter, zürnte mit dem Mann wegen seiner geheimnißvollen Gänge und wegen der sie begleitenden bedeutenden Ausgaben, und suchte letzlich Rath und Trost bei demjenigen, dessen Werk gewissermaßen die Heurath gewesen, und von dessen Beistand sie jezt die Herstellung des Hausfriedens hoffte.

Sei es Geistesschwachheit, sei es überlegte Bosheit ab Seiten des Mönches, die vielleicht um so eher anzunehmen, da es aus mehren Umständen sich zu ergeben scheint, daß er nicht völlig schuldlos bei Streitmatters Leidenschaft für Magie, er äußerte, statt als verständiger Mann der Quelle des Uebels nachzuforschen: „Kabalistik und böse Leute seien die Ursachen von all der Unordnung, das Ehebett sei behext und müsse exorcirt werden. Er sei bereit zu kommen, sobald die nächtlichen Wanderungen sich erneuern würden, um durch frommes Gebet den Zauber zu lösen, die Kraft der bösen Geister zu brechen."

Von dem Augenblick an bemächtigte sich Asmodi, der schlimmste aller Unholde, der friedlichen Hütte. Der Mönch segnete das Ehebett, aber sein Gebet wurde dem jungen Paare zum Fluch. Streitmatter war noch nicht durch Erfahrung zum Mißtrauen geführt, noch zu fremd in den Geheimnissen der Bosheit, zu sehr von Ehrfurcht erfüllt für des Mittlers Kleid, als daß er hätte ahnen können, in kurzem würde er nicht mehr sich allein die Störung seines häuslichen Glückes vorzuwerfen haben. In spätern Jahren erst lernte er begreifen, was hier nur angedeutet.

Streitmatter, der zu Hause weder Ruhe noch Vergnügen zu finden wußte, suchte sie in der Schenke, indeß seine Frau in steigender Unzufriedenheit mit ihrem Manne, seine Ausgaben überwachte, den Geldschlüssel an sich nahm. Er fand aber in dem Juden Wolf Dreyfuß von Emlingen einen willigen Helfer in seinen Nöthen. Der borgte dem bedrängten Manne, so oft er es nur wünschte, fünfzig auch hundert Gulden, wofür er sich nur den doppelten Werth verschreiben ließ, er verwickelte auch

den unvorsichtigen Freund in mißliche Lieferungsgeschäfte für den Bedarf der östreichischen und russischen Armee, wovon zuletzt aller Vortheil dem Juden fiel, der Schaden dem Compagnon blieb. Die Eheleute trennten sich für immer, und die verlassene Frau war nur mehr bedacht, so viel möglich von ihrem, von ihrer Kinder Eigenthum zu retten. Dafür aber fand sie einen fürchterlichen Gegner in dem weiland so gefälligen Hebräer, der mit einemmal der ungeduldigste, unbarmherzigste Gläubiger geworden. Er forderte zu seinem Beistand alle Künste der Chicane, Richter und Advokaten arbeiteten in seinem Sinne, und Streitmatters gesamtes Eigenthum wurde ihm zur Beute, jener ein Bettler, wie das durch der Polizeibehörde von Aarau amtliches Zeugniß vom 23. April 1810 nachgewiesen. Darin heißt es ausdrücklich, Streitmatter sei auf das Schändlichste durch Juden ausgeplündert, um seine ganze Habe beinahe gebracht worden. Der Verzweiflung überlassen, die Wuth im Herzen, verließ er sein friedliches Dach, und in Gefolge verkehrter Ansichten von der Bestimmung des Menschen und von dem Naturrecht, die selbst in den letzten Augenblicken nicht gänzlich von ihm wichen, wähnte er sich von nun an berechtigt, dasjenige, so ungerechter Weise ihm entzogen worden, von Freund und Feind zurückzufordern. Er ließ als Spion sich gebrauchen; und weil die Versprechungen, durch welche er für ein Wagestück sich gewinnen lassen, unerfüllt blieben, wurde er Dieb und Räuber. In Zurzach zum erstenmal gefänglich eingezogen, brach er dem Kerker aus; wiederum saß er zu Schaffhausen, von dannen er durch ein Wunder von Gewandtheit und Kühnheit entwischte; abermals festgehalten, leicht verwundet durch einen Flintenschuß, den ihm der Amtmann vom Hauenstein nachschickte, wurde er nach Aarau geliefert, wo das festeste Verließ ihn aufnahm, ohne ihn doch verwahren zu können. In unglaublicher Verwegenheit bewerkstelligte er seine Flucht, und jeden Tag bezeichnete er durch Diebstahl, Raub, Sacrileg, die Nächte durch Angriffe auf Mühlen und einzelne Höfe: sein Namen wurde der Schrecken der weiten Landschaft. Man gab ihm sogar die Schuld an dem Mord eines Müllers, im J. 1800, und an dem Brand der Mühle zu Böbikon, die seines Vaters Eigenthum gewesen.

„Diese beiden Anschuldigungen hat er jedoch stets auf das entschiedenste zurückgewiesen, und ich kann mich kaum entschließen, in Bezug auf diesen Punkt, mein Zutrauen für Streitmatters Wort aufzugeben. Wenigstens ist es beinahe erwiesen, daß er, nach Frankreich verschlagen, das Oberhaupt einer neuen Schule von Dieben geworden, die niemals Gewaltthätigkeiten verüben, und daß er stets mit Verachtung, mit einer Art von Abscheu von allen sprach, welche in der Ausübung ihres Gewerbes persönliche Mißhandlungen, die Anwendung des Knebels sich erlauben, oder gar morden." Dagegen war keiner in Geschick, in List, in Geistesgegenwart ihm vergleichbar. Kein Schloß, das ihm fest genug, keine Bude, die sorgfältig genug bewacht; der geschickteste Schlosser hätte von ihm lernen können. Einstens zur Haft gebracht und geschlossen, entledigte er sich seiner Ketten, deren Ringe er zugleich so künstlich in einander zu verschlingen wußte, daß das schärfste Auge den Bruch nicht entdeckt haben sollte. Augenblicklich die Flucht anzutreten, ergab sich als eine Unmöglichkeit, es mußten einige Tage abgewartet werden. Eben war er reisefertig, und ein Zufall verrieth sein Geheimniß; stärkere Ketten, welche zu exorciren man einen Capuziner herbeirief, wurden ihm angelegt, und bei jedem folgenden Verhöre ließ der Richter ihn auf einen Teppich treten, in der Besorgniß, der Hexenmeister, den Boden berührend, möge ihm entführt werden.

Zu Mainz in einem sichern Gefängniß, hinter starken Schlössern geborgen, war der Dieb sowohl in Ansehung seiner Person, als seiner Kleider, der Gegenstand der sorgfältigsten Visitationen geworden: Instructionsrichter und Polizeibeamte wetteiferten in der Sorgfalt für die Bewahrung eines Gefangenen von solcher Wichtigkeit, mengten sogar in dem Heckselhaufen, welcher seine Lagerstätte: und doch gelang es ihm, aus einigen rostigen Nägeln, durch den Zufall ihm überliefert, eine Säge zu fertigen, die er mit einem Faden an der Außenwand seines Kerkers befestigte, so daß sie den strengsten Nachforschungen unsichtbar bleiben mußte. Der Zufall allein hat das Geheimniß verrathen, ansonsten leichtlich eine abermalige Befreiung bevorstehen konnte. Streitmatter hat auch, aller Vorsicht und den

ungewöhnlichen, um seinetwillen angeordneten Sicherheitsmaßregeln zu Trotz, die ganze Dauer seiner Gefangenschaft einige Goldstücke zu seiner Disposition gehabt, der Himmel weiß, in welcher Ecke, in welche Ritze er sie versteckte. Dergleichen Operationen vorzubeugen, hatte man unmittelbar nach seiner Ankunft ein Klystier ihm gegeben, dessen Wirkung wußte er aber zu hintertreiben, indem er die ganze Ladung in die Strümpfe gehen ließ: die hatte man versäumt ihm auszuziehen. Aus einem Dutzend und mehr der stärksten Gefängnisse war er entkommen, stets in der sinnreichsten und verwegensten Weise, und bis zu seinem letzten Augenblick hat kein Richter ihm ein Geständniß abgepresset oder abgelockt.

Das kühnste Stückchen ist vielleicht der Raub zu Longwy, in der Nacht vom 19—20. Dec. 1805 bei dem Goldschmied Fauconnier verübt. Die Räuber erstiegen, hierzu aneinander gebundene Leitern und Pfähle benutzend, den senkrecht sich erhebenden Wall, und das Angesichts beinahe einer kaum 10 Schritte entfernten Schildwache. Solche Unternehmungen waren ganz eigentlich Streitmatters Element, und nie haben ihm dabei Scharfsinn und Geistesgegenwart versagt. Stets der thätigste in der Handlung, überließ er den Genossen das Einpacken und Fortschleppen der Beute, bei deren Vertheilung er darum häufig zu Schaden kam. War er bei Gelde, so hatten dessen auch seine Spießgesellen: genußsüchtig, verschwendete oder vertheilte er, was ihm zugefallen. Niemals vergaß er eines Dienstes, der in schwieriger Lage ihm geleistet worden. Aber das schnell auf gefahrvollen Wegen gewonnene Gold verschleuderte er eben so schnell in den Bädern, in Spiel-, Freuden- und Wirthshäusern.

Von Aarau entkommen, verwundet und für seinen Unterhalt auf ein Stücklein Brod und einige Brombeeren angewiesen, trieb er sich drei Tage lang in einem elenden Nachen, Seelenverkäufer, auf der Aar, zwischen Klippen und Untiefen herum. Zu Genf in Gesellschaft von Eisig Brunschwig und Schönmayer Moyses eingesperrt, wurden ihm von Juden aus Carouge 25 Goldstücke, Feilen und Uhrfedern zugesteckt, und den sorgfältigsten Nachforschungen blieb dieser Schatz verborgen. Die drei Diebe wurden

zur Ausstellung am Pranger und zu den Galeeren verurtheilt, und während sie den Blicken der Gaffer ausgesetzt, trug jeder von ihnen eine Chlamony im After. Als man ihnen für den Transport nach Lyon, nach der See die Ketten anlegte, erhoben sie ein Freudengeschrei: „in einigen Wochen," vermaßen sie sich, „werden wir uns auf der Frankfurter Messe wiedersehen!" Den ihm beigegebenen Gendarmen versicherte Streitmatter, der ein Dutzend und mehr Uhrfedern in den Näthen seines Hemdes verborgen trug, er werde vor dem dritten Nachtlager in Freiheit sich befinden, und sein Wort hat er gelöset. Unterwegs in einer Höhle eingesperrt, waren die drei Diebe bereits der Eisen ledig; in voller Thätigkeit dem Verwahr auszubrechen, wurden sie betroffen. Man nahm ihnen einen Theil ihres Goldes und ihrer Instrumente, das Wichtigere blieb bei ihnen stecken. Der zweite Versuch fiel glücklicher aus, nur daß Eisig Brunschwig in dem gewagten Sprunge dermaßen sich verletzte, daß er den Gefährten zu folgen unfähig. Streitmatter lud ihn seinen Schultern auf, und die drei Diebe, durch die Angst geblendet, des Weges unkundig, durchirrten drei Tage und drei Nächte lang ein und dasselbe Labyrinth von Gebirg und Wald, bis sie der Stelle, wo sie ihre Flucht begonnen, wieder ganz nahe. Hunger und Durst nöthigten sie einem Dorfe einzukehren, die Bauern aber, die bereits aufgeboten worden, die Entsprungenen wieder einzufangen, setzten ihnen nach, statt Hülfe zu leisten. Durch die Angst beflügelt, entkamen sie auch diesmal, nur daß sie den verwundeten Brunschwig hinter einer Hecke zurücklassen mußten. Die beiden andern Flüchtlinge trennten sich ebenfalls. Nach Mainz gelangt, fand Streitmatter seine Unglücksgefährten wieder; gleich ihm waren sie glücklich entronnen.

Zweimal hatte er sich entschlossen, das unselige Gewerbe aufzugeben, und jedesmal gerieth er durch ein Ungefähr in neue Verwicklungen. Das erstemal schnitt ein Zigeuner ihm die Gurt ab, worin hundert Louisd'or eingeschlossen; das zweitemal, wie er in Frankreich in einer Fabrik Unterkommen zu suchen Willens, führte ihn ein böser Dämon in ein Wirthshaus an der Straße, wo das schlimme Wetter ihn festhielt. Hier traf er den famosen

Bandenführer Müller mit seiner Concubine: die gewannen ihm alles ab, was er bei sich trug, tranken ihm zu, daß er sich berauschte, und verleiteten ihn endlich zu einem neuen Diebstahl.

Bei dem Angriff auf die Briefpost zu Mainz wurde Schönmayer Moyses durch eine Flintenkugel am Kopfe verwundet, Hessel und Itzig Kugler ließen den Kameraden im Stich, nicht also Streitmatter. Er war schon um die Ecke, kehrte aber rasch um, gleichgültig für den Tumult, welchen das Entladen einer Flinte in der volkreichen Großen Bleiche veranlassen mußte, nahm den Verwundeten auf die Schultern, und brachte ihn vorläufig in Sicherheit, obgleich Gendarmen und Polizeisergeanten die Blutspur bis zu dem Hause, wo die Diebe gehegt, verfolgten.

Vergeblich wurden gegen Streitmatter die Künste angewendet, mittels deren der listige Hessel als ein Thor sich fangen lassen. Er prahlte nicht, erzählte niemals, unterhielt keine Correspondenz. Ein Liebhaber starker Getränke und feiner Speisen, bezeigte er gleichwohl für dieses Verführungsmittel die vollkommenste Gleichgültigkeit. Ihn beschäftigte ausschließlich der Gedanken an Flucht, und den auszuführen, durchbrach er die Mauer des Holzthor-Thurms, eines der festesten Gefängnisse der Stadt, er drehte aus Stücken seines Bettzeuges ein Seil, und ließ sich an diesem schwachen Faden von der grausigen Höhe, 80—100 Fuß, herab. Die Wache eilte herbei, ihre Kugeln sauseten ihm um die Ohren, er sollte aber schwerlich sein Unternehmen aufgegeben haben, ohne das Jammergeschrei des Juden Moises Elsef, der dabei verwundet worden. Uebermannt, ließ er sich ruhig nieder auf den nächsten Stein, mit den Worten: „ein andermal.“ Der Kerkermeister hatte vier oder fünf Louisd'or in Händen, die bestimmt für Streitmatter bessere Kost anzuschaffen. Deß erste Frage war, ob für das durch ihn beschädigte Bett der Kerkermeister Ersatz zu hoffen habe? Das wurde verneint, und der sinnliche Bursche, dem geistige Getränke zum Bedürfniß geworden, begnügte sich von dem an mit der gewöhnlichen Kost der Gefangenen, damit der Rest seines Geldes als Schadenersatz dem Kerkermeister verbleibe.

Von Unwillen und Zorn erfüllt, „daß aus dem elenden Gefängniß nicht zu entkommen, während er doch in Frankreich

und in der Schweiz den stärksten Verließen ausgebrochen war," gab sich doch endlich Streitmatter verloren, und er machte den Anfang mit dem Bekenntniß einiger ihn belastenden Thatsachen, es währte indessen lange, bevor er dahin zu bringen, daß er das unter vier Augen Geäußerte zu Protokoll gegeben hätte. Häufig äußerte er, diese oder jene Aeußerung sich vorwerfend, in ziemlich barscher Weise gegen den Instructionsrichter: „Ich will nicht mehr mit Ihnen plaudern, Ihre verwünschten Unterredungen brechen mir den Hals. Nimmermehr hätten Sie mir in dem gewöhnlichen Interrogatorium ein Wort abgepresset."

Endlich, einige Wochen vor dem Anfang der Debatten, ließ er sich doch bestimmen, hinsichtlich der von Hessel bekannten Unthaten die Wahrheit zu sagen, wenn er darum befragt wurde. Aber keine Verheißung, keine Betrachtung konnte bewirken, daß er den Zufluchtsort eines verfolgten Spießgesellen verrathen, oder eines Diebes, der von Hessel und Consorten noch nicht genannt worden, Erwähnung gethan hätte. „Dieser Mensch," sprach er, „kann sich noch bessern, ich will keinen ins Verderben bringen." Seiner selbst verschonte er nicht. Ein mit ihm confrontirter Dieb verrieth gegen ihn die äußerste Undankbarkeit, compromittirte ihn auf das rücksichtloseste; er wollte den Angeber während des Interrogatoriums nicht erkennen. Nur nachdem der Gerichtschreiber sich entfernt hatte, der Instructionsrichter allein bei ihm geblieben, äußerte er gegen diesen: „es ist der Bursche, den Sie meinen, da ich aber der einzige, der durch mein Zeugniß ihn belasten könnte, werde ich in keiner Weise mich dahin bringen lassen, dieses vor versammeltem Gericht zu thun. Man möchte ansonsten glauben, daß ich Rache suche, und meine Worte müssen nicht nur wahr, sie müssen auch über jeden Verdacht erhaben sein." Vor Gericht deponirend, nahm er niemals Rücksicht auf eine zu hoffende Milderung seiner Strafe. Während die Richter selbst noch keine Möglichkeit, über ihn das Todesurtheil zu verhängen, erblickten, war es ihm feste Ueberzeugung geworden, daß ein Mensch, gefährlich wie er, nothwendig zu beseitigen sei, ohne Zweifel ein Ergebniß seiner Ansichten von Fatalität, die ihm mit Hessel gemein.

„Oben habe ich mich zu der Ansicht bekannt, daß Streitmatter vollkommen unschuldig bei der in der Schweiz vorgekommenen Tödtung und Brandstiftung. Ich beharre in ihr, nicht weil er, alle in jenem Lande begangene Verbrechen bekennend, ruhig lächelte, wenn man ihn bedeutete, daß er, im Falle sein Urtheil nur auf Gefangenschaft lauten sollte, den Schweizern auszuliefern sein würde, sondern weil es unmöglich, daß ein Mensch, dessen Herz zum erstenmal, nach langen Jahren der Verhärtung, sich erschließt, in solcher Vollendung die Betonung der Wahrheit heucheln könnte, wie ich sie in Streitmatters Worten vernahm: Niemals haben meine Hände Blut vergossen; wenn ich ein Kind weinen, ein Hündchen anschlagen hörte, ließ ich sofort ab von den schönsten Unternehmungen, einzig in Betrachtung der Möglichkeit, daß ich durch unvorhergesehenen Widerstand vielleicht in die Nothwendigkeit versetzt werden könnte, einen Menschen zu opfern. Wunderlich wird es Ihnen sonder Zweifel erscheinen, wenn ein Dieb von Moral spricht, allein ich habe eine solche die mir eigen, das können Sie mir glauben, und wird mir ein wahrhaft beruhigendes Gefühl die Gewißheit, niemals eine Gewaltthat verübt, im Gegentheil deren viele abgewendet zu haben."

Es ist auch an dem, daß Streitmatter sich jedesmal bei dem Baldover um die geringfügigsten Einrichtungen des Hauses, dem sein Besuch zugedacht, erkundigte, damit er ja nicht in den Fall komme, einigem Widerstand zu begegnen. Ein geschickter Dieb, das äußerte er, muß wissen, wo die Leute schlafen, ob sie alt sind oder jung, denn die Alten erwachen leichtlich, häufig nach Mitternacht, während man junge Eheleute schon eine Stunde nach ihrem Schlafengehen ohne Gefahr besuchen kann.

Seinem Vorsatze unverbrüchlich getreu, begnügte er sich während der Sitzungen zu bestätigen, oder einfach zu verneinen, ohne irgend jemand zu belasten. Nur ungern, stets mit Schonung besprach er der Andern Unthaten, die seinigen bekannte er ohne Rückhalt. Keinen Augenblick überließ er sich eiteln Hoffnungen. „Ich weiß," dies seine Worte, „daß ich nur den Tod zu erwarten habe, oder Verbannung als eine Gnade; jede Gelindig-

keit würde dem Staate und mir gefährlich werden. Uebrigens denke man nicht, daß die bündigsten Versicherungen von Gnade mich verlocken könnten, ich werde ihrentwegen auch nicht ein einziges Wort hinzufügen oder zurückziehen."

Er bat um Nachsicht für seine Concubine, wünschte jedoch, daß man sie wenigstens ein Jahr lang einthürme, damit sie Zeit habe, ihren bisherigen Lebenswandel zu bedenken, und sich nicht aus Leichtsinn einem andern Uebelthäter hingebe. Der Gerichtshof nahm Rücksicht auf sein Gesuch.

Ergeben und gefaßt bei der Verkündigung des Urtheils, barg er nicht seine Mißbilligung der Leidenschaftlichkeit Hessels, stellte ihm vor, daß er, Streitmatter, keine Klage führe gegen den Ausspruch der Richter, obgleich er sich freiwisse von den Grausamkeiten, durch welche Hessels früheres Leben befleckt. Den geringen Eindruck dieser Worte gewahrend, sagte er zu dem Verzweifelnden in verächtlichem Mitleiden, „stehlen konntest du, sterben hast du nicht gelernt." Er aß ruhig zu Nacht, schlief ruhig, und ging mit heiterer Stirne zum Tode. Auch jetzt schien der Glauben an das Fatum ihn zu stärken. Er allein vergoß keine Thräne. Scheidend für die Ewigkeit von seiner Gefährtin, richtete er an sie die zärtlichsten, die rührendsten Ermahnungen. Auf dem Blutgerüst erklärte er nochmals mit fester Stimme, „er habe den Tod verdient, aber seine Hände seien von dem Blute seiner Mitmenschen rein, für das Verbrechen sei er nicht geboren gewesen." Man darf ihm das glauben, und wenn Hessel einzig Abscheu, Verachtung weckt, wird der Richter, durch welchen Streitmatter dem Tode überwiesen, nicht erröthen, ihm eine Thräne zu weihen, und daneben bedauern, daß so viele Geistesgegenwart und Kühnheit, die seltene Todesverachtung und Charakterfestigkeit nicht zu bessern Zwecken verwendet werden sollten.

Bemerkenswerth ist, daß auf der zwei ausgezeichneten Diebe Geschick ein Jude den entscheidenden Einfluß zu üben bestimmt, mit dem Unterschiede nur, daß Hessel den Juden mißhandelte, Streitmatter von ihm mißhandelt wurde. Uebrigens lebten und bewegten beide sich fortwährend in der Gesellschaft von Juden, und war Streitmatters Concubine eine Jüdin. Das Kind, so sie

ihm geboren, empfing mit seiner Einwilligung die Beschneidung. Nachdem das Urtheil zu Vollzug gebracht, hat man mit Gewißheit erfahren, daß die Räuber, absonderlich die Juden mit den tollsten und lächerlichsten, zugleich auch empörendsten Entwürfen, ihre Flucht möglich zu machen, sich beschäftigten, daß sie des Willens gewesen, den Kerkermeister zu ermorden, die Stadt in Brand zu stecken, die Pulvermagazine zu sprengen, und daß Streitmatter, bei all seiner scheinbaren Milde, diesen Eingebungen einer teuflischen Bosheit beipflichtete.

Das zu Mainz am 29. Sept. 1810 ergangene Competenzurtheil handelt von 129 Individuen, deren 79 gegenwärtig. Nur 10 Christen befanden sich unter den 129 Verbrechern. In allem ist die Rede von 141 Diebstählen. Todesstrafe wurde verhängt über Damian Hessel, Franz Joseph Streitmatter und Schmaye Nathan, von wegen eines mit Einbruch bewerkstelligten Diebstahls in einer ländlichen Wohnung (Gesetz vom 18. Pluviose IX.). Den beiden letzten wurde der Buchstabe des Gesetzes applicirt, der Einbruch einer ländlichen Wohnung außerhalb der Stadt Frankenthal, deren Thüre sie wegschleppten, betrachtet als vol avec effraction extérieure dans un bâtiment de campagne. Vierundzwanzigjährige Kettenstrafe wurde vier Individuen zuerkannt; drei andere, darunter Michel Dettweiler, genannt der Herzog vom Oberrhein, erhielten 18 Jahre, 14 Individuen 16 Jahre. Mit 12 Jahren kam Jacob Abraham genannt Jokofge weg. Achtjährige Kettenstrafe verwirkten 12 Individuen, darunter der einzige Christ Pierre-Louis Prévôt, die übrigen, minder nicht die folgenden, waren meist wohlhabende Juden, die sich als Hehler gebrauchen lassen. Sie mußten dabei sehr bedeutende Summen an die Bestohlnen entrichten. Zu zwei Jahren Gefängniß wurden verurtheilt 8, zu einem Jahr drei Individuen, darunter Streitmatters Concubine, die Jüdin Justina oder Tina Schwab. Als die Verführte, zum Bösen Herangezogene wurde Tina ungleich gnädiger behandelt, denn Hessels Concubine, die sich in ihrer ganzen Verderbtheit gezeigt hatte. Zwei Männern wurden drei Monate Gefängniß zuerkannt, ein dritter, dann Jette Willstedt, geborne Lieberich büßten mit einem Monat. Uri

Schwab saß nur 4 Tage im Gefängniß. Vier Individuen, darunter die Sarah Levy, wurden als Vagabunden über die Grenze gebracht, 11 andere freigesprochen. Dagegen wurden zu 16jähriger Kerkerstrafe verurtheilt fünf Weibspersonen, namentlich Hessels Concubine, Elisabeth Michel, und des flüchtig gewordenen Bandenführers, Jacob Mayer genannt Müller Frau Margaretha Mayer, geborne Rinck. Die ganze Bande, 79 Köpfe, je zwei und zwei an den Händen gefesselt, alle hintereinander an eine einzige lange Kette geschlossen, wurde jedesmal auf dem Wege zu dem Sitzungssaal, außer den Gendarmen, durch ein vollzähliges Bataillon Infanterie escortirt.

In dem nämlichen Monat October 1810 stand eine zweite Bande, wandernde Fayencekrämer und dergleichen, 42 an Zahl, zu Mainz vor Gericht, und wurden deren zwei zum Tode, 33 zur Kettenstrafe verurtheilt. Vorher schon waren 150 Vagabunden über die Grenze geschafft worden, daß in allem das linke Rheinufer von wohl 300 Missethätern befreiet worden. Von den zahlreichen Landstreichern, zu deren Verhaftung die gegen Hessel geführte Untersuchung Veranlassung gab, kommt in Originalität keiner dem Juden gleich, der mit dem alten Weisen in Wahrheit sagen mochte: omnia mecum porto. Ein Sack, mit Moos gefüllt, bildete seine einzige Habe, verschaffte ihm seit 15 Jahren den Unterhalt. Den Sack auf dem Rücken, durchwanderte er die halbe Welt. In jedem Nachtlager hatte er ihn neben dem Bette stehen, und während der Nacht trennte er von Matrazze und Kissen die Näthe auf, um die Pferdshaare oder Federn herauszunehmen, und in seinem Sack zu verbergen, während er das im Bett entstandene Deficit mit Moos ausfüllte, und demnächst die Näthe sauber wieder herstellte, daß folglich eine Entdeckung des Diebstahls beinahe unmöglich.

Eine Uebersicht der verschiedenen Banden, wie sie seit dem J. 1785 vorkommen, wird den Beweis erbringen, daß es keineswegs der Krieg allein, wie man doch gewöhnlich annimmt, welcher dergleichen Erscheinungen hervorrief. Die Gaunerliste des Würtembergischen Amtes Neustadt von 1788 beschreibt 45 Individuen. Die Bande des am 5. Aug. 1788 bei dem von Dwischen Ober=

vogteiamt in Felldorf zum Tod verurtheilten Johann Reinhard, vulgo Zigeuner-Meizele, ist nicht verzeichnet, da er selbst aber 79 Verbrechen bekannt hat, kann man einigermaßen auf ihren Umfang schließen. Das Würtembergische Oberamt Sulz beschreibt 347 Gauner, die Könger Liste, von 1784 ebenfalls, 134 Köpfe. Die Bande des am 5. Febr. 1790 zu Thiersheim justificirten Straßen- und Postwagenräubers Johann Mergenthal ist nicht aufgezählt, noch beschrieben, muß aber vermöge der Gewaltthaten, von welchen ihre Räubereien begleitet, stark gewesen sein. Die Münsinger Liste von 1785 beschreibt 128 Gauner, jene von 1788 andere 400 Subjecte. Die Bande des zugleich mit seiner Frau, der schwarzen Liesel, im J. 1788 zu Oberdischingen hingerichteten Johannes Gaßner ist nicht beschrieben, man wird sich aber einen Begriff von ihrer Ausdehnung machen in der Betrachtung, daß Gaßner 31 Verbrechen, darunter verschiedene Chaßnen (Einbrüche mit Sturm), und seine Frau 300 von ihr verübte Diebstähle bekannte. Die Liste der in den Jahren 1791 und 1792 zu Leimen verhaftet gewesenen Gaunerbande des Johannes Range beschreibt 200 Individuen. Die Freiburger Liste, nach der gegen Cäcilie Dinaisch, vulgo Constanzer Zill, und gegen Konrad Mayer von Geißlingen geführten Untersuchung aufgestellt, begreift 120 Personen.

Die General-Gaunerliste des Obervogtes Roth zu Emmendingen, zusammengetragen aus folgenden speciellen Verzeichnissen, Salmansweil, Oberdischingen 1799, Sulz 1784, Schweiz 1784 und 1787, Rheineck 1797, Frauenfeld 1797, Buchloe 1782, Malberg 1784, Sulz 1799, Heiligenberg 1781 und 1792, Buchau 1780, Münsingen 1783 und 1788, Diessenhofen, Rottmünster, Köngen, Urach, Siegmaringen 1770 und 1779, Thengen, Schiltach, Neustadt, Altshausen 1782, Freiburg 1793, Altstetten 1786 und 1789, Söfflingen 1777, Mülheim 1795, Goßau 1786, St. Gallen, München 1781, Hüfingen 1784, Schorndorf 1792, Hohengeroldseck, Aschaffenburg, Emmendingen 1794, Seelbach, Glatt, Tübingen, Marienfeld 1790, Darmstadt, Hornberg und Backnang, liefert ein Verzeichniß von nicht weniger als 3147 Gaunern, darunter 223 als justificirt vorkommen. Die

niederländische oder Meersener Bande zählte 205 Glieder. Aus der Moselbande wurden 12 Verbrecher vor Gericht gestellt. Die Bande des Schinderhannes zählte 42 verurtheilte, 20 signalisirte Mitglieder, 62 in Allem, die des Damian Hessel 68 verurtheilte, 33 freie, im Ganzen 101. Kaum war man mit dieser Bande zu Ende, und es bildete sich im J. 1810 die im Oct. 1812 auf dem linken Rheinufer verurtheilte Bande des Anton Keil, und nicht sobald hatte Keil das rechte Rheinufer betreten, als der Unfug hier wieder begann, und eine Bande von 91 Köpfen zusammentrat. „In Giesen sind (1812) ohne die Weiber und Kinder 120 Gauner und Vaganten verhaftet. Die neueste Maßfelder Liste beschreibt 45 Gauner, die neueste Fulder Liste 299. Ueberdies haben wir eine ganz neue Liste von falschen Collectanten und Streifbettlern. Sie zählt 47 Köpfe. In dem einzigen Monate December 1811 wurden von der Königl. Baierischen zur Landes-Sicherheit aufgestellten Cordons-Mannschaft 1041 männliche und 560 weibliche Vaganten aufgefangen. Im Monate Jänner hat die Königl. Westphälische Gensdarmerie eingebracht 122 Vaganten. In den Monaten Februar, März und April wurden in Frankfurt eingebracht 101 Vaganten mit 26 Weibern und 55 Kindern." Wie unvollständig sind diese Listen, wie schrecklich in ihren Resultaten!

Fortsetzung von dem Soonwald, Gemünden, Koppenstein.

Der Soonwald bildet die östliche Fortsetzung des von der Saar bis zum Rheine sich erstreckenden Höhenzuges (von der Saar bis Hermeskeil Schwarzwald, von da bis zur Hahnenbach Idarwald); sein kleinerer, zwischen der Hahnen- und Simmerbach gelegener Theil heißt die Lützelsoon, wogegen die Hauptmasse bis zum Rheine (im engern Sinne bis zu dem tiefen Einschnitte der Güldenbach) der große Soonwald genannt wird. Das Gebirge des Soonwaldes erhebt sich durchschnittlich 800 Fuß über das Plateau des Hundsrückens und zerfällt in zwei, und in seiner Fortsetzung in drei fast parallel laufende Höhenzüge,

von welchen der mittlere an Erhebung und Ausdehnung der bedeutendste ist; derselbe zieht von der Simmerbach über die Alteburg, Ellerspring, verflacht sich in dem Thale der Gräfenbach, welches ihn durchschneidet; auf der andern Seite dieses Thales setzt sich dieser Höhenzug durch den Opel fort, wird durch die Güldenbach durchschnitten, erhebt sich jenseits des Gräfenbacher Thales in dem Kanterich, Franzosenkopf rc. zu einer bedeutenden Höhe und fällt in steilem Gehänge in das Rheinthal ab. Als höchste Punkte dieses Zuges sind die Alteburg, 2021 Fuß, der Rennweg an der Tiefenbacher Straße, 2112 Fuß, der hohe Opel, 1983 Fuß, und der Thiergarten, 1785 Fuß, zu nennen.

Das Gebirge des Soonwaldes bildet eine zusammenhängende Waldmasse von 88,676 Morgen, innerhalb deren sich nur einzelne kleinere, von Holzhauern bewohnte Etablissements — Ansiedelungen früherer Zeiten — befinden. Von diesem Areal besitzt der Staat 37,818 Morgen, fast in einem zusammenhängenden Complex; das Uebrige gehört Gemeinden und verschiedenen Privaten. Bei der Bedeutung dieses Staatseigenthums für alle Verhältnisse der nahen und fernern Umgegend hält der Antiquarius es seinem Zwecke nicht fremd, dasselbe in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen, um so weniger, als dieser Wald, wenn er auch die Ungunst der Zeiten hat tragen müssen, doch zum größern Theile wohl conservirt ist und sich unter der gegenwärtigen Verwaltung einer sorgfältigen Pflege erfreut. Zum Wenigsten denkt der Antiquarius damit einen Abriß der rheinischen Forstwirthschaft zu liefern, und zugleich den Beweis zu führen, daß er auch seinerseits die erst neuerlich zum Durchbruch gekommene Ueberzeugung theilt, daß die lange mißhandelten, von allen Seiten bedrängten Waldungen als Bedingung und Quelle jeglichen Culturlebens die ernsteste Berücksichtigung verdienen, namentlich in einem Gebirgslande, dessen größter Theil nur aus absolutem Waldboden besteht.

Nach dieser Digression zum Soonwalde zurückkehrend, wären zuvörderst die früheren Besitzverhältnisse dieser Staatswaldungen zu erörtern. Die erste Soonshöhe bis zur Lameth- und Gräfenbach gehörte zum Fürstenthum Simmern, und hier findet sich,

von Osten angefangen, zuerst der Wildburger Wald, nach dem Schloß Wildburg, S. 444, genannt, vom Kloster Ravengirsburg herrührend und nach Einführung der Reformation in den kurpfälzischen Landen an die sogenannte Heidelberger geistliche Gefälle-Administration übergegangen. Folgt der Simmerische Märkerei-Wald, so doch unter die betheiligten Gemeinden getheilt worden, schwerlich zu seinem Nutz und Frommen. Hieran schließt sich der Thiergarter-Forst und von demselben durch Gemeindewaldungen getrennt das Hochsteinchen, beide zu den kurpfälzischen Kameralwaldungen gehörig gewesen. Alle diese Waldungen sind unter dem Namen Simmerischer Soon begriffen. Der hiervon südlich gelegene Theil des Complexes, und zwar in der ganzen Ausdehnung von der Grenze des frühern kurpfälzischen Amtes Stromberg bis zur Gemündener Straße, gehörte zum kurpfälzischen Antheile der vordern Grafschaft Sponheim, Oberamts Kreuznach, und heißt der gemeine Soon, während westlich der gedachten Straße der Verbotene Soon und einige von der hintern Grafschaft, Oberamts Kirchberg (Baden) herrührende Waldungen sich anschließen.

Die administrativen und wirthschaftlichen Verhältnisse waren zur Zeit der frühern Landesherrschaften sehr einfach, wie in jenen Zeiten allerwärts, wo von den eigentlichen Waldnutzungen der Ertrag der Schmalzweide obenan stand und von der Holznutzung nur das Bauholz Beachtung fand. Das Brennholz war bei der dünnen Bevölkerung und der Unwegsamkeit des Gebirges fast werthlos; es wurden, um Bevölkerung herbeizuführen, große Strecken gerodet und in Erbpacht ausgethan; so entstanden der Entenpfuhler, Finders- und Struthof; ebenso wurde, um für das Holz einigen Absatz zu schaffen, das Terrain der Gräfenbacher Eisenhütte in Erbpacht ausgegeben, und noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Glasmacher, Namens Compagnon, aus Frankreich herbeigezogen und demselben ein bedeutender Bezirk — die längst eingegangene Glashütte — auf drei Generationen in Erbpacht verliehen.

Die Wald- und Forstordnung im Soon vom Jahre 1547 enthält aber schon sehr zweckmäßige Bestimmungen hinsichtlich

wirthschaftlicher Verwendung des Bauholzes. In Betreff des Bauholzes soll von Seiten des Schlosses und Amtes Winterburg, wenn Nothdurft zu bauen, bei dem Oberamt schriftlich nachgesucht werden; die Unterthanen des Winterburger Amtes sollen von ihrer Obrigkeit angehalten werden, daß sie so viel möglich in Steinen bauen, und es soll von dem Amte zu Winterburg kein schriftliches Ansuchen um Bauholz bei dem Oberamt eingebracht werden, es sei denn, daß durch Bauverständige untersucht worden, ob so viel möglich mit Steinen gebauet, und es soll dann eine Specification des nöthigen Bauholzes eingereicht und gesagt werden, „ob es eben Eichen sein müssen oder nicht, etwa Streichholz mit unterzutheilen ertheilt werden könne, damit die Geheißzettel an Forstmeister sich darnach mit Ausgeben deshalb zu gerichten." Der von Leyen Unterthanen im Thal Argenschwang sollen nicht für sich selber Bauholz hauen, es sollen die Junker nach erkannter Nothdurft bei dem Oberamt zu Kreuznach nachsuchen ꝛc. Für das Bauholz mußte Stammholz entrichtet werden, „von einem zimblich Holtz 6 Albus, ein Kelterholtz 12 Albus, und ein Kelterbaum 18 Albus, doch den Chur- und Fürsten dasselbig zu erhöhen oder zu ringern fürbehalten."

Auch war man auf die Regulirung des Brennholz-Bezuges Seitens der Unterthanen bedacht. „Die Unterthanen im Amt Winterburg haben sich aller Nothdurft nach im gemeinen Soon allein mit Brennholz zu beholzen und doch sollen sie sich verhüten, im verbottenen Soon kein Brennholz, es sey gering es wolle, ausspüren; sonst im Gemeinen Soon sollen die Winterburger ihr Brennholz holen, doch sich verhüten, kein gefallen Windfäll, Eichen, Maybuchen, Aspen, Ellern, welches Stück acht Schuh lang, aller liegen lassen, es sey von dem Forstmeister gezeichnet oder nicht. Ferner sollen sie keine sparrenmäßige und große Ellern- und Aspen-Stämme zu Brennholz abhauen, sondern es soll alles zu Bauholz erhalten werden, widrigenfalls sie durch den Forstmeister bei dem Oberamt in den Frevel angezeigt werden sollen, also, daß sie in alle Wegen auf das Hanbuchen und sonst alt liegend Holz angehalten werden aufzumachen."

Der gemeine Soon stand unter einem Forstmeister, welcher zu Kreuznach wohnte und einige „Forstknechte" unter sich hatte. Erst nachdem durch den s. g. Partage-Vertrag von 1707 der Soonwald in den exclusiven Besitz der Kurpfalz übergegangen war, wurde ein gelernter Förster aus der Gegend von Meißen, Namens Melsheimer, verschrieben, und als Förster auf dem Struthof angestellt. Später wurde der Soonwald in drei Forste getheilt, bei welcher Eintheilung es bis zum Einrücken der Franzosen blieb. Von der durch sie eingeführten Wirthschaft ist nicht viel Gutes zu melden; daß nicht noch mehr Schaden geschah, ist nur den Bemühungen der auf ihren Stellen belassenen deutschen Forstbeamten zuzuschreiben. Gegenwärtig wird der Soonwald von zwei Oberförstern, zu Neupfalz und Entenpfuhl, bewirthschaftet, unter denselben von 12 Förstern der Forstschutz besorgt.

Es erübrigt nur noch, die gegenwärtige Forstwirthschaft mit ihren Motiven kurz darzustellen, zu welcher Darstellung, so wie überhaupt zu dem Wesentlichen der gegenwärtigen Abhandlung eine im Jahr 1850 bei Gelegenheit der Versammlung süddeutscher Forstwirthe zu Kreuznach erschienene Druckschrift, welche anscheinend aus amtlichen Quellen geschöpft hat, benutzt worden ist.

„Boden. Gleich den übrigen Hauptrücken der Bergkette besteht auch der Soonwald vorzüglich aus Quarzfels, welcher im Allgemeinen ein sehr mächtiges, in seinem Streichen mit der Axe des Rückens zusammenfallendes Lager bildet. Sowohl im Hangenden als im Liegenden dieses Lagers treten Lager von Grauwacken und Thonschiefer auf, welche mit schwächeren Quarzfelslagern wechseln. Die südliche sowohl als die nördliche Waldgrenze bilden ziemlich genau die Grenze dieses Quarzfelsrückens gegen das Schiefergebirge, welches demnächst nach der Nahe hin dem rothen Porphyr-Conglomerat Platz macht, während das Flußgebiet der Nahe oberhalb Kreuznach den Thonporphyr zeigt. Unterhalb Kreuznach links der Nahe kommt in reichlicher Ausdehnung das rothe Todtliegende vor, welches gewöhnlich als bunter Sandstein angesprochen wird. Bei Stromberg und Weitersborn erhebt sich Uebergangskalk in geringer Flächenausdehnung, jedoch in bedeutenden Massen. Der aus der Auflösung des Gebirges entstandene

Boden ist durch aufgeschwemmte Thon- und Lehmlager bindend und zeigt einen sehr bedeutenden Grad von Feuchtigkeit, welche sich schwer verflüchtigt, und wodurch zahlreiche Brüche, mitunter von bedeutender Ausdehnung, entstanden sind. Die Trockenlegung dieser Brüche erfordert ein vollständiges Entwässerungs-System, mit dessen Ausführung seit mehreren Jahren planmäßig vorgegangen wird. Der Waldboden des Soonwaldes kann in Bezug auf seine Zusammensetzung im Allgemeinen als befriedigend für die Holzzucht angesprochen werden. Schlechte Waldbehandlung früherer Zeiten, so wie Mißbräuche in Ausübung der Servituten haben den Boden aber an den meisten Stellen, namentlich in den vor der Höhe liegenden Distrikten, sehr heruntergebracht, so daß er sich hier nur selten über die Mittelmäßigkeit erhebt, größtentheils aber dieselbe, wenigstens in Absicht auf das Laubholz, nicht erreicht.

„Klima. Sowohl die Elevation des Soonwaldes, als seine freie ungeschützte Lage, verbunden mit dem großen Wasserreichthum, bedingen ein ziemlich rauhes Klima. Die Nebel sind häufig, und Rauhreif und Duftanhang thun den Beständen großen Schaden. Früh- und Spätfröste wirken besonders nachtheilig in den zwischen den Höhenzügen gelegenen Thälern. Volle Mast tritt nur in größeren Zwischenräumen ein, wogegen alle 4—5 Jahre etwas Buchelmast vorkommt. Der gewöhnlich mit sehr hohem Schnee verbundene Winter beginnt im Soonwalde in der Regel mit Anfang Novembers und erst gegen Ende März geht der Schnee ab. Im Allgemeinen stehen die klimatischen Verhältnisse dem Wachsthum der im Soonwalde heimischen Holzarten nicht entgegen; wenn auch die Eiche die höheren Rücken meidet, so hat doch die höhere Lage auf das Wachsthum der Buche keinen nachtheiligen Einfluß.

„Holzbestand und Bewirthschaftung. Vorherrschend und einheimisch im Soonwald ist die Buche, durchgängig mehr oder weniger mit der nur hin und wieder in reinen Beständen vorkommenden Eiche vermischt. Eschen und Ahorne kommen in guten tiefgründigen Orten, letztere besonders auf den Höhen, vor. Die Hainbuche erscheint in dem mit Servituten belasteten

Theile nur als Kopfholz, da die Gemeinden des vormaligen Amtes Winterburg zum Stümmeln derselben auf 7 Fuß Höhe berechtigt sind. Nadelhölzer sind, von einigen kleinern älteren Orten abgesehen, erst in neuerer Zeit angebaut worden. Erlen kommen in den Brüchen, andere Weichhölzer aber, als Birken und Aspen, in den jüngeren Beständen und Mittelhölzern vor. Sowohl die Plänterwirthschaft früherer Zeiten, als die Schlagführung unter der französischen Verwaltungs-Periode sind an dem jetzigen unregelmäßigen Zustande vieler Bestände sichtbar. Namentlich sind es die Mittelhölzer, in welchen, oft in unverhältnißmäßiger Anzahl, über- und abständige Stämme übergehalten sind, die den Umtrieb des dominirenden Bestandes nicht aushalten, und daher, soweit es ohne Unterbrechung des Schlusses irgend geschehen kann, noch jetzt herausgehauen werden. Allein nicht hierin allein hat sich die frühere Wirthschaft als nachtheilig erwiesen; ihre Folgen sind nur allzu sehr sichtbar an dem Zustande der meisten vor der Höhe gelegenen Orte, welche durch unvorsichtige Freistellung zum Theil blößig geworden, zum Theil aber mit Weichhölzern angeflogen sind. Die letztgedachten Distrikte, welche neben dem Weichholz meist einen bedeutenden Vorrath älterer Hölzer, so wie Eichen-Stangen in horstenweiser und einzelner Vertheilung enthalten, wurden bei der im Jahre 1833 vorgenommenen Betriebs-Einrichtung zur künftigen Behandlung als Mittelwald bestimmt; bei der demnächst eingetretenen Taxations-Revision wurde jedoch die allmälige Wiedereinführung des Hochwaldbetriebes in diesen Distrikten in Aussicht genommen, weshalb bei der Schlagführung auf Herstellung natürlicher Besamung, wo solche noch zu erzielen ist, gerücksichtigt, alles wüchsige harte Holz übergehalten und der Bestand durch Auspflanzung mit Rothtannen oder Lerchen vervollständigt wird. Die Aufforstung der verdorbenen Distrikte ist seit längerer Zeit fleißig betrieben worden; bei dem herabgekommenen Zustande des Bodens konnte solche nur durch die Kultur der Nadelhölzer, namentlich der Fichte, bewirkt werden, und der Soonwald hat sehr bedeutende gelungene Anlagen dieser Art aufzuweisen. Auch für die Folge ist eine angemessene Berücksichtigung der Nadelhölzer nicht

zu umgehen, es wird dabei jedoch die Herstellung gemischter Bestände durch gleichzeitige Anzucht von Laubhölzern, namentlich der Eiche, mehr als früher ins Auge gefaßt.

„Kulturbetrieb. Wie bereits erwähnt, mußte bei Aufforstung der verdorbenen Bestände das Nadelholz in bedeutender Ausdehnung zu Hülfe genommen werden, und muß dies auch künftig in denjenigen Distrikten geschehen, in welchen eine natürliche Besamung nicht herzustellen ist, oder wo die Verschlechterung des Bodens der Erziehung reiner Laubholzbestände entgegensteht. Hierbei soll aber die gleichzeitige Erziehung des Laubholzes keineswegs ausgeschlossen sein, vielmehr wird bei den Kulturen durch dessen möglichste Begünstigung auf die Erziehung gemischter Bestände hingearbeitet. Klima und Boden des Soonwaldes begünstigen die Anzucht der Rothtanne, während solche der Kiefer durchaus nicht zusagen. Letztere Holzart soll daher ferner nur da ausnahmsweise berücksichtigt werden, wo es darauf ankommt, schnell Schutz zu schaffen und den Boden zu bessern. Auch die Lerche soll nur eine untergeordnete Berücksichtigung da finden, wo ältere Schonungen zu vervollständigen sind."

Sämtliche in großem Maasstabe betriebene Kulturen werden lediglich durch Pflanzung bewirkt, zu welchem Zwecke bei den Forsthäusern Entenpfuhl und Neupfalz große Forstgärten angelegt sind, welche sich durch einsichtige und sachgemäße Behandlung auszeichnen. „Zur Sicherung des Gedeihens der Kulturen ist die Entwässerung der zahlreichen, oft einen bedeutenden Flächeninhalt einnehmenden nassen und bruchigen Distrikte nöthig. Mit dieser durchaus erforderlichen Vorarbeit ist seit mehreren Jahren in großem Maßstabe vorgegangen und sind in das Entwässerungs-System die früheren vereinzelten Grabenarbeiten gezogen worden. Aus diesem Grunde haben die Pflanzungen in den letzten Jahren verhältnißmäßig keine große Ausdehnung erhalten; nachdem aber jetzt die Entwässerungsarbeiten weit vorgeschritten sind, werden die Pflanzungen im nächsten Jahre in großem Maßstabe in Angriff genommen werden, da auch zwischenzeitig in allen Distrikten für ausreichende Quantitäten guter Pflanzerde gesorgt worden ist. Es kommt hierbei in Betracht, daß die Ausführung der Pflanzungen

dadurch sehr erschwert wird, weil bei der großen Nässe des Waldbodens nur im Frühjahre gepflanzt werden kann. Da aber die Hauereien im Soonwalde wegen des hohen Schnees oft auf längere Zeit stocken und sich deshalb weit in das Frühjahr hineinziehen, so drängen die Arbeiten sich auf einen sehr kurzen Zeitraum zusammen, und die Verwaltung geräth wegen Beschaffung der Arbeiter oft in Verlegenheit.

„Material- und Geld-Ertrag. Nach den auf den Betriebsplan begründeten Natural-Etats kommen in der laufenden Etats-Periode jährlich zum Einschlage: 1) In der Oberförsterei Neupfalz: 6950 Klafter Derbholz und 11,600 Klafter Reiser, im Werthanschlage von 34,000 Thlr.; 2) in der Oberförsterei Entenpfuhl: 5800 Klafter Derbholz und 5500 Klafter Reiser, im Werthanschlage von 27,700 Thlr. Der Brutto-Ertrag der Holznutzung, und abgesehen von dem Ertrage der Nebennutzungen, der Jagd rc., stellt sich daher im Soonwald durchschnittlich pro Morgen auf 1 Thlr. 22 Sgr.

„Holzdebit. Während, wie oben bemerkt, in früheren Zeiten die Abgeschlossenheit des Soonwaldes das Holz fast werthlos machte und noch in einer nicht lange vergangenen Zeit der größte Theil an die Hüttenwerke zur Verkohlung abgelassen werden mußte, hat sich dieses Verhältniß in neuerer Zeit sehr wesentlich geändert, indem die Forstverwaltung, namentlich in den letzten Jahren, mit großartigen, offenbar einen bedeutenden Kostenaufwand erfordernden Wegebauten im Innern des Waldes sowohl, als im Anschluß an die außerhalb desselben führenden Gemeindewege vorgegangen ist, eine Maasregel, welche nicht nur ihre reichlichen Früchte in Vermehrung der Einkünfte durch Herbeischaffung von Holzkäufern aus entfernten Gegenden, namentlich der Pfalz, trägt, sondern auch der ganzen Umgegend zur Wohlthat gereicht.

„Jagd. Die Jagd im Soonwalde wird administrirt. Der Wildstand, welchem durch die unweidmännische Behandlung der umgebenden verpachteten Gemeinde-Jagden bedeutender Abbruch geschieht, besteht aus einigem Rothwild und wenigen Rehen.

„Servituten. In demjenigen Theile des gemeinen Soonwaldes, welcher früher zum kurpfälzischen Oberamte Kreuznach gehörte, stehen den 11 Ortschaften des vormaligen Badischen Amtes Winterburg, zu welchen zwei frühere ritterschaftliche Ortschaften getreten sind, folgende Gerechtsame zu: 1) Das Recht zum freien Bezuge des Bauholzes für den ersten Stock eines Hauses auf der Stelle, wo schon ein Haus gestanden hat. Das Erdgeschoß muß in Stein gebaut sein. 2) Hinsichtlich der Brennholz-Nutzung haben die gedachten Ortschaften das Recht, vom 1. August bis zum 1. Mai zwei Tage in der Woche die Hainbuchen auf 7 Fuß Höhe zu stümmeln, das Raff-, Lese- und Stockholz, die Windfälle, insofern dieselben nicht zu Bauholz tauglich sind, die durch den Schnee abgebrochenen Aeste, die dürren Hainbuchen, endlich das dürre (abgestorbene) Reiserholz in den jungen Beständen zu nehmen; 3) das Recht, drei bei eigenem Trog erzogene Schweine in die Mast zu treiben; 4) das Recht zur Rauhweide für Rindvieh in den geöffneten Distrikten, und 5) das Recht zum Streulaub. Diese Berechtigungen wurden den Gemeinden nach vorgängiger Untersuchung der producirten Urkunden durch einen Beschluß des Präfekturrathes des Rhein- und Mosel-Departements vom 26. Nivôse XIII. Jahres zuerkannt. Ueber die Art der Ausübung der Gerechtsame entstanden Differenzen, welche zu einem noch nicht zum gänzlichen Austrage gekommenen Rechtsstreit führten. Im März 1848 fielen die Gemeinden in den Distrikt Verbotener Soon ein, welcher nie mit der Berechtigung belastet war, und stümmelten die 40- bis 60jährigen Hainbuchen. Der weiteren Verwüstung wurde durch eine gerichtliche Sequestration des Waldes Einhalt gethan. Die Berechtigungen in den übrigen Waldtheilen beider Oberförstereien beschränken sich auf die Weide und fixirte Holzabgaben und haben keinen nachtheiligen Einfluß auf die Wirthschaft."

Von Ravengirsburg ihren Lauf fortsetzend, berührt die Simmer vordersamst Wallenbrück, auf dem rechten Ufer, eine Mühle samt mehren Häusern, von dannen nicht viel über 500 Ruthen abstehend das Dorf Womrath, der Geburtsort des h. Werner von Wammenraith, dessen bei Oberwesel zu gedenken,

es folgt, ebenfalls auf dem rechten Ufer, das Dörfchen Panzweiler, und endlich, nach Mitternacht, Morgen und Mittag hin von der Simmer umschlossen, der Marktflecken Gemünden, gegen Abend mit Panzweiler und Rohrbach grenzend, daß demnach seine Markung, wenngleich jene des eingegangenen Ortes Reichweiler ihr einverleibt worden, kaum tausend Morgen enthalten wird. Nicht viel über 1000 Einwohner zählt der Ort, welcher einer Bürgermeisterei den Namen gibt. Daß hier die von Argenthal, unmittelbar aber von Mengerschied herabkommende Tiefenbach in die Simmer mündet, gab dem Namen Gemünden den Ursprung, und der Localität eine militairische Wichtigkeit, welche die Grafen von Sponheim bestimmt haben mag, sich derselben durch eine Burg zu versichern. Vielleicht bestanden schon vorher einzelne Ansiedelungen in der Halbinsel, wie sich denn geraume Zeit vor 1317 hier eine Kirche befand, Filial von Kirchberg und durch einen ständigen Vicar bedient. Jahrhunderte hindurch blieb Gemünden eine Zubehör der Grafschaft Sponheim, bis daß Kurfürst Ludwig V. zu Pfalz und Pfalzgraf Johann von Simmern 1514 Schloß und Thal Gemünden, nämlich der Kurfürst ein, Pfalzgraf Johann vier Fünftel um 950 Gulden an Fritz von Schmidtburg verkauften, vorbehaltlich der Wiederlöse nach des Käufers Ableben. Dagegen erlaubten sie demselben von des Kurfürsten wegen 25, und von des Pfalzgrafen wegen 100 Gulden in dem Schloß zu verbauen. Im J. 1521 erlauben die nämlichen dem von Schmidtburg, weitere 500 Gulden an dem Schloß zu verbauen, und entsagen sie zugleich der Ausübung des Wiederkaufsrechtes, als lange des Fritz von Schmidtburg Leibesmannserben sein werden. Am 3. Dec. 1545 übertragt Pfalzgraf Johann zu Simmern seine vier Fünftel zu Gemünden an Nicolaus von Schmidtburg zu Erb und Eigen, wogegen dieser ihm eine Schuld von 500 Gulden erläßt. Am 13. Febr. 1560 überließ auch Kurfürst Friedrich III. sein Fünftel zu Eigenthum an den besagten Nicolaus von Schmidtburg. Nichts desto weniger glaubte die Regierung zu Mannheim im J. 1780 sich befugt, von denen von Schmidtburg die Räumung von Schloß und Flecken Gemünden binnen Jahresfrist zu fordern,

eine Zumuthung, welche eine Reihe von gerichtlichen Verhandlungen hervorrief, die indessen weder ein Resultat erbrachten, noch erbringen konnten. Die Grenzen des Schmidtburgischen Hochgerichts Gemünden, dessen Insassen alle leibeigen, sind durch den Vertrag vom 10. Aug. 1668 festgestellt.

Das Schloß nach seiner heutigen Gestalt, mit der Hauscapelle, wurde in den Jahren 1717—1730 von Wilhelm Adolf von Schmidtburg erbauet, durch den heutigen Besitzer aber vielfältig gebessert und verschönert, wie das auch der Fall mit dem sehr bedeutenden herrschaftlichen Gute. Unter die Merkwürdigkeiten des Schlosses gehören, neben dem außerordentlich reichhaltigen Archiv, eine Statue der Mutter Gottes, in Holz, 4 Fuß hoch, muthmaßlich aus dem 13. Jahrhundert herrührend und im 17. als wunderthätig verehrt, die Nachbildung davon in Silber, ein elfenbeinernes Crucifix von hohem Kunstwerth, und mehre Bilder aus der Familie von Orsbeck, in denen Van Dycks Pinsel unverkennbar. Auch die Gemeinde besitzt eine eigenthümliche Merkwürdigkeit, des Nachtwächters Horn, das laut einer Urkunde von 1500 vier Stunden weit zu hören; uralter Zeit entstammend, wird es für ein Meisterstück hunnischer Kunst gehalten. Auf dem Hundsrücken muß alles einen hunnischen Anstrich haben. Die Pfarrkirche wird von den Katholiken und Reformirten gemeinschaftlich besessen, und hat, wie aller Orten, dieses Simultaneum zu vielen Streitigkeiten Anlaß gegeben. Als katholische Kirche ist sie den Aposteln Peter und Paul geweihet. Mit dem Kreuzaltar wurde der von Nicolaus von Schmidtburg präsentirte Andreas von Castellaun am 12. Nov. 1473 investirt.

Das Geschlecht von Schmidtburg entlehnt seinen Namen von der einst wildgräflichen, dann Trierischen Burg Schmidtburg an der Hahnenbach, wo die Ahnen als Burgmänner hauseten. Giselbert von Schmidtburg wurde in dem Gefechte bei Schwarzenberg des Erzbischofs Heinrich von Trier Gefangner, zeitig jedoch in Freiheit gesetzt und durch den Vertrag vom J. 1263, worin auch Ludolf und Bruno von Schmidtburg auftreten, vollständig gesühnet. Sibodo von Schmidtburg schenkt dem Kloster Rumd

alle seine Güter in Horweiler 1307. Fritsch von Schmidtburg verpfändet dem Grafen Johann von Sponheim sein Gericht und seine Leute zu Lindenscheid, 29. Sept. 1362. Um dieselbe Zeit mag das Erbschenkenamt des Erzstiftes Trier an die von Schmidtburg gekommen sein, wenigstens heißt es in Pet. Meyers Aemterbuch: „Das Schenkenamt haben gehabt etwan Herr Johann von Oeren und Friedrich syn Sone, und darnach, anno 1349, Johann Walrave von Trier. Von dem Stamm ist es kommen uf die von Schmidburg. Dasselbe Amt hat eine gewisse Zubehörd, den Zehnten in Mörscheid nebst dem Patronatrecht, Zinsen in Brerode, Haus und Thurm an der Brücken bei Trier und das Patronatrecht in Reinsfeld." Ungezweifelt hat der 1355 und 1359 vorkommende Friedrich von Schmidtburg dieses Erbamt durch seine Heurath mit Loretta von Oeren erworben; daß er die besagte Loretta auf den Burgsitz zu Schmidtburg und die davon abhängenden Gerechtsame und Jurisdiction zu Laufersweiler bewitthumen möge, hat der Trierische Kurfürst Boemund II. am 1. April 1355 erlaubt. Friedrich und sein Bruder Clas waren zu Fehde gekommen mit dem Wildgrafen von Kyrburg, dessen Sohn Gerhard auch ihr Gefanzner geworden, wie sich aus dem Sühnebrief vom J. 1364 ergibt. Nicolaus, der Erwerber von Gemünden, Amtmann zu Boppard und Oberwesel, geb. 1. Sept. 1500, wurde in der Ehe mit Elisabeth von Schwarzenberg (vermählt 30. Nov. 1523) ein Vater von 19 Kindern, die mehrentheils zur neuen Lehre sich bekannten, wiewohl Giselbert als des Deutschordens Landcomthur in Lothringen vorkommt seit 1568. Der jüngere Nicolaus, kurpfälzischer Hofmeister zu Amberg, Faut zu Heidelberg, Amtmann zu Oppenheim und Kreuznach, kurmainzischer Rath, starb 17. Oct. 1599, ohne Kinder zu haben in seiner Ehe mit Anna von Seckendorf. Hingegen hat das Geschlecht fortgepflanzt sein Bruder, Friedrich Schenk von Schmidtburg, Amtmann zu Bolanden und Birkenfeld, Oberamtmann zu Trarbach, † am Osterdienstag 1567, als dessen Tochter Apollonia die Mutter des berühmten Hans Michel von Obentraut geworden ist, während der Sohn, Hans Heinrich, † 22. Jul. 1613, in zwei Ehen eine zahlreiche Nachkommenschaft gewann.

Der älteste Sohn, Nicolaus, des Kurfürsten Friedrich V. zu Pfalz Kammerjunker 1613, wurde katholisch, wie aus seiner mit den Jesuiten zu Coblenz in den Jahren 1626—1631 gepflogenen Correspondenz ersichtlich, ließ sich auch 1642 mit Frau und Kindern in die Gemeinschaft der Franziscaner von der Observanz aufnehmen. Es hat, wie zu erwarten, dieser Religionswechsel auf die Stellung seiner Nachkommenschaft bedeutenden Einfluß geübt, namentlich erscheinen von dem an Schmidtburge als Capitularen in den rheinischen Domstiften. Des Nicolaus Sohn, Wolf Ernst, nahm zu Weibe des Trierischen Kurfürsten Johann Hugo Schwester Anna Katharina Elisabeth von Orsbeck, eine Verbindung, durch welche nicht nur bedeutendes Gut in die Familie kam, sondern auch ihr Einfluß bei den Domstiften fest begründet wurde. Karl Joseph Lothar, Chorbischof tit. S. Lubentii 1712, Propst zu Limburg, wurde den 25. April 1715 als Dombechant zu Trier vereidet, starb 22. Febr. 1725. Lothar Karl Franz Joseph, den 13. April 1757 zum Ober-Chorbischof in Trier ernannt, starb 25. Febr. 1783, der letzte Archidiaconus major tit. S. Petri, indem von nun an die Würde eines Ober-Chorbischof dem tit. S. Lubentii beigelegt wurde. Früher, seit 1744, Chorbischof tit. S. Mauritii, auch Domherr zu Lüttich, wurde Lothar, Herr zu Gemünden, Iben, Lauffersweiler, Lindenscheid, Oberkirch, Woppenroth, Nasser Kirchspiel, Rös, Forst, Reinsfeld, wie das Wahlinstrument, alle Besitztitel der Familie aufzählend, ihn nennt, zum Propst des Liebfrauenstiftes in Lüttich erwählt, 1. Juni 1753. Ludwig Wolfgang, Chorbischof tit. S. Agathae, 1773, starb 13. Juni 1780. Er war, gleichwie der Ober-Chorbischof, ein Sohn Wilhelm Adolfs, und das war ebenfalls Karl Joseph Adolf, Domherr zu Mainz, Capitular zu St. Alban und Bleidenstatt, Propst zu St. Victor, Vicedom zu Erfurt, † 2. Januar 1766. Der Vater, Wilhelm Adolf Schenk von Schmidtburg, des Wolf Ernst Sohn, kurtrierischer Geheimrath, Amtmann zu Berncastel, Baldenau und Hunolstein, bezeichnet gewissermaßen die Glanzepoche des Hauses. Ihn belehnte Kurfürst Johann Hugo von Trier, sein Oheim, mit dem Mann-

lehen Nasser Kirchspiel, so unlängst dem Erzstift heimgefallen, den 5. Januar 1711. Er baute, von 1713 an, das stattliche Haus am Paradeplatz zu Coblenz, gründete auch, durch Stiftungsbrief vom 20. Aug. 1717, die Familiengruft in der dasigen Collegiatkirche zu St. Castor, und den Altar des h. Erasmus in besagter Kirche. Das Haus hat seine Wittwe, Maria Anna Christina Sophia Gräfin von Ingelheim († 21. Febr. 1754) an die Freiherren Boos von Waldeck um 18,000 Gulden verkauft (Abth. I. Bd. 1. S. 203), so viel aber die Gruft betrifft, reversirt sich das Stiftscapitel, daß es in Betracht der von dem Ober-Chorbischof legirten zwei Doppelsouverains, zu ewigen Zeiten in vesperis Omnium Sanctorum et in die Animarum sub Summo Sacro das Schmidtburgische Familiengrab mit 2 Wachskerzen beleuchten werde.

Stammherr ist geworden Wilhelm Adolfs vierter Sohn, Franz Ludwig Joseph, kurpfälzischer und kurtrierischer Geheimrath, Präsident der geistlichen Administration zu Heidelberg, Amtmann zu Berncastel, Baldenau und Hunolstein. Mit Maria Teresa, der Erbtochter von Elz-Rodendorf verheurathet, starb er zu Wetzlar, 17. Febr. 1762. Der einzige Sohn, Joseph Franz Ignatius Nepomucenus, geb. zu Heidelberg 26. Mai 1756, kurtrierischer adelicher Hof- und Regierungsrath, auch Kammerherr, Amtmann zu Berncastel, Baldenau und Hunolstein, schien zum Besitze großen Reichthums berufen, den hat aber die französische Revolution vernichtet, einzig der Mutter, unter dem erdichteten Vorwand, daß sie eine Emigrantin sei, in den lothringischen Herrschaften Rodendorf und Freisdorf, auch in dem Luxemburgischen Bourscheid 2c., einen Schaden von fünf Millionen Franken zugefügt, den Verlust an herrschaftlichen Rechten nicht einbegriffen. Joseph Franz Ignatius Nepomucenus von Schmidtburg starb zu Gemünden, 20. Dec. 1822, seine Wittwe, Anna Maria von Fechenbach, 27. Juni 1838. Ihr überlebt die einzige Tochter, Maria Teresa, des Freiherrn Johann Anton von Salis, und in erster Ehe des Freiherrn von Warsberg Wittwe. Es ist aber darum das Geschlecht der Schenken von Schmidtburg nicht erloschen, noch besteht im Badischen oder

Darmstädtischen eine von Wilhelm Adolfs jüngerm Bruder abstammende Linie, welcher angehörten Johann Christoph Friedrich Erbschenk von Schmidtburg, markgräflich Badischer Geheimrath und Obervogt der Aemter Karlsruhe und Durlach, gestorben zu Karlsruhe, 29. Aug. 1779, und Eberhard Ludwig, Erbschenk von Schmidtburg, Herr zu Weiler, Obrist-Lieutenant bei dem im Dienst der Generalstaaten stehenden Regiment des Prinzen Friedrich von Baden-Durlach, gest. zu Oppenheim, 24. Aug. 1783. Es war dieser in der Ehe mit Ernestine Elisabeth von Gemmingen Vater des Sohnes Karl Ernst, geb. 1. Oct. 1777, geworden.

Das Gut, die vormalige Herrschaft Gemünden hatte der Freiherr Johann Anton von Salis übernommen, und vererbte sich dasselbe auf seinen Sohn Ulysses Ernst, geb. 15. Januar 1818, der, ein thätiger Gutsherr, zugleich mit Liebe die Geschichte seines Hauses verfolgt. Ihm allein verdanke ich die Kenntniß des für solche classischen Werkes: Stemmatographia Rhaeticae familiae Saliceorum vulgo a Salis. Ex authenticis documentis deducta. Curiae Rhaetorum, 1782. Typis Bernhardi Ottii. $14^1/_2$ Bogen im größten Elephantfolio. Es ist das eine der grandiosesten, zugleich aber auch mühsamsten Arbeiten, die jemalen zu Tage gefördert worden, mühsam besonders wegen der unendlich vielen Linien, in welche von uralten Zeiten das Geschlecht vertheilt, und deren eine jede um ihre Urkunden und Traditionen zu befragen, letzlich aber einer Sichtung in Ansehung dieser Mittheilungen zu unterwerfen. Denn buchstäblich ist des Titels Zusatz, ex authenticis documentis deducta zu verstehen. Daß es nur ein Salis, der solches Riesenwerk zu erdenken, auszuführen vermochte, wird schwerlich jemand in Abrede stellen wollen, wer aber der fleißige, gründliche Forscher gewesen, weiß man nicht, die Sage nur spricht von einem hochgestellten Diplomaten. In 15 vollständigen, dann einigen fragmentarischen Stammtafeln gibt er eine vollständige Uebersicht der Familie, an deren Spitze, unter Beseitigung alles Sagenhaften, er einen Rudolf und Andreas stellt, freie Besitzer Salischer Güter in dem auf dem südlichen Abhang der Alpen belegenen Thal Pregel, wohnhaft in

der Burg Castellaz, laut einer Urkunde vom 10. Aug. 913, so Zurlauben in den Abhandlungen der Académie des inscriptions et belles lettres abdrucken ließ, und sagt er in dem bei dieser Gelegenheit am 2. Mai 1769 gehaltenen Vortrag: »Les nobles de Salis, en latin Salici, doivent peut-être leur nom primitif à la possession des terres saliques qu'ils possédoient dans le Val Pregell à Castellazo et à Soglio. Ils prirent dans la suite des armes analogues au mot latin Salix qui signifie un saule.«

Die ordentliche Stammfolge beginnt mit Rudolfs Söhnen Johann, Gubertus und Hulderich. Rudolf, Podesta im Pregel 1259, soll ein Enkel gewesen sein jenes Andreas, der unter den Hauptleuten in dem Heere, so Kaiser Friedrich I. nach dem Orient führte, genannt wird. Des Hulderich Nachkommenschaft mag zu Anfang des 17. Jahrhunderts erloschen sein. Seines Bruders Johannes Nachkommenschaft blühet vielleicht noch heute in dem vornehmlich in Frankreich ansässigen Hause Salis-Samade. Alle übrige Linien erkennen ihren gemeinschaftlichen Stammvater in Gubertus, 1309—1334. Zurlauben theilt den Auszug einer Urkunde mit, worin »le lundi de la mi-mars 1323 les deux frères Rodolf et Hartmann de Werdenberg comtes de Sargans envoyèrent le cartel de guerre au noble Gubert de Salis de Sulg, pour remplir leurs engagements de parenté avec Jean Donat baron de Vatz leur oncle, sur la terre duquel Rodolf et Schwicher, l'un fils, l'autre neveu ou cousin du même Gubert, faisoient des courses, comme auxiliaires de l'évêque de Coire.« Einer von Guberts Nachkommen, Dietegan, empfing wegen seines hohen Wuchses und seiner unglaublichen Stärke den Beinamen der Große oder Samson. Nach einer langen Reihe von Kriegsfahrten beauftragt, mit den ihm beigegebenen vier Fähnlein den Rückzug der Seinen von Marignano aus zu decken, erlegte er bei dieser Gelegenheit eigenhändig 17 Landsknechte. Colonel-général der Graubündner in französischem Dienste 1524, wurde er in dem Sturm auf Morbegno 1531 getödtet. Sein Bruder Rudolf war bei Marignano gefallen. Ein anderer Rudolf, K. Maximilians II. Feldzeugmeister, erhielt von K. Rudolf II.

die freiherrliche Würde, 12. Mai 1582, zusamt der Vergünstigung, sie, in Ermanglung männlicher Nachkommenschaft, einem der Vettern übertragen zu können. Ulysses, des Hercules Sohn, geb. 24. Jul. 1594, begründete die Linie in Marschlins. Johann Wolfgang, geb. 1580, diente dem Kaiser und der Liga, wurde General-Lieutenant und Commandant zu Regensburg 1633, Deutschordensritter 1634, Comthur zu Regensburg und Gengshofen 1635, und starb, der Schweden Gefangner, zu Wismar, 22. April 1639. Seine Schwester, Anna Maria, Stiftsdame zu Niedermünster in Regensburg 1609, wurde zur Fürst-Aebtissin erwählt 1616, und starb den 12. Juni 1652. Ihre Cousine, Maria Elisabeth, im März 1647 zur Fürst-Aebtissin im Obermünster zu Regensburg erwählt, starb 4. Oct. 1683. Johann Lucius, gest. 8. Jul. 1722, hat mit Flandrica von Schauenstein die halbe Herrschaft Haldenstein erheurathet, nahm auch die andere Hälfte in Besitz 1701, und erscheinen als Herren in Haldenstein sein Sohn Thomas, sein Enkel Johann Lucius, geb. 9. Dec. 1746. Johann Baptist, des goldenen Sporns Ritter, wurde von Papst Pius V. für alle seine männliche Nachkommen mit der Erblichkeit dieses Ordens begnadigt, 10. April 1571. Peter, ein jüngerer Sohn Antons II. von Salis-Soglio, wurde von Kaiser Franz I. am 12. März 1748 in den Grafenstand erhoben. Sein Sohn Hieronymus, englischer Gesandter bei den Bünden in Rhätien 1743—1749, freite sich eine Engländerin, des Viscount Karl Fane Tochter Maria, und starb zu London, 8. Aug. 1794, ein Vater von vier Söhnen. Noch blühen in Irland die Grafen von Salis.

Des heutigen Burgherren in Gemünden, der zugleich der Hauptlinie in Soglio Oberhaupt, Ahnherren folgen also: Hubertus, Rudolfs Sohn, von dem oben, Rudolf, 1328, 1332, 1354, 1371, 1375, Augustinus, 1380, Gem. Felicitas a Fabiis de Präpositis, aus der Familie, um deren Abstammung von den römischen Fabiern eine Urkunde aus dem 7. Jahrhundert, auf Papyrus vorhanden. Sie führte in dem von Blau und Roth der Länge nach getheilten Schild einen sechseckigen goldenen Stern. Rudolf von Salis, genannt Doria, 1430, 1445, Gem. Eleonora, des Grafen

Heinrich von Sax zu Masor Tochter; Gubertus, beigenannt der Große, von wegen seiner ausgezeichneten Waffenthaten, 1470—1487, Gem. Ursula a Porta; Andreas, 1500, Gem. Violanta von Pestalozzi; Johann Baptist, geb. 1521—1572, der oben angeführte Ritter des güldenen Sporns, G. Anna von Salis; Johann Baptist II., 1570—1608, Gem. Barbara von Meis; Anton I., 1609, G. Cornelia von Salis; Anton II., 1649, Perpetua von Planta; Anton III., 1673, Margaretha von Capol; Anton IV., 1698, Perpetua von Salis; Andreas, 1725, Margaretha von Salis; Anton V., geb. 1760, Elisabeth von Buol-Straßberg; Johann Anton, geb. 26. Jul. 1786.

Vielfältig hat das Geschlecht von Salis auf die Geschicke von Graubünden entscheidenden Einfluß geübt. Seiner Rivalität mit den mächtigen Planta sind großentheils die blutigen Ereignisse, welche in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sogar die Existenz der drei Bünde in Frage stellten, zuzuschreiben. „Unter diesem Verlauff hat sich in den Pündten grosse Unruhe mercken lassen, welche sich also angesponnen. Zu den Zeiten wehrendes Savoyischen und Venetianischen Kriegs in Italia giengen die Werbungen der Kriegenden Theil in der Eydtgenoßschafft starck fort, also daß die Schweitzer zu Hinderhaltung anderer Nationen auff einer Tagsatzung des Passes halben sich verglichen. Dessen aber ungeachtet erhielte Petrus von Toledo, Gubernator zu Mayland, von etlichen Orten den Durchzug für vier Tausend Wallonen zu Fuß und Tausend Reysige, und brachte so viel zu wegen, daß sich viel auff die Spanische Seiten lencketen, und in der Stadt Chur eine Correspondentz sich mercken liesse. Darüber erhub sich in den gemeinen dreyen Bündten grosse Unruhe, und zogen auß dem Gottes Bundt etliche Fahnen, zu welchen sich auch die von Meyenfeld und Churwalden schlugen, nach Chur, unterstunden sich auch andere zu solchem Auffbruch zu vermögen, sich gantz und gar aller frembder Fürsten und Herren zu müssigen, den geschwornen Bundsbrieff, den Kesselbrieff und Reforma steiff zuhalten, keinen Fürsten noch Herren weder Paß, noch Verhör vor den Gemeinden zu geben, den Geistlich genandten beyder Religionen in

Politischen Händeln alle Stimmen zu verbiethen: Die Practicanten und diejenigen welche Geschencke und Gaben empfangen, auch dieselbe so wider das allgemeine Vaterland gehandelt, durch ihre Verordnete zu suchen ꝛc.

„Diese Bündnerische Händel zu stillen, beflissen sich Zürich, Bern, Glaris und Schaffhausen, und richteten so viel auß, daß die schwürige Bündner mit ihren Fahnen wieder auß der Stadt Chur nach Hauß zogen: doch aber ward ein Straffgericht zu Chur angerichtet, und wider etlicher Bundsgenossen Verwilligung vorgenommen, wie dann sich desselbigen der Ober und der Zehen Gerichts Bundt höchlich beklaget: Jedoch entschuldigte sich das angestellte Straffgericht auch bey den Orthen Zürich, Bern, Glaris, Basel und Schaffhausen, gabe alle Schuld der Venetianischen Bundswerbung, und dahero erfolgter starcker Practicken, mit Vermeldung, daß sie allein die Fehlbare, und sonderlich die, welche wider das Vaterland gefrevelt, zu straffen begehrten.

„Diesemnach hielten gemeine drey Bünde zu Davos einen Bundstag, der endete sich aber mit grossem Zwispalt, und war dardurch anders nichts als mehrere und gefährlichere Weitläufftigkeit zu besorgen, wie dann auch solches hernach im folgenden Sechszehenhundert und achtzehenden Jahr geschehen. Dann es regten sich die vorige Bitterkeiten dermassen, daß auch die Engadiner wider etliche, so sie Spanisch gesinnete nenneten, erhuben, und im Junio Anno 1618 mit fliegenden Fahnen für des Landhauptmanns Rudolph Planta Behausung zogen und dieselbe neben etlichen andern Häusern in unterschiedlichen Gemeinden schleiffeten, hernach sich von dannen gegen der Stadt Chur wendeten, in Willens die Practicken halber Verdächtige zu überfallen, und sie ohne alles Verschonen zu straffen. Zu ihnen schlugen sich auch die übrige drei Bündte, und hielten erstlich zu Chur einen Convent, hernach zu Tusis, dahin das Volck zusammen zoge.

„In diesem Convent wurde, nachdem sie zuvor etlich gewisse Satzungen gemacht, wieder ein neu Straffgericht angeordnet, darzu ein jeder Bund zwey und zwantzig Rechtsprecher, neun Auffseher, zween Kläger, ein Schreiber, und zween Ministros

hergegeben, denen seynd auch neun Priester, die aber doch den Urtheilen nicht beywohnen dörffen, zugethan worden. Diese alle haben schwören müssen, daß sie von keinem Fürsten Pensionen hätten: Und wo jemand mit Gaben bestochen würde, daß sie solches dem Rath bona fide anzeigen wolten.

„Hierauff ist die erste Criminal-Action wider Johann Baptistam Zambram, so für einen auß den fürnehmsten der Hispanischen Faction gehalten ward, angestellet worden. Dieser, ob er wol über siebentzig Jahr alt, und mit dem Podagra geplaget gewesen, ist an die Tortur gethan, und peinlich abgefragt worden, und wiewol man anfänglich nichts auß ihme bringen können, hat er doch endlich, als er mit eygnen Handschrifften und eingenommener Kundschafft überzeuget, bekennet: Daß er sampt seinen Mitgehülffen Rath und That darzu gegeben, daß die Vestung Fuentes (so der Spanische Gubernator zu Mayland, Graff von Fuentes, an der Grentz des Veltlins, bey dem Außgang des Flusses Adden, auff einem Bühel, Montechio genant, nahend dem Comer-See, Anno 1605 auffbauen lassen, darauß nachmals das Veltlin, Graffschafft Cleven, Wormbs, und mehr Lande und Orte, von Spanischen und Oesterreichischen den Graupüntnern abgenommen worden) erbauet, auch da solcher Bau angefangen worden, und die gemeine drey Bündte, dieweil es wieder den Vertrag, der Anno 1531 mit Mayland auffgerichtet, mit gewehrter Hand hindern wollen, habe er das Volck mit Abmahnen und falschem Vorgeben abgehalten, auch den Mayländischen zugeschrieben, sie solten mit ihrem Werck fortfahren, er habe die Feinde, so dasselbe hindern wollen, abwendig gemacht. Darnach bekennete er auch unter andern, daß er neben andern treulosen Personen, zu höchster Verkleinerung der Landen, außländischen Fürsten durch grosse Verheissungen Geld und Gut abgenommen, sie aber doch betrogen, und keinem weder Treu noch Glauben gehalten. Derohalben ist über ihn, als einen Verräther des Vaterlands das Urtheil, daß er lebendig geviertheilet, sein Hauß geschleiffet, und zwo Schmachseulen allda auffgerichtet, und seine Güter confiscirt werden solten, gesprochen worden: doch aber in Ansehung seines hohen Alters, seiner neun Kindern und gantzen Freundschafft, ist

diese Straff gelindert, daß er enthauptet, das Hauß auch auffrecht gelassen worden: Und haben seine Erben die Confiscation der Güter mit drey tausend Gülden außgelöset.

„Diesem nach wurden Pompejus und Rudolphus Planten, Gebrüder, Johann Antonius Giogier, und Lucius von Mont, Landrichter, fürgenommen, welche, weil sie sich bey Zeiten auß dem Staub gemacht, und auff geschehene gebräuchliche Citation sich nicht eingestellet, wurden sie auff ewig auß dem Land verbannet, und demjenigen, so ihrer einen lebendig lieffern würde, Tausend Cronen, der aber ein Haupt von ihnen brächte, Fünff hundert Cronen versprochen. Und so ihrer einer in Bündten lebendig betretten würde, solt er ohn allen fernern Gerichts-Proceß, als ein Verräther des Vaterlands, durch den Scharffrichter geviertheilet, und solche Theil an die öffentliche Straffen auffgehencket werden.

„Auff solches wurde der Gerichts-Proceß mit Nicolao Rusca, Ertz-Priester zu Sonders angestellet. Dieser als er dasjenige, wessen man ihne beschuldigte, nicht gestehen wolte, ist er an die Tortur gebracht, und dreymahl auffgezogen worden: Aber er ist auff seiner Meynung beständig verblieben, und ohn Unterlaß Gottes und der Menschen Barmhertzigkeit angeruffen. Uber zween Tag hernach, da er wieder auffgezogen, und ihme das Angesicht, damit ihme niemands ein Zeichen geben könte, bedeckt worden, ist er das zweytemal an der Tortur todt gefunden worden, und waren die Zähne in die Zung eingebissen, daß das Blut darauß gangen. Doch aber wurde er, nicht mit geringer Mummelung beyderseits Religionsverwandten, von dem Scharffrichter unterm Galgen begraben: Aber über wenig Zeit hernach, Nachtszeit, in das Fabarienser Closter gebracht worden. Sein Alter erstreckte sich über fünfftzig Jahr, und war er stetigs mit dem Fieber geplagt, umb welcher Ursachen willen er auch zwo Fontanellen an den Armen gehabt, und deßwegen die Tortur nicht außstehen können. Sonsten hat er ein nüchtern Leben geführt, und die meiste Zeit seinem Kirchen-Ampt und Studieren abgewartet: Ist ein gelehrter Mann, und in der Hebräischen, Griechischen und Lateinischen Sprach wol erfahren gewesen.

„Uber etliche Tag nach diesem ist auch ein Straff-Urtheil wider den Bischoff von Chur, der sich auch schon zuvor auß dem Weg gemacht, erfolget: Welcher auch nach viellerley Beschuldigung auß dem Land auff ewig verbannet: seine eigene Güter (doch dem Bisthumb ohne Schaden) confiscirt: Er selber der Bischofflichen Dignität entsetzt, und dem Capitul zu Chur, daß sie auff das ehiste einen andern Bischoff wehlen solten, anbefohlen, auch verordnet worden, daß so er in Bündten betretten würde, man ihn enthaupten solte. Deßgleichen wurden andere mehr des Landes verwiesen.

„Als nun indessen der Bündner Bannisirte sich nacher Lucern begaben, und was grosses Unrecht ihnen zu Tusis von dem Straffgericht begegnet were, klagten, wurde von der gantzen Eydgenoßschafft dieser Händel halben ein Tag zu Baden gehalten: Und erschienen dißmal diß Orts oberwehnte Bannisirte, beklagten sich höchlich über das so ihnen von dem Straffgericht in Bündten widerfahren, mit flehentlicher Bitte, es wolten die Eydgenossen, als ihre Bundsverwandten, welche nechst Gott ihre höchste Zuflucht weren, ihnen zu unpartheyischen Rechten, und Restitution ihrer verlohrnen Güter verhelffen. Wider diese stelleten sich der dreyen Bündten Gesandte, nemblichen aus dem Obern Grauen Bund, Joachim von Montalo, Landrichter, auß dem Gotteshauß Bundt, Gregorius Meyer, Stadthalter zu Chur, und auß den Zehen Gerichten Bundt, Rudolph von Salis, Landammann in Schiers, und entschuldigten sich, daß die Bündtner auß höchster Nothdurfft zu Erhaltung ihrer Freyheit gezwungen worden wären, ein solches Straffgericht anzustellen: Es wäre niemand Unrecht geschehen: Etlicher tyrannische Thaten und Practicken wären zu hoch gestiegen, wie aus den verfaßten Processen, deren Copiam sie auffzuweisen erbietig, genugsam zu sehen.

„Nach weitläufftiger Anhörung beyder Partheyen wurden die Bündtnerische Abgesandte gantz ernstlich vermahnet, ihr Straffgericht abzustellen, den Beklagten zu unpartheyischem Rechten zu verhelffen, und sie mit einem sicheren Geleydt zu versehen, und also ihrer Vorfahren Gewonheiten sich gemäß zu halten. Dieser Receß ist den Gemeinden in Bündten überschicket, und

darbey vermeldet worden, daß, da ihnen nicht solte gehorchet, und ein Neutralgericht angestellet werden, so wolten sie auff solche Mittel bedacht seyn, dardurch sie eine Abstellung solches Unwesens zuwegen bringen köndten.

„Mittlerweil bestunde das Unwesen in den Pündten, unangesehen daß sich das Straffgericht von Tusis geendet hatte, bey seinem angefangenen Fortgang, und weil ungleich von Abstraffung der Beklagten, bey den Eydgenossen und deren Benachbarten gehalten, auch fürnemblich etliche der nieder Engadinern, unter Waltaßnen, von ihren Mittlandleuthen, oder Waltaßnen ungebührlicher Proceduren beschuldiget worden, als kam es zu einem Beytag zu Chur, dahin wurden die Processen der Gefangenen geschickt, unter andern aber wie fürgeben, hatte Fortunatus Planta, viel das zu Wiedereinführung der Banditen spendirt worden, bekennt: Etliche Fahnen kamen dahin, und kam eine Red auß, es wäre ein Anschlag gemacht, Stephan, Gabriel, Alexium und noch drey andere Predicanten abzuführen. Die Engadiner so sampt ihren Mitlandleuten scharff angeklagt worden, entschuldigten sich deren ihnen beygemessener Aufflagen, durch ein weitläufftiges den 17. Apr. datirtes Schreiben, klagten höchlich über Rudolphen Plantä Trutz und Uebermuth, und daß derselbige mit seinem Anhang, bey gewissen Orten, zu ihrem Verderben einen Rücken wußte: Ja sie erbotten sich wahr zu machen, daß Planta und seine Mithaffte, die Hispanische Faction in den Pündten zu erhalten, zu Mayland eine nahmhaffte summa Gelds empfangen, und daß ihr gantzes Vorhaben zum Vertilgen guter Patrioten gerichtet wäre, rühreten hieneben sonderlichen an Balthasar von Mont, den Dolmetschen Molina, und etliche andere, begehrten an ihre Bundsgenossen, sie nicht zu verlassen, und redlich mit ihnen die Freyheit des allgemeinen Vatterlands wahrzunehmen, mit Vermeldung, sie spüreten wol, daß man gemeine drey Bündt in Zwytracht zu stürtzen begehrte, wann das nun beschehen, so käme der Spanier, oder sonst demselbigen gleichförmig ein dritte Parthey, die würde sie zu ihrem Schaden und gäntzlicher Unterdruckung scheiden: Sie ihres Theils wären gesinnet, Bundsgenössisch zu leben, beyderley Freyheiten mit Leib,

Ehr, Gut und Blut, alldieweil sie den Athem behielten, zu beschirmen, auch den Bundsbrieff und andere gute alte Verträg und Gesetz, so weit müglich, zu beschirmen. Und als hernach ein Versamblung gemeiner dreyer Pündten sich zu Chur finden liesse, schrieben an dieselbigen abermalen bemeldte nieder Engadiner sub dato 10. Maji, sehr weitläufftig, erkläreten sich dessen, daß sie bey ihrer hiebevor im Jan. auch zu Chur gehaltenem Bundstag gethaner Declaration verbleiben, und nochmaln umb Hülff und Beystand hertzlich gebetten haben wolten.

„Als auch dieser schweren Strittigkeiten wegen Gesandten von Zürich, Bern und Glaris daselbst ankommen waren, und dann die Ort von Lucern, Ury, Schweitz, Unterwalden, Zug und Solothurn, die ihren auch dahin abgefertigt hatten, mit denen gleicher Gestalt der in Pündten delegirte Ambassador Gueffier vertraulich conferirt, schlugen nach beyder Partheyen vielfältigem Disputiren diese Strittigkeiten nur in ein mehrere Verbitterung, also daß zu Anfang des Monats Junii die Eydgenossische Gesandten sampt und sonders unverrichter Sachen von einander scheiden müssen: Dann nach etwas Handlung und sonderbahren Fürtrag gewisser Orthen, ward der Landamptmann Joder, ein Verordneter zum Beytag, von seinen Widerwärtigen ungestümmer Weiß auß der Versamlung in Verhafftung gezogen und dadurch alle fernere Berathschlagung verhindert, auch äusserte sich der Bürgermeister Meyer, der Stadt Chur, und erhub sich dardurch ein frische Zusammenziehung der Gemeinden mit offenen Fahnen. Diesem allem nach zogen abermahlen in grosser Schwürigkeit die Fahnen des Gotteshauß, auch der 10 Gerichten Bunds, als ob- und nieder Engadin, ob- und nieder Wallaßna, Bargel, unter Porta, Afers, Remüs, Schleins, vier Dörffer, Münsterthal, Davos, Closter Castels, Schlierß und Schavis, samt der gantzen Herrschafft Meyenfeld, zu Zitzers und Malans, zusammen, verglichen sich einer neuen Ordnung des Straffgerichts und der Pensionen wegen. Folgends setzten sie ein anders Straffgericht zu End dieses Jahrs im Flecken Davos an, ernenneten zum Landrichter Joachim Meyssers, erklärten sich wie hievor, bey ihren Bunds- und andern dergleichen auffgerichteten Brieffen



unverruckt zu verbleiben, handelten viel wider ihre Delinquenten, und schrieben, sonderlich bey etlichen ihren vertrauten Bunds-genossen, acht nahmhaffte Personen für Haupt-Banditen auß, nemblichen Rudolphen, Pompeium und Daniel Planten, Lucium von Mont, gewesenen Landrichter des obern Bunds, Joh. Antoni Giovier, den Frantzösischen Dolmetschen, Antoni Molina, Joh. Cunrad und Fabium Prevost, höchlich bittende, dieselbe da sie zu betretten, einzuziehen, und ihnen, den Straffrichtern zu überschicken: Und darbey haffteten abermalen diese unglückliche Händel, darbey nicht allein etliche der Rhätischen Banditen, sondern beneben auch viel der angeklagten Veltliner ihre Practicken also anzustellen wusten, daß sie kurtz hernach denen die ihnen jetzt gebiethen wolten, und welche sie zu straffen vermeynt, durch anderer Hülff, mit einer gantzen blutigen Rach begegneten. Welches in der Landschafft Veltlin ins Werck gerichtet wurde: so also nach einander gefolgt." Im Laufe dieser im Veltlin vorgefallenen Schlächtereien ward Anton von Salis, der Vicarius im Lande, samt seinem Diener zu Sonders ermordet. „D. Hans Baptist von Salis, aus Pergell von Sol gebürtig, hat gleichs erfahren. Dann ob ihm gleich das Leben versprochen, ward er doch auf offenem Platz, genannt Campell, zu Sonders an einen Strick gebunden, mit zweyen Büchsenschüssen jämmerlich erschossen, nachdem man ihn seines Golds und Gelds beraubet. Karl von Salis, Ritter, Herculis Sohn, rettet sich, samt Andern, nicht ohne große Mühe, Gefahr und Ungelegenheit über das hohe Alpgebirg." Faustina von Salis, Philipps Livri von Casol Hausfrau, ihr Sohn Baptist, und viele andere wurden ermordet.

„Indessen nahm Rudolphus Planta auch wider seine Mit-Landleut die Waffen in die Hand, fieng an im Engadin Thätlichkeiten zu verüben, schickte seinem Bruder Pompejo Plantä eine solche Missiv, daß man was er und sein Anhang im Sinn hätten, genugsamb spüren könte, und erwiese also in allem daß er und die Veltlinische Tumultuanten gute Correspondenten wären und zusammen in ein Horn bliesen. Nicht weniger erzeigten sich auch etliche Bündnerische Gemeinden, als Disentis, Lax und andere diesem Handel nicht ungeneigt. Sobald aber die Nechst-

gesessene von Bregel, Davos, Kloster S. Peter und Langwiesen dieses feindlichen Beginnens berichtet wurden, besetzeten sie ihre fürnehmste Päß und Gräntzen, zogen auch mit ziemblicher Macht durch das lange rauhe Thal Malenck, vertrieben ihre Feind auß dreyen unterschiedlichen Landwehren, gewunnen denselben wiederumb ab den Hauptflecken Veltlins, Sonders, und zwey andere wolbewehrte Schlösser, sampt dem festen darbey gelegenem Closter, begehrten auch darüber von den Evangelischen Städten der Eydgenoßschafft und Glaris, wider ihre Rebelische und deren zugethane, eylende Hülff. Weil sie aber untereinander zwyträchtig, verliessen sie diese Oerter bald, unangesehen sie solche nicht allein behalten, sondern auch noch darüber den nahmhafften Platz Morbegno hätten einnehmen mögen, blieben also ihre Widerwärtige im ganzen Veltlin nach Belieben in Meisterschafft und Ansehen." Die Berner und Züricher intervenirten hierauf mit gewaffneter Hand, machten im Veltlin Fortschritte, mußten aber schließlich den Spaniern gegenüber weichen. Hiermit war aber die Fehde noch lange nicht erledigt, sie zog sich viele Jahre hin, bis Frankreich durch seine Waffen und Unterhandlungen die Unterwerfung des Veltlins herbeiführte und den Sieg der Salis entschied.

Eben so waren es 1797 einzig die Salis, welche, nachdem die ganze übrige Schweiz französischen Einflüssen und Proconsuln unterthänig geworden, den Kaiser Franz II. zu Beistand forderten, ihm Graubünden überlieferten. Damals hausete fast in jeder Gemeinde ein Salis, als derselben begütertester und einflußreichster Insasse. Der Gesamteinfluß der Familie war eben hinreichend, um in dieser Ecke der Schweiz den revolutionairen Tendenzen, die siegreich auf allen übrigen Punkten, für kurze Zeit ein Gegengewicht zu werden. Victrix causa diis placuit, victa Catoni. Wie einstimmig aber die Salis in ihrer politischen Richtung, ein Abtrünniger hat doch unter ihnen sich gefunden. Es ist das der Dichter Freiherr Johann Gaudentius Gubertus von Salis-Seewis, geb. 15./26. Dec. 1762 zu Malans. In Pfeffels Schule zu Colmar mag er die Grundsätze eingesogen haben, welche der Sache des Vaterlands ihn entfremdeten. Fähnrich 1779, Hauptmann 1785 bei den Gardes-Suisses in Versailles,

diente er im Anfang der Revolution unter Montesquiou gegen die Piemonteser. Im J. 1793 kehrte er nach Graubünden zurück, er nahm zu Weibe eine Pestalozzi, machte sich aber seinen Angehörigen unangenehm durch die für französische Tendenzen getriebene Propaganda. Er wendete sich nach Zürich, wurde Generalinspector der helvetischen Truppen, Generaladjutant in Massenas Generalstab, dann Mitglied des helvetischen Cassationsgerichts. Nach Einführung der Mediationsacte, 1803, ging er nach Hause, um verschiedene locale Aemter zu bekleiden. Er starb zu Malans, 29. Januar 1834. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien zu Zürich 1793, und die neueste vermehrte Auflage eben daselbst 1835. In schroffem Gegensatz zu ihm steht Ulysses Freiherr von Salis-Marschlins, geb. 25. Aug. 1728. »Vir patria omnique scientiarum genere celeberrimus. Defensor maximus patriae, in perduellione subditorum 1788.« In Bezug auf diese Unruhen schrieb Ulysses Fragmente der Staats-Geschichte des Thals Veltlin und der Grafschaften Cleven und Worms, aus Urkunden. 4 Bändchen, 1792. Er starb zu Wien 1801.

Eine kleine halbe Stunde von Gemünden, nach Henau zu, mitten im Soonwalde, auf einer mit riesigen Felsblöcken reich besäeten Koppe erheben sich die Trümmer der einst gewaltigen Feste Koppenstein. Sie beherrschen eine weite Aussicht. Nach der einen Seite entfalten sich die zahlreichen Hügel des Vorderhundsrücks, nach der entgegengesetzten Seite überschaut man die Landschaft um die obere Nahe und die Glan bis dahin, wo der Hochwald, die Winterhauch, das Wolfsteiner Gebirg und zuletzt der Donnersberg den Horizont schließen. Das wilde Felsenthal mit den Gewinden der Simmer tritt an vielen Stellen zu Tage, und deutlich schaut man die Trümmer der Burg Daun, an deren Fuße die Simmer in die Nahe sich ergießt.

Die Burg Koppenstein wird bereits unter den Besitzungen des Grafen Meginhard von Sponheim genannt, fiel aber mit dessen Ableben an „Graf Craffto von Sponheim, so vermuthlich der Nachgeborne von Graf Meinhards Söhnen, und im J. 1117 geboren gewesen. Er war anfänglich mit Graf Adolfs von Hom-

burg Tochter Clementia verlobet. Da diese aber schon vorhero, ohne Vorwissen ihrer Eltern, das Gelübd einer ewigen Keuschheit gethan hatte, so wurde dieser Eheversprůch mit beiderseits Bewilligung wieder aufgehoben, und widmeten sich von nun an beide dem geistlichen Stand. Gräfin Clementia ging in das Kloster St. Irminen zu Trier, und starb darin den 21. März 1176, wogegen Graf Craffto sich in dem Kloster Sponheim im J. 1149 als ein Mönch bescheren lassen. Da er von dem Stamm derer Stifter dieses Klosters, und zugleich ein gar leutseliger, kluger und geschickter Herr gewesen, so wurde er nach Absterben des ersten Sponheimischen Abts, den 27. März 1151 durch einstimmige Wahl des ganzen Convents, zu seinem Nachfolger erhoben. Anfänglich wollte er diese Wahl, in Betracht er erst zwei Jahr in dem Kloster gewesen, nicht annehmen, ließ sich aber doch, durch anhaltendes Bitten seiner Ordensbrüder, darzu bewegen, worauf er den 5. Junii von dem Erzbischof Heinrich zu Mainz in der dasigen Domkirche, unter dem Beistand vieler andern Prälaten, und einer großen Anzahl des Adels, mit großem Pracht consecriret worden. Er hat dem Kloster bis in das J. 1175 mit Ruhm vorgestanden, in welchem er am 28. Mai sein Leben beschlossen hat." Außer bedeutenden für das Kloster gemachten Erwerbungen hat er demselben auch seine Burg Koppenstein zugewendet. Sie blieb in der Abtei Besitz, bis die Grafen Johann II. und Simon III. von Sponheim in Kreuznach den Koppenstein, samt den Weilern Gehlweiler und Reichweiler, gegen Hingabe des Hofes in Bosenheim von der Abtei eintauschten, 10. Aug. 1325. Die nämlichen verschafften sich auch von Kaiser Ludwig die Ermächtigung, beim Koppenstein, wie zu Winterburg, eine Stadt anzulegen, für welche sie ungesäumt den Freiheitsbrief ausfertigen und eine Capelle bauen ließen. Der Weihbischof zu Mainz, der Bischof Nicolaus von Achon, weihte den Altar am Fest Kreuzerhöhung 1348.

Viel über die Grenzen des Burgberinges wird die neue Stadt sich niemals ausgedehnt haben. Einer bedeutendern Erweiterung stand der Mangel an Garten- und Ackerland, vorzüglich aber an Wasser hindernd entgegen. Die Quelle, aus welcher



der städtische Brunnen schöpfte, war in den Sommermonaten wohl meist versiegt, und der Thewaldsbrunnen, wenn er auch seine Fassung den Bewohnern der Feste Koppenstein verdankt, eine ziemliche Strecke weit entlegen. Genau betrachtet, wird die sogenannte Stadt Koppenstein lediglich ein ummauerter Ort gewesen sein, geeignet, in Fehdezeiten die Bewohner der umliegenden Dörfer mit ihrem Vieh aufzunehmen, während im Frieden die meisten der darin erbauten Hütten leer standen. Dergleichen Zufluchtsörter gab es mehre in den Lahngegenden, sie bestanden noch längere Zeit, von wegen der Türkengefahr, in dem fernen Krain, ihre eigentliche Heimath aber war in Italien, wo fast jeder größere Eigenthümer, seinen Unterthanen zu Gute, ein solches Castell, wie sie dort Landes hießen, angelegt hatte. Eine Urkunde des Grafen Simon III. macht es wahrscheinlich, daß der Koppenstein lange vor dem J. 1330 eine ähnliche Bestimmung gehabt hat. In den spätern Huldigungsbriefen wird er immer ein Städtlein genannt, das davon benannte Amt verlor aber in Gemünden seine werthvollste Dependenz, und nachträglich wurden zwei Fünftel der Burg an die von Schmidtburg verkauft; die übrigen drei Fünftel hat in der neuesten Zeit der von Salis durch Tausch erworben. Als Schweikard von Sickingen 1504 auf Koppenstein litt (Bd. 5. S. 183), war die Burg noch der Sponheimischen Gemeinsherren Eigenthum, und befand sich in vollkommen wehrhaftem Stande.

In der neuesten Zeit hatte zwischen den Ruinen ein Hüttchen Platz gefunden, und hausete darin die Jungfrau vom Koppenstein, deren oder vielmehr ihrer Mutter Geschichte des gefeierten Hundsrücker Dichters P. J. Rottmann Ballade gibt. Hier, als Proben Hundsrücker Mundart, ein Reihe von Stanzen.

Emol am späte Owet,
Gen Winder im Advent,
Hott noch det Uhliglämpche
Im Stiebche hell gebrennt,

Unn in dem rähne Bettche
Do hott en Fra geleh,
Die ringt sich vunn de Kisse
Nau fäästig in die Heh.

Verzehrt bis uff die Knoche,
Doch immerzu noch scheen,
Aß wie vunn weißem Marmel,
So hottse do gelehn.

En Määdche — 's war ehr Doogder —
Datt hott am Bett gesaß
Unn hilltse in de Aarme
Sei Aue ware naß.

O härr eich doch die Woorde,
Datt eich's beschreiwe deht!
Eich schätze, datt käh Frahmensch
Meh so uff Bähne steht.

Et war eso en Määdche
Vunn neinzeh — zwanzig Johr,
Hatt, wie Keschbanieschielze,
So braune glatte Hohr.

Die Aarme unn der Busem
Die ware voll unn rund
Un't Flaisch so frisch unn gammer
Die Fareb so gesund.

Wie Ebbelbliehe Backe,
Die Schillere wie Schnee
Unn klor unn sääst die Aue,
Gewacks aß wie en Reh.

Sei Fleßercher die ware
So klän unn rund unn fett,
En Meilche hatt's, en Näsche,
Wie Bepvercher so nett.

Zwo Keilcher in de Backe,
En Lechelche im Bart,
Zwo Hennercher, wie Sammet
So waich, unn voll unn zart,

Sei Klääbche unn et Leibche
Hatt's aus; do war sei Auk,
Sei Aarme unn der Busem
Unn Hals unn Schill're blank.

Vum Kopp geschädelt, henke
So lank unn los die Hoor,
Unn weiß unn blank dertischich
Guckt Hals unn Bruscht ervor.

Dieser Tochter zu beichten, faßt die sterbende Mutter ein Herz.

Hör zu unn gebb Gedanke,
Hör, wer Dei Vatter war,
Unn watt Dei aarem Mutter
Vor Schicksal hott erfahr.

Mei Vatter war en Schäfert,
Eich sinn en Heerbekind,
Eich mußt meich früh gewiehne
An Werer unn an Wind.

Mei Vatter hatt die Heerde
Gedingt vum Herr Baron
Vunn Schmittburg zu Geminne,
Do mußt er Hillef hohn

Vunn uhs, vunn seine Kinne.

Emol am Dewelsbore,
Gleich hinn'gem Koppelstähn
Sitz eich bei meine Schoofe
Gen Owet glatt elähn.

Uff ähmol aus de Hecke
Do kimmt so'n junger Mann,
Der hatt so Jähersch-Rüsting,
Tasch, Flind unn Hoore an.

Der schlenkert so behine,
Sullt ewe langst meich gehn,
Do schillikst er eriewer,
Unn flubbdich! bleibt er stehn.

Eich gucke — meer neist, dehr neist —
Nau aag so noh em hin;
Ach Gott! in so käh Aue
Hatt eich noch nitt gesiehn.

Watt sinn eich vor dem Meusche,
Unn er vor meer verschrock!
Eich plegdele am Scheerzche,
Unn er an seinem Rock;

Mit fauerrore Backe
Sieht Ent et Anner an;
Unn Känns vor dausend Gille
Kunnt norst en Weerdche sahn.

Knaps brengt er: „Gutenowet!"
Unn eich: „Großdank!" eraus,
Da ware uhs Gespräger
Aach dorerseits schunn aus.

Nau gung er, unn do fahr=er
So vor sich hin im Gehn —
Eich hatts nit fulle heere —
„Ach Gott, ach Gott, wie schön!"

Der Jäger ging und kam wieder, Schäfers Gret wußt er zu finden, bald wollten in Lieb schier die beiden vergehen.

Ach Kind, wie war der Jäher
So trei, so brav unn gut!
Er hott m'r nitt det Mindigst
Unregtes zugemuth.

So gunge Dah' um Wuche,
So gunge Mähnd erum
Uff ähmol an em Sunndah
Do iß käh Jäher kumm,

Unn an dem Dewelsboze
Gleich hinngem Koppelstähu
Sitz eich noch gehen Owed
In Doresangst elähn.

Husch! ratschelts in de Hecke
Unn wild kimmt er eraus
Unn sieht aß wie verzweiwelt
Unn grad wie'n Dorer aus.

„Ach Otto, liewer Otto,
Dau siehst jo wie der Dood!"
Ruf eich. Do sahr=er: „Greetche,
Lieb Kind, m'r sinn verroth!

Furt muß eich, weit hie danne
Furt, jetzt im Aheblick;
Mei Lieb, mei Ruh, mei Alles
Loß eich bei Dehr serick.

Kumm, datt m'r uhs verbehrje
Im diese Wald eloord
Zum letzte Abschied, Greetche!
Et weerd uhs nohgespoort."

Unn furt unn in die Hecke;
Doch wie? wer kann=et sahn,
Sinn eich=em hin gesolligt,
Hott er meich hin gedrahn.

Furt ware jo mei Sinne,
Eich honn Neist meh gesiehn,
Unn finne meich eerscht wierer
Im diese Dunkelgriehn.

Unn Lieb und Trennungsschmerz
Zu meiner Brust — im Grüne
Mirr ihm elähn — Oh Kind!
Lieb Kind! — Dau bist sei Doogber!
Verzeih uhs Gott die Sind!

Hör weirer! Wie en Mörder
Vor seinem Opper steht,
Wann't wackerig Gewisse
Imm Rechenschaft en fräht,

So stunn mei Otto ver m'r,
Verzerrt sei scheen Gesiegt;
Marieche, sei Gewisse
Gung mirr=em ins Geriegt.

Unn mirr er Stimm, aß käm se
Dief aus dem Grab eraus,
Do stößt er uff de Kniee
Die Schreckeswoorde aus:

„Leb wuhl uff immer, Greetche!
Mit Deiner treie Lieb
Honn eich — o flug m'r ewig!
En grausam Spiel getrieb.

Dein kann eich niemols wäre,
Datt honn eich jo gewußt,
Unn reiße Ruh unn Friere
Aus deiner treie Brust.

Hör zu! — vunn aldem Adel,
Otto von Rosenstein
Bin ich, oh Kind, unn wohne
Uff hoher Burg am Rhein.

Hie war eich bei der Herrschaft
De Suhmer uff Besuug;
Dau aarem Heerdemäädche,
Rau wäßte wuhl genug.

Leeb wuhl! furt muß eich naunder,
Furt, schnun im Aheblick;
Et hiehlt mit Kutsch unn Geile
Mei Vatter meich serick."

Datt war zu viel uff ähmol,
Neist siehn unn hör eich meh,
Unn wie eich zu m'r kumme,
Honn eich im Bett geleh,

Im Bett im Heerdehäusche,
Im Bett uff Sprau unn Moos,
Unn er uff seire Pilwe
Verleicht im stulze Schloß.

Krank war eich, krank am Körper,
Krank war eich im Gemieth,
Furt mit meim Otto ware
Mei Blume unn mei Lied.

Unn gehler, immer gehler
Weerd ball bet Laab im Wald
Unn mehner, immer mehner
Verännert mei Gestalt.

Unn an dem Tewelsbore,
Gleich hinngem Koppelstähn,
Sitz eich im Wind unn Storem,
Doch ohne Schoof, elähn.

Sitz eich im kalte Newel
Halb nackig, halleb blos,
So hatt jo aus dem Hittche
Der Vatter meich verstoß.

Im Koppelstähner Thore
Honn eich meich dann verkroch,
Glatt unne, wo die Mauer
Grauser war gebroch.

Unn schlofe, wie mein Otto,
Raund aag im hoche Schloß;
Doch er uff waiche Blaume,
Unn eich uff feuchtem Moos.

Unn in dem große Ihlend
Unn große Herzeläd
Do wär eich uff ähmol
Uffs Dauner Schloß beschäd;

Do hatt die gnärig Herrschaft
Meer Wahning jo unn Brod
— Ach Gott! verleicht vunn seinem —
Vor immer angebot.

Wo eich ze wohne winsche,
Datt steht m'r in der Wahl;
Do wähl eich hie datt Hittge,
Im enge stille Dahl.

Mei Forsche noh Deim Vatter
Iß glatt vergewes blieb;
Eich schätze, Kind, er hott sich
Ritt Rosenstein geschrieb.

Gott woll=em doch verzeihe,
Eich honn=em lang verzieh,
Oh, fallst d'en jemols finne,
Dann sahs em doch, Marie!

Die Mutter starb, das Hüttchen verschwand, als in Schutt und Graus versunken die stolzen Zinnen von Daun, und es sucht im Forst die heimathlose Waise Schutz.

Uff Koppelstähn do harr=et
Sei Wahning uffgeschlahn,
Wullt frumm unn ähnsam lewe
Unn Hitz unn Kält erdrahn.

Unn an dem Tewelsbore,
Gleich hinngem Koppelstähn,
Do sitzt et in Gedanke
Gar deckmols glatt elähn,

Geht dann mit blose Fieße
Rohm Thore uff der Heh,
Unn hott uff Moos unn Blierer
Derin bet Raagds geleh.

Die gnärig Fraa vunn Schmittburg —
Gutmierig, wie se war —
Beschäd die Jumfer zu sich,
Wie sie et hoot erfahr,

Unn will er Brod unn Wahning
Frei in Geminne genn;
Do dankt die Jumfer vielmol
Unn drickt er sehr die Hänn.

Unn säht: „Ehr gurer Wille
Verdient schunn Gotteslohn,
Aß härre se datt Alles
Schunn weerkelich gedohn.

Freiwillig sinn eich arem,
Unn uffem Koppelstähn
Gedenken eich se bleiwe
Mei Lewedah elähn.

Do iß m'r lieb unn heilig
Ein jerer Schriet umm Triet,
Do hoot mei seelig Mutter
Gelebt, geliebt, gelied."

Nau hoot die gnärig Herrschaft
Et annerscht nitt gedohn,
Die Jumfer muß en Heische,
En Bett enuffer hohn.

Datt hott=se innverwilligt
Nag Brod datt nimmt se an
Unn micht en Blumegärtche
Ant Heische hinne dran.

Unn in dem kläne Hittche
Do kunnt m'r lehre drinn,
Et kennt im aarme Stiebche
Nag rähn unn Oordning sinn.

Det Fiester klor unn sauwer,
Käh Stäädche an kähm Enn,
Schneeweis gedeckt det Bettche,
Schneeweis Gebiehn unn Wänn.

Viele Jahre hat „die Jumfer vom Koppelstähn", wie Hr. Rottmann sie nennt, oder „dat alt Mensch", wie sie im gemeinen Leben zu Gemünden hieß, auf Koppenstein gehauset.

Im Hartmend Jannewaare
Im ähn unn zwanzger Johr
Warsch weis in Wald unn Feller
Unn knochehart gefror.

Do hott im kläne Heische,
Uff Koppelstähner Heh,

Am Owet vor drei Kienig
En Leich im Bett geleh.

Die Jumfer, die zum Gure
So treilich hott geroth,
Sie war bei uhsem Herrgott
Unn sinder Mittag dood.

Laut des Sterbeactes ist Maria Margaretha Rosenstein, ledigen Standes, alt 72 Jahre, den 5. Januar 1821 auf Schloß Koppenstein gestorben. Also berichtet noch Hr. Rottmann, der zugleich anmerkt, daß die Jungfrau ihm am 8. Aug. 1819 gelegentlich eines Besuches auf Koppenstein ihre Erlebnisse mitgetheilt habe. Um so mehr muß ich bewundern, daß sie nicht besprach, was ihres ganzen Wesens Mittelpunkt geworden, der Verkehr mit der Geisterwelt. Außerordentliche Dinge wußte sie zu erzählen von dem Bering der öden Mauern, Hochzeiten, Bankete, Freudenfeuer, Begräbnisse, Kampfspiele will sie da gesehen haben, und ging regelmäßig solchen Auftritten ein stundenlanges Schellen vorher.

Graf Johann II. von Sponheim in Kreuznach, eben derjenige, welcher den Koppenstein eintauschte, ist „der Urheber und Stammvater von der bekannten und noch jetzo florirenden adlichen Familie derer von Koppenstein, indem er mit der Tochter eines

seiner adlichen Burgmannen einen natürlichen Sohn gezeuget, welchen er, nachdem er von den Kaisern Ludovico Bavaro und Carolo IV. legitimiret worden, mit ansehnlichen Gütern versorget, nach dem Schloß Koppenstein genennet, und das völlige Sponheimische Wappen, nur mit dem Unterschied, gegeben hat, daß er in dem ersten Feld eine Rabe gesetzet, die übrige drei Felder aber mit denen Sponheimischen Würfeln ausgefüllet worden. Dem ersten von dieser Koppensteinischen Familie hat der Abt Willicho I. von Sponheim die Vogtei über das dem Kloster zugehörige Dorf Auwen, als ein Lehen, übertragen." Hierzu fügten die Grafen von Sponheim und ihre Erben, die Pfalz- und die Markgrafen, noch viele andere ansehnliche Lehen, die Vogtei zu Mandel und Braunweiler bei Kreuznach, jene zu Steinbach an der Simmer, Burghaus und Gut zu Kirchberg, Burghaus zu Kreuznach, Burghaus und Gut, das sogenannte Tripelzgut in Castellaun, Hof Wimmersbach bei der Nunkirche, u. s. w. Schon zu des Trithemius Zeiten war das Geschlecht von Koppenstein weit verzweigt, in der spätern Zeit theilte es sich in die Linien zu Kirchberg und Mandel. Hans Wolf, der tapfere Hessen-Darmstädtische Obrist und Commandant auf Rheinfels, 1645–1647, von dem bald die Rede sein wird, gehörte der Linie in Mandel an. Friedrich Walrab, zu Kirchberg gesessen, Amtmann zu Dill, gewann unter mehren Kindern die Söhne Wolf Friedrich und Georg Gerhard. Jener, Domherr zu Trier und Chorbischof tit. S. Agathae, lebte 1648 und 1650. Von Georg Gerhards, des Amtmanns zu Diez Söhnen war Karl Otto des Deutschordens Comthur zu Coblenz, ein anderer, Ernst, Oberamtmann zu Trarbach. Der letzte Koppenstein, Jacob Adolf, Herr zu Mandel, überließ, mit Genehmigung des Lehenhofes, seine sämtlichen Sponheimischen Lehen, durch Vertrag vom 29. Januar 1758, dem kurpfälzischen Oberjägermeister von Hack, vorbehaltlich doch des lebenslänglichen Genusses. Er mag im J. 1761, als in welchem der von Hack die Lehen antrat, verstorben sein. „Der letzte Herr von Koppenstein, ein milder und freundlicher Herr, pflegte, wenn er nach längerer Abwesenheit an seinem Wohnsitze Kirchberg wieder eintraf, am ersten Tage

nach seiner Ankunft die dasigen Beamten zu bewirthen, am zweiten die Bürgerschaft, am dritten die Armen. Dieser seiner Gastlichkeit und Milde wird noch heute in Kirchberg gedacht, in dem scherzhaften Reim:

„Ihr Weiber stellt das Kochen ein,
Heut kommt der Herr von Koppenstein."

Unterhalb Gemünden gehört die Simmer nicht mehr dem Hundsrücken, sondern dem Nahethal an: ich verlasse sie deshalb, um nach dem Rhein zurückzukehren.

Salzig, Weiler, Hirzenach, Holzfeld, Werlau.

Von Boppard aus führt die Rheinstraße, an dem Klösterlein St. Martin vorbei, stets den Rhein zur Seite, erstlich nach dem Heiligenhäuschen vor Salzig, von dem man vordem Wunderdinge die Menge erzählte, dann nach Salzig selbst, von welchem es in der Bopparder Amtsbeschreibung heißt: „Dieser Ort liegt dicht am linken oder westlichen Ufer des Rheins, gegen Bornhofen über, 1 Stunde von der Amtsstadt Boppard. Der Ort bestehet aus 94 Familienhäusern, und hat eine Kirche, Pfarre, Schulhaus, Gemeindebackhaus und kleines Feuerspritzenhäuschen. Durch den Ort läuft die sogenannte Salziger Bach und in den Rhein. Sie entspringet in denen Salziger Thälern; eine kleine halbe Stunde von Salzig, landeinwärts gegen Südwest vereinigt sich das Wasser des bekannten Salzborn mit der Bache. Auf der Bache stehen 4 Mühlen, welche Privateigenthümern zugehören, und von jeder ein halbes Malter Korn Bopparder Maas jährlich für Wasserlauf in die Kurfürstliche Kellerei zu Boppard entrichtet wird. Die drei nächst am Ort liegende Mühlen haben auch Oelmühlen. Die Bach ist gering, treibt nur oberschlächtige Wasserräder und trocknet öfters aus.

„Obwohl der oberwähnte Salzborn starke Quellen hat, und noch mehrere der Orten vorgefunden werden dörften, auch die Sole des Salzwassers zum Gradiren würdig scheint, und noch würdiger werden dörfte, wenn das zum Salzwasser zufließende

süße Wasser durch eine künstliche Fassung des Bronnens abgesondert würde, so ist dennoch keine Hoffnung da, eine Saline mit erforderlichen Gradirgebäuen und Sudpfannen anzulegen, weil das erforderliche Flußwasser mangelt, um dem erforderlichen Kunstwerk den Druck und Kraft zu verschaffen. An sonst nöthigen Materialien, als Holz, Steinen und Dornen würde es nicht mangeln, und die Steinkohlen von der Saar und Nahe würden auch mit Vortheil beizubringen sein, um die Holzkohlen zu ersparen. Eine, an mehreren Salinen sonst übliche Dach-Gradirung könnte ehender eingerichtet werden, weil das Thal von Salzig aus bis zum Bronnen allmälig steiget, und also die Gradirhäuser stufenweise erhöhet werden könnten. Großer Vortheil würde aber nie zu erwarten sein. Die Quelle wird zum Trinkwasser mit guter Wirkung gebraucht."

Von ihr heißt es in Calmelets Abhandlung № 1: „In dem schönen Wiesengrunde, der sich hinter dem Dorfe Salzig bis zu den Gebirgen hinzieht, die das Thal des Rheines begrenzen, befindet sich eine, nicht sonderlich ergiebige Quelle, die in einem Behälter eingeschlossen ist, und wovon ein Theil entrinnt und sich in dem umher stillstehenden süßen Gewässer verliert. Das Wasser dieser Quelle hat einen laffen, unangenehmen Geschmack; es ist sehr schwach gesalzen und etwas schwefelich. Zu seltenen Zwischenräumen entwickelt es luftartige Blasen von Kohlensäure. Man hat mir ein gelbliches Salz gezeigt, dessen Geschmack jenen des gewöhnlichen Salzes und den bitzelnden Geschmack des Sodasalzes miteinander vereinigte. Die Quelle enthält eine leichte Niederlage von rothem Ocher. Die Quantität des erhaltenen Salzes gleicht $^1/_{42}$ des verwendeten Wassers. Diese Quelle, die vielleicht reichhaltiger ist als jene zu Kreuznach, und sich in der Nähe der ungeheueren Waldungen von Boppard befindet, verdiente nähere Nachsuchungen." Dann sagt der nämliche in der Abhandlung № 2: »J'ajouterai que suivant la tradition l'eau de la source était beaucoup plus salée avant qu'elle ne fut enfermée par un mur, il y a 70 ans environ (um 1742 demnach); ce qui prouverait que l'opération a été mal conduite et a détourné quelques filets d'eau salée. Ainsi

une nouvelle recherche bien entendue pourrait avoir des suites avantageuses.«

Es fahret die Amtsbeschreibung fort: „Aus dem Ort Salzig und durch den Filialort Weiler ist eine Landstraße, die Zeil genannt, welche vom Rhein auf den Hundsrücken führet. Ihre Richtung ist auf den Lamscheider Mineralbrunnen im Gräflich Layischen Gebiet. Dort ist die Landstraße, welche von der Residenzstadt Coblenz über den Hundsrücken gerade aus und links nach Simmern, Mainz und Frankfurt, und rechts nach Castellaun, nach Kirchberg, ferner nach Oberstein, Birkenfeld, und weiter in das Fürstl. Saarbrückische, auch nach Trier und Luxemburg führet.

„Die Salziger Gemarke liegt in einer schönen Fläche, und steiget vom Rhein landeinwärts über nicht steile Hügel; sie ist nicht groß, aber fruchtbar und angenehm mit vielen Kirschen-, Nuß- und sonstigen Obstbäumen so bepflanzet, daß die Gegend einem Lustwald gleichet. Das Fruchtland ist sehr gering an der Morgenzahl, nur 21 Morgen 13 Ruthen 7 Schuh, Wiesenland 156 Morgen 130 Ruthen 9 Schuh, und Heideland 18 Morgen 87 Ruthen 7 Schuh. Meistens hat die Gemeinde Weinberge und zwar 466,309 Stöcke, und in gesegneten Jahren werden 2000—3000 Rthlr. aus Kirschen gelöset; ein Nahrungsproduct, das dem armen Mann sehr vortheilhaft ist." Wie bedeutend der Ertrag der Kirschbäume, mag man daraus entnehmen, daß die Gemeinde 1856 die Kirschenwage um 700 Rthlr. verpachtete. „Waldungen hat die Gemeinde nicht, sondern Privat-Pfahlhecken, mithin ist Holz und Viehsträusel Mangel da, welches letztere den Zustand deren Weinberge vermindert, nicht verbessert.

„Adliche Familien, geistliche Stifter und Klöster seind in der Gemarke begütert wie folgt: 1) Die kurfürstliche Hoffammer an Weinbergen erster Classe 33,877, zweiter dito 15,552, Summa 49,429 Stöck. 2) Karmelitereonvent zu Boppard, 1ter Classe, 5071, 2ter d° 6035, 3ter d° 7005, Summa 18,111 Stöck. 3) Das Augustinernonnenkloster zu Kamp, Feldland 38 Ruthen 8 Schuh, Wiesen 3 Morgen, Heideland 77 Ruthen. 4) Das Franziscanerkloster St. Martin zu Boppard, Weinberge 6021 Stöck, Wiesen 1½ Morgen, Heideland 58 Ruthen. 5) Das

adliche Frauenkloster Marienberg, Weinberge 6155 Stöck, Wiesen 2 Morgen 94 Ruthen. 6) Pastorat zu Boppard 4936 Stöck. 7) Pastorat Salzig, 1665 Stöck, an Wiesen 1 Morgen 27 Schuh. 8) Probstei Hirzenach 1054 Stöck. 9) Freiherr von Boos 4298 Stöck. 10) Freiherr von Bürresheim, 4653; 11) Freiherr von Clodh 1643; 12) Freiherr von Elz-Oettingen 8383 Stöck, Wiesen 95 Ruthen, Feldland 45 d? 13) Freiherr von Stein 1736; 14) Deutschordenscomthurei Coblenz 12,577 Stöck, an Wiesen 35 Ruthen; 15) Hospital zu Boppard 31,736 Stöck; 16) Die Heilige-Geistbruderschaft 737 Stöck, an Feldland 42 Ruthen; 17) Landgraf von Hessen-Darmstadt 13,167 Stöck. Summa deren Weinstöcken deren Forensen: 166,501. Das Collegiatstift St. Martin zu Worms besitzt ein Haus, den großen Wein- und Fruchtzehnten, dann den kleinen und Hülsenfrüchten-Zehnten. Auch Freiherr von Elz hat etwas Fruchtzehnten. Den Neubruchzehnten von Früchten bezieht die Pfarrei zu Salzig. Die Kirche, so dem h. Aegidius, Abt, geweihet, bauen die Decimatoren. Das Stift St. Martin zu Worms gibt dem Pfarrer 3 Säcke Besoldungskorn und 2½ Ohm Wein. Den Zehnten hat Nibelungus, der Propst zu St. Martin in Worms, seinem Capitel übertragen, 26. März 1141.

„Weiler, Filialort von Salzig, grenzet gegen Süden an das von Clodhische Ort Karbach, liegt eine halbe Stunde von Salzig gegen Süden landeinwärts, eine halbe Stunde vom Rhein, von Boppard eine Stunde. Hat 38 Familien. Die Landstraße von Coblenz in die Pfalz und so weiter ist 1½ Stunde vom Ort. An demselben vorbei fließet eine geringe Bach. Sie entspringt in zwei Wiesengründen, etwa 2 Stunden ober dem Ort, und fließet eine Viertelstunde unter Hirzenach in den Rhein. Sie scheidet da den Bopparder Amts- und Stadtbezirk vom Amt Welmich. Sie heißt die Mühlenbach, am Einfluß in den Rhein aber die Bayerbach. Auf dieser Bach, die gering ist und öfter austrocknet, stehen zwei Mahlmühlen, Privateigenthümern gehörig; die obere gibt jährlich 9 Alb. Kirchenzins in die Probstei zu Hirzenach.

„In ältern Zeiten stunde am Ort Weiler eine Burg, die hatte den Namen Kleeburg. Man findet davon keine Ueberbleibsel

mehr. Der Platz ist eben und wird von der Gemeind benutzt, und der zu dieser Burg gehörig gewesen sein sollende Weiher ist auch zu Land gemacht und wird von dem Nonnenkloster zu Kamp benutzt. Die Tradition erhielt die Sage, daß ein Kaiser Otto aus Sachsen auf der gedachten Burg öfters Hoflager gehalten, und dessen Gemahlin auf der Burg einmal entbunden worden wäre. Von Bingen bis Boppard wird vom Kaiser Otto III. viel gesprochen. Beide Städte wollen der Freigebigkeit dieses Kaisers ihre Waldungen verdanken." Die Burg ist vermuthlich das Stammhaus einer Familie, aus welcher 1315 Johann von Wilre der edel Knecht vorkommt. Er oder ein späterer Johann von Wilre erhielt 1332 zu Burglehen auf Rheinfels 8 Malter Korn, 9 Malter Hafer, 20 Schilling von 6 Hufen zu Schwalbach, nebst den Fastnachtshühnern. Im J. 1399 empfing diese Familie auch das Pfalzhaus zu St. Goar als Burglehen.

„Die Gemarkung enthaltet 322 Morgen 42 Ruthen Ackerland, 13 Morgen 63 Ruthen Wiesen, 33 Morgen 46 Ruthen Heideland und 129,683 Rebstöcke," deren Product dem Oberweseler Weine beinahe gleich geschätzt wird. „Den großen Frucht- und Weinzehnten empfangen kurtrierische Hoffammer, das Stift St. Martin zu Worms und Freiherr von Elz; eben diese den kleinen und Blutzehnten, sodann von Schoten- und Hülsenfrüchten, den Noval- oder Neubruchzehnten aber die Pastorat. Die Gemeind hat gemeine und Privatwaldungen und Hecken, welche aber nicht gemessen sind.

„Adeliche Familien 2c. besitzen Güter in der Gemarke: 1) das adliche Frauenkloster Marienberg etwelche Weinberge; 2) Freiherr von Boos etwelche Weinberge; 3) Deutschorden, desgleichen; 4) Karmeliterconvent zu Boppard, Weinberge und Ackerland; 5) Hospital zu Boppard, Weinberge und Ackerland; 6) Probstei Hirzenach, Weinberge und Ackerland; 7) Präbendat zu Boppard, vier Wingerte. Die Gemeinde hat ein Gemeindeback- und Schulhaus und 3 Hirtenhäuser. Die alte schöne Kirche, 100 Schritte vom Ort abgelegen, ist eigentlich die Pfarrkirche von Salzig und Weiler; die Decimatoren bauen und unterhalten die Kirche, die Gemeinde das Schul- und Gemeindshaus. In der Gemark gibts feste Mauer- und schlechte Eisensteine, sonst keine Erze.

„Hirzenach und Rheinbay machen zusammen eine Gemeinde aus. Hirzenach selbst ist ein doppelter Ort. Ober-Hirzenach ist ritterschaftlich und gehört dem Freiherrn von Clodh in die Herrschaft Ehrenberg: Nieder-Hirzenach ist Trierisch. Beide liegen am linken Rheinufer, und ist es von dannen eine starke halbe Stunde nach dem oben auf dem Rheingebirg gelegenen Rheinbay. Nieder-Hirzenach hat 30, und Rheinbay 18 Familien; beide Orte liegen von Boppard 1½ Stunde. Zu Hirzenach ist die Pfarrkirch und die Abtei Siegburgische Probstei, welche die Pfarrei und limitirte Grundgerichtsbarkeit hat. Den Schullehrer setzt und besoldet die Probstei, welche auch die Kirche bauet und unterhaltet. Hirzenacher Gemark hat Ackerland 74 Morgen, Wiesen 21 Morgen, Weinstöcke 22,726. Rheinbay hat Ackerland 75 Morgen, Wiesen 25 Morgen, Weinstöcke 40,707. An Waldungen haben beede Orte 60 Morgen, an Oedfeld und Weidgang 50 Morgen. Die Gemeinden seind in denen probsteilichen Waldungen zur Weid berechtigt. Die Probstei ziehet allen Zehenten.

„Kraft des Sternberger Weisthums (vom Bergschloß Sternberg bei Bornhofen also genannt) vom 6. Jänner 1597, ist Nieder-Hirzenach und Rheinbay eine Sternbergische Vogtei, und ein zeitlicher Erzbischof und Kurfürst zu Trier Obrister oder Oberherr, und hat zu richten über Hals und Bauch. Die Landeshoheit mit allen aus dieser herfließenden Rechten für das hohe Erzstift und Kurfürstenthum Trier über die zur Sternberger Vogtei gehörige zwei Orte, Nieder-Hirzenach und Rheinbay ist ganz offenbar und unstrittig. Die Unterthanen stehen in gleichem Verhältniß wie andere kurtrierische, und die Steuern gehen an die landschaftliche Steuercasse.

„Kurtrier empfanget als oberster Herr von jedem Haus in Nieder-Hirzenach und Rheinbay folgende Gefälle, a) zwei Sömmer Hafer, b) ein Huhn, c) 12 Albus Maibrod. Kurtrier setzt den kurfürstlichen Vogt. In peinlichen Fällen hat die Probstei für sich, oder auf Ansuchen des kurfürstlichen Vogts den Missethäter mit gewehrter Hand zu ergreifen, einzuziehen, und Tag und Nacht in Haften zu halten, demnächst dem kurfürstlichen Vogten an das Regal des Rheins mit genugsamen Beistand liefern zu lassen,

der Vogt aber alsdann den Verbrecher zu Recht zu liefern. Die Probstei setzet einen probsteilichen Schultheißen und 7 Gerichtsscheffen. Dieses Gericht hat die willkürliche Gerichtsbarkeit, und in bürgerlichen Sachen concurrentem jurisdictionem mit dem Amt. Die bürgerliche Gerichtsbarkeit aber ist in Betreff des Gerichtsitzes in Hirzenach, und nur auf drei jährliche Dingtage eingeschränkt, und darf kein Gericht gehalten werden ohne Beisein des kurfürstlichen Vogts, welcher gleich nach dem zeitlichen Probsten den Sitz im Gericht hat.

„Dieses probsteiliche Grundgericht hat also in bürgerlichen Fällen blos eine auf drei Dingtäge, den Ort, das Gericht, und Beisein des kurfürstlichen Vogts eingeschränkte Gerichtsbarkeit. Von denen Rechtssprüchen des Vogteigerichts muß ans kurfürstliche Hofgericht appelliret werden. Dieses Vogteigericht muß allen kurfürstlichen Verfügungen und Landesordnung nachkommen, darauf achten, und dem gemäß richten und handeln, und wann es erfordert wird, seine protocolla zur Einsicht und Verfügung dem Amt einreichen. In Vormundschafts- und gerichtlichen Hypothekensachen, wenn es die Noth erfordert, ist dem Grundgericht erlaubt, außer denen drei bestimmten Gerichtstägen noch mehrere zu halten, jedoch nicht ohne Beisein des kurfürstlichen Vogts. Die im Bezirk des Vogteigerichts ergebende Freveln werden bethätigt durch den Amtmann auf Sternberg (nunmehr Amt Boppard) in Beisein des zeitlichen Probsten und Scheffenmeisters.

„Die Unterthanen zu Nieder-Hirzenach und Rheinbay müssen einem angehenden Probsten in Gegenwart des zeitlichen kurfürstlichen Beamten zu Boppard die grundherrliche Huldigung leisten, dergestalt, daß der Probst vorhero bei Ihro Kurfürstlichen Durchlaucht um die landesherrliche Erlaubniß anstehen und dem zeitlichen Beamten vordersamst Handschlag an Eidesstatt geben, und hierdurch feierlich versprechen und geloben muß, daß er die landesherrliche Unterthanen gegen das Sternberger Weisthum und sonstige landesherrliche Gerechtsame nicht beschweren solle und wolle. Wornach die Unterthanen die grundherrliche Gerechtsamen endlich erkennen, und der neue Probst dem Beamten die Vorstellungsgebüren bezahlen muß. Die in der Amtsrepositur

vorhandene Huldigungsacten eines neuen Probstens, und die am 12. September 1772 erschienene kurfürstliche besondere Verordnung über verschiedene zwischen dem Probsten, Gericht und Gemeinde obgewalteten Zwisten geben in allem vollkommenes Maas und Ziel."

Nach der Legende von dem Ursprung der Probstei Hirzenach übergab Erlof von Sternberg, der kaiserliche Ministerial, sein Allod Hirtzenawe dem Kaiser Heinrich IV. (1099—1106), auf daß dieser eine von ihm beabsichtigte Stiftung vollends zu Stande bringe; es sagt nämlich die Legende: »Vir nobilis Erlophus de Sternberg in Hirzenaco adveniens, basilicam S. Bartholomaei, in qua nunc conditus jacet, mediocriter fabricavit, domicilia construxit.« Heinrich IV., gest. den 7. Aug. 1106, schenkte Hirzenach dem Erzbischof Friedrich I. von Cöln (1099—1131), was sein Nachfolger Heinrich V. bestätigte, »ea scilicet conditione, ut ecclesia ibidem construeretur et vita regularis, id est monastice professionis, illic institueretur.« Diese Bedingung zu erfüllen, ermächtigte Erzbischof Friedrich den Abt Kuno von Siegburg, »Sigebergensis ecclesie strenuus administrator,« und hat derselbe, nachmalen Bischof zu Regensburg, ungesäumt Hand aus Werk gelegt, daß nach des Erzbischofs Friedrich Urkunde vom 4. Mai 1110 solches als vollendet zu betrachten. In der Freude darüber schenkte Erzbischof Friedrich dem neuen Kloster 20 Morgen Wingert zu Diebach, zugleich den Tausch bestätigend, wodurch für dasselbe der Hof Quintenach erworben worden, gegen Hingabe eines Guts in Ingendorf, welches der congregatio sanctarum virginum in Cöln (vermuthlich St. Ursula) bequemer gelegen. Der Tausch muß aber schon vorher stattgefunden haben, denn Papst Paschalis II., am 28. Nov. 1109 der Abtei Siegburg Besitzungen bestätigend, nennt darunter »Quintinachen und villam Hircennowen, quam Heinricus IV. rex eidem cenobio tradidit.«

Am 16. Juni 1114 bestätigte K. Heinrich der neuen Celle in Hirzenach, welche zu Ehren der h. Jungfrau und der Apostel Johannes und Bartholomäus geweihet, die ihr gemachten Schenkungen, den von Erzbischof Bruno von Trier an sie vergabten Novalzehnten von der Rodung, in welcher die Celle belegen ist, oder von dem sogenannten Howald, und die zwei Höfe in Beye

und Bellengesheim, von Herolf und seinem Sohne Berwich an die Celle vergabt. Um das J. 1138 bestätigt Erzbischof Arnold I. von Cöln die von seinem Ministerial Volmar der Celle gemachte Schenkung, Haus, Hof und Thal, worin der Hof belegen; nach den Personen, welche zu der Schenkung ihren Willen gaben, ist das geschenkte Gut in den Bacharacher Thälern zu suchen, daher die Handlung auch von Graf Hermann von Stahleck »banno suo in audientia populi« bekräftigt wird. Von K. Konrad III. erhielt die Celle zwei Urkunden; in der vom Mai 1140 bestätigt er ihr den Rottzehnten im Howald, die von dem Reichsministerial Arnold von Boppard gemachte Schenkung aus dem Wald Frankenscheid, und was Emmerich von Burgenhofen (Bornhofen) ihr gegeben, Weinberge, die sich von dem District Pere weiter aufwärts erstrecken, und den Hof zu Kester. In der andern Urkunde vom 24. Aug. 1149 wiederholt der König die 1140 gegebene Bestimmung, daß der Celle einziger Vogt der König sei. „Sollt indessen künftig die Bestellung eines Vogtes nöthig werden, damit man nicht in den Fall komme, für die Entscheidung eines jeden einzelnen Rechtshandels das königliche Hofgericht herbeirufen zu müssen, hat der Abt, »vir perspicacis ingenii,« von allen Orten her die Verständigste, Geistliche und Weltliche, versammelt, ihren Rath reiflich bedacht und demnächst folgendes festgesetzt, damit die geistliche Familie niemals unter der Gewaltthätigkeit eines Vogtes zu leiden habe. Zu Martini wird ein jeder der Beerbten dem Vogt einen Sester Hafer und einen Denar, der Unbeerbte einen Denar geben. Am folgenden Tage wird der Vogt kund thun, an welchem Tage er zu Gericht sitzen will, was aber nur einmal im Jahr zu geschehen hat, und wird für solchen Tag der Propst an Brod ein Malter, für zwei Schilling Fleisch und zwei Viertel (hydrias) Wein liefern, damit der Vogt die Scheffen und seine übrigen Freunde zu einem anständigen Mahl vereinigen könne. Außerdem soll der Vogt zwei Malter Hafer beziehen. Dagegen soll er keinen Stellvertreter oder Vicarius, keinen Untervogt haben, auch niemanden von der geistlichen Familie oder von den Einwohnern durch anderweitige Forderungen belästigen. Er soll auch weder von dem Propst, noch von einem andern aus der Familie die Nacht-

herberge fordern, es sei dann, daß der Propst von wegen eines Rechtsspruches seine Gegenwart verlange, wo dann dieser ihm das Nöthige zu reichen hat. Dasselbe gilt, falls einer von der Familie den Vogt gerufen hätte." Daneben bestätigt der König alle von der Celle gemachten Erwerbungen, Emmerichs von Bornhofen Güter, wie sie über dem Fußpfad Perre gelegen, die Höfe Rheinbay, Quintenach, Drais bei Mainz, Weiler, Prad, Oberkester, Bullingesheim, Bacharach, Ley, das Fischrecht im Rhein, bis zu der Bopparder Grenze, die Wingerte bei Bimetre, so Hertbert von St. Goar um 10 Mark erkaufte, und der h. Jungfrau opferte. Im J. 1247 vergaben Sifried von Boppard, genannt von Gundelnhusen, Ritter, und seine Hausfrau Carissima ihr Allod in Gundelnhusen (Goudershausen) an die Celle in Hirzenach.

Erlolf von Sternberg hatte vom Abt Kuno von Siegburg die Vogtei der Celle empfangen, jedoch lediglich in Betracht seines Verdienstes um deren Stiftung, und ohne daß ihm ein Erbrecht zu solcher zustehen sollte. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts trug Rheingraf Wolfram diese Vogtei von der Abtei Siegburg zu Lehen, gleichwie nach einer Urkunde von 1296 Graf Heinrich der Jüngere von Sponheim-Kreuznach und seine Gemahlin Kunegunde von Bolanden damit belehnt gewesen sind. In der Beschreibung der Rheingräflichen Güter klagt Rheingraf Wolfram, daß ihm vor seinem Kreuzzuge Werner von Bolanden, sein Schwager, zu Gundisheim 350 Malter Früchte, dessen Gemahlin aber, Phema von Hohenfels, im Laufe des Kreuzzuges 66 Malter Weizen, ferner derselbe Werner alles was ihm, Rheingrafen, zu Boppard, Bornhofen und in der Gegend während eines Zeitraums von vier Jahr fallen sollen, entzogen habe.

Unter den Gütern, welche des Rheingrafen Wolfram Gemahlin Guda von ihrem Vater Werner II. von Bolanden ererbt hatte, werden in jener Beschreibung die Allodien zu Boppard, Brey, Braubach und Bornhofen aufgezählt. Hieraus ergibt sich eine Gemeinschaft Bolandischer Güter zwischen Rheingraf Philipp und seinen Schwägern, Werner III. und Philipp von Bolanden. Laut der obgedachten Beschreibung Rheingräflicher Güter waren sogar noch die Leibeigenen und einige Güter, von Wolframs Gemahlin

herrührend, zu theilen. Man kann demnach vermuthen, daß die Vogtei Hirzenach an die in der Nähe reich begüterten Bolanden, von diesen mit einer Tochter, Guda, an ihren Gemahl, den Rheingrafen Wolfram gekommen, letzlich an die Bolanden zurückgefallen ist, worauf denn Philipps III. von Bolanden zu Esenheim Tochter Kunegunde die Vogtei in die Ehe mit dem Grafen Heinrich von Sponheim getragen haben wird.

Von diesem Grafen und Frau Kunegunden erkaufte Einolf von Sternberg, Cantor an dem St. Martinsstift zu Worms, die Vogtei Hirzenach, welche er sodann durch Urkunde vom J. 1296 mittels Schenkung unter den Lebendigen der Abtei Siegburg und Celle Hirzenach übergab und mit all ihrer Gerechtigkeit denselben einverleibte. Besagten Einolf hatten Abt und Convent zu Siegburg in ihre Gemeinschaft und Fraternität aufgenommen, und nachträglich, durch Instrument vom 3. Febr. 1294 ihm für seine Lebtage die Verwaltung der Celle Hirzenach übertragen. Es wurde ihm auferlegt, der Güter als ein getreuer umsichtiger Hausvater zu warten, und von deren Ertrag in der Celle selbst zwölf Mönche samt dem Propst zu unterhalten: denen soll er das Nöthige in Speise, Trank, d. i. Wein, Kleidung ꝛc. reichen, ohne im Mindesten dem Kirchlichen, der Disciplin, Einführung und Absetzung der Mönche sich einzumischen, welches Alles, wie bisher, lediglich von dem Abt abzuhängen hat. Alle Jahre wird er dem Convent von wegen der Güter 4½ Mark Zins entrichten, und außerdem, sobald der an Heinrich von der Breitenstraß, Bürger in Cöln, zu Pfand gegebene Neuberg bei Bacharach eingelöset, dem Abt jährlich 2 Fuder Wein aus dem Neuberg liefern. Dem Vorwurf der Undankbarkeit sich nicht auszusetzen, verspricht Einolf die von dem Grafen Heinrich von Sponheim käuflich übernommene Vogtei Hirzenach der Abtei durch unwiderrufliche Schenkung zuzuwenden, auch dieselbe, wenn es ihm anders möglich, innerhalb drei Jahren schuldenfrei zu machen. Nur wird ihm freigestellt, statt der Vogtei 200 Mark, 3 Heller für einen Pfennig gerechnet, zu geben. Andere 200 Mark, so er zu erlegen verspricht, sollen dem Kloster zu Gute verwendet werden. Der Celle sämtliche Schulden, deren Last er ohnehin schon übernommen hat, im Ganzen 450 Mark,

wird er im Laufe von 6 Jahren abtragen, so daß mit dem sechsten Jahre Alles bezahlt, ohne daß Abt und Convent davon die geringste Belästigung haben dürfen. Nach Verlauf der 6 Jahre wird Einolf alljährlich, während eines Zeitraums von 10 Jahren, 25, überhaupt 250 Mark für die bessere Aufnahme der Celle oder ihrer Güter verwenden. Mit Schulden hingegen darf er sie keineswegs belasten, eben so wenig, nach seinem Ableben, irgend einer seiner Angehörigen ein Erbrecht zu derselben fordern. Sollte endlich, quod absit, Einolf die übernommenen Verbindlichkeiten oder eine derselben verkennen, und, in geziemender Weise gemahnt, sein Unrecht nicht bessern, so werden Abt und Convent die Güter und Gefälle, einschließlich der Vogtei, oder der statt ihrer stipulirten 200 Mark wieder an sich ziehen und damit nach Belieben schalten. Den Vertrag haben Erzbischof Boemund, Einolfs von Sternberg Vater Everreld, und der Schultheiß zu Boppard, Dietrich von Lurenberg besiegelt, Bürgen für dessen genaue Erfüllung bestellte Einolf am 12. April 1294.

In einem spätern Vertrag vom 31. Dec. 1298 verzichten Einolf und sein Bruder Ludwig von Sternberg allem Recht und Anspruch zu der Vogtei, wogegen die Abtei, für den Fall von Einolfs Ableben, seinem Bruder Ludwig oder dessen Erben den Genuß der Celle für ein Jahr und länger nicht zusagt. Nichtsdestoweniger haben Werner, Ludwig und Gerhard, Gebrüder von Liebenstein, als des Cantors Einolf Erben, die fragliche Vogtei in Anspruch genommen, bis sie demselben am 14. Januar 1310 verzichteten, wie denn auch des Ludwig Schweif von Liebenstein Schwiegersöhne, Simon von Senheim und Johann Rupach, allen, von dem Schwiegerherren auf sie gekommenen Forderungen an Siegburg und die Propstei Hirzenach entsagten, das Recht zu der Vogtei doch ausdrücklich sich vorbehaltend, 13. Oct. 1337.

In Bezug auf der Propstei Beholzigungsrecht im Wald Frankenscheid bekennen, 21. März 1367 m. T., Konrad der Aelteste von Schöneck, Herr zu dem Weißenberg, und sein erstgeborner Sohn Konrad, „so mögen und sollen ein Propst, der zu Zeiten ist, und das Gotteshaus Hirzenach, von Unser Frauen Tag, als sie gebotschaft ward, bis an die Zeit daß sie geboren ward, mit

zween Muylen (Maulthieren) oder Eseln, mit zween Knechten die das Holz hauen, alle Tag zu dreimalen in den Wald gehen, und darin Haselholz, Hainbuch, Windschläg, Afterschläg und Lindenholz hauen und heimführen sonder allen Urlaub, und sollen, nach dem Unser Frauen Tag als sie geboren ward, alle Tage bis wieder Unser Frauen gebotschaft ward, zu zweimalen des Tags in den Wald fahren. Wäre Sach, daß die Knechte kein Haselholz oder Windschlag nit erfinden, so sollen sie gehen bei den Förster, den wir benennen, und sie heischen weisen, wo sie vorgemeldtes Holz mögen hauen, erweisen sie aber nit, so mögen sie selber hauen nach ihrem besten Sinn, ohne allen Zorn. Wäre Sach, daß die Knechte übergriffen mit Holz zu hauen, anders wie vor geschrieben ist, das soll man richten ohne alle Gefährde und Arglist. Auch wann der Propst und das Gotteshaus Zimmerholz bedürften, das sollen sie uns und unsern Nachkommen heischen, das sollen wir ihnen geben und nit versagen, wie das Recht und Gewohnheit ist in dem vorgemeldten Wald."

Die Pröpste in Hirzenach folgen also: Gerhardus kommt 1256 und neben ihm ein Prior, Helias, vor; Erckenbertus o. 1290, Georg, Bruder des Raugrafen Konrad, 1315, Georg 1326, Johann von Lobusch 1337, Johann von Sternberg 1340, Johann von Courren (Concune, Covern?) 1380, Heinrich von Moos 1387, Johann von Stahl 1402, Hermann von Reven (Recken) 1418, Johann von Kremersdorf 1430, Henricus von Plettenberg 1440 und 1462, Reinhard von Plettenberg 1489, Reinhard Spieß von Büllesheim 1500, Otto von Beuren 1508, Konrad von Coppenradt 1538, Roland von Waldenburg genannt Schenkern 1567, Johann von Wilich 1578, Dietrich von Wenghe 1588, Adam von Linzenich † 1635, Georg von Lieser und Wittlich 1640, Johann Bertram von Bellinghausen 1672, Walram von Hoen-Certils in Altrelkenburg 1675—1708, Eberhard von Stael-Suthausen 1733, Remigius von Hemm 1733, Wolfgang Michael von Kolb 1734, Reinhard Otto von Dobbe 1750, Fridericus von Hemm † 1757, Bernhard Freiherr von Dobbe 1759, Ferdinand von Brackel 1766, Joseph von Wenz † 1788, Emmerich von Quadt † 1811. Der letzte Propst, Emmerich von Quadt, der

Linie in Alsbach entsprossen, war ein ungemein liebenswürdiger und verständiger Herr, der mit Leidenschaft die verschiedenen Zweige der Mechanik, zunächst die Uhrmacherkunst betrieb. Hunderte von Taschenuhren waren stets in dem schönen Saal der Propstei in Bewegung. Diese Propstei dient heute als Pfarrhaus, nachdem im J. 1808 die Scheidung der Pfarrwitthum von den Propsteigütern in der liberalsten Weise vorgenommen worden. Seitdem ist die Pfarre eine der besten im Lande, wie sie denn, neben den Weinbergen in Hirzenacher Markung, bei Karbach ein geschlossenes Ackergut von 250 Morgen besitzt. In ähnlicher Weise hätte überall, wo die Pfarre einem Stift oder Kloster incorporirt gewesen, verfahren werden können, das verhinderte aber der Bedientensinn, das Streben nach Gunst von Seiten der Beamten, welche dergleichen Scheidung vorzunehmen berufen, und haben sie uns meistens elendig dotirte Pfarreien hinterlassen. Von der Kirche in Hirzenach glaubt Lassaulx, daß sie gleichzeitig mit der Propstei entstanden sei; „ihr wurde um 1300 ein Chor mit eigenthümlichen und schönen Profilirungen beigefügt. Von zwei kleinen runden Thürmen neben derselben ist nur der Unterbau vorhanden. Ihre nicht sehr kostspielige Vollendung würde die Kirche zu einer der zierlichsten machen." Sie ist dem h. Bartholomäus, wie vordem die Propstei der h. Jungfrau geweihet. Ober-Hirzenach gehörte, wie schon gesagt, zu der Herrschaft Ehrenberg, und daselbst ist derer von Ehrenberg, der Propstei Hirzenach, der Abtei Marienberg Geschichtschreiber, Thomas Kupp geboren. Es ist von ihm Abth. I. Bd. 2. S. 56 gehandelt; in des gegenwärtigen Jahres Lauf wurde seine Geschichte der h. Genofeva veröffentlicht. Thomas Kupp starb zu Laach 18. Juni 1802. Daß Friedrich von Ehrenberg die Vogtei in Ober-Hirzenach wie in Karbach und Quintenach von dem Pfalzgrafen bereits im J. 1256 zu Lehen getragen habe, ist mir sehr wahrscheinlich; im besagten Jahre, 25. März, erläßt Friedrich von Ehrenberg der Celle in Hirzenach drei Jahresdienste, die er von wegen der Vogtei des Hofes in Quintenach von ihr zu empfangen hatte, am Montag nach der Octave von Drei Königen, am Montag nach Johanni, und am Montag vor Simon

und Judas, welche Leistungen zusammen 2 Mark betragen, als welche die Celle mit 50 Mark Cölnischer Pfennige ablösete. Hierzu gab der Lehensherr, Pfalzgraf Ludwig am 9. April 1256 seine Einwilligung. Hundert Jahre später, den 13. Mai 1337 genehmigen die Pfalzgrafen Rudolf und Ruprecht den Verkauf der Vogtei und Gerichtsbarkeit in Hirzenach, Karbach und Quintenach, wofür die Gebrüder von Ehrenberg von der Abtei Siegburg 18 Pfund Turonenser Groschen, 20 Pfund guter Heller für ein Pfund solcher Groschen, und 20 Heller für den einzelnen Groschen gerechnet, empfingen. Die Wiederlöse blieb den Verkäufern vorbehalten, und müssen sie dieselbe bewerkstelligt haben, sintemalen jene Vogtei seit 1523 in allen Pfälzischen Lehenbriefen für Ehrenberg ausdrücklich genannt wird, die Herrschaft auch bis zum Jahr 1794 die Gerichtsbarkeit in Ober-Hirzenach und Karbach ausübte.

Rheinbay, höchstens von hundert Menschen bewohnt, verharrt in dem Gemeindeverband zu Hirzenach. Dicht bei dem Orte, in der Richtung von Weiler, bezeichnen bedeutende Mauerreste, weite Keller, Wall und Graben den Standort einer vormaligen Burg Wiesenstein, welche vielleicht das Weißenberg, von welchem Konrad der Aelteste von Schöneck 1367 den Titel führte. In einer Urkunde vom J. 1380, die Stiftung eines Altars zu Hirzenach und die Dotirung des Caplans betreffend, werden unter den dazu gewidmeten Gefällen auch solche, die von der Burg Wiesenstein kommen, genannt. Außerdem finden sich Ritter von Wiesenstein und Liebenstein. Die Sage will, daß die Tempelherren nach ihrer Aechtung längere Zeit in Wiesenstein sich vertheidigten, daß sie aber endlich überwältigt und insgesamt erschlagen wurden, bis auf einen, dem es gelang, die Propstei in Hirzenach zu erreichen und daselbst in Frieden sein Leben zu beschließen. Gewiß ist, daß die Templer in Rheinbay, Weiler, Holzfeld und Werlau begütert gewesen sind. Von Rheinbay steigt man hinan zu dem ungleich bedeutendern, nach Halzenbach eingepfarrten Karbach, von dem nicht gar weit entlegen die einsame Kirche zu St. Quintin, das einzige Ueberbleibsel des vormaligen, im 30jährigen Kriege zerstörten Quintenbach. Die von dannen vertriebenen Einwohner siedelten in Karbach sich an.

Fortwährend auf dem Gebirge, der Stadt St. Goar näher, etwan drei Viertelstunden vom Rhein abgelegen, doch mit seiner Markung ihn erreichend, folgt das Dorf Holzfeld, von welchem in einem alten Register der Abtei Marienberg gesagt: »Pagus Holtzfeld, Kirbelhausen, quod modo Tempesorth vocatur, uti et villa Saxenhausen ex dextera parte Rheni supra montem retro Ernthal prope Welmich, a Lucarde, uxore Ludovici de Bikenbach, praetoris Boppardiensis, huic monasterio — Montis Mariae — advenerunt.« Kurfürst Ludwig III. zu Pfalz und sein Bruder, Herzog Stephan kamen zu Irrung von wegen des Dorfes Holzfeld, die im J. 1417 dahin vertragen worden, „daß man erfahre in Wahrheit, obe das Dorf Halsfelden gein Erenberg gehöre, befünde sich in Wahrheit, daß es gein Erenberg gehörte, und die Theilung da begriffen hätte, so soll es Herzog Stephan verlieben. Befände sich aber in Wahrheit, daß es nit gein Erenberg gehörte, und läge es auch nit in sine Theile uf dem Hundsrück, so soll es Herzog Ludwig verlieben." Nichtsdestoweniger ergaben sich in der Folge um das Besitzrecht abermals Schwierigkeiten, welche am 23. Nov. 1440 durch Vergleich geschlichtet wurden. Darin heißt es: „Item von des Dorfs wegen zu Holzfeld da soll der obgenannter unser lieber Vetter, Herzog Ludwig und seine Erben, Pfalzgrafen bei Rhein, dasselbe Dorf Holzfeld, und auch Kirbelhausen, das darzu gehöret, haben mit ihren Zugehörungen, und gebrauchen und genießen von uns und unsern Erben ungehindert. It. von Hirzenaues wegen, da soll der obgenannt unser lieber Vetter, Herzog Ludwig bei der Herrlichkeit, Schirm und Vogteien des Klosters zu Hirzenau und auch bei dem Gericht, das zu dem Kloster gehört, und wir Herzog Stephan und unsere Erben sollen daselbsten zu Hirzenau bei der Vogtei und Lehnschaft gen Erenberg verbleiben ungeverlich."

Auch die Abtei Marienberg hat um ihre Grundherrlichkeit in Holzfeld zu streiten gehabt, sich jedoch in dem Vertrage von 1762 darüber mit Kurpfalz, der Landesherrschaft, verständigt. In Gefolge desselben setzte Marienberg den Gerichtsschultheiß, Kurpfalz einen Vogt und die Scheffen. Die Dingtage wurden dicht bei Hirzenach in dem dazu gewidmeten kurpfälzischen Gerichts-

hause, in dem sogenannten Tempesort gehalten, wobei aber weder der Marienbergische Schultheiß, noch der kurpfälzische Faut eine Stimme führte. Die Art und Weise, in welcher eine Aebtissin von Marienberg in Holzfeld die Huldigung einzunehmen pflegte, ist Bd. 5. S. 328—329 beschrieben. Der Tempesort ist das einzige von dem alten Kirbelhausen übrige Haus, und empfängt die heutige Benennung von dem vorüberfließenden Tempesbach, welcher die Markungen von Ober-Hirzenach und Holzfeld scheidet.

Von dem kirchlichen Zustande in Holzfeld heißt es in Beiträge zur Beschreibung des Kirchen-Staats der Hessen-Casselischen Lande, „der Prediger in Werlau versieht Holzfeld als ein Filial, und predigt daselbst einen Sonntag um den andern. Dieser Ort, dessen Einwohner zum Theil hessische Leibeigene sind, gehört zum kurpfälzischen Oberamte Bacharach. Es war ehedem ein Filial von der Stiftskirche in St. Goar. Die Einwohner sind vermischter Religion. Die Katholischen besuchen den Gottesdienst in Hirzenach, wohin sie eingepfarrt, oder in St. Goar. Die vom hiesigen Fürstl. Hause prätendirten Episcopalrechte über Holzfeld werden von Kurpfalz bestritten, beide höchste Herrschaften jedoch in das Kirchengebet eingeschlossen. Im Jahr 1769 wurde in Holzfeld eine neue lutherische Kirche erbauet, und vom zeitigen lutherischen Inspector in St. Goar am ersten Adventssonntage jenes Jahrs eingeweiht."

Die Markung enthält, nach altem Maase, 262 Morgen Ackerland, 5 Morgen Wingert, 43 Morgen Wiesen und 50 Morgen Wald. Den großen und kleinen Zehnten erhoben die von Breidbach-Büresheim. Von einem Bau auf Blei, betrieben durch den Amtsverwalter Albertino in Bacharach, und in den Kriegsunruhen verlassen, handelt Calmelet: „Diese Mine, welche mit der von Werlau auf einer und derselben Anhöhe liegt, wurde auf einen Gang von Quarz, der viel Blende, Bleiglanz und Kupferkies enthält, gegraben. Dieser Gang streicht auf 4 Uhr (von Ost-Nord nach West-Süd-West) und macht einen sehr kleinen Winkel mit den Thonschiefer-Schichten des Berges. Seine Neigung ist mittägig. Seine Stärke oder Dicke besteht aus 0, M. 33. Durch einen sonderbaren Zufall befanden sich die Grenzen der Besitzungen

des Fürsten von Hessen-Rothenburg und des Kurfürsten von der Pfalz auf dem Gange selbst abgesteckt. Ersterer, müde der ewigen Streitigkeiten über das Eigenthumsrecht, verließ die Ausbeutung vor etwa 30 Jahren. Sie ward indessen, in dem pfälzischen Antheile, durch eine Gesellschaft wieder aufgenommen, von der der Amtsverwalter zu Bacharach eines der vorzüglichsten Mitglieder war. Der Gang ward damals blos während 4 Jahren und mit 2 oder 3 Arbeitern getrieben. Der letztere Krieg, 1794, ist ebenfalls die Epoche, wo auch diese Mine verlassen wurde.

„Die ältesten Werke bestehen aus einer langen Reihenfolge von Schachten, die dermalen verschüttet sind, und ohne Zweifel nicht sonderlich tief waren. Die neuern Werke bestehen vorzüglich in einem Schacht, der gegen die Entstehung des Holzfelder Thals gegraben ist, und der, wie man sagt, eine Tiefe von 60 M. hat. Dieser Gang verdiente neue Nachsuchungen, und zwar wegen der unbedeutenden Tiefe der alten Werke. Diese Nachsuchungen wären leicht anzustellen; man dürfte nur einen Erbstollen entweder nach dem Rheine, oder nach dem Grunde des Thales von Holzfeld treiben, was weniger langwierig und weniger kostspielig wäre. Hr. Royer von Coblenz unternahm unlängst gegen die Spitze der Schlucht von Wolfesbach einen Nachsuchungsstollen, der den nämlichen Gang in seinem Theile nach Sonnenaufgang, unter den verschütteten Schachten, wovon ich gesprochen habe, durchschneiden sollte. Dieser Stollen traf wirklich auf einen Erzfaden von 0,06 (zwei Zoll) Dicke. War dieses der Gang? Es ist möglich, allein das Einstellen dieser schwachen Arbeiten verhindert uns zu wissen, ob sie ein anderes Resultat gehabt haben würden. Das Wiederaufnehmen derselben wäre sehr zu wünschen. La recherche de M. Royer de Coblentz, qui avait pour objet l'ancienne mine, et qui avait été mal dirigée, reste toujours abandonnée. Il faudrait par une nouvelle galerie, percée sur la paroi droite de la galerie de M. Royer, revenir vers le filon." Von einer Dependenz der Marienbergischen Herrschaft Holzfeld, von dem Sachsenhäuser Hof, ist Bd. 5. S. 20 gesprochen worden.

Immer noch auf der Höhe folgt der Vorberger oder Schecker Hof mit seinem Grubenbau, weiland der Rittersitz der von

Borberg oder Brand von Borberg. Thielmann von Borberg lebt 1252, Henne 1262. Johann vom Walde genannt von Brand kommt 1336 vor. Thielmann von Borberg, Edelknecht, wird 1338, 1343, 1346, 1352, 1355 in Katzenellenbogenischen Urkunden unter den Zeugen aufgeführt. Heinrich Brand von Borberg wird 1406 mit Gütern zu Hirzenach belehnt. Am 7. Mai 1454 bekennen Dechant und Capitel des St. Castorstiftes zu Coblenz, „daß wir um sonderliche Gnade und Furderniß willen, die Herr Philipps Graf zu Katzenellenbogen und seine Voreltern uns und unserer Kirchen manichfaltigen gethan hat, demselben unserm gnädigen lieben Herrn zu Katzenellenbogen, seinen Erben und Nachkommen, zu rechter Freundschaft und in günstiger Liebe erblich und unwiderruflich aufgetragen und ingegeben haben, so wie dann eine rechte erbliche Gift von Recht und Gewohnheit allerbestens beständlich sein, und Macht haben soll und mag, den Hof Borberg baußen dem Dorf Werlo, mit Wälden, Buschen, Hecken, Feldern, Wiesen und Aeckern dazu gehörende, als wir das von Heinrich vom Walde, den man nennt Brand von Rense, an uns bracht und gekauft, und von unser Kirchen zu Lehen rührt, daß ein jeglicher Kellner zu Rheinfels zu seiner Zeit und fortan zu ewigen Tagen von der vorgenannten Herrschaft wegen auch zu Lehen empfangen und tragen soll, doch Behältniß uns Dechant und Capitels unseres Zehntens daran im Werloer Gericht und Mark gelegen, also daß unser gnädiger Herr zu Katzenellenbogen, seine Erben und Nachkommen sollent nun fortan den vorgenannten Hof Borberg mit seinen Zubehörungen inhaben und besitzen, dabei wir dann unsern gnädigen Herren zu Katzenellenbogen, seine Erben und Nachkommen, als Lehenherren gebürt, auch handhaben sollen. Doch so haben wir uns in dieser Gift ausbehalten einen Hof und Gehäus binnen dem Dorf Werlo gelegen, mit samt Weingarten, Zinsen, Rechten, Freiheiten, Renten, Wiesen, Gefällen und andern Gütern, die wir dann mit dem vorgemeldten Hof Borberg und seinen Zubehörungen um Heinrich Brand kauft haben, und dazu alle andern Wiesen, Aecker, Herrlichkeiten, wie dann auch alle andern Güter und Zehnten, die wir vor solchem Kauf zu Werlo und daherumb gehabt haben, die dann uns und

unser Kirchen zu ewigen Tagen bleiben und in diese Gift nicht gehören, noch in keine Weise darzu gezogen werden sollen."

Es folgt, immer noch in gleicher Höhe mit Holzfeld und Vorberg, das ziemlich bedeutende Kirchdorf Werlau, das in Betracht wohl seiner Lage unter der Feste Rheinfels, gleich Biebernheim, dahin die Burgdienste zu thun hatte. Frühere Besitzer mögen die Grafen von Arnstein gewesen sein, und denen folgten die Herren von Isenburg. „Anno 1263 haben sich Herr Konrad zu Schöneck und Herr Heinrich von Isenburg um das Dorf Werle dermaßen vertragen, daß der von Isenburg die Hälfte um 100 Mark innerhalb fünf Jahren lösen möge, und will Herr Konrad darum Güter kaufen, und die von Herrn Heinrichs von Isenburg Bruder zu Lehen tragen." Ludwig von Isenburg, seine Tochter Irmengard an der Gräfin Margaretha von Katzenellenbogen ältesten Sohn Wilhelm verlobend, um 1276 oder 1277, verschreibt ihr unter andern Gütern das Dorf Werlau, oder vielmehr seine Hälfte davon, da die andere Hälfte, vermöge der in dem Isenburgischen Hause vorgefallenen Theilungen, den Herren von Limburg unterthänig. Daß Graf Wilhelm von Katzenellenbogen am 25. März 1331 bei Schultheiß und Scheffen zu Werlau sich Raths erholte in Ansehung der Erbtheilung seiner Kinder, wurde Bd. 5. S. 54 erzählt. „Anno 1381 hat Konrad von Schöneck seinen Theil zu Werle des Dorfs, mit Vogtei, Gericht, Leuten, Wald, Wassern, Weiden, Gülten, Zinsen und aller Zugehör, nichts ausgescheiden, Graf Wilhelmen zu Katzenellenbogen und seinen Erben, um eine Summe von 1150 Gulden, dero er wohl vergnügt, mit Verwilligung Ehrn Johanns von Limburg als Lehensherren, erblich und ewiglich verkauft."

„Das Patronatrecht über die (lutherische) Kirche zu Werlau," schreibt Ledderhose, „besitzt das St. Castorsstift zu Coblenz. Nach einer mir gütigst mitgetheilten Beschreibung der Niedergrafschaft hat Werlau ehedem einem Junker Brand gehört (daß dieses ungegründet, erinnerte schon Wenck); wie sich denn noch heutzutage in dieser Gegend ein (königlicher) Wald, der Brandswald genannt, findet. Dieser Brand hat, jener Nachricht zufolge, mit seiner Gemahlin Lucretia (vermuthlich Lukard) von Werla, zween

Söhne erzeuget, welche in den heiligen Krieg zogen, und die dazu nöthigen Kosten vom Stift St. Castor gegen Verschreibung der Hälfte an Werlau erborgten. Beide Söhne verloren ihr Leben, und ihre Mutter starb 1337 am Sonntage Misericordia, an welchem Tage im St. Castorsstift in Coblenz ihr zu Ehren noch heutigestags ein Seelamt gehalten werden soll. Das St. Castorsstift besitzt die Zehendgerechtigkeit in einem ansehnlichen Theile der Werlauer Flur, und besoldet auch die dasigen Gerichtsleute." Wilner von Werlau, Ritter, wird 1340, Johann Pyner von Werlau 1372 genannt.

Des Bergbaues bei Werlau gedenkt Calmelet mit sichtlicher Vorliebe. „Diese Mine, auf die ich die größte Hoffnung setze, wurde während 45 bis 50 Jahren, und bis zum letzten Kriege, durch den Fürsten von Hessen-Rothenburg ausgebeutet. In dessen Rechte trat eine Gesellschaft von Frankfurt, welche ihm dieselben abgekauft hatte. Sie ligt auf einer ebenen Anhöhe, die von einer Seite durch das tiefe Thal des Rheines, und von der andern durch die nicht weniger tiefen Thäler der Gründelbach und von Holzfeld beschränkt ist. Der Gang, der mitunter 4, M. 6, und oft 1 M. bis 1 M. 3 stark ist, enthält, in Quarz, Blende, die fast dicht und die mit Adern von Bleiglanz mit etwas Kupferkies durchschossen ist. Der Gang streicht auf 3 Uhr (Nordost-Südwest) und neigt sich zu 70 Graden gegen Süden.

„Auf der Anhöhe sieht man leichte Spuren alter Schachte, die zu einer unbekannten Epoche gegraben worden sind, und mittels deren die Ausbeutung des Ganges, blos in einer Tiefe von 23 M., gestreift wurde. Dieses ist die Geschichte aller Minen dieses Landes aus dem Mittelalter, worin man bei jedem Hindernisse sich zurückzog, weil man die Kunst, Schwierigkeiten zu überwinden, nicht kannte. Die neuern Arbeiten bestanden in mehrern (5 bis 6) Schachten, die auf den Gang in einer Tiefe bis zu 100 M. gegraben waren, und von denen verschiedene innere Werke ausgingen. Ein Erbstollen, der auf dem Gipfel einer Schlucht, Wolfesbach genannt, in der Richtung nach dem Rheine sich endigte, durchschnitt diese Schachten in einer Tiefe von 58 Meter, und das Gewässer, welches sich unterhalb dieser

Niveau befand, wurde mit Maschinen ausgeschöpft. Das Erz enthielt hauptsächlich Blei. Der Zentner dieses geschmolzenen Metalls gab blos 4 Pf. Kupfer. Seine Reichhaltigkeit an Silber war, auf die nämliche Quantität, von 3 bis 4 Unzen. An dem Ufer der Gründelbach befanden sich 34 Bretter, um das Erz zu waschen; zwei Pochwerke mit 6 Stößern, um es zu pülvern; zwei Oefen (Schmelz- oder Krummöfen), um es zu schmelzen; zwei Oefen, um das Silber vom Blei abzutreiben (Treiböfen), und ein kleiner Ofen, um das Kupfer zu läutern.

„Der Gang, der ganz regelmäßig ist, lauft quer durch das Thal von Holzfeld, jenseits wessen sehr alte Werke angelegt sind. Er geht ebenfalls quer durch das Thal des Rheines. Auf dem Gipfel der Anhöhe von Werlau sieht man, in der nämlichen Richtung, und gegen die Mitte des Abhangs der steilen Berge, welche das rechte Ufer des Rheines begrenzen, den Ausgang der Mine von Welmich, so wie die Arbeiter, die dort in zahlreichen und lärmenden Truppen ein- und ausgehen; mit einem Worte, man hat das Bild der Thätigkeit und des blühenden Gewerbfleißes vor Augen, während dem der dürre Gipfel von Werlau verlassen ist und auf ihm Stille herrscht. Indessen sind doch gute Erze in dem Grund dieser verlassenen Mine. Die Ausbeutung ward in einem ziemlich hohen Niveau aufgegeben. Die Lage des Lagers, welches sich oberhalb tiefer Thäler befindet, ist vortrefflich für den natürlichen Ablauf des Gewässers. Es ist schwer zu begreifen, wie das plötzliche Verlassen der Mine, erfolgt durch den Krieg, von so langer Dauer sein konnte.

„Der Gang von Werlau ist weder nach der Rheinseite, noch nach dem Holzfelder Thale ausgebeutet worden. Er ist blos in der Mitte seines Laufes, und so zu sagen blos gegen seinen Kamm oder seinen obern Theil bekannt; denn der Erbstollen, wovon ich weiter oben gesprochen habe, und der die Arbeiten blos in einer Höhe von 58 M. ausschöpft, ist ein sehr kärgliches Werk, und zwar deswegen, weil bei der Lage dieser Mine ein Erbstollen dieser Gattung die Gewässer in einer Tiefe von 200 Metern und mehr wegschaffen könnte. Die Arbeiten, welche gemacht werden müßten, würden darin bestehen, daß die

Hauptschachte aufgewältiget (neu geöffnet), und daß sie mittels eines Hauptstollens aus dem Holzfelder Thale vertieft würden. Die innern Werke fände man noch in gutem Zustande, und verfolgte die Ausbeutung des Ganges in seinen noch unberührten Theilen gegen Südwest. Eine Gesellschaft, welche den Gedanken der Wiederaufnahme dieser Mine erfassen würde, könnte mit ihr jene von Norath verbinden, die weniger wichtig ist und die ich noch nicht untersucht habe."

»J'ajouterai, comme je l'ai déjà fait pour d'autres mines, quelques observations à mes précédentes. La gangue quartzeuse est alliée à du zinc sulfuré brun (Blende), qui est entremêlé d'un schiste stéaliteux ou onctueux, d'un blanc argenté, quelquefois chargé de fer oxydé et passant alors à l'aspect de plusieurs des mines de fer du Hundsrück. Ce quartz est par fois teint superficiellement d'une légère couche de cuivre oxydé vert, et peut-être de nickel oxydé (Nickelkalk). Les puits dont on aperçoit les traces plus ou moins profondes sur le plateau, ont tous été percés dans le mur (Liegende) du filon que l'on a rejoint par des galeries inférieures. Un de ces puits vers le S. O., abandonné précipitamment à l'époque de la dernière guerre, est encore ouvert, mais on ne peut y descendre. La galerie d'écoulement partant du Wolfesbach, avait 1050 pieds de long. Le filon s'est montré souvent d'une épaisseur de 14 pieds; il n'en a que 3 ou 4 dans la mine exploitée et voisine de Welmich, sur la rive opposée du Rhin. La dernière compagnie exploitante était composée des Sieurs Everard Reichard d'Oberhausen, Daniel Lang de St. Goar, Mang et Stock de Francfort, qui avait acquis son droit du Sieur Schmitt, conseiller de guerre, concessionnaire depuis le 1. octobre 1786.«

Was Calmelet nur zu hoffen wagte, hat in der neuesten Zeit eine Gewerkschaft ausgeführt; sie betreibt mit Erfolg den Bau der Grube Gute Hoffnung. Die folgende Notiz von ihren Arbeiten verdanke ich der Güte des Herrn Friedensrichters Grebel. „Auf Grund nachgesuchter Schurferlaubniß wurde der Gewerkschaft solche am 23. Nov. 1815 und auf eine Fläche von 600

Meter breit und 2000 Meter lang ertheilt. Als sich die Schurfe und Versuchsarbeiten bauwürdig zeigten, wurde sodann den damals unter dem Namen Werlauer Gewerkschaft erstandenen Gewerken am 13. Oct. 1820 Concession ertheilt auf einen Flächenraum von 189 Hectaren 78 Aren 29 Centiaren. Eine Vergrößerung des Grubenfeldes wurde wiederholt für nothwendig erachtet, und auf ein desfallsiges Gesuch an das Königl. Bergamt zu Saarbrücken hat man am 10. Nov. 1850 die Erweiterung um 1087 Hectaren 68 Aren 84 Centiaren erwirkt, so daß das ganze Concessionsfeld gegenwärtig einen Flächenraum von 1277 Hectaren 47 Aren 13 Centiaren enthält. Die Grube, Gute Hoffnung genannt, liegt in dem Gemeindebanne von Werlau und Holzfeld, Bürgermeisterei St. Goar, und besteht für dieselbe im Gründelbachthale eine Schmelze, welche mit einem Abtreibe-, Flammofen, zwei Krummöfen und einem Feinbrennofen versehen ist. Das dabei befindliche Kastengebläse wird durch Wasserkraft getrieben, so daß bei hinlänglichem Wasser nicht nur die Hütte selbst, sondern auch das nebenanstehende Stüpp-Pochwerk die nöthige Triebkraft erlangt. Außerdem befindet sich dort eine Wohnung für den Oberschmelzer, Stallung, Remise und ein Magazin des erforderlichen Brennmaterials.

„In demselben Thale, unweit der Hütte, wurde ein Poch- und Waschwerk von 15 Stempeln, mit 2 Stoßscheren versehen, errichtet. Hier werden die Erze verpocht und gewaschen, um sie später, nachdem sie vorerst noch geröstet, der Hütte als brauchbar zu übergeben. Wohnung und Stallung hat der Pochsteiger, Werkmeister genannt, unmittelbar in der Nähe. Ein zweites Poch- und Waschwerk, ganz zu demselben Zweck dienend und ebenso construirt, liegt im Strömenbachthale, in der Nähe des Prinzensteins, und wird daher auch das Prinzensteiner Pochwerk genannt. Der Pochsteiger daselbst besitzt, außer einer schönen Wohnung, ebenfalls Stallung und ein Magazin, Garten und Ländereien. An dem Mittelstollen, in nicht weiter Entfernung vom Prinzensteiner Poch- und Waschwerk, steht die Bergschmiede, in welcher alle die Grube u. s. w. betreffenden Schmiedearbeiten verfertigt werden. In unmittelbarer Umgebung liegen die Scheid-

und Lagerhäuser, welch erstere als Obdach für die Scheider der Erze bei schlechter und kalter Witterung, letztere zur Aufbewahrung der geschiedenen Erze dienen. Es führt von da der Weg nach der Grube, und erblickt man zuerst die alten Schachtkauen, ehe man die Dienstwohnung des Obersteigers erreicht, welche ziemlich hoch gelegen und daher von allen Seiten Wind und Wetter ausgesetzt ist, dabei aber eine weite und sehr gefällige Aussicht bietet. Oberhalb befinden sich die Magazine und ebenfalls ein Scheidhaus. Das für die Grube u. s. w. erforderliche Bauholz wird daselbst gelagert, gezimmert und geschnitten.

„Bei der seitherigen schwachen Belegschaft können alljährlich gefördert worden sein:

Kupfer-Scheid-Erze	1800	Ctr.
Blei-Scheid-Erze	360	„
Blei-Scheid- und Pocherze . .	22500	„
Kupfer-Pocherze	600	„
Scheid- oder Zinkblende . . .	2400	„

und würde bei stärkerer Belegschaft das Doppelte, Drei- auch Vierfache zu erschwingen sein. Die Bleierze enthalten Silber und die Kupfererze Gold, und wird alljährlich für eine ansehnliche Summe erzielt. Bisher waren in der Grube, aus Mangel an brauchbaren Grubenarbeitern, nur 50 Schlepper, Zimmerhäuer u. a. beschäftigt, während man bedeutend mehr Kräfte in der Grube selbst hätte verwenden und dadurch auch mehr zu Tage fördern können. Auf den Halden sind daher auch nur wenige, circa 24 Halde (Tagearbeiter, Scheider) und ebenso auf der Hütte 9 Hüttenarbeiter wie auf den beiden Poch- und Waschwerken 14 Aufbereiter beschäftigt. Ueber den frühern Betrieb sind weder Acten noch Nachweise vorhanden, es mögen sich deren aber in den Archiven zu Hessen-Cassel oder Rothenburg vorfinden, da die Grube in frühester Zeit in den Händen jener Regierung gewesen und von derselben auch betrieben worden sein soll. In dem Concessionsfelde finden sich auch Eisensteinlager vor, sie sind durch aufgeworfene Schürfe hinlänglich erschürft und werden wohl bald in Angriff genommen werden. Der Sitz der Gewerk-

schaft ist St. Goar, vertreten durch zwei Repräsentanten und einen Geschäfts- und Rechnungsführer."

Die Feste Rheinfels.

Von Hirzenach, und zumal von der oberhalb des Dorfes belegenen Insel, von dem Ehrenthaler Werth aus wird das Ufer immer wilder, treten dem Strom immer näher die Berge, daß kaum für die Poststraße Raum bleibt. Dem Dörfchen Ehrenthal und dem Ehrenthaler Werth schräg gegenüber, tritt ein malerischer Felsgipfel hervor, mit einem Pavillon, eine herrliche Uebersicht der wilden Felsgebirge, die den breiten Strom in der Gestalt eines Sees erscheinen lassen, beherrschend. Die Stelle hat in der neuesten Zeit den Namen Prinzenköppchen empfangen. Welmich gegenüber, am Fuße der sanften Höhe, worauf Werlau gelagert, verflacht sich einigermaßen das Ufer, um doch sofort wieder den starren Charakter anzunehmen, und ihn bis St. Goar hin beizubehalten. Eine Veränderung in der Landschaft wird angekündigt durch die manichfaltigen Pflanzungen des Berges, auf welchem Rheinfels thront, oder früher, wenn anders die Sage begründet, ein Kloster des Namens Mattenberg. Besagtes Kloster soll Graf Dieter III. von Katzenellenbogen in eine Feste umgeschaffen haben; es könnte aber auch sein, daß er diese Feste, den Rheinfels, 1245 oder 1246 von Grund aus erbauet hätte. Die von ihm vorgenommene Erhöhung des Rheinzolles zu St. Goar erregte den Unwillen des rheinischen Bundes, welcher im Herbst 1255 ein Heer von 8000 Knechten und 1000 Reisigen vor Rheinfels führte und zugleich durch eine Flotte von 50 bewaffneten Fahrzeugen die Stadt St. Goar ängstigte. Ein Jahr und 14 Wochen währte die Belagerung, mehr denn 40 Stürme wurden abgeschlagen, daß letzlich die Belagerer mit Schimpf und Schanden abziehen, den Zoll bestehen lassen mußten. Graf Gerlach von Nassau war im J. 1320 nicht glücklicher, er wurde mit großem Verlust von Rheinfels abgewiesen, sein Bruder Walrab aber, indem er 1322 die Feste belagerte, tödtlich verwundet, daß die Belagerung zu Ende. Damals schon hatte

Rheinfels eine sehr zahlreiche Burgmannschaft zu seiner Vertheidigung, wie denn 1252 Heinrich Bize von Rheinfels und Tilmann von Vorberg als hiesige Burgmänner vorkommen, auch ganze Scharen von Nachfolgern hatten. Von der Mitte des 13. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts werden mehr denn 2000 dieser Burgmänner in Urkunden gefunden. Der letzte Burgmann auf Rheinfels, Hermann von Nordeck, wird 1620 genannt.

Durch Urkunde vom 16. Juni 1315 ermächtigt Heinrich von Pfaffendorf, der Chorbischof tit. S. Castoris, den Grafen Wilhelm von Katzenellenbogen, bei seiner Burg Rheinfels eine Capelle samt Kirchhof anzulegen. Am 3. Febr. 1371 stiftet Graf Wilhelm II., sein und seiner Angehörigen Seelenheil zu fördern, auf Rheinfels einen Altar und bei solchem eine ewige Messe. Graf Johann III. ließ 1404 auf der Burg zwei große Geschütze gießen, und zwar wurde der Ofen mit Steinkohlen geheizt: unstreitig das erstemal, daß dergleichen am Mittelrhein als Feuerungsmaterial verwendet worden. Philipp, der letzte Graf zu Katzenellenbogen, befreite am Donnerstag nach Jubilate die Abtei Eberbach von dem Zolle zu Rheinfels, behielt sich aber vor „solch altes Herkommen, als das Kloster ihm jährlich bei solcher Fahrt mit ihren Weinen zu geben pflegte, nämlich 16 Ellen graues Tuch, 1 Paar große Handschuhe, item 8 Ellen desselben Tuchs und 1 Paar große Handschuhe, item den Knechten 3 Paar Hosen desselben Tuchs, item 16 Paar Harnischhandschuhe, 6 Paar kleine Handschuhe genannt Kreden oder Kapphandschuhe, item 3 Paar fahle Butschuhe mit grauen Filzen, drei Kürßen, item 12 Ellen graues Tuch und 1 Paar Handschuhe. Außerdem soll das Kloster nach wie vor des Grafen Jägern und andern Waidleuten, wann sie mit ihren Knechten, Hunden, Vögeln und Pferden uf der Herren von Erbach Höfen jagen, Kost und Atzung geben."

Die Landgrafen von Hessen, als der Grafschaft Katzenellenbogen Erben, hielten nicht selten, gleich ihren Vorgängern, auf Rheinfels Hof, doch blieb die einzige, während der ersten Centurie ihres Besitzes dort vorgefallene Begebenheit ein Zollstreit mit Cölnischen Kaufleuten. Diese, von der Frankfurter Ostermesse 1490 heimkehrend, verweigerten die herkömmliche Abgabe,

daher der Hauptmann auf Rheinfels, Hermann Hund von Saulheim, die ganze Gesellschaft ins Stockhaus bringen, den Widerspenstigsten Prügel geben ließ. Sie wichen der Gewalt, bezahlten und wurden nach 5 Tagen, so sie bei Wasser und dürftigem Brod im Stockhause zugebracht, wieder in Freiheit gesetzt. In Cöln nahm man aber solche Mißhandlung sehr übel, drohte dem Rheinfels mit einer Belagerung, und klagte den Hergang dem Kaiser, der auch dem Landgrafen, bei Strafe von 100 Mark Gold und Entziehung der Regalien aufgab, „seine ungebürliche Handlung, so er gegen Bürgermeister, Rath und Krämerei der Reichsstadt Cöln begangen, unverzüglich abzustellen," der Landgraf erklärte aber in seinem Berichtschreiben vom 11. April 1490, „daß er die milde Handlungsweise seines Hauptmanns auf Rheinfels nur billigen könne," und die Sache gerieth in Vergessenheit. Nicht also war ein Jahrhundert früher geschehen; Graf Dieter VI. von Katzenellenbogen, aus gleicher Veranlassung in Zwist mit den Cölnern, „rannt des 6. Tags in dem März 1390 vor die Stadt von Cöln, wohl mit tausend Pferden, und wähnte große wunderliche Dinge zu betreiben und die Stadt zu schädigen, und schädigte sich selber an seinen Pferden. Doch brannte er Ryle vor der Stadt ganz ab. Die Stadt gewann ihm seiner Leute und Pferde ein Theil ab."

Im J. 1497 unternahm Landgraf Wilhelm III. den Bau der Außenwerke, welchen zu beendigen, dem Landgrafen Philipp dem Großmüthigen vorbehalten blieb (1527). Die das Schloß beherrschende Biebernheimer Höhe, der Wackenberg, wurde durch diese Anlagen mit dem Schlosse in Verbindung gebracht, und das Ganze nahm die Gestalt einer eigentlichen Festung an; ein unregelmäßiges Tenaillensystem von zwei dicht hinter einander gelegenen, amphitheatralisch sich überhöhenden Wallinien, deren ein- und ausspringende Winkel größtentheils casematirt. Des freien innern Raums war nur wenig übrig gelassen. Laut des väterlichen Testaments gelangte Landgraf Philipp II. 1567 zum Besitze der Niedergrafschaft Katzenellenbogen, und hat er regelmäßig, seine ganze Regierung über, auf Rheinfels residirt. Er ließ in den Jahren 1568 und 1569 die Festungswerke bedeutend

bessern, in dem Schlosse mehre bedeutende Gebäude, namentlich das sogenannte neue Residenzschloß aufführen, verschönerte auch seinen Sitz durch die innerhalb der Festungswerke angelegten Gärten, deren einer, der sogenannte Lustgarten, ganz in den Felsen gehauen. Philipp hat ferner, beneben der großen Wasserleitung für die Festung, im Schlosse 30 Klafter tief einen Brunnen bohren lassen, welcher der Sage nach aus dem Rhein schöpfte. Noch hat er am Fuße des Rheinfels, unterhalb St. Goar, die Neustadt, nachmalen eine Cavaleriecaserne erbaut. Ueberhaupt verwendete er auf diese Anlagen die Summe von 572,000 Rthlr. Die Festungsartillerie mag unter ihm bedeutende Vermehrung erhalten haben, da des Vaters Testament den vierten Theil der in Cassel und Ziegenhain vorfindlichen Geschütze und Munitionsvorräthe dem Landgrafen Philipp II. zugetheilt hatte. Laut des Inventars von 1540 hatten sich auf Rheinfels vorgefunden 10 Falkaunen, 5 Falkonetlein, eine Feldschlange, ein großes Geschütz, zu Frankfurt gegossen und Hercules genannt, 16 messingne Doppelhacken, 15 Halbhacken, 195 Schmalkaldische Halbrohr, 8 Tonnen Pulver, 5 Tonnen Schwefel, 1400 Falkaunkugeln, 3 Tonnen Falkonetkugeln.

Dagegen nennt das Inventar vom 13. Januar 1584, außer dem andern Material, 30 Geschütze, zwei blanke und zwei schwarze Rüstungen von Landgraf Philipp, 12 blanke und 12 schwarze Rüstungen für Ritter und Burgmänner, 250 schwarze Rüstungen und so viele Sturmhauben für Knechte. Veranlassung zu diesem Inventar gab der am 30. Nov. 1583 auf Rheinfels erfolgte Todesfall des Landgrafen Philipp II., dessen Nachfolger in der Niedergrafschaft sein ältester Bruder, Landgraf Wilhelm IV. in Cassel geworden ist. Landgraf Moriz ließ 1599 auf Rheinfels die in demselben Jahr entworfenen Kriegsartikel, die ältesten hessischen, und vielleicht, nächst der Reichs-Fußknechts-Bestallung von 1570, in Deutschland die ältesten Kriegsartikel, in seiner selbst Gegenwart, publiciren. Sie bestrafen Zweikampf, Bigamie, Entführung mit dem Tode, mit Feuertod den Zauberer; einem Gotteslästerer soll die Zunge mit glühendem Eisen durchstochen werden. Abgötterer, Schwarzkünstler, Teufelsbanner, Festmacher,

Waffensegner sind bei den Kriegsvölkern nicht zu dulden, sollen vielmehr, nach empfangenen Staupenschlägen, fortgejagt werden. Ein Injuriant hatte öffentliche Abbitte zu thun; der Austheiler einer Maulschelle soll vor dem Kriegsgericht niederknien, und von dem Beleidigten sich die Rückerstattung des Empfangenen erbitten.

Die Occupation der Pfalz durch Spanier und Ligisten wurde auch für Rheinfels bemerkbar. An die 300 Spanier, welche am 11. Nov. 1621 in Oberwesel sich gesammelt, machten den Versuch, der Feste sich zu bemächtigen, wurden aber mit Verlust und sonder Austreugung zurückgetrieben. Das Stückchen wollte man in Cassel dem Landgrafen Ludwig V. von Hessen-Darmstadt beimessen, der jedoch alle Betheiligung in Abrede stellte. Be- und Entschuldigung geben genugsames Zeugniß von der gegenseitigen Verstimmung der beiden Linien, welche durch die Frage um die Marburgische Erbschaft (Bd. 5. S. 508—511) veranlaßt. Von St. Goar Besitz zu nehmen, in Gefolge Reichshofraths-Urtheils vom 21. April 1626, versuchten am 30. Juni Darmstädtische Deputirte; sie wurden mit Flintenschüssen abgewiesen. Der ihm aufgetragenen Execution mußte hierauf Kurfürst Ferdinand von Cöln sich unterziehen; er versammelte ein Heer von 8000 Mann, darunter zwei niederländische Regimenter, von Wilhelm Verdugo befehligt, und es wurde am 31. Jul. Rheinfels und die Katz berennt, auch alle Communication und Zufuhr von der Rheinseite ihnen abgeschnitten. Der Ligisten Heer befehligte der kurcölnische Marschalk, Obrist Johann von der Hövelich, dem Obristlieutenant Johann von Uffeln war der Rheinfels anbefohlen. Er hatte 2000 Mann Besatzung und Proviant für drei Monate.

Am 4. Aug. erließ Jan Hermann, Hauptmann und Commandant im Lager vor Rheinfels, eine Aufforderung, die ohne Trommelschlag durch ein junges Mägdlein überbracht, von dem von Uffeln sehr lakonisch beantwortet wurde: „das Nehmen von Rheinfels steht Euch ganz frei, mir aber nicht das Uebergeben, indem dies gegen die Ordres meines gnädigen Herrn ist, und werde ich mit Gottes Hülf mich mannbar vertheidigen.“ Am Sonntag 6. Aug., früh um 4 Uhr, eröffneten die Belagerer ihr Feuer aus allen Batterien zugleich. Deren stand eine, von 6 Vierundzwanzig-

pfündnern südlich von Rheinfels auf dem Wackenberg, und beschoß zugleich die Festung und die Katz. Eine zweite, ebenfalls von 6 Vierundzwanzigpfüudnern, war auf der Biebernheimer Höhe gelagert. Die dritte Batterie, vier Achtzehnpfündner, stand gleichfalls westlich von Rheinfels im Biebernheimer Felde, die vierte, auf dem Werlauer Berg, nördlich von Rheinfels, hatte vier große Mörser, die fünfte und sechste, jede von 6 Vierundzwanzigpfündnern und mehren kleinen Geschützen, waren auf dem rechten Rheinufer oberhalb St. Goarshausen auf dem Nocherer- und Patersberg errichtet. Dem 3 Stunden lang fortgesetzten Feuer erwiderten die Belagerten aus 40 schweren Geschützen, es gelang ihnen auch, zwei Compagnien Spanier, die unter dem Schutze der Batterie auf dem Wackenberg die Stadt zu stürmen versuchten, mit großem Verlust zurückzuschlagen, in einem Ausfall den Belagerern viele Leute zu tödten, und die in der Steinkaul errichtete neue Batterie zu zerstören.

Dadurch ließ sich jedoch der Feind nicht abhalten, am Nachmittag nochmals Stadt und Festung zu beschießen, und weil man in den bisherigen Operationen „ein zu gelindes und langsames Verfahren" zu erkennen glaubte, nahm Verdugo seinem Schwager, Jan Hermann, am 7. Aug. das Commando und ließ an seine Stelle den Obristwachtmeister Dunerel (O'Neal?) treten. Der hatte an demselben Tage eine Verstärkung von 600 Mann herbeigeführt, ließ auch schon am 8. auf dem Werlauer Berge eine zweite Batterie von 4 Zwölfspfündnern errichten, und mit Tagesanbruch Stadt und Festung auf das heftigste beschießen, daß gleichzeitig auf der Festung und im Thal Feuer ausbrach, und das große Magazin verzehrte. Die dadurch veranlaßte Verwirrung wollte der Feind zu einem Sturm auf Festung und Stadt zugleich benutzen, er wurde aber wiederholt mit starkem Verlust zurückgeworfen. Bei dem zweiten Sturm waren die Spanier schon bis auf die Contrescarpe gelangt, sie wurden jedoch von dannen mit blanker Waffe verjagt, wobei der von Uffeln den Anführer der Spanier, Hauptmann Toffetti, eigenhändig durchbohrte. Der Stadt gänzlichen Untergang abzuwenden, eröffneten Bürgermeister und Rath eine Unterhandlung mit dem Darm-

städtischen Commissarius, Johann Wolf von Weitolshausen genannt von Schrautenbach, sie führte aber lediglich zu einer kurzen Waffenruhe, der am 16. Aug. eine heftige, zwei Stunden hindurch fortgesetzte Beschießung folgte. Um 6 Uhr des Morgens wurden zwei Sturmcolonnen gebildet, die eine von Biebernheim, die andere von der Seite der Gründelbach ausgehend. Einen dreimal erneuerten Angriff schlug die Besatzung zurück, dem vierten mußte sie weichen, die Außenwerke aufgeben. Seine Truppen daraus zurückziehend, gebot der Commandant die von dem Feind eingenommenen Punkte in die Luft zu sprengen. Pünktlich und mit Erfolg wurde der Befehl vollstreckt, die verstümmelten Leiber von 300 Ligisten bedeckten weithin das Feld. Den Schrecken der Feinde benutzend, fiel Uffeln mit 600 Mann aus; die feindlichen Sturmcolonnen verfolgte er bis zum verschanzten Lager am Stadtwald, eine Batterie wurde zerstört. Daß mit gleichem Nachdruck Hauptmann Dietrich Suale die Katz vertheidigte, wurde Bd. 5. S. 48 erzählt.

Ganzer fünf Tage beschränkten die Belagerer sich darauf, der Festung täglich einige hundert Granaten zuzuschicken, „daß fast kein einig Gemach, weil sonderlich auch die Gebäu zweimal in Brand gerathen, in beiden Fürstlichen Häusern zu gebrauchen mehr dienlich war, zu geschweigen der Wälle und Pasteyen, welche durch viel tausend Schüß und Einwerfung einer unglaublichen Anzahl Granaten, also zerschossen und verderbt worden, daß die Belägerten sich länger darinen nit bergen mochten.“ Gleichwohl wurde die Vertheidigung noch immer fortgesetzt. Am 21. Aug. fingen die Belagerer wieder an, in den Laufgräben zu arbeiten, sie suchten an der Westseite des Walls eine Mine anzubringen, wurden aber durch das Contreminiren der Besatzung gestört. Vom 22—31. Aug. wurde die Stadt täglich Stunden lang beschossen, was mit wiederholtem fruchtlosen Stürmen abwechselte. Bei dem letzten Sturm, 29. Aug. stürzte mit dem Pferd der tapfere Verdugo, der Infantin Statthalter in der Pfalz, wobei er sich dergestalt beschädigte, daß sein Ableben, 15. Januar 1629, als eine Folge dieses Unfalls anzusehen. Am 2. Sept. empfing der Festungscommandant von Cassel aus Befehl, seine beiden Festen

zu räumen, was ihm ohnehin zur Nothwendigkeit geworden, und schon am 3. Sept. kam die Capitulation zu Stande, ehrenvoll für die Besatzung, „weil man befunden, auch sich im Werk erwiesen, daß sie sampt und sonders redlich gefochten, tapfer und mannhaft ihre Posten bis aufs äusserste defendirt, und sich als redliche Kriegsleut erwiesen.“ Noch an demselben Abend wurde die Neustadt und das äußerste Thor von Darmstädtern besetzt, und am 4. Sept. (25. Aug.) Mittags erfolgte der Auszug.

Sofort ließ Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt die durch die Belagerung bedeutend beschädigten Werke und Gebäulichkeiten mit einem Kostenaufwand von 300,000 Rthlr. wieder herstellen, auch den großen sogenannten Darmstädter Bau, als eine fürstliche Residenz, die jedoch zugleich der Gouverneur bewohnen könne, aufführen. Deren Bau kostete 200,000 Rthlr., so der Landgraf getrost ausgeben mochte, da der Vetter in Cassel durch den Vertrag von 1627 ihm Marburg und die Niedergrafschaft Katzenellenbogen überlassen müssen. Ein Wechsel in der Person des Commandanten und die dabei übliche Austheilung von Wein gab Anlaß zu einer blutigen Rauferei unter den Soldaten. Dergleichen für die Zukunft zu verhüten, verkündigte der neu antretende Commandant, Obrist Willkühr, den Burgfrieden vom 20. Febr. 1630, worin u. a. gesagt: „Im Fall aber Jemands so vergessen seie, der bezecht oder nüchter unbezecht, die Wehr zucken und uf den Andern zuschlagen, stechen oder denselben blutrüstig machen wird, den soll die vorwendende Trunkenheit gar nit entschuldigen, sondern ohne alle Mitleid in die Strafe des Burgfriedens gefallen sein, und andern zum Exempel mit dem Schwert vom Leben zum Tode hingerichtet werden; es soll auch nit von Nöthen sein über den Verbrecher ein Gericht zu halten, sondern Angesichts die verwürkte Straf ohne alle Gnad an dem Thäter vollbracht werden. Zuckte einer im ernsten Muthe seinen Degen gegen einen, denselbigen aber gleichwohl nit verwundet noch blutrüstig macht, derselbige soll alsdann die rechte Hand ohne alle Gnad verwürkt haben.“

Der Darmstädtische Besitz währte nicht viel über 20 Jahre. Den Verlust, welchen ihr Haus im Anfang des Krieges erlitten,

zu rächen, stellte die Landgräfin Amalia Elisabeth im Frühling des Jahrs 1647 zwei verschiedene Corps auf, das eine von 6000 Mann, das andere von 2000 Mann, jenes von Kaspar Cornelius von Mortagne, dieses von Karl Rabenhaupt von Sucha, die Reiterei von dem Obristen, Landgraf Ernst von Hessen befehligt. Sie vereinigten sich, nachdem Mortagne Hohenstein und die Pfalz im Rhein genommen hatte, um die Belagerung von Rheinfels vorzunehmen. Dort ward man durch die Geschwindigkeit des Feindes ganz eigentlich überrascht, daß Bewaffnung und Proviantirung unvollständig; für die Bedienung der in Eile vom Ehrenbreitstein erborgten Geschütze fehlte es an Mannschaft, der Commandant, Johann von Koppenstein hatte nicht über 250 Mann unter seinen Befehlen. Die Katz ergab sich, nachdem ihr nur 3 Granaten zugeschickt worden, Rheinfels erforderte eine ordentliche Belagerung, behufs deren Mortagne noch 200 Dragoner, 5 Geschütze und 1 Mörser aus Ziegenhain heranzog. Die Laufgräben wurden den 27. Juni eröffnet, den 29. nahm die Beschießung ihren Anfang. Die schwache Besatzung, wie verderblich ihr auch das Feuer der zu ihrem Schutze bestimmten Katz, leistete hartnäckigen Widerstand, schlug mehre Stürme ab. In jenem vom 10. Jul. wurden die Außenwerke zweimal verloren, und jedesmal wieder gewonnen, daß mit Verlust von 180 Todten und 300 Verwundeten die Feinde ablassen mußten. Mortagne selbst, indem er noch gegen 6 Uhr Abends eine Colonne zum Sturm führen wollte, empfing eine tödtliche Wunde, eine Kanonenkugel riß ihm das linke Bein unter dem Knie ab. Gleichwohl mußte die erschöpfte Besatzung zur Uebergabe sich bequemen, wie das auch Landgraf Georg von Darmstadt befohlen hatte. Am 14. Juli zog der Obrist Koppenstein ab; nur noch 160 Mann waren ihm geblieben. Sie empfingen alle Kriegsehren, und wurden bis Gießen convoyirt, Mortagne aber konnte noch eben Besitz von der Feste nehmen, und starb auf Rheinfels, 12 Uhr Nachts, 18. Jul. 1647, an dem durch die Verletzung veranlaßten Brande. Das Commando in der Festung übernahm Obrist Briel, dem eine Besatzung von zwei Fähnlein beigegeben.

Durch den von Herzog Ernst von Sachsen vermittelten Vertrag vom 14. April 1648 blieb die Niedergrafschaft Katzenellenbogen dem Hause Hessen-Cassel, um doch sofort wieder zur Dotation einer davon ausgehenden Linie verwendet zu werden. Durch Bestimmung vom 12. Febr. 1627 hatte Landgraf Moriz den Söhnen seiner zweiten Ehe den Besitz eines Antheils von Hessen, der sogenannten Quart, zugesichert. Nach der Pacification mit Darmstadt forderten diese Söhne ihren Antheil von den neu acquirirten Landen, und es wurde ihnen durch Vertrag vom 2. Aug. 1648, in Anerkennung ihres Anspruchs, die Niedergrafschaft Katzenellenbogen gegeben, nur daß der Art. 2 verordnet, „die Garnison auf Rheinfels und Katz, bleibt dieselbe dem regierenden Landsfürsten Casselischer Linie, wobei aber abgeredet und verglichen, daß die Garnison, sobalden es Estats und jetzigen Kriegswesen halben möglichen, eingezogen, auch versucht werden sollte, ermeldte beide besetzte Oerter mit den übrigen Häusern neutral zu machen, und die Contribution zu Unterhaltung vorberührter Garnison so leid und erträglich zu setzen, damit die Herrschaft ihre Intraden desto besser und völliger genießen möge.“ Es hätte scheinen können, daß nur von einer Besetzung der beiden Festen während des noch nicht beendigten deutschen Kriegs Rede, dem widerspricht aber der weitere Vertrag vom 22. Nov. 1648, absonderlich die Schlußstelle: „Uff den jetzt bevorstehenden Fall aber, da der zu Münster und Osnabrück getroffene Frieden zu seiner würklichen Perfection kommen, und man sich keiner Feindthätlichkeiten mehr zu befahren, alsdann die Guarnisonen ufm Schloß Rheinfels und Katz auch abgeführt werden sollen; es soll aber solches so wenig als obangezogene Sambtpflichten dem regierenden Landsfürsten an der Superiorität, Regimine und Hochheit zu keinem praejudicio gereichen, sondern wann etwa ein oder ander Art zur Defension des gemeinen Vaterlands und dessen Sicherheit mit etwas Volk hiernächst wieder besetzt, und deswegen nothdürftiger Unterhalt beschafft werden müßte, solches dem regierenden Fürsten unbenommen sein, und der Unterhalt gleich andern Guarnisonen vom ganzen Lande, darunter die Niedergrafschaft Katzenellenbogen mitbegriffen, erhoben werden.“

Nach solchen Prämissen konnte es an Streitigkeiten um die Deutung der gedachten Verträge nicht fehlen, Landgraf Ernst wollte nur zugeben, daß Hessen-Cassel im Falle eines Krieges das Recht habe, Rheinfels zu besetzen, wogegen man in Cassel dieses Recht ohne Unterschied von Krieg oder Frieden auszuüben begehrte. Den Streit zu entscheiden, ernannte der Kaiser eine Commission, deren Werk nach langen Verhandlungen der am 11. Jan. 1654 unterzeichnete, von dem Reich in seiner Gesamtheit, in vim Sanctionis pragmaticae bestätigte Vergleich. Darin heißt es: „Zum dritten sollen Herren Landgraf Ernst, Dero Erben und Nachkommen das jus praesidii oder die Guarnison und Besetzung der beiden Festungen Rheinfels und Neu-Katzenellenbogen, sampt allen hierbei befindlichen Munition, Stücken und Armatur, ohne einige Dero Schmälerung und Abzug, allein gebüren und zustehen, jedoch mit der Bedingung, daß nicht allein die Oeffnung auf und in solcher Festung wie auch denen übrigen Fürstlichen Häusern und Städten Herren Landgrafen Wilhelm und dero nachkommenden regierenden Fürsten in nothwendigen und unvermeidlichen Reichs- und Kreisfällen, jedoch ohne Schaden und Nachtheil Herren Landgraf Ernst und deren Besatzung verbleiben und unweigerlich verstattet, sondern auch bemeldte Pläz von Herren Landgraf Ernst dero Erben und Nachkommen jederzeit zu des Fürstlichen Hauses Hessen-Cassel und des Vaterlands Besten und Versicherung allein verwahrt und besetzt, insonderheit aber keinen frembden und ausländischen Potentaten unter keinerlei Prätext cedirt oder eingeräumt werden sollen." Außerdem wurde bestimmt, daß die Kosten der Unterhaltung der beiden Festungen, sowie der Garnison, zu $^1/_4$ von Hessen-Rheinfels, zu $^3/_4$ von Hessen-Cassel zu tragen, letzlich dem Landgrafen Ernst und seiner männlichen Nachkommenschaft in der Niedergrafschaft freie Uebung der katholischen Religion nicht nur auf Rheinfels, sondern auch in Schwalbach und Nastetten stipulirt. Wegen der Kosten für die Unterhaltung der Festung ergaben sich indessen bereits im J. 1674 neue Differenzen, die durch den Vergleich vom 18. April 1678 in der Weise geschlichtet wurden, daß Hessen-Rheinfels 4200 Rthlr. beitragen sollte, während Cassel sich zu 7800 Rthlr. verpflichtete.

Im Uebrigen hat der Landgraf die Wiederherstellung der durch die Ereignisse des J. 1647 bedeutend beschädigten Festungswerke und Gebäude sich sehr angelegen sein lassen, auch durch die Anlegung neuer Werke das Befestigungssystem bedeutend erweitert. Von 1657—1667 erbaute er auf der Südseite des Schlosses das Fort Scharfeneck, wie dieses eine noch daselbst vorfindliche Lapidarschrift bezeugt. Im J. 1672 ließ er über dem Thore der innersten großen Aufziehbrücke einen rothen Sandstein, 6 Fuß hoch, 3 breit, aufrichten, mit der folgenden Inschrift: Anno 1245 hic locus a Diederico comite de Catzelnbogen ad Rhenum frenandum et telonium erectum conservandum arce et moenibus est communitus. Monasterium, quod hic primitus fuerat, Mattenburg vel Marienburg dictum, consensu Summi Pontificis alio translatum. Anno 1255 viginti sex imperialium urbium obsidionem feliciter superavit. Anno 1483 Comitatus hic per matrimonium Henrici Hassiae Landgravii cum Anna Philippi Senioris et ultimi comitis de Catzenelnbogen et Dietz filia domui Hassiacae jure hereditario obvenit. Anno 1552 Landgravius Philippus ab imperatore Carolo quinto e custodia Gandavensi huc dimissus. Anno 1626 hunc locum subsidiariis Hispanorum copiis domus Hasso - Darmstadiana e Hasso-Cassellensium potestate eripuit. Verum anno 1647 Hasso-Cassellani armis et obsidione iterum vindicarunt, in qua tum temporis Ernestus Hassiae Landgravius colonellus legionis equestris fuit, et generalis Mortaigne majoris tormenti globo ictus occubuit. Demum hic comitatus per pacta familiae eidem principi Ernesto D. gr. Hassiae Landgravio, Mauritii filio, Wilhelmi quarti nepoti Philippi magnanimi pronepoti, accrevit, qui ad muniend. mag. hunc locum, melioreque in statu reponendum sine subditorum ære centum imperialium millia impendit de suo, atque ipse operum singulorum inventor et dispositor extitit. Nam incommodus loci situs singularem artem et tales sumtus exegit. Coeptum 1657, majori ex parte vero absolutum 1672.

Von 1683 bis 1686 erbaute Ernst die nach ihm benannte Ernstschanze, daher man wohl annehmen darf, daß durch die von

ihm angegebenen und ausgeführten Werke die Festung in Stand gesetzt worden, den Anstrengungen der Franzosen im J. 1692 zu trotzen. Er hat, wie sich aus dem Schreiben seines Sohnes, des Landgrafen Wilhelm, an den Kurfürsten von Mainz, 5. Dec. 1702 ergibt, in den Jahren 1657—1686 über zwei Millionen landschaftliche Gelder und aus seinem Privatvermögen über 200,000 Rthlr. auf diese Bauten verwendet, wobei freilich nicht zu übersehen, daß der Rheinfels seine ordentliche Residenz, als für welche er auch den Burgfrieden vom 1. Jul. 1649 erlassen hat. Den vervollständigte gewissermaßen das Duelledict vom 4. Nov. 1660.

In seinem System von Gewaltthätigkeit gegen das deutsche Reich fortfahrend, hieß Ludwig XIV. nach der Occupation von Luxemburg den Marschall von Créquy immer weiter vorrücken. Auf dessen Gebot wurden die Befestigungen von Trier geschleift, in mehren Abtheilungen verbreitete Créquys Armee sich über den Hundsrücken. Am 20. Juni 1684 machten die Franzosen den Versuch, Rheinfels zu überrumpeln, sie wurden aber von der Festung durch ein heftiges Kanonenfeuer abgetrieben, richteten auch am folgenden Tage, obgleich sie von der Biebernheimer Höhe aus die Werke beschossen, nichts aus. Sie vertieften sich wieder in den Hundsrücken, und der Waffenstillstand vom 15. Aug. 1684 machte vorläufig den Feindseligkeiten ein Ende. Vier Jahre später erklärte K. Ludwig durch Manifest vom 24. Sept. 1688 den Krieg, und schon am 25. machte Boufflers den Anfang mit seinen Operationen in der Belagerung und Einnahme von Kaiserslautern. Er durchzog die Pfalz, occupirte Mainz ohne Schwertschlag, bedrohte Rheinfels, dessen Einräumung er verlangte, wie solches Landgraf Ernst durch Schreiben vom 25. Oct. seinem Herrn Vetter in Cassel mittheilt:

„Gegen 10 Uhr dieses Morgens, als durch ausgeschickte Landreuter Kundschaft eingelanget, daß diese Nacht des Boufflers Armee zum Theil zu Argenthal logiret, und es schon zu Pfalzfeld, 2 Stund hiervon, ganz schwarz voll französischer Reuterei daselbst und in meinen Dörferchen, als zu Utzenhan, Badenhart und darum, gewesen, hat sich bald darauf des Generals la

Bretesche Trompeter und dessen Secretarius nebst einem Knecht ohnfern der Schanz angegeben, und mich gebeten ihm Audienz zu verstatten; als ich nun, umb nur Zeit zu gewinnen, Bier, Mehl, Pulver und Vieh noch aus der Stadt aufs Schloß zu bringen, und das Landvolk und viele nothwendige Sachen noch in salvo zu bringen, auch noch die hessische Völker in Sicherheit jenseit Rheins von Coblenz an mich zu ziehen, habe ich mich resolviret, jedoch vornen an die Schanz, da er doch nichts rechts sehen können, mich zu ihm zu begeben, auf 2 Stühle ihm dem la Bretesche Audienz zu geben, und in der Eil ein klein kalt Frühstück geben zu lassen, und sein Anbringen anzuhören, dessen Inhalt dann dieses gewesen. Ich wüßte wie er allezeit mein Diener gewesen und es mit meinem und der meinigen Interesse wohl gemeinet hätte (verba et complimenta enim sunt, und kann man solche sowohl und leicht anhören, als doch davon halten und glauben, und thun oder lassen was man kann oder will), und daß demnach der König einmal seines états und darzu gegebenen Veranlassung nach, des zum wenigsten ganze diesseits gelegenen Rheinstroms sich zu bemächtigen intentioniret seye, also begehre er von mir, daß ich ihm diese Festung sobald einraumen wollte, er wolle mir sie nach geschlossenem Frieden wieder einräumen (credat qui potest et vult), und mir alle meine Laude, Jurisdiction und Intraden ganz ohngekränkt, und mich deren einen als den andern Weg Herr sein lassen, solch wie seine eigene protegiren; wie ich doch so großer Gewalt, und welcher niemand und keine Gewalt noch Ort resistiren könnte, alleine widerstehen wollte? Meine Mauern wären noch neue und noch nicht in der Consistenz, einer königl. Artillerie und so großer Armee zu resistiren, würde also besser sein, seines Königs Gewalt mich zu ergeben, als es auf extrema ankommen zu lassen. Ich antwortete ihme, ich wolle mich bis aufs äußerste und so gut ich nur könnte, wehren, und es darauf ankommen lassen, wollte und könnte aber M. de Boufflers Zeit von 8 Tagen alleine geben und nichts feindliches tentiren, so wollte ich einen Expressen nach Cassel schicken und alle remonstranda thun, dann ich mich von dem regierenden Hause nicht scheiden, sondern alles mit dem-

selben aufsetzen wollte, welches er dann endlich, mit großer Mühe, so eingegangen. Ich halte aber, daß es nicht so sehr aus Freundschaft gegen mich, als unterdessen Caub und Coblenz wegzunehmen geschehen, und dann doch hernach uns hier gelten werde."

Eine durchaus hiervon verschiedene Färbung tragt jedoch ein, wie es heißt, eigenhändiges Schreiben des Landgrafen Ernst, von demselben Tage, worin er gegen la Bretesche äußert: „Sie seyen so gütig und schicken mir diesen Brief zugesiegelt wieder zurück, daß der Ueberbringer selbigen nicht zu lesen bekomme, und vermelden nebst meinem freundlichen Gruß an Monsieur le maréchal (das wurde Bouffleurs den 27. März 1693) de Boufflers dasjenige, wessen wir beide uns zusammen verglichen, zu verstehen, nämlich, daß es nicht dasselbige seye, wovon verwichenen Sonnabend ich dem Hrn Cardinal und selbiger vielleicht ihm geschrieben. Denn dieses belangend, werde ich erst morgen Dienstag über 8 Tage meine Resolution selbigen wissen lassen. Aber Sie schreiben mir im Vertrauen, was für eine Pension und wie viel Seine Maj. mir und den meinigen wohl accordiren wolle. Ich halte dafür, es wird nöthig sein, daß der Hr. Cardinal Fürstenberg als Unterhändler sich interponire." Tags darauf begab sich Landgraf Ernst nach Cöln, den weitern Gang der Kriegsereignisse abzuwarten. La Bretesche schrieb an ihn, von Oberwesel aus, 7. Nov. 1688: »Je passai hier par Rheinfels, pour avoir l'honneur de voir Votre Altesse et pour lui faire savoir qu'il peut y avoir espérance que les affaires prendront un bon chemin, et que si V. A. veut faire ses propositions, elle pourra les faire à M. de Fürstenberg, à M. le marquis de Boufflers ou à moi qui serai à Mayence, et que cependant les affaires demeureront dans les termes où l'on en a été jusques à présent.« In Folge dieses Briefes stellte nun Landgraf Ernst die Bedingungen auf, unter welchen er den Rheinfels zu überliefern gesonnen, sie trafen aber, und insonderheit die wesentlichste, die Forderung von hunderttausend Reichsthaler Scudi in specie, in Venedig zu erlegen, auf Einwendungen, welche das ganze Geschäft hintertrieben.

Nach mehren Demonstrationen erschien Boufflers selbst an der Spitze von 4 Bataillonen und so viel Schwadronen am 19. Nov. vor Rheinfels, die Uebergabe zu verlangen, ohne aber doch Ernstlicheres zu unternehmen, indem er Eile hatte, nach dem mißlungenen Unternehmen auf Coblenz, seinen Rückzug gegen Montroyal zu vollführen. Auch in den nächsten Jahren blieb Rheinfels unangefochten, daß nur von den fortwährenden Streitigkeiten in Betreff des Besatzungsrechtes zu erzählen wäre, aber im Dec. 1692 wurde der Maréchal-de-camp, Camill d'Hostun, Graf von Tallard, der eben, gelegentlich des Entsatzes der Ebernburg verwundet worden, befehligt, die Belagerung von Rheinfels vorzunehmen. Dafür waren ihm 23 Bataillone, 20 Schwadronen und ein starker Artilleriepark beigegeben. Von Montroyal ausgehend, traf Tallard am 16. Dec. vor Rheinfels ein, das sich augenblicklich beinahe ohne Besatzung befand. Glücklicherweise hatte Landgraf Karl von Hessen-Cassel ganz in der Nähe ein Corps von 3000 Mann zusammengezogen, um es im Fall der Noth in die Festung werfen zu können, auch für die Festung einen tüchtigen Commandanten, den Generalmajor Georg Sittich Ludwig von Schlitz genannt von Görtz bestellt. Mit Aufnahme der Truppen verzögerte es sich aber, da Landgraf Ernst an keine Gefahr glaubend, vielmehr Alles von der Aufnahme der Hessen in seine Festung befürchtete, bis er zum 16. Dec. seine Residenz verließ, und ihre Defension dem von Görtz vertraute. Sofort wurden drei Compagnien vom hessischen Leibregiment, die nächsten am Rhein, herübergeholt, und mit dem Uebersetzen der nachrückenden Truppen die ganze Nacht und den folgenden Tag fortgefahren, daß am 18. Dec. 4000 Mann in der Festung vereinigt, nämlich 8 Compagnien von Prinz Karl, unter Obrist Dumont, der für seine Person mit 4 Compagnien nach St. Goar kam; ferner von Dernthal 3 Compagnien, unter Major von Boyneburg; 6 Compagnien von Sames, Obristlieutenant Schonz; 4 Compagnien vom Leibregiment, Major von Sacken; das Regiment von Görtz, unter Obristlieutenant Godenius (Gudenus?); Regiment Prinz Wilhelm, unter Obrist Nolaz du Rosey; Regiment Kettler, Dragoner, unter Major Melchior von Schöpping; endlich die

gewöhnliche Hessen-Rheinfelsische Besatzung, 300 Mann, unter Major Stoffel. Die Katz war mit einer Compagnie von Prinz Karl, unter Hauptmann Luck, besetzt. Da standen auch 6 Stücke, deren überhaupt 52. An Munition waren vorhanden 130 Centner Pulver, 150,000 Musketenkugeln, 8000 gefüllte Granaten, 22,000 Kanonenkugeln. Bei Reichenberg und Nastetten war ein Corps von 3000 Mann, der Besatzung zu Soutien und Ergänzung aufgestellt und von dem Generalmajor von Kersenbruck befehligt.

Gleich am 16. Dec. hatten die Feinde ein Lager, von der Festung eine Viertelstunde in einem weiten Halbmond, südlich bis Urbar, nördlich bis an die Gründelbach, auf dem Franzosenkopf bezogen. Die Batterien hatten beinahe die gleiche Lage, wie bei der Belagerung von 1626. Die erste, von vier groben Geschützen, stand auf dem Wackenberg, die zweite, 6 schwere Geschütze, auf der Biebernheimer Höhe, die dritte, 5 große Mörser, eben daselbst, die vierte, 6 schwere Geschütze, im Biebernheimer Felde, District Cobert, die fünfte, 6 schwere Geschütze, auf dem Werlauer Berg, die sechste, 5 Mörser, eben daselbst, die siebente und achte westlich hinter Biebernheim, mit 4 Mörsern und 8 schweren Kanonen. In allem waren 28 Kanonen und 14 Mörser aufgeführt. Schon am 16. Dec. nahm eine französische Avantgarde, Grenadiere und Dragoner, die im Biebernheimer Felde stehende palissadirte Scheuer, wobei der Vertheidiger zwei getödtet wurden. Am 17. versuchten die Belagerer, vom Wackenberg ausgehend, einen Handstreich gegen die Stadt, wurden aber mit Verlust zurückgewiesen. Die Stelle des verfehlten Angriffs wollte nachmalen Tallard in Augenschein nehmen, und es fiel von dem Thurm der Stiftskirche ausgehend ein Doppelhackenschuß, der den General in die linke Schulter traf, daß er genöthigt, das Commando an Choisy, den Maréchal-de-camp abzugeben. Der Schütze, Drechslermeister Kretsch, hatte den General, mitten unter dem Gedränge der Adjutanten, an seinem großen Federhut erkannt. Die Stelle, wo Tallard den Schuß empfing, am Rande des Wackenbergs, wird noch gezeigt, und des glücklichen Schützen Namen lebt, neben jenen von Görtz und Tallard, noch heute in

des Volkes Munde. Kretsch verdiente sich mit seinem Schuß die Hauptmannschaft der städtischen Schützencompagnie, und hat der Landgraf, auf daß diese alljährlich das Gedächtniß des Tages feiern könne, eine kleine Rente gewidmet. Ueber ein halbes Jahrhundert, bis 1758, haben die Schützen ihren Ehrentag begangen, im besagten Jahre aber, von wegen Anwesenheit der Franzosen, und für immer, den alten Brauch aufgeben müssen.

Am 17. Dec. eröffneten die Franzosen auch die Laufgräben, und hatten sie Abends 7 Uhr bis auf 300 Schritte weit von der Contrescarpe vorpoussirt, wie lebhaft auch die gegen sie gerichtete Kanonade. Gegen Abend verstummten allgemach die Geschütze der Festung, was indessen nur die Einleitung zu einem Ausfall, der unter dem Schutze der eintretenden Dämmerung durch den Biebernheimer Hohlweg geführt wurde, und die Belagerer aus den Approchen vertrieb. Auf beiden Seiten gab es Todte und Verwundete. Den 18. führte der Feind eine Contrevallations-Linie von der Gründelbach bis zum Rhein, es machte auch eine starke Colonne auf dem Wackenberg Miene, die Stadt angreifen zu wollen, was indessen der Katz heftiges und wohlgenährtes Feuer ihr untersagte. In der Nacht vom 18.—19. arbeiteten die Belagerer lustig fort, des anhaltenden Feuerns aus der Festung nicht achtend, daß am 19. Morgens die erste Parallele beendigt und zwei Batterien errichtet, welche zu armiren, der starke Regen jedoch nicht erlaubte. Ein zweimal erneuerter Versuch, vom Wackenberg aus die Stadt zu ersteigen, wurde jedesmal vereitelt. Dagegen zogen die Belagerer eine zweite Linie, ohne sie jedoch, wegen des heftigen Feuers der Festung bewaffnen zu können. Sie näherten sich bereits den Palissaden der Stadt, daher Görtz in der Nacht vom 19.—20. ein Gegenwerk aufführen ließ.

Am 20. Dec. mit Tagesanbruch führten die Feinde ihre sämtlichen Geschütze auf, und wurden von 9 Uhr Morgens an Festung, Schloß und Stadt beschossen; das continuirte bis 2 Uhr. In der Festung brach Feuer aus, und gleichzeitig formirten sich zwei Angriffscolonnen, welche die Lunetten am Biebernheimer Thor, und der Festung äußerste Spitze, das Speifeuer zu dreimal stürmten: die zweimal bis auf die Contrescarpe

gelangten französischen Grenadiere wurden jedesmal durch den Obristen Godenius zurückgeschlagen, dem dritten Sturm, nachdem Godenius bereits in die innern Werke zurückgedrängt worden, warf Görtz selbst sich entgegen, und gelang es ihm nach einem erbitterten Handgemenge, die Schanzen zu säubern. Er empfing bei dieser Gelegenheit einen Stich durch den linken Arm, erlegte aber eigenhändig seinen Gegner, einen Grenadierofficier. Die Franzosen ließen in allem an Todten 400 Mann zurück, die Vertheidiger zählten 27 Todte und über 100 Verwundete. Das Dachwerk des Schlosses hatte durch den Brand und die eingeworfenen Bomben viel gelitten, namentlich war der Hohe Thurm und die Bastei Meisenkasten gänzlich zusammengeschossen. Dagegen wurden die ebenfalls arg beschädigten Lunetten, Dachsloch, Speifeuer und Mausloch in der Nacht vom 20.—21. wieder ausgebessert, und den Menschenverlust zu ersetzen, zwei Compagnien des Leibregiments vom rechten Ufer herübergezogen.

Am 21. traf aus Ehrenbreitstein, von dem Kurfürsten von Trier entsendet, bedeutender Succurs ein, 12 halbe Karthaunen und ein Commando Minirer. Die Kanonen wurden sogleich zu zwei Batterien auf dem Nocherer Berge verwendet, und demontirten die feindliche Batterie auf Werlauer Berg. Mit andern 4 schweren Geschützen, aus Frankfurt gekommen, wurde eine Batterie auf dem Patersberg armirt, und durch sie, im Verein mit den Geschützen der Katz, der Wackenberg zum Schweigen gebracht. Aber auch die Franzosen erhielten am 21. Dec. bedeutende Verstärkung aus Metz, 10,000 Mann mit 10 groben Geschützen und 4 Mörsern, daß sie auf Biebernheimer Höhe zwei neue Batterien errichten und in der äußersten Parallele einen Kessel aufstellen konnten. Es begann hierauf am 22., um 3 Uhr Nachmittags, ein fürchterliches Feuer, welches bis in die Nacht fortgesetzt, außerordentliche Verwüstung anrichtete, namentlich das alte Gouvernement, weiland der Grafen von Katzenellenbogen Sitz, und den Darmstädter Bau in einen Steinhaufen verwandelte. Das große Ravelin wurde, gleich dem Mauerwerk der Schanzen, arg beschädigt.

Das war indessen nur die Einleitung dem beabsichtigten Sturme, von dessen Anstalten man zwar zeitig in der Festung benachrichtigt worden. Dafür hatte demnach Görtz sich vorbereiten können. Den Wachen wurde geboten, die Feinde bis an die Schanzen herankommen zu lassen, und ihr Feuer zu versparen, bis von der Ernstschanze das Signal gegeben werde. Die Vorposten wurden bis zur innersten Linie zurückgezogen, die am mehrsten ausgesetzten Punkte durch einige Stücke verstärkt; den Befehl in den Schanzen, wo die Mannschaft verdoppelt, übernahm der Commandant persönlich. Todtenstill blieb es im französischen Lager und in der Festung bis 11 Uhr Nachts. Jetzt, bei spärlichem Mondlicht, brachen die Sturmcolonnen aus dem Lager hervor, um, den Belagerten unsichtbar hinter einer Anhöhe, das dicht vor den Schanzen gelegene Biebernheim zu erreichen. Im Dorfe theilte sich die Colonne, die eine Hälfte stieg den Pfad am Wackenberg hinab, um die Stadt anzugreifen, die andere, eine Reserve im Ort zurücklassend, wendete sich gegen die Schanzen, wurde aber, ehe sie sich ausbreiten können, durch ein fürchterliches Geschütz- und Kleingewehrfeuer empfangen, daß in den dichten Haufen ganze Reihen niedersanken. Der zweiten Salve folgte ein Ausfall, wozu Major von Sacken 4 Compagnien des Leibregiments durch das Trarbacher Thor führte, und die Franzosen bis Biebernheim zurückwarf. Die ermannten sich aber bald, jetzt mußte Sacken weichen, und es kamen frische Truppen zum Sturm. Dreimal haben diese angesetzt, dreimal wurden sie zurückgeschlagen, bis sie, nach zweistündigem Kampfe, abließen. Nicht glücklicher war die gegen die Stadt ausgesendete Colonne, nur daß diese nach dem ersten mißlungenen Versuche das Spiel aufgab. Der Morgen des 23. beleuchtete die Ergebnisse der blutigen Nacht: über 400 Todte bedeckten die nächste Umgebung der Schanzen, eine Menge Verwundeter von beiden Seiten lagen in den Gräben, sie waren in der Dunkelheit hinabgestürzt. Der Verlust der Franzosen wird zu 400 Todten, 700 Verwundeten angegeben. Görtz hatte sich stets befunden, wo die Gefahr am dringendsten.

Den ganzen 23. über, mit wenigen Unterbrechungen, wurde die Festung aus allen Batterien beschossen. Das große Ravelin

wurde fast gänzlich zerstört und der Thurm am Laboratorium dermaßen beschädigt, daß er den Einsturz drohte und die Mannschaft herausgezogen werden mußte. Die Garnisonkirche und die Commandantur waren durch die Batterien des Werlauer Berges gänzlich zertrümmert, daher der Commandant genöthigt, in einer bombenfesten Casematte sich niederzulassen. Am 24. wurde das Bombardement den ganzen Tag durch fortgesetzt. Der Thurm und ein großes Stück Mauer brachen zusammen und füllten den Graben, aber der sofort auf dieser Stelle versuchte Sturm wurde abgeschlagen. Die Batterien des Wackenbergs demolirten drei Geschütze auf Scharfeneck, dagegen brachte das Feuer der Belagerten die vorderste Batterie auf Wackenberg zum Schweigen, und dasselbe thaten der Mörserbatterie auf Werlauer Berg die hessischen Batterien bei Nochern und auf Patersberg. Zu einem Ausfall am 25. wurden Obrist Rolaz du Rosey mit 4 Compagnien von Prinz Wilhelm und Obristlieutenant Schonz mit 4 Compagnien von Sames commandirt; dem Obristen war die äußerste Linie am Trarbacher Thor, dem Obristlieutenant die Südseite angewiesen, so daß der Feind gleichzeitig von zwei Seiten anzugreifen. Der Major von Boyneburg war mit 2 Compagnien von Dernthal dem Ausfall zum Soutien gegeben.

Kaum hatten mit Tagesanbruch die Belagerer sich an die Arbeit gegeben, und es richteten die sämtlichen Geschütze der Festung ein heftiges Feuer gegen die feindliche Linie und die zum Schutz der Arbeiten aufgestellten Pikets, daß diese genöthigt, gegen die Cobert hin sich zurückzuziehen. In demselben Moment erfolgte in großem Ungestümm des Obristen du Rosey Angriff auf die Trancheen, und während diesen abzuweisen der Feind bemühet, fiel ihm Obristlieutenant Schonz in die Flanken, daß er dem doppelten Feuer auszuweichen, nach großem Verlust gegen den Wald sich zurückziehen mußte. Unterdessen hatte auch Major von Boyneburg von Biebernheim aus die feindliche Linie durchbrochen, theilweise ihre Arbeiten zerstört und viele Arbeiter in den Laufgräben niedermachen lassen. Nachdem jedoch mehre starke Colonnen im Sturmschritt anrückten, wurde der Rückzug nach den Schanzen in guter Ordnung bewerkstelligt. Ihm folgten

40 Gefangene, und hatten die Franzosen beinebens über 200 Todte und viele Verwundete. Im Unwillen um diesen Verlust ließen sie ihre Batterien spielen, namentlich gegen die Stadt, was bis dahin nicht geschehen. Es wurde ihnen lebhaft geantwortet. Auch den 26. dauerte das Schießen ununterbrochen fort, und richteten die Bomben in der Festung großen Schaden an; eine fiel auf Scharfeneck, wo eben eine Compagnie von Görtz aufgestellt, und erschlug 14 Mann.

Am 27. wurde die Festung aufgefordert; der Commandant antwortete in würdiger Weise, wie sie den verbindlichen Ausdrücken des Parlementairs angemessen, und alsbald gaben zwei Bombenwürfe den sämtlichen Batterien der Belagerer das Signal, ihr Feuer gegen die Contrescarpe zu richten. Eine halbe Stunde später wurden drei Sturmcolonnen, jede von 1000 Mann, gegen das Speifeuer, die Cloake und das Fuchsloch ausgesendet. Sie zu empfangen, waren alle Vorkehrungen getroffen; die entbehrlichen Truppen, 2000 Mann, auf dem Schloßplatze aufgestellt, konnten viermal die Besatzung der bedrohten Punkte erneuern, für den äußersten Fall, daß die Festung mit Sturm genommen werde, war Befehl, sich in das Schloß zurückzuziehen, und die Festungswerke in die Luft zu sprengen, dem Feinde ein weites Grab.

Unter dem Schutze eines entsetzlichen Feuers kamen die Stürmenden bis dicht zu den Schanzen, wo ihrer aber Kartätschen und Flintensalven erwarteten, daß ganze Reihen niedersanken, welche doch alsbald durch die nachfolgenden ersetzt wurden. In unbeschreiblicher Furie überschritten die französischen Grenadiere die ausgefüllten Gräben, mit gefälltem Bajonett nahmen sie die Contrescarpe des Speifeuers, da fiel, von mehren Bajonettstichen durchbohrt, der tapfere Obrist Godenius, seine Mannschaft, des Führers beraubt, der Uebermacht erliegend, wurde bis in die innern Werke verfolgt. Hier aber hatte der von Görtz mit 4 Compagnien seines Regiments Posto gefaßt, eine Salve haben diese gegeben, dann das Bajonett ergriffen und den Feind bis auf die Contrescarpe zurückgeworfen. Dem kamen aber jetzt Verstärkungen zu, und zweifelhaft blieb das Gefecht, bis der

Major von Boyneburg in dem verhängnißvollen Augenblick drei Compagnien von Dernthal herbeiführte; die Franzosen wichen, nachdem auch die beiden andern Colonnen mit großem Verlust von dem Fuchsloch und der Cloake abgewiesen worden. Die entmuthigten Colonnen wurden indessen ungesäumt und zweimal durch frische Truppen ersetzt, und gelang es den Stürmenden, die Gräben vor dem Speifeuer und dem Fuchsloch zu füllen und auf beiden Punkten die Contrescarpe zu stürmen, um deren Besitz ein mörderischer Kampf sich geraume Zeit fortspann, da von beiden Seiten unausgesetzt frisches Volk herangezogen wurde. Hier focht Mann gegen Mann, jeder Fußbreit wurde mit vielem Blute erkauft, lediglich des Bajonetts, der Sense und des Morgensterns haben die Vertheidiger sich gebraucht; lange schwankte der Sieg, viermal wurde der Feind bis zum Rande der Contrescarpe zurückgedrängt, jedesmal drang er in verdoppelter Wuth wieder vor, bis Görtz, verwundet wie er war, an die Spitze von zwei Compagnien des Leibregiments sich stellte, und in einem verzweifelten Bajonettangriff die Stürmenden von der Contrescarpe vertrieb. Von zwei bis fünf Uhr war ohne Unterbrechung gestritten worden, die Erschöpfung nicht, denn immer noch kamen aus dem französischen Lager frische Haufen herangezogen, wohl aber die Nacht gebot Feierabend.

Ueber 1200 Mann an Todten haben die Franzosen verloren, 2000 Verwundete wurden auf 120 Wagen nach Montroyal geschafft. Am meisten hatten die 12 Grenadiercompagnien gelitten, ihre Officiere insgesamt waren getödtet oder verwundet, den Abgang der Mannschaften zu ersetzen, mußten von einer jeden der Infanteriecompagnien zwei Mann an die Grenadiere abgegeben werden. Auch der Verlust der Belagerten war bedeutend, sie zählten, außer dem Obristen Godenius, 9 gebliebene Hauptleute oder Lieutenants, von den Gemeinen waren 123 gefallen, unter den 400 Verwundeten werden genannt Obrist Rolaz du Rosey, die Majors Gabes und von Sacken, Hauptmann von Donop &c. Der Held des Tages war ungezweifelt General von Görtz. Als ein Löwe streitend, hat er auf der Contrescarpe drei Feinde niedergestochen, mehre verwundet, während er selbst an

vier Wunden blutete. Von Pulverdampf geschwärzt, Haar, Augenbraunen, Uniform verbrannt, den von der Feinde Blut gerötheten Degen schwingend, war er „schreckbar und grauserich anzusehen".

Von den Anstrengungen des blutigen Tages erschöpft, verhielten den 28. hindurch die Franzosen sich ruhig, obgleich der Commandant eine ganze Stunde lang, von 11—12 Uhr, ihre Linien mit Bomben bewerfen ließ. Am 29. jedoch zogen sie zwei neue Linien, sie errichteten eine Batterie der Cloake gegenüber, und beschossen unausgesetzt die Festung, daß eine Mauer am Trarbacher Thor einstürzte. Dagegen traf gegen Mittag der Generalfeldzeugmeister Graf von der Lippe auf der Festung ein, und brachte ihr eine Verstärkung von 300 Mann, unter dem Commando des Obristlieutenants von Buttler; er besichtigte die Werke und kehrte gegen Abend nach Coblenz zurück. Den ganzen 30. über wurde das Bombardement der Festung fortgesetzt, daß das große Ravelin völlig einstürzte: die Trierischen Minirer wurden beordert, dasselbe zu unterminiren, um den Schutthaufen im Falle einer Bestürmung in die Luft sprengen zu können. Dagegen suchten die Belagerer an dem Speifeuer und Fuchsloch zu avanciren, sie erreichten auch die Palissaden bis zu einer Entfernung von 10 Schritten. Nachmittags wurden sämtliche Verwundete und Kranke, behufs ihrer bessern Verpflegung nach St. Goarshausen oder Bornich gebracht. Ausreißer meldeten, daß man im feindlichen Heere einen Generalsturm beabsichtige, im Falle des Mißlingens aber abziehen werde, weil der Entsatz in vollem Anzug. In der That wurde eine große Bewegung bemerkbar, eine Masse Faschinen und Schanzzeug herbeigetragen. Görtz mußte demnach seine Anstalten treffen. Die Vertheidiger waren noch immer so kampflustig, daß ein Streit unter den Truppen sich erhob um die Frage, welche Abtheilung den ersten Angriff auf die Schanzen abzuweisen habe; die eben angekommenen 300 Mann vom Kreisregiment glaubten sich zu solcher Ehre zunächst berechtigt, weil sie noch an keiner Action Theil genommen hätten, und der Commandant entschied in ihrem Sinne. Der Abend brachte die Nachricht, daß die Cavalerie, Brandenburger und

Hessen, in Coblenz eingerückt sei, und daß am folgenden Tage das zum Entsatz bestimmte Heer seinen Marsch, theils über den Hundsrücken, theils den Rhein entlang antreten werde. Gleichwohl mußten Festung und Schloß nochmals den 31. Dec. ein den ganzen Tag durch fortgesetztes Feuer sämtlicher Batterien aushalten, daß der Commandant jeden Augenblick den angekündigten Generalsturm erwarten zu können glaubte. Er unterblieb jedoch abermals, vielmehr ließ Tallard in der Nacht vom 31. Dec. zum 1. Januar 1693 das schwere Geschütz und die Bagage, von dem Mehrtheil der Infanterie bedeckt, den Rückzug nach Montroyal antreten: nur zwei Kanonen und einen Mörser behielt er zurück, um durch ihre Thätigkeit den Abzug zu verbergen. Diese drei Geschütze mußten vom Morgen des 1. Januars bis zu einbrechender Nacht die Festung beschießen, während der Wirklichkeit nach die Belagerung aufgehoben an dem Tage, welcher, nach des französischen Generals Verheißung, die Schlüssel der Festung als ein Neujahrsgeschenk in Ludwigs XIV. Hände liefern sollte.

Von Rheinfels aus hatte man zwar in der letzten Nacht große Bewegung im feindlichen Lager und ungewöhnlich viele Wachtfeuer gesehen, von einem Rückzug konnten aber selbst die ausgesendeten Kundschafter keine Gewißheit erbringen; am 2. Januar mit anbrechendem Tage wurde man jedoch inne, daß die Feinde die äußerste Linie verlassen, die Geschütze von den Batterien abgeführt hatten. Sofort ließ der Commandant den Obristlieutenant von Buttler mit seinen 300 Mann, denen bisher keine Gelegenheit geworden, Ehre einzulegen, vorgehen, durch sie die verlassene Linie besetzen, die Approchen zerstören und den Rückzug bis gegen den Wald hin beunruhigen. Pünktlich in der Ausführung des Befehls, richtete Buttler ein lebhaftes Feuer gegen die feindlichen Postirungen, er machte auch Angesichts der längs dem Stadtwald in Schlachtordnung aufgestellten Armee einige Franzosen, Verirrte, zu Gefangnen. Die Feinde steckten vor ihrem Abzug das Lager samt allem Schanz- und Belagerungszeug in Brand, daß sehr unerheblich die Beute ausfiel, und begaben sich Nachmittags 3 Uhr auf den Marsch, durch den

St. Goarer Stadtwald, nach Pfalzfeld. In dessen Nähe stießen sie den 3. auf die brandenburgische Cavalerie, die Vorhut des Entsatzheeres, und erlitten sie einige Einbuße. Ein Obrist wurde der Brandenburger Gefangner.

Am 4. Januar gegen Abend traf der Entsatz vor Rheinfels ein, Pfälzer, Brandenburger, Münsteraner und Hessen, von diesen das Leibregiment zu Pferd, die Dragoner von Gräffendorf, das Leibregiment Infanterie und das Regiment Prinz Friedrich unter dem Obristen Detlev von Schwerin. Dem feierlichen Gottesdienst in der Stiftskirche, 5. Januar, wohnten bei Landgraf Karl und die gesamte Garnison. Das Te Deum wurde von einer dreimaligen Geschützsalve, von der Festung und den Batterien aus begleitet. Um 12 Uhr hielt der Landgraf auf Biebernheimer Feld Heerschau: es defilirten vor ihm die Besatzung und ein Theil der Entsatzmannschaften. In einer ergreifenden Rede belobte er der Besatzung standhaftes Verhalten, und zum Schlusse umarmte er Angesichts der Truppen, unter dem Donner der Geschütze denjenigen, durch welchen die glorreiche Vertheidigung geleitet worden, den er für dessen Lebtage zum Gouverneur von Rheinfels ernannte, indeß gleichzeitig, Namens des Landgrafen Ernst, dem von Görtz das Patent als Oberamtmann und Statthalter der Niedergrafschaft Katzenellenbogen zugestellt wurde. Es ließ auch Landgraf Karl in der Hauptkirche zu Marburg das gewaltige, in Marmor ausgeführte Standbild eines Löwen setzen, und demselben die Namen aller in der Vertheidigung von Rheinfels Gefallenen eingraben, es wurde jedoch dieses Monument im siebenjährigen Krieg 1758 durch die Franzosen zerstört. Dagegen bewahrt noch heute das Museum zu Cassel drei verschiedene silberne Medaillen mit mancherlei Anspielung auf den für die Franzosen schimpflichen Ausgang der Belagerung. Sie haben, nach ihren eigenen Angaben, vor Rheinfels 4000 Todte, darunter 73 Capitains, 144 Lieutenants und Fähnriche, dann 6500 Verwundete oder Kranke gehabt. Der Verlust der Belagerten bestand in 564 Todten, darunter 24 Officiere, und 885 Verwundeten oder Gequetschten, nach dem (holländischen) Militairstylus jener Zeit.

Der Donner der französischen Geschütze war kaum verhallet, als schon wieder der alte widerwärtige Streit um das Besatzungsrecht zum Ausbruch kam, Januar 1693. Diesmal wurden als ein Grund, die Linie in Rheinfels ihres Eigenthums zu entsetzen, des Landgrafen Ernst Unterhandlungen mit Ludwig XIV. geltend gemacht. Man scheint in Cassel ganz und gar vergessen zu haben, was sich vor nicht langen Jahren in dem deutschen Kriege zugetragen. Einstweilen befand sich Landgraf Karl im Besitz, und daß dieser für jetzt der Festung, dem Reiche ungemein vortheilhaft, läßt sich keineswegs verkennen. Vom Frühjahr 1693 an ließ Karl die Herstellung der Festungswerke, den Neubau der Kirche, der Commandantur, der Caserne und Magazine in der lobenswerthesten Thätigkeit betreiben, und hat auf diese verschiedenen Arbeiten Cassel von 1693 bis zur Beendigung sämtlicher Bauten im J. 1716 eine Summe von 1,120,438 Thaler, Bauholz und Arbeitslohn ungerechnet, verwendet. Um diese Restauration sollte der tapfere Gouverneur von Görtz neues Verdienst sich erwerben, wie leidend er auch fortwährend, in Gefolge der vielen im Laufe der Vertheidigung empfangenen Wunden. Namentlich ließ er im Jahr 1695 den Gipfel des Wackenberges, der 1692 der Festung am gefährlichsten, großentheils sprengen, auch eine neue sehr große Schanze anlegen. Sie wurde auf des Landgrafen Karl Befehl die Görtzenschanze genannt. Die Annäherung des Todes verspürend, ließ Görtz sich nach der hohen Ernstschanze tragen. Von dort aus hatte er die Vertheidigung geleitet, dort wollte er, dem Feinde gegenüber, den Geist aufgeben, und sein Willen wurde erfüllet. Er starb, den starren drohenden Blick nach Frankreich gerichtet, den 3. Febr. 1696, Morgens um 10 Uhr, im 40. Lebensjahre. Einer seiner Brudersföhne, Eustach, k. k. Generaladjutant, blieb vor Turin 1706, ein anderer, Georg Heinrich, war der berühmte Baron von Görtz, der seine Treue für K. Karl XII. von Schweden auf dem Blutgerüste büßte, 1719.

La Bretesche, um auf einen alten Bekannten zurückzukommen, hat 1694 in der Nähe von Rheinfels einige schwierige Augenblicke erlebt. »Lorsque nous étions au camp de Gau-Böckelheim, la Bretesche fut chargé d'aller reconnaître quelque

chose vers Rhinfels. C'était un gentilhomme qui avait perdu une jambe à la guerre, qui avait été partisan distingué, qui avait acquis une capacité plus étendue, très-galant homme d'ailleurs, et en qui le maréchal de Lorges se fiait fort. Il était un des lieutenants généraux de son armée, et, nonobstant ce grade, il ne voulut prendre avec lui que deux cents hommes de pied et cent cinquante dragons. Arrivé à la nuit après une grande traite à un village à quatre lieues de Rhinfels, il s'y arrêta, posta son infanterie, tint quelques dragons à cheval dehors, et le reste attacha ses chevaux à une haie devant la grange où la Bretesche se mit à manger un morceau avec les officiers. Comme ils étaient à table, la lune qui était belle s'obscurcit tout d'un coup, et voilà un orage affreux d'éclairs, de tonnerre et de pluie. Aussitôt la Bretesche, craignant quelque surprise par ce mauvais temps, fait monter les dragons à cheval, y monte lui-même, et dans cet instant entend une grosse décharge qui justifie sa précaution: il donne ses ordres à celui qui commandait les dragons, et s'en va à son infanterie et la dispose. Il revient tout de suite à ses dragons, n'y en trouve plus que deux ou trois avec un seul capitaine et nuls autres. Au désespoir de cet abandon, il retourne à son infanterie, charge les ennemis, profite de l'obscurité et du désordre où il les met, les pousse et les chasse du village quoique trois fois plus forts que lui, et est légèrement blessé au bras et à la cuisse, et parce que le jour allait poindre, se retire en bon ordre à Ebernbourg. En chemin il rencontra une des troupes de dragons qui l'avaient abandonné. Le capitaine qui la menait eut l'impudence de lui demander s'il voulait qu'il l'escortât, et s'attira la réponse qu'il méritait; sur quoi les dragons se mirent à faire des excuses à la Bretesche, et à rejeter cette infamie sur leurs officiers qui les avaient emmenés malgré eux de notre camp à Ebernbourg. Il n'y avait que trois lieues. La Bretesche, qui était fort aimé, fut fort visité de toute l'armée; j'y fus des premiers. Il en fut quitte pour demeurer au lit dix ou douze jours. Il eut la générosité de demander grâce pour ces dragons, et le

maréchal de Lorges, naturellement bon et doux, la facilité de la lui accorder. Il ne faut pas ôter à Marsal, capitaine des guides, l'honneur qui lui est dû: il avait suivi la Bretesche, ne le quitta jamais d'un pas et fit très-bien son devoir. Il eut depuis une commission de capitaine d'infanterie, et il entendait fort bien son métier. Il avait commencé, disait-on, par être maître de la poste d'Hombourg où la Bretesche était gouverneur et d'où il l'avait tiré.«

Der §. 2 des Ryswyker Friedensschlusses verhieß, darauf bestand Ludwig XIV., allen Vasallen und Unterthanen, welche auf der Seite Frankreichs gestanden, Amnestie, und heißt es ferner, §. 45: „Unter dieser Amnestie sollen absonderlich die Herren Landgrafen von Hessen-Rheinfels begriffen und was anlanget das Schloß Rheinfels und die untere Grafschaft Katzenellenbogen mit allen Rechten und Angehörungen, in den Stand gesetzt werden, in welchem der Vater, Landgraf Ernst, vor Anfang dieses Krieges gewesen, vorbehaltlich der dem Herren Landgrafen von Hessen-Cassel zustehenden Rechten." Landgraf Karl, „dieser gerechte und großmüthige Fürst weigerte sich nicht, die Festung in dem Stande, in welchem er sie bei ihrer Besitznehmung gefunden hatte, zurückzustellen; er verlangte aber vor allem, wegen der ungeheuern Kosten, die er zur Verbesserung der Werke und zur Vertheidigung der Festung hatte aufwenden müssen, schadlos gehalten zu werden. Weil er glaubte, er würde viel zu befürchten haben, wenn man die Beschützung dieser Festung, welche seine Staaten deckte, Truppen anvertrauete, welche keine gute Gesinnungen für das Reich hatten, so wünschte er ferner, daß sie von kaiserlichen Völkern besetzt werde." Ein ähnlicher Anstand ergab sich um die Ebernburg, deren vollständige Demolirung die Franzosen verlangten, während nur, laut des Friedensinstruments, die Feste nicht in dem Stande bleiben sollte, in welchen sie, seit der französischen Occupation gesetzt worden. Indem Ludwig XIV. von Gewährung seiner Forderungen in Bezug auf Rheinfels und Ebernburg die Räumung der Festungen Philippsburg, Kehl, Freiburg und Breisach abhängig machte, blieb am Ende nichts übrig, als ihm zu willfahren. Ebernburg wurde im Junius 1698 gesprengt; am 18. desselben Monats

verließen die Hessen-Casselischen Truppen die Festung Rheinfels, und wurde sie am nämlichen Tage Namens der Landgrafen von Hessen-Rheinfels durch den von Heidersdorf in Besitz genommen, auch vorläufig mit 200 Mainzern besetzt. Jedoch blieben in der Stadt St. Goar und in St. Goarshausen einige hessische Völker zurück, unter dem Vorwand, daß ihrem Herren ein Viertel der Grafschaft Katzenellenbogen gebüre.

Eines solchen Zusatzes hätte es bei der Masse der immer noch unerledigten Streitpunkte kaum bedurft. Zum Ueberfluß ließ Landgraf Wilhelm von Hessen-Rheinfels die festgesetzte Frist von sechs Wochen, desgleichen einen weitern Termin von zwei Monaten verstreichen, ohne auch nur den ersten Mann für die Besetzung der Festung angeworben zu haben, ein Umstand, den man in Cassel benutzte, um den monatlichen Beitrag von 600 Rthlr. für die Unterhaltung der Festung und Garnison zurückzuhalten. Am 4. Dec. 1698 wurden die Mainzer durch Kaiserliche, drei Compagnien von Thüngen, unter dem Obristen von Schneidau, abgelöset. Ueber solchen Wechsel wäre es beinahe zu blutigen Auftritten zwischen den in der Stadt zurückgebliebenen Hessen und den Kaiserlichen gekommen; des Obristen Schneidau umsichtiges Betragen bei dieser Gelegenheit verdient volle Anerkennung. Die kurze hiermit eingetretene äußere Ruhe benutze ich zur Aufnahme von zwei verschiedenen Episoden, deren erste:

„Wahre Erzählung einer Geschichte, so zu Rheinfels Anno 1699 den 4. August sich zugetragen hat. Es war ein Jüngling Christianus Henricus mit Namen (dessen Zunamen wegen dessen vornehmen Familie mit Fleiß verschwiegen wird). Dieser, nachdem er mit einem guten Verstand begabet war, hat er in kurzer Zeit vielerlei Sprachen gelernt, wäre auch endlich eine Zierrath und Lust seiner Familie geworden, wenn er nur in einem guten und löblichen Lebenswandel bis ans Ende verharret hätte. Uebergroß ist die menschliche Schwachheit, und groß der Jugend Unbeständigkeit im Weg der Tugend. Bald thät der Jüngling von dem Rechtsweg abweichen und sein bishero geführtes frommes Leben in ein böses verwechseln, begibt sich derohalber in den Krieg, und da er 20 Jahr alt, hat er dem Kaiser

unter denen Besatzungsvölkern Rheinfelsens gedient; da er denn des Lebens endlich verdrüssig, so weit in die Bosheit gerathen, daß er bei sich beschlossen, sein Leib und Seele dem Teufel aus Verzweiflung eigen zu geben. Sobald nun der Jüngling sich dem Teufel öffentlich mittels Worts ergeben, feierte der Teufel nicht lang, sondern erschien gleich dem Jünglinge in Gestalt eines des Jünglings bekannten guten Freunds, mit sich einen Hund führend, der zweifelsohne auch ein vermummter Teufel gewesen.

„Gleich führet dieser schalkhafte Geist den Jüngling mit sich in eine finstere Höle unter der Erden, allwo er erstlich den Jüngling mit guten Worten, darauf mit Versprechungen, endlich gar mit Drauworten dahin zu bereden unternommen, damit er dasselbige so er zuvor mit seiner Zungen geredet, schriftlich bekräftigen und mit seiner eigenen Hand seinem gegenwärtigen Nothhelfer sich mit Leib und Seel eigen ergeben thäte. Aber o! wie groß war die Barmherzigkeit Gottes gegen diesen Jüngling, es konnte der Jüngling weder durch gute noch böse Worte dahin bewegt werden, seine vorhabende böse That werkstellig zu machen. Unterdessen als gemeldeter Jüngling nach Gewohnheit nicht erscheinet, meinten etliche, er wäre flüchtig worden, andere thäten fleißig suchen und nachfragen wo er sein oder sich aufhalten möchte; und siehe da, als der verlorne Soldat von etlichen gesuchet wurde, wurde in der Höle, in welche der Jüngling von dem Teufel geführet war, ein Geschrei und erschröckliches Rufen gehöret. Einer aus den Soldaten, so nächst bei der Höle war, sobald er die Stimme des verlangeten und verlornen Jünglings erkennet, wollte in die Höle eintreten, wurde aber von dem Hund, so vor der Höle Wacht hielt, verhindert, rufet derohalben seinen andern Mitgesellen, welche alle eilends herzulaufen und ohne Hindernuß in die Höle eingehen, finden zwar den verlornen Soldaten, aber ganz ohnmächtig und kraftlos, und unter die Brust siebenmal verwundet. Alsobald wurde der vom Teufel verwundete Soldat aus der Höle herausgezogen und in ein Zimmer getragen, wurde auch gleich ein Priester aus der Gesellschaft Jesu aus dem nächsten Flecken St. Goar gerufen, welcher, da er kommen, thäte den Jüngling freundlich anreden und zur Hoff-

nung eines bessern Lebens aufmuntern. Sobald der Priester weggegangen, kam der Höllische Betrieger wieder in Gestalt eines der nächsten Blutsfreunde des verwundeten Soldatens, ließ sich angehen, als ginge ihm dieser elende Zustand seines Vetters sehr zu Herzen, warf ihm auch vor, wie daß er, der Jüngling nemblich, mit höchster Schand seiner ansehnlichen Familie, einen so schlechten Stand angenommen und ein gemeiner Soldat geworden sei; der Jüngling fragte den Teufel, woher er wüßte, daß er dem Kaiser diente, der Teufel antwortete, daß er solches aus einer gewissen, ihm, dem Jünglinge nicht ohnbekannten Person verstanden hätte, und daß er darumb zu ihm gekommen wäre, damit er ihm behülflich sein möge, zu solchem Ende er denn mitgebracht eine große Summa Geldes, welches zu zahlen er bereitwillig wäre, wenn er seinem guten Rath folgen wollte, sich von solchem so schlechten Dienst loszukaufen. Alsobald bewilliget der Jüngling, sobald nun wird gleich das Geld gezählt; nächst dabei stehen 15 Soldaten, welche zwar den Klang des Golds und Silbers hören, keinen aber mehr als den Jüngling sehen, deswegen den allen ein großer Schrecken ankommet, sonderlich einem Unkatholischen, daß selbiger aus großem Schrecken in eine Krankheit gefallen.

„Sobald nun das Geld gezählet war, begehrte der Teufel des Jünglings Handschrift, welche als der Jüngling zu geben sich weigerte, ist der Teufel mit dem Gelde verschwunden, unterdessen empfande der Soldat so großen Schrecken, daß ein jeglicher gemeinet, er würde gleich sterben; wird daher in aller Eil wiederumb gemeldeter Priester gerufen, wie auch der Doctor aus gemeldetem Flecken. Als diese beide nicht sobald bei dem Kranken zu erscheinen vermochten, findet der Teufel neue Gelegenheit den Soldaten zu betriegen, nimbt an die Gestalt des Doctors, geht zu dem Kranken, will die Puls fühlen, welches er aber nicht kann, wegen des Rosenkranzes und Reliquien der Heiligen, so er umgewickelt hat, befiehlt derowegen dem Kranken solche heilige Sachen so lange an die Seit zu legen, bis er die Puls recht gefühlet hätte: der Jüngling glaubte dem vermummten Arzte, legte die geistliche Sache an die Seite, da dann der verkleidete

Doctor die Puls befühlet, das rechte Auge, wie auch die Zunge dreimal berühret, und siehe in einem Augenblick wird das Auge verletzet, die Zunge in dem Munde ganz umbgekehret und hart wie ein Stein; unterdessen kommt der Priester, gehet nach vollendetem Gebet voll des Vertrauens zu Gott zu dem Kranken, legt in dessen Mund seinen Finger, bezeichnet die erstarrende Zunge mit dem Zeichen des h. Kreuzes, berühret selbige mit den Reliquien des h. Ignatius und Xaverius, und in einem Augenblick wird die erstarrte Zunge in vorigen Stand gebracht, bliebe aber noch aus die Sprache, dahero dann der Soldat eine Feder begehret, welche, nachdem er sie bekommen, schriebe er, daß er von den Anfechtungen des Teufels nicht könnte befreiet werden, es seie dann daß er von dem Schloß weggebracht würde. Der Priester gehet zum zweitenmal zu ihme, zeichnet das verletzte Auge mit dem Zeichen des h. Kreuzes, berührt selbiges mit den h. Reliquien und machet es gleich wieder gesund; darauf befiehlt der pater dem Soldaten, er solle sich bekleiden und im Namen Jesu ihm unerschrocken folgen, der Soldat gehorchet dem patri, ziehet an die Kleider und folget dem pater haltend in der Hand die heiligen Reliquien, in Begleitung zweier Soldaten bis in die Residenz der Jesuiter. Sobald er in die Residenz kommen, ist er geführet worden in ein Zimmer so nächst bei der Kirchen war, und hat sich in selbigem, dann es eben 10 Uhr des Nachts war, nachdem er sich Gott und denen Heiligen befohlen hatte, schlafen geleget; als er sich nun zu Bett gelegt hat, legt der pater in des Soldaten Mund ein Stücklein von Innocentio XI. gesegnetes Wachs und befiehlt, er solle im Namen Jesu einschlafen, bestellet einen anderen Priester wie auch Soldaten, so bei dem Jüngling wachen sollten. Nachdem eine Stunde verflossen, erwachte der arme Soldat, schrie laut auf mit Kräften, „„mein Gott wie bin ich beschaffen?““ und ist also die Sprach, wie auch folgenden Tages die Gesundheit wieder kommen. Nach wiedererlangter Gesundheit hat er sich drei Tage zu einer Generalbeichte bereitet, nach geschehener Beicht und empfangener Communion ist er zur Festung Katz geführet worden, alwo er von den patribus Jesuitis täglich besuchet worden, und nachdem er seinen Abschied erhalten, ist er nacher Rom gereiset.

„Daß dieses also wahrhaft sich zugetragen habe, wie hierunter erzählet worden, bezeugen die hier Unterschriebenen, welche Alles mit Augen gesehen, und mit Ohren gehöret, mit Untersetzung ihrer eigenen Pittschaft. Rheinfels, den 4. August 1699. Hans von Groote, Kais. Hauptmann. Friedrich Wilker, Lieutnant. Taddäus von Baumbach, Lieutnant. Christian Braun, Fähndrich. Peter Curth Faber, Fähndrich. Joseph Kuhl, Superior und Pfarrherr. Bernard, ein Priester der Gesellschaft Jesu. Johann Joseph Müller, Doctor."

Als ein Gegenstück mögen dieser Relation einige Nachrichten von des Landgrafen Ernst jüngerm Sohne, den Briefen der Herzogin von Orléans entnommen, dienen. Sie vervollständigen das Bd. 4. S. 782—802 Gesagte. Die Herzogin schreibt, 20. März 1699: „Wie Ihr mir den Landgrafen von Rheinfels beschreibt, unter uns geredt, so muß er ein wenig geschossen sein; das erfreuet die Compagnien, wenn sich etliche zanken, als wie dieser Landgraf und die alte Gräfin von Hohenloh." Ferner, 14. Oct. 1699: „Ich weiß nicht ob ich letzmal die Zeit gehabt habe zu berichten, daß wir Landgraf Karl von Rheinfels (in Wanfried) mit seinen zweien Prinzen hier gehabt haben. Der Durchlauf hat den Landgrafen hier weggejagt, also seine Reiß met verlöff mit einem Dreck besiegelt worden. Sein klein Prinzchen ist ein schön Kind, aber bitter übel erzogen, es ist schad vor das Kind. Der älteste scheint ein guter Herr zu sein, aber ist auch der Durchtriebenste nicht, wie mir däucht. Der alte Herr beklagt sich hier unerhört über seinen Herrn Bruder, und verzählt seine Uneinigkeit mit seinem Herrn Bruder an jedermann; das lag mir schwer an, und ob sie zwar meine nahe Vettern sein, bin ich doch froh daß sie wieder weg sein." Später, 20. Oct. 1718: „Die Rheinfelsische haben alle ein Schuß;" 1. Oct. 1719: „Freilich habe ich meinen oncle à la mode de Bretagne, den närrischen Landgrafen von Hessen-Rheinfels gekannt. Man konnte nicht dollere Possen vorbringen, als er that, sprach immer von seinem Kutscher, daß er von so guter Gesellschaft wäre, daß er ihn deswegen bei sich schlafen ließe, und sein jüngstes Söhnchen von ihm erziehen lassen. Ich bat ihn

ganz ernstlich, er sollte doch um Gottes Willen solche alberne Possen nicht vorbringen, womit ihn alle Menschen mit auslachten: er fuhr mir übers Maul und sagte, er sehe wohl was es wäre, ich hätte gern, daß er wieder weg wäre, denn ich schämte mich meiner Verwandten. Ich wurde bös, sagte blatt heraus, ja wenn Sie so sprechen, habe ich wohl Ursach mich vor Sie zu schämen. Wir schieden gar uneins von einander." Endlich, 26. Oct. 1719: „Hat der Prinz von Hessen-Rheinfels, so ja ein arrière Cadet ist, gut genug eine Gemahlin zu erhalten, sonsten ist es in meinem Sinn ein schlechter Heurath vor die Prinzessin von Sulzbach, so schier eine Kurprinzessin ist, dazu so ist sein Herr Vater so gar närrisch gewesen, daß alles bei dem Sohn zu fürchten ist. Ich glaube auch nicht, daß was sonders hinter diesem Prinzen steckt, ist hier allzeit mit nichts Rechts umgangen, und eher schlimm als gute Gesellschaft gesucht, kann keine drei Wort raisonnable nach einander reden; ich beklage diese arme Prinzess, einen solchen elenden Heurath gethan zu haben. Es wird nach dem Beilager auf ein greuliche Lamy ausgehen, fürchte ich. Der Prinz hat wohl gethan, seine wüste Haar abzuschneiden, sie stunden ihm bitter übel."

Der Landgraf Karl, welchem vornehmlich diese Stellen gelten, geb. 3. Aug. 1649, verm. 1669 mit Sophie Magdalena Gräfin von Salm-Reifferscheid, und in anderer Ehe 4. Juni 1678 mit Alexandrina Juliana Gräfin von Leiningen-Dachsburg, residirte zu Wanfried und starb 3. März 1711. Aus der ersten Ehe kam der einzige Sohn Wilhelm IX., der zweiten Ehe gehörten an sechs Töchter, wovon die älteste, Charlotte Amalia, des Fürsten Franz Rakoczy Gemahlin wurde, Bd. 4. S. 554 und 628, dann der Sohn Christian. Wilhelm IX., geb. 25. Aug. 1671, war Domherr zu Cöln und Straßburg, hatte auch die Weihe eines Subdiacons empfangen, ließ sich aber dadurch nicht abhalten, nach des Vaters Ableben dessen Landesportion in Besitz zu nehmen. Dem widersprach sein Halbbruder, und es kam zu einem Rechtsstreit, welcher in mehren Deductionen ausgefochten wurde. Nachdem die Brüder sich verständigt, resignirte Wilhelm seine Pfründen, 1717, und vermählte sich 19. Sept. 1719 mit



der Pfalzgräfin Ernestina Elisabeth Johanna von Sulzbach. Er residirte auf Rheinfels und starb kinderlos, 25. März 1731. Auch seine Wittwe, deren hohen Tugenden Bd. 4. S. 553 die gebürende Anerkennung geworden, residirte bis 1734 auf Rheinfels, von dannen sie jedoch, wie es scheint, durch einen Streit mit Hessen-Cassel vertrieben wurde. Sie hatte auf dem Paradeplatz die Bildsäule des h. Johannes Nepomucenus aufstellen lassen. Dagegen protestirte der Vetter, und es wurde, in Folge dieser Protestation, welche zu bekräftigen, 4000 Mann gerüstet, die Bildsäule in feierlichem Aufzug, wobei die ganze Besatzung von Rheinfels paradirte, von dem Paradeplatz in die Vorhalle der katholischen Kirche zu St. Goar gebracht, „woselbst sie sich noch befindet und hoffentlich nie mehr Veranlassung zu einer kriegerischen Demonstration geben wird." Also der Geschichtschreiber von Rheinfels.

Des Landgrafen Wilhelm IX. Erbe wurde sein Bruder Christian, geb. 11. Jul. 1689 und zeither auf den Besitz von Eschwege beschränkt. „Weil er der Sohn eines apanagirten Fürsten war, wurde er dem geistlichen Stande gewidmet, und erhielt sehr jung ein Canonicat zu Straßburg, weshalben er auch sich anfänglich daselbst aufhielte. Jedoch er quittirte nach seines Vaters Tode den geistlichen Stand wiederum und trat bei dem Landgrafen von Hessen-Cassel in Kriegsdienste, welcher ihn zum Obristlieutenant bei dem Leibregimente zu Pferde machte. A. 1725 und 1726 hielte er sich meistens zu Brüssel auf, von dar er eine Reise nach Stockholm machte. A. 1731 den 25. Mart. starb sein älterer Bruder Wilhelmus ohne Erben, worauf er demselben in der Apanage zu Wanfried succedirte. Er vermählte sich hierauf den 11. Aug. a. c. mit Maria Franzisca, des Grafens Philipp Karl von Hohenlohe-Bartenstein Tochter, die ihm aber kein Kind geboren. Er erhielte nachgehends den Character eines Hessen-Casselischen Brigadiers und Oberstens. Nach seinem Tode ist seine ansehnliche Apanage dem Landgrafen von Hessen-Rothenburg anheim gefallen. Er hat seine Residenz beständig zu Eschwege gehabt, und daselbst ist er den 21. Oct. 1755 verstorben."

In Cassel verfehlte man nicht, die Besorgniß eines französischen Einfalls im J. 1702 zu benutzen, um die Einräumung der Festung Rheinfels zu begehren. Der in den Verträgen angezogene Kriegsfall lag allerdings vor, und bei der Annäherung der Franzosen schien die Gefahr sehr dringend, nichtsdestoweniger weigerte sich Landgraf Wilhelm VIII. beharrlich, Casselische Besatzung einzunehmen, ohne Zweifel in dem Vertrauen auf die Unterstützung des kaiserlichen Hofes. Landgraf Karl, erwägend, wie sehr man an diesem Hofe durch wichtigere Angelegenheiten beschäftigt, trug kein Bedenken, mit der schwachen kaiserlichen Besatzung auf Rheinfels anzubinden. Am 20. Nov. 1702 erschien ein hessisches Corps von 6000 Mann mit 24 Belagerungsgeschützen, unter Anführung des Erbprinzen, des nachmaligen Königs von Schweden, vor der Katz, welche nach wenigen Kanonenschüssen noch an demselben Tage sich ergab. Den 21. wurden 4000 Mann übergesetzt, und haben diese sofort die Festung eingeschlossen. Nach Eröffnung der Laufgräben wurden drei Batterien errichtet, zwei auf Biebernheimer Höhe, die dritte auf dem Wackenberg, und es nahm am 23. die Beschießung ihren Anfang, die zwar in der gleichen Lebhaftigkeit erwidert wurde. Den drei Batterien gesellte sich bald auch die vierte auf dem Patersberg, und es wurde den 24., 25. und 26. November die Festung von allen Seiten, auch von der Katz aus gewaltig beschossen und gleichsam mit Bomben übersäet. Der Obrist von Schneidau, in Betracht der Unzulänglichkeit der Besatzung, sah sich genöthigt, Waffenstillstand zu suchen, und benutzte diesen, um einen seiner Officiere nach Frankfurt an den kaiserlichen Minister zu entsenden. Der gab Befehl, die Festung zu räumen, und solchen vollstreckte Schneidau am 30. Nov. Obrist von Schöpping mit dem starken hessischen Regiment von Görtz trat an die Stelle der Kaiserlichen. Landgraf Wilhelm VIII. remonstrirte aller Orten, es blieb aber die Festung Rheinfels den ganzen spanischen Successionskrieg hindurch von den Hessen besetzt, und verordnete der Art. 45 des Utrechter Friedens: Hessen-Cassel soll die Stadt St. Goar und die Forteresse Rheinfels behalten, hingegen aber dem Prinzen der Hessen-Rheinfelsischen Linie ein Aequivalent

dafür geben, und die Römisch-Katholische Religion daselbst ungestört bleiben.

Der kaiserliche Hof befand sich jedoch, in Gefolge von Eugens Siegen, in ganz anderer Stellung, denn im J. 1702, und ohne zu beachten, was zu Utrecht in Bezug auf Rheinfels von Unbefugten bestimmt worden, ließ er zu Rastadt wie zu Baden die Rückgabe der Feste an den Landgrafen von Hessen-Rheinfels beschließen, wiewohl doch vorläufig Hessen-Cassel, in seinem Ungehorsam durch Frankreich, England und Holland bestärkt, keine Miene machte, den Willen des Reichsoberhauptes erfüllen zu wollen. Ganzer zwei Jahre verlor der verletzte Theil über Klagen vor dem Reichstag, dann endlich, 9. Nov. 1716 erging ein kaiserliches Mandat, wodurch dem Landgrafen von Hessen-Cassel aufgegeben, binnen vier Wochen, bei Vermeidung der Execution, die Festung zu räumen. Gleichzeitig wurde die Besatzung ihrer Pflichten gegen Landgraf Karl entbunden, und ihr anbefohlen, die Festung dem rechtmäßigen Eigenthümer zu übergeben. Mandat und Avocatorien blieben gleich wirkungslos.

Da wollte der Kaiser des Ernstes sich gebrauchen, und erhielt Obristlieutenant Löben Befehl, mit 3000 Mann von der Besatzung in Philippsburg und 14 schweren Geschützen vor Rheinfels zu ziehen; 800 Pfälzer unter Major Sommer, welche der Landgraf von Hessen-Rheinfels in Sold genommen, schlossen sich dem Corps an. Indessen hatte man in Rheinfels zu hartnäckiger Vertheidigung sich gerüstet, eine namhafte Verstärkung, 6 Compagnien von Prinz Karl empfangen, drei den Rheinstrom bestreichende Batterien errichtet; außerdem waren die Burgen Hohenstein und Reichenberg, als Außenposten, mit Volk belegt. Schon hatte die kleine Executionsarmee Schwalbach erreicht, und der Landgraf von Hessen-Cassel, mit der Reichsacht bedroht, erklärte sich bereit, die Sache in der Güte abzumachen. Darauf wurde sehr gern eingegangen, eine Unterhandlung eröffnet, diese aber noch zwei Jahre durch Hessen-Cassel hingehalten, bis der Kaiser nochmals Executionstruppen zusammenziehen ließ, worauf denn am 22. Oct. 1718 die Uebergabe der Festung stattfand. Sie wurde mit 1000 Mann, theils Kaiser-

liche, theils Pfälzer, besetzt, und der Obrist Johann **Georg von** Heß zum Commandanten ernannt; der Landgraf hatte sich **nämlich** von dem Kaiser für diesen Posten einen qualificirten Officier erbeten, und Karls VI. Wahl fiel auf den von Heß „in Betracht seiner mir und meinem Durchlauchtigsten Erzhause schon gegen die vierzig Jahr geleisteten treueifrigen und ersprießlichen Dienste, wie seiner vernünftigen und bescheidenen Aufführung und sonstigen ihm beiwohnenden Qualitäten."

Sechzehn Jahre vergingen in tiefem Frieden, der nur durch die unaufhörlichen Zänkereien der beiden Linien gestört wurde: nicht selten mußte das Reichsoberhaupt in den ernstesten Ausdrücken zum Frieden mahnen. Der wesentlichste Grund der Zwietracht ergab sich aus dem Umstand, daß Cassel seit 1698 den vertragsmäßigen Beitrag für die Unterhaltung der Festung zurückhielt, worüber die Festungswerke in einen überaus kläglichen Zustand geriethen. Außerdem wurde jede Gelegenheit zu zanken von beiden Seiten mit wahrer Begierde aufgegriffen. Den Streit um das Standbild des h. Johannes Nepomucenus habe ich besprochen, ernsthafter drohte jener von 1719, das Postregal betreffend, zu werden. Als regierender Landesherr nahm der Landgraf in Cassel dieses Regal in Anspruch, während der Vetter dasselbe dem Fürsten von Thurn und Taxis übertrug. Es kam dahin, daß der Commandant von Heß, im Auftrage der Rheinfelsischen Justizkanzlei den Hessen-Casselischen Postdirector und zwei Postsecretairs arretiren und während acht Tagen auf dem Stockhause zu Rheinfels gefangen halten, dem armen Postboten 50 Stockschläge aufzählen ließ. In Cassel erregte dieses Verfahren solchen Unwillen, daß ein Corps von 6000 Mann gesammelt wurde, um den Rheinfels zu nehmen, und einzig des Kaisers zeitige Intervention dem Ausbruch eines erbitterten Kampfes vorbeugen konnte.

Der Reichskrieg gegen Frankreich war nur eben am 26. Febr. 1734 beschlossen worden, und der bekannte Partisan Kleinholz, Deutscher von Geburt, wie es hieß, ein dem Zuchthause entsprungener Sträfling, nachdem er mit seiner Bande viel Unfug auf dem Hundsrücken, zunächst in der Umgebung von Kreuznach angerichtet, machte sich anheischig, gegen die ihm

zugesicherte Belohnung von 200,000 Franken, Rheinfels durch Ueberfall zu nehmen. Dafür waren ihm 400 Mann, alle in deutscher Montur, beigegeben. Zu Pfalzfeld, wo er am Abend des 18. März 1734 einrückte, gab er seine Leute für Trierer aus, welche bestimmt, die Besatzung von Rheinfels zu verstärken, ohne doch in der Vermummung einen Insassen von Pfalzfeld täuschen zu können. Der eilte nach Rheinfels, so volle zwei Stunden entlegen, um dem Commandanten, dem kaiserlichen Obristen Marchese von Castelli von der Annäherung des verdächtigen Volkes Kunde zu bringen. Sofort wurden die Anstalten für dessen Empfang getroffen, absonderlich 200 Mann nach dem St. Goarer Wald commandirt. Zu einem Hinterhalt geordnet, hatten diese Befehl, den Feind ungestört gegen die Festung hinziehen zu lassen, ihm aber, sobald ein Kanonenschuß aus der Festung hierzu das Signal geben würde, den Rückzug nach dem Wald abzuschneiden.

Um 11 Uhr brach Kleinholz mit seinem Volk von Pfalzfeld auf, gegen 2 Uhr befand er sich vor Rheinfels. Er wendete sich gegen die nach Biebernheim zu belegenen Lunetten, und ließ an die Schanze Mausloch die Leitern anlegen; im Augenblick wurden seine gedrängten Scharen durch mehre Kartätschenschüsse aus der Schanze Speisfeuer und durch ein heftiges Pelotonfeuer gelichtet, auch gleichzeitig durch zwei Compagnien, welche dem Trarbacher Thor ausbrachen, angegriffen und in wilder Flucht gegen den Wald getrieben. Da hofften sie Schutz zu finden, statt dessen wurden sie von den im Hinterhalt aufgestellten Truppen scharf begrüßt, und gegen die Festung zurückgeworfen, daß sie, zwischen zwei Feuer gebracht, 64 Todte, viele Verwundete und 27 Gefangene zurückließen. Kleinholz selbst wurde dicht an der Festung durch einen Kartätschenschuß getödtet.

Dieser Vorfall und die wachsende Gefahr bestimmten den Landgrafen Wilhelm von Hessen, der als seines Bruders, des Königs von Schweden Statthalter in Cassel regierte, ernstlicher denn zuvor die Aufnahme einer hessischen Besatzung in Rheinfels zu betreiben. Landgraf Ernst Leopold wollte davon nichts hören, Hessen-Cassel habe denn die seit den langen Jahren rück-

ständigen Gelder für die Unterhaltung der Festung und Besatzung erlegt. Die Sache wurde vor den Kaiser gebracht, und von diesem am 6. April 1734 bestimmt, daß die Festung eine starke Casselische Besatzung aufzunehmen, Hessen-Cassel aber die vertragsmäßigen Contributionsgelder an Hessen-Rheinfels zu entrichten habe. Einstweilen versorgten die vier rheinischen Kurfürsten die Festung mit Geschütz und Munition, es kam auch am 20. April 1734 Verstärkung für die Besatzung, 350 Milizen von dem k. k. Regiment Baden, gegen welche Verstärkung bei der Rheinfelsischen Justizkanzlei in St. Goar Protest einzulegen, Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel jedoch durch Rescript vom 27. April Befehl ertheilte.

Ueberhaupt ergab sich jetzt eine totale Veränderung in der Stimmung zu Cassel. Landgraf Wilhelm, der zeither lebhaft die Einführung einer hessischen Besatzung betrieben hatte, schrieb den 3. Mai an den Prinzen Eugen, „daß, bevor Rheinfels gehörig proviantirt und in Vertheidigungsstand gesetzt sei, er nicht riskiren könne, das von Wilckische Regiment als Besatzung hineinzulegen, daß die Franzosen Trarbach schon genommen und jetzt alle Anstalten zu einer weitern Belagerung, was nur auf Rheinfels abgesehen sein könne, machten." Darauf antwortete aus Mainz, 5. Mai, der Feldzeugmeister, Graf Georg Olivier von Wallis, wenn der Landgraf nicht bald Rheinfels besetze, habe er von Prinz Eugen Befehl, 1400 Mann seiner Truppen hineinzulegen, wovon die Folge, daß die hessischen Regimenter Wilcke und Donop befehligt wurden, am 8. Mai in Rheinfels einzurücken. Dafür ergab sich jedoch abermals ein Hinderniß; der Marchese von Castelli verweigerte, den Befehlen des Prinzen Eugen zu Trotz, die Aufnahme der Hessen, indem er lediglich von dem Hofkriegsrath in Wien abhänge, ohne dessen bestimmte Weisung er keinen fremden Truppen die Festung öffnen dürfe. In der Desperation um den wehrlosen Zustand der Festung war der k. k. Minister Graf von Kuffstein der Ansicht, die er sowohl dem Prinzen Eugen als dem Landgrafen-Statthalter mittheilte, „daß der Commandant die unverweilten Veranstaltungen machen solle, bei wirklicher Annäherung des Feindes die Festungswerker in die

Luft zu sprengen, und hernächst mit allem darin befindlichen Vorrath samt der Garnison sich nach Coblenz zu salviren."

Der Landgraf entgegnete noch an demselben Tage, 10. Mai: „Dieweilen der Kriegsrath von Pfuel nach Inspicirung der Festung Rheinfels erklärt, daß dieselbe außer allem Defensions Stand befunden, und der Feind vor der Thür, mithin es nunmehro zu spät, und die Festung mit Artillerie und Ammunition ohne Gefahr nicht zu versehen sei, ich mich nicht entschließen kann, einen Kern von Trouppen zu hazardiren, dennoch die Defension übernehmen will, wofern der Feind so viel Zeit läßt, daß Artillerie und Ammunition hineingebracht und die verfallenen Werker in nöthigen Defensions Stand gesetzt werden können. Der Commandant von Rheinfels hat nach seiner eigenen Aussage die ganzer vier Wochen vorher ergangnen Kaiserlichen Befehl schon gehabt, und nichtsdestoweniger bis den 4ten Tag dieses Monats Maji hessische Trouppen einzulassen unter nichtigem Prætext verweigert, auch sogar mit der Arbeit am Festungsbau aufgehört, und das uff Rheinfels destinirte Pulver nacher Mainz geschickt, damit ja der Ort außer aller Defension sei; woraus fast scheinet, daß einer oder der andere solche Festung lieber in Feindes Händen sehen, als deren Erhalt und Bewahrung zu des gesamten Reichs Wohlfahrt einem Teutsch-Patriotischen Fürsten gönnen will. Was aber die Sprengung der Festung Rheinfels anbelanget, das wäre allenfalls facti und lasse ich dahin gestellt sein, ob solches für thunlich oder rathsam geachtet, und vom ganzen Reich approbirt werden wird? Wenigstens dürfte sich dergleichen Verfahren aus der angezogenen Wahl-Capitulation und übrigen Reichsgesetzen schwerlich, vielweniger eine Potestas rectoria in causis belli dahin behaupten oder extendiren lassen, daß einem Stand des Reichs derogestalt seine Festung entrissen und dessen Lande vors künftige blosgestellt sollten werden können, zumalen hier kein nicht zuvor gesehener Fall vorhanden und es nicht an mir gelegen, daß die Festung nicht in gehörigen Wehrstand gesetzt worden ist."

Eugen hingegen schrieb nach Rheinfels an den Commandanten, d. d. Heilbronn, 14. Mai 1734: „Ich vermag auf dessen

an mich letzhin erlassenes ein mehreres nicht antwortlich zu erwiedern, als euch auf mein Vorhergehendes nochmals zu beziehen und zu wiederholen, daß sobald einige Hessen-Casselische Truppen allda anlangen, derselbe solche bei Verlust seines Kopfes ohnweigersam einlassen und denen zur Sicherheit der Festung machenden Dispositionen sich keineswegs entgegensetzen, auch wann sie Casselische Truppen dahinein ziehen, und des Herrn Obristens nebst deren darinen liegende zwei Compagnien Ausrückung prætendiren, es ohne weiteren zu befolgen. Wornach sich derselbe samt denen beiden Compagnien nacher Coblenz zu begeben hat; inzwischen gereichet mir zur guten Nachricht, daß die 300 Mann von Mainz gekommenen oberrheinischen Kreistruppen nebst denen 200 Zentner Pulver eingetroffen, auch gänzlich mich versehe, daß im Fall der Feind den Platz zur Zeit, als der Herr Obriste noch darin steht, berennen sollte, derselbe all äußerstes zu einer tapfern und langdauernden Gegenwehr nach seiner obhabenden Pflicht anzuwenden wissen werde. Sollte der Herr Obrister nach seinem reiflichen Ueberlegen nicht in der Disposition sein, die Festung gegen die Franzosen länger vertheidigen zu können, so hat er sie in die Luft zu sprengen und nacher Coblenz abzuziehen." Demungeachtet bedurfte es noch eines Schreibens des Grafen von Kuffstein, wodurch dieser (18. Mai) den Commandanten persönlich für den Verlust der Festung verantwortlich machte, so er nicht auf der Stelle die Befehle des Prinzen Eugen vollstrecken werde, bevor der Marchese von Castelli sich entschließen konnte, die Festung den Hessen zu übergeben.

Am 27. Mai 1734 zogen ab die beiden kaiserlichen und die beiden pfälzischen Compagnien, die 300 Mann oberrheinischer Kreistruppen, die 350 Mann von Baden, und trat vorläufig das hessische Regiment von Wilcke an ihre Stelle. Im Laufe der nächsten Wochen wurde die Besatzung zu der Stärke von 3500 Mann gebracht, der General-Lieutenant von Kutzleben zum Commandanten und Gouverneur ernannt; mit der Wiederherstellung der Werke beschäftigten sich 2000 Arbeiter, während „der kaiserliche Obrist, Marquis di Castello, der bisher zu St. Goar gelegen, an des Obristen von Botzheim Stelle Commendante zu Coblenz

wurde". Der Commandant in Coblenz, Eberhard von Botzheim war eben zum Generalmajor befördert, mit dem Commando auf Ehrenbreitstein bekleidet worden. Nach dem Inventarium, aufgenommen am 29. Mai 1734 durch die beiderseitigen zur Uebergabe der Festung ernannten Commissarien, bestand die Bewaffnung von Rheinfels am 27. Mai in 40 Stück schweren metallenen Kanonen, deren 4 auf der hohen Batterie, 4 auf Scharfeneck, 4 im Dachsloch, 4 auf dem hohen Cavalier, 4 in der Schanze Schwerinseck, 6 im Speifeuer, 4 in der Ernstschanze, 6 in der Görtzenschanze, 4 im Fuchsloch; 9 metallnen Feldschlangen, 15 eisernen Kanonen, 10 eisernen Feldschlangen, 2 metallnen und 2 eisernen Mörsern, 6 kleinen eisernen Geschützen, 200 Doppelhacken und Wallbüchsen, 200 Morgensternen, 200 Sturmsensen. An Munition waren vorhanden 1577 Bomben, 3357 Granaten, 18,437 Handgranaten, 14,652 Kanonenkugeln, 43,838 Flintenkugeln, 700 Kartätschen, 1696 Pfund Kanonenpulver, 27,058 Pfund Musketenpulver. Außerdem sind verzeichnet drei im J. 1717 vor Belgrad eroberte Fahnen und der Doppelhacken, durch dessen Schuß Tallard im J. 1692 verwundet worden.

Schon im folgenden Jahre, noch vor Beendigung des Kriegs, nahm Hessen-Cassel den unsterblichen Streit um das Besatzungsrechts wieder auf, indem es durch am 23. Mai bei dem Reichskammergericht eingegebene Klageschrift verlangte, daß Hessen-Rheinfels, nachdem es so vielfältig dem Regensburger Vergleich von 1654 zuwider gehandelt, des Besatzungsrechtes verlustig erklärt werde. Die Klage, welche die Gesandten von England, Holland, Dänemark und Schweden unterstützten, weiter zu begründen, erschien in demselben Jahr Species facti, den gegenwärtigen Zustand der Vestung Rheinfels betreffend, fol. S. 172, eine Schrift, welcher entgegengesetzt Kurtze Gegen-Information über die von Seiten Sr. Königl. Maj. in Schweden, als regierenden Herrn Landgrafen zu Hessen-Cassel, wider beyde Herren Landgrafen zu Hessen-Rheinfels bey dem Kayserlichen und des Heil. Reichs Cammer-Gericht jüngsthin angebrachte Klage

und erhaltene Citation, die Bestung Rheinfels betreffend. Gedruckt im Jahr 1735. fol. Rheinfels bestritt die Competenz des Kammergerichts, behauptend, daß dergleichen Streitigkeiten unter den hessischen Linien, nach dem Hausvertrage von 1568 durch Austrägalgerichte zu entscheiden seien, und ist diese Ansicht dem Kammergericht maasgebend geworden. In dem Spruch vom 21. Januar 1754 erklärte es sich unbefugt, in der fraglichen Angelegenheit zu sprechen. Zwei Monate später, 25.—26. März 1754, hat Landgraf Constantin von Hessen-Rheinfels, erwägend, ohne Zweifel, daß nur der Gewalt die bisherige hessische Besatzung weichen würde, nicht nur das Besatzungsrecht, sondern auch das Eigenthum der Festungen Rheinfels und Katz an Hessen-Cassel überlassen, wie das Bd. 4. S. 795—796 berichtet. Der Vergleich wurde unter dem 17. Mai 1754 von Kaiser und Reich genehmigt, und am 24. Jul. n. J. durch die Uebergabe der cedirten Gegenstände an den Gouverneur von Rheinfels, General-Lieutenant von Mansbach vollzogen.

Vielfältig hatte Hessen-Cassel im Laufe des langwierigen Streithandels den Vettern den Vorwurf gemacht, daß sie durch grobe Vernachlässigung die Festung den Feinden überliefern würden. Es sollte sehr bald durch eigene Fahrlässigkeit des theuer erworbenen Besitzes, wenn auch nur auf einige Jahre, entsetzt werden, dann aber, nach einigen 30 Jahren, seiner für immer verlustig gehen. Vom Febr. 1757 an hatte Frankreich lebhaften Antheil bei dem vermeintlichen Vernichtungskrieg gegen K. Friedrich II. von Preussen genommen, und während der Herzog von Richelieu mit der Hauptarmee bis zur Niederelbe vordrang, führte der Prinz von Soubise, Karl von Rohan eine zweite Armee, angeblich 30,000 Mann, nach Sachsen, wo er, mit den Reichstruppen unter des Prinzen von Hildburghausen Commando vereinigt, bei Roßbach am 5. Nov. 1757 die schmähliche Niederlage erlitt. Erfolgreicher stritt er im Laufe des J. 1758, wo er von Hanau ausgehend, nach dem glücklichen Gefecht bei Sängerhausen bis zur Diemel und Werra sich ausbreitete, auch in dem Treffen bei Lutterberg, 10. Oct., einen namhaften Vortheil, sich aber den Marschallsstab erstritt. Im Nov. ging man von beiden Seiten

in die Winterquartiere. „Von dem Prinzen von Soubise vermuthete man, daß er sein Hauptquartier zu Cassel nehmen würde. Alleine den 17. Nov. Abends kriegte die französische Besatzung daselbst unvermuthet Befehl, den andern Morgen frühe sich zum Abzuge bereit zu halten, der auch den 22. erfolgte; doch langte dargegen die Garnison von Münden an, die diese Nacht da blieb, aber den folgenden Morgen ebenfalls abmarschirte, und die Stadt Cassel gänzlich verließ. Es geschahe ohne die mindeste Ausschweifung und zwar unter Commando des Herzogs von Broglio, dessen leutselige Gesinnungen die Hessen jederzeit sehr gerühmet haben. Der Prinz von Soubise folgte den Truppen nach, der Intendant Foulon aber war schon den 21. abgereiset."

Es ist das derselbe Foulon, jüngst noch der Schrecken von Hessenland, der 1789 zu Paris das schreckliche Ende fand. In dem allgemeinen, durch Neckers Entfernung veranlaßten Ministerwechsel war ihm das Ministerium der Marine zugefallen, und überreichte er, als sein Programm, dem König zwei verschiedene Bedenken, die Gefahren der Revolution und die Mittel, sie zu überwinden, beleuchtend. Unter den beiden zu wählen, war für Ludwig XVI. eine allzu schwere Zumuthung, er befragte verschiedene Rathgeber, darunter seine Tante, die Prinzessin Adelaide. Der mußte Foulon seine Rathschläge vorlesen, in Gegenwart des Grafen von Narbonne und einiger andern Herren. Narbonne hatte nichts Eiligeres, als die Sache der Frau von Stael mitzutheilen, und verrieth diese das Geheimniß dem zunächst bedrohten Mirabeau. Es erfolgte ab Seiten der Demagogen eine Erklärung, wodurch auf den Kopf des Prinzen von Condé, des Marschalls von Broglio, der Barone von Bezenval und Breteuil, des Prinzen von Lambesc, der Intendanten Foulon und Berthier eine Prämie gesetzt, ein Todesurtheil, nach der Stimmung der Hauptstadt, obgleich von der histoire parlementaire de la révolution française nur als »singulière liste« bezeichnet. Deß wahre Bedeutung haben auch alle in der Proscriptionsliste Genannten aufgefaßt, und ohne Säumen die Flucht ergriffen oder wenigstens sich zu verbergen gesucht. Foulon hielt sich zu Viry, an der Straße von Fontainebleau, bei seinem Freunde

Sartines geborgen, um so mehr, da andere Freunde, das Ableben eines Dieners und die prächtige für denselben veranstaltete Leichenfeier benutzend, das Gerücht von Foulons Tode in Umlauf zu setzen wußten. Daß dem nicht also, daß Foulon in Viry versteckt, erfuhren die Bauern eines Gutes, so dieser ganz in der Nähe besaß, und sie machten sich auf, den Gehaßten dort zu suchen. Sie trafen den 21. Jul. Morgens 4 Uhr in Viry ein, fielen als Rasende über ihren Gutsherren, der eben im Park sich erging, mißhandelten ihn aufs Aergste, legten ihm ein Halsband von Brennnesseln an, bürdeten ihm einen Strauß von Disteln, ein Bund Heu auf, »pour le punir d'avoir voulu faire manger du foin au peuple.« Nachdem sie endlich des Zeitvertreibes müde, wurde der Marsch nach Paris angetreten, der alte Mann zu Fuß, und wenn er über dem langenWeg, 2½ Poststation, ermüdet, schlugen die Unholde ihm die Beine mit Nesseln, bis dahin er sich weiter schleppte.

Am 22. Jul. 5 Uhr Morgens erreichte der Zug, eine unübersehbare Menschenmenge, die Barrieren von Paris: Foulon wurde nach dem Stadthaus gebracht, und als dort, nach langem Warten, das Comité der Wahlherren zusammengetreten, berichtete der Dorfsyndicus von Viry von den Umständen der Gefangennehmung des Staatsrathes Foulon, und es überreichte einer seiner Begleiter die Bruchstücke eines Briefs, den Foulon, als man Hand an ihn legte, mit den Zähnen zerrissen haben sollte. Die Versammlung gerieth in schwere Verlegenheit, sie sollte ein ohne alle gesetzliche Förmlichkeit ergriffenes Individuum festhalten oder aber freigeben, und damit eine gefährliche Verantwortlichkeit übernehmen. Die Wahlherren, in ihrer Gesinnung durch den Philanthropen Bailly vertreten, bedachten einzig ihre persönliche Sicherheit. »L'assemblée considéra que M. Foulon, comme M. Berthier, était poursuivi par d'anciennes inculpations, et par une sorte de clameur publique qui autorisait à s'assurer de leurs personnes, pour que leur procès leur pût être fait s'il y avait lieu, et si la nation — das Gesindel, vor welchem jene feigen Schurken zitterten — les accusait.« Es wurde beschlossen, den Gefangenen nach der Abtei S. Germain zu schicken,

und seine Person, bis dahin die Nationalversammlung sich aussprechen werde, durch die über dem Haupteingang der Abtei anzubringende Schrift, Prisonniers mis sous la main de la nation, für unverletzlich zu erklären.

Allein ihn dahin zu bringen, war die Schwierigkeit, denn, sagte man sich, das Volk weiß von seiner Anwesenheit im Stadthause, befindet sich deshalb in außerordentlicher Aufregung, und wird es schwer, ja unmöglich sein, den Gehaßten unverletzt durch die tobende Menge zu bringen. Man beschloß, die Translation in der Nacht vorzunehmen: »Je crois que l'on prit un mauvais parti: lorsqu'il y a effervescence, elle ne fait qu'augmenter; il eût été plus prudent de réunir une très-forte escorte, et de le conduire au moment même.« So Bailly, etwan wie Ludwigs XV. Aeußerung, »si j'étais lieutenant de police, je défendrais les cabriolets.«

Gleich nach 12 Uhr vernahm man, von dem Greveplatz her, ein grausenhaftes Brüllen, Meldungen, eine fürchterlicher als die andere, folgten sich, alle sprachen mit Entsetzen von der beispiellosen Gährung unter dem Volk, das gebieterisch den Tod Foulons fordere. In ihrer Bedrängniß schickten die versammelten Väter Boten aus, den Beistand von la Fayette sich zu erbitten. Mittlerweile wurde das Toben auf dem Platz immer wilder, nicht mehr auf Drohungen und Verwünschungen sich beschränkend, drängte das Volk gegen die Wache auf der Treppe des Stadthauses, in der Absicht, den Eingang zu erzwingen. Zu den Wüthenden zu sprechen, wurde eine Deputation beauftragt; von sämtlichen Priestern unter den Electeurs begleitet, kam Bailly herunter auf den Platz. „Er hielt eine Anrede an das Volk, mit der akademischen Süßigkeit, welche ihm so natürlich war, und welche auf das Volk gar keinen Eindruck machte. Die Priester sprachen auch, und nachdem sie gesprochen hatten, wurden die zunächst Stehenden etwas ruhiger, aber die Entfernteren wütheten, rasten und tobten immerfort." Unverrichteter Dinge kehrte die Deputation nach dem Saal zurück, eine zweite trat an ihre Stelle, kam aber sogleich zurück, und erzählte, „das Volk sei rasend, es höre nichts, man habe demselben den Wahn

beigebracht, die Versammlung werde Hrn. Foulon entwischen lassen; es wolle ihn sehen; es würde vielleicht sich besänftigen, wenn es ihn sehen könnte, aber in dem gegenwärtigen Augenblick mache der wüthende Pöbel Anstalt, Feuer an das Rathhaus zu legen und alle Wahlherren zu ermorden."

Dem Verlangen des Volkes zu willfahren, war die Versammlung sogleich bereit, wo aber der Gefangne zu finden, wußte niemand zu sagen. Alle Winkel des weitläuftigen Gebäudes mußten durchsucht werden, bis endlich der Gesuchte, von vier Stadtsoldaten bewacht, gefunden. Es wurde ihm auferlegt ans Fenster zu treten, damit das Volk ihn sehe. Bei seinem Anblick erschallte der ganze Platz von erschütterndem Freudengeschrei, jenem zu vergleichen, womit die nordamericanischen Wilden ihre Gefangnen begrüßen, indem sie in dem Vorgenuß der Freude an dem langsamen Braten der Unglücklichen, an den fetten Bissen schwelgen. Nach einigen Minuten erstarb der Freudenruf in dem dumpfen Mordgebrüll: „An die Laterne! an die Laterne mit dem Schurken! an die Laterne! Laterne! Laterne!" So wiederhallte es von allen Seiten. Die Raserei erreichte den höchsten Grad. Die Schranken vor dem Rathhause wurden umgeworfen, mit Füßen getreten die Hüter; in einem Augenblick ist von Bluthunden erfüllt Hof, Treppe, Sitzungssaal, Foulon, Foulon! der allgemeine Ruf. Mühsam erbettelt Moreau de Saint Mery eine kurze Stille, die la Poise benutzt, einige Redensarten anzubringen: „Ein jeder Schuldiger muß von der Gerechtigkeit gerichtet und bestraft werden, unter den Franzosen, die mich umgeben, sehe ich keinen Henker!" Daß jeder Hinrichtung eine Untersuchung, ein Urtheil vorhergehe, findet Osselin unerläßlich. »Oui, jugé tout de suite et pendu,« brüllt die Menge. Osselin entgegnete, daß um zu richten, Richter nothwendig seien, und folgerte daraus, daß der Verbrecher an seinen ordentlichen Richter auszuliefern sei. »Non, jugé tout de suite et pendu,« hieß es. Wenigstens, meint Osselin, müßten, wenn der ordentliche Richter zu übergehen, andere Richter bestellt werden. Deren Bezeichnung schien das Volk, die Mörderbande, den Electeurs überlassen zu wollen. Nimmer können diese, erinnert Osselin, so weit ihre Befugnisse

ausdehnen, in dem Drang der Umstände wähle das Volk. Eine vel quasi Wahl fand statt, den Richtern wurde Osselin als Greffier, du Veyrier als Procureur beigegeben.

»C'était,« schreibt Bailly, »un tableau terrible que le contraste des électeurs qui cherchaient par tous les moyens à gagner du temps, pour éviter un jugement illégal et illusoire, et de la multitude qui voulait le précipiter pour amener une exécution illégitime.« Sein Amt antretend, fragt du Veyrier, welches Verbrechens er den Gefangnen anzuklagen habe, man erwiedert, »qu'il avait voulu vexer le peuple, qu'il avait dit qu'il lui ferait manger de l'herbe; qu'il avait voulu faire la banqueroute; qu'il avait accaparé les blés.« Unter den erwählten sechs Richtern befanden sich die Pfarrer von S. Etienne-du-mont und von S. André-des-arcs, diese erklärten jetzt, daß ihnen durch die Gesetze der Kirche untersagt, in einem Criminalverfahren das Richteramt auszuüben. Das sei wieder eine Ausflucht, um Zeit zu gewinnen, meinten die Ungeduldigen, und es erneuern sich in verdoppelter Heftigkeit die Wuthanfälle. Die Electeurs werden persönlich bedroht, „wir wollen ihn sehen," heißt es ringsum, und die Vordersten machen Miene, die Thüre des Zimmers, in welchem Foulon bewacht, einzuschlagen. Sie zu besänftigen, erboten sich die Electeurs, vier Personen zu ihm zu lassen, wenn diese schwören würden, dem Manne kein Leid anzuthun. Einer der glücklichen Vier zu sein, wurde das allgemeine Bestreben, sie fanden sich im Augenblick, leisteten den Eid und wurden zugelassen. Es trat eine kurze Ruhe ein, der Gerichtshof ergänzte sich durch eine neue Wahl, und alsbald erhob sich das Geschrei, „den Gefangnen! den Gefangnen! den Schurken! Her mit ihm! Bringt, richtet, henkt ihn!" — „Er soll vorgeführt werden," sprach ein Electeur, „versprecht, daß ihr ihn nicht mißhandeln wollt."

Das Versprechen wurde gegeben, Foulon herbeigeführt, genöthigt, einen Tisch zu besteigen, damit er Allen sichtbar. Ein Electeur verlangte noch eine kurze Geduld, la Fayette werde erwartet, aber diese Aussicht auf abermalige Zögerung, verbunden mit dem Anblick des Gehaßten, gab Veranlassung zu Scenen von

Wuth, wie sie noch nicht vorgekommen, vielen der Rasenden versagte selbst die Stimme, die mehrsten streckten die Krallen aus, ihre Beute zu erfassen, zu zerreißen. In dem Augenblick verkündigte das Geschrei auf dem Greveplatz, daß la Fayette nahe, die tobende Bewegung erstarrte, la Fayette trat ein, nicht ein Laut ließ sich vernehmen — „wahrlich! man darf la Fayette nur sehen, um auf einen Augenblick so groß zu werden, als er selbst ist.“ Er sprach, schloß mit den Worten: »Qu'il soit conduit à l'abbaye,« und die Nächsten riefen, »oui, oui, en prison!« Zwei der unmittelbaren Hüter Foulons sprangen auf den Tisch, diese Worte um so vernehmbarer zu wiederholen. »A bas, à bas,« schrie man von der entgegengesetzten Seite des Saals den Rednern zu, sie wurden zu schweigen genöthigt, doch sollte vielleicht noch die mildere Ansicht die Oberhand gewonnen haben, ohne Foulons Unvorsichtigkeit, den Worten la Fayettes Beifall zu klatschen. Und als er selbst die brausende Menge anzureden versuchte, nur eben angehoben hatte, »Assemblée respectable, peuple juste et généreux! au surplus je suis au milieu de mes concitoyens, je ne crains rien,« — „ließ sich im Saale die Rachsucht in einem leisen Gemurmel hören, welches allmälig in ein lautes Mordgeschrei überging.“ Draußen auf dem Platz ertönte abermals der wüthende Ruf: »Foulon! Foulons! nous voulons Foulon!« elegante Herren drängten sich in den Saal, ermahnten das Volk zur Strenge, und alsbald erreichte die Raserei die vorige Höhe wieder. Ein sehr wohlgekleideter Monsieur schlug mit geballter Faust auf den Tisch, welcher dem Stuhl, worauf Foulon saß, eine Unterlage, und schrie, mit convulsivisch verzerrten Gesichtszügen gegen la Fayette sich wendend: »Vous vous moquez, qu'est-il besoin de jugement pour un homme jugé depuis trente ans!«

Zu zweimalen noch sprach la Fayette, ein Menschenleben gerettet zu haben, durft er hoffen, da erhob sich ein Geschrei, schrecklicher, durchdringender, anhaltender, als man noch gehört. Das Palais royal, die Vorstadt S. Antoine, hieß es, kommen den Gefangenen abholen, und ein neuer Schwarm bricht dem Saale ein, wirft die erste Generation der Mörder gegen

die Electeurs, gegen Foulons Stuhl. Der wird umgeworfen, der alte Mann fällt über den Tisch herunter auf die Erde, die Mörder bemächtigen sich seiner, schleppen ihn; la Fayette erhebt sich, ruft überlaut, »qu'on le conduise en prison.« Leer ward der von Menschen eben noch überfüllte Raum, Alle hatten Eile, an Foulons Zuckungen sich zu weiden. Er wurde nach dem nächsten Laternenpfahl, am Eingang der Straße la Vannerie, dem Stadthause schräg gegenüber, gezerrt, zweimal dem Strick der Laterne angeheftet. Zweimal riß der Strick, zweimal bat der Unglückliche kniefällig um sein Leben. Die Kannibalen warfen sich über ihn, tödteten ihn vollends durch Hieb und Stich, schnitten ihm mit Messern den Kopf ab, und trugen diesen Kopf, dem die Augen eingeschlagen, die Nase plattgedrückt, ein Büschel Heu in den Mund gesteckt, durch alle Straßen. Ein Tischlergeselle brachte des Ermordeten Schuhe, silberne Schnallen und goldene Dose, ein Anderer des Mannes Hut, seine zwei kostbare Uhren, sein Riechfläschchen, seine reichlich gefüllte Börse nach dem Stadthaus; „Foulon wurde nicht umgebracht, um ihn zu berauben, er ward gerechter Rache geopfert." Seit 1789 trägt man sich mit der stereotypen Phrase, daß im heftigsten Zorn das großmüthige Volk von Paris an fremdem Eigenthum sich nicht vergreift.

Noch trieben die Mörder mit dem blutigen Haupt ihr gräßliches Spiel, und Foulons Schwiegersohn, Berthier befand sich im Angesicht der Hauptstadt, umgeben von einer zahlreichen Escorte und von unübersehbaren Volkshaufen, die an dem Schwiegersohn wie an dem Schwiegervater ihren Blutdurst zu kühlen hofften. In Compiègne wurde Berthier angehalten und scharf bewacht, als wovon die dasige Municipalität die Pariser Electeurs durch Schreiben benachrichtigte. Diese beschlossen, »que la ville de Paris ne faisant point chercher M. Berthier de Sauvigny, et cet ancien intendant n'étant ni accusé, ni détenu par justice, il serait répondu aux habitans de Compiègne qu'il n'existait aucune raison de le retenir prisonnier.« Dagegen erinnerten die Abgeordneten jener Municipalität an die durch Berthiers Anwesenheit hervorgerufene Aufregung, an die Gefahren,

von welchen sein Leben bedroht, und deuteten als einziges Rettungsmittel an, daß er nach Paris und zur Haft gebracht werde. Mehre Electeurs bemerkten, daß Berthier, seit den letzten Tagen der Gegenstand aller Gespräche, Intendant der gegen Paris ausgesendeten Armee gewesen, daß er an dem Tage der Einnahme der Bastille Paris verlassen habe, um sich nach Versailles zu begeben, und daß es im Falle seiner Strafbarkeit, durch den Geist der Gerechtigkeit, wie im Falle seiner Unschuld durch die Sorge für seine persönliche Sicherheit gerathen sein möchte, ihn der Hut der Justizbeamten zu überantworten. Diese Betrachtungen wurden entscheidend, und zwei der Wähler, Etienne de la Rivière und André de la Presle, mit 240 Reitern nach Compiègne entsendet, sich der Person Berthiers zu versichern. Sie erreichten Compiègne den 21. Jul., übernahmen den Gefangenen, und begaben sich am folgenden Morgen, mit dem Frühesten auf den Marsch nach der Hauptstadt. Ein Detachement von der Pariser Nationalgarde erwartete ihrer bei der nächsten Station, und vermehrte nicht wenig die Schwierigkeiten des Marsches. Ueber dem Anblick der vielen Bewaffneten gerieth die ganze Landschaft in Aufruhr, Alles wollte sich dem Zug anschließen. Louvres wurde erreicht und dort geruhet, während mit jedem Augenblick die Menschenmenge zunahm. Urplötzlich ertönte der Hof des Wirthshauses von Mordgeschrei, viele Stimmen geboten Eile, damit man noch bei Tag Paris erreiche. Einige Bursche drangen in Berthiers Stube, und nöthigten ihn zum Aufbruch, Andere zerschlugen die Jalousien des ihm bestimmten Cabriolets. Darin nahm neben ihm la Rivière Platz, die Zuverlässigsten von der Mannschaft bildeten um das Fuhrwerk Spalier. Es setzte sich in Bewegung, unausgesetzt von den Schreiern verfolgt. Am Ausgang von Louvres wartete seiner ein Kerl mit gezücktem Säbel, den seinem Reisegefährten zugedachten Hieb wendete la Rivière durch eine Bewegung ab.

Von allen Seiten flogen die freiwilligen Reiter herbei, daß ihrer über 600; d'Ermigny commandirte, keiner gehorchte, oder hätte auch nur das Commandowort vernehmen können. An mehren Punkten der Straße legten Büchsenschützen auf Berthier

an, das gewahrend, ersuchte er seinen Gesellschafter auszusteigen. „Denn er war," erzählt la Rivière, „nur um mich besorgt, seiner selbst vergessend, bat er mich, der Volkswuth, die doch ihm allein gelte, zu weichen." Zu Bourget wollte la Rivière, wie ihm geboten, übernachten, aber gegen seinen Willen mußte er den Marsch fortsetzen, durch unübersehbare, immer dichter andrängende Volkshaufen, von denen der Gefangene alle erdenkliche Beschimpfungen zu erdulden hatte. Als ein Zeichen der Versöhnung versuchte er die von la Rivière erborgte dreifarbige Cocarde aufzustecken: sie wurde ihm augenblicklich abgerissen. Zu la Villette stand ein Karren in Bereitschaft, mit Tafeln bedeckt, welche die ärgsten Lästerungen gegen Berthier enthielten; daß er den Karren besteige, verlangten seine Peiniger. Alsolcher Zumuthung widerstand la Rivière, dagegen gebot der Haufen, das Obertheil des Cabriolets niederzulegen; nach längerer Unterhandlung stiegen la Rivière und Berthier aus, und im Augenblick war das Verdeck des Cabriolets weggerissen, zwei Reiter faßten den Intendanten am Kragen, mußten ihn aber wieder loslassen. Der Regen fiel in Strömen, Geschrei und Geheul wollten gleichwohl nicht verstummen. In dem Regen blieb la Rivière barhäuptig, es wurde ihm befohlen, sich zu bedecken, damit die hin und wieder sich zeigenden Schützen um so sicherer nach Berthiers Haupt zielen könnten.

Je mehr man der Hauptstadt sich näherte, je undurchdringlicher gestalteten sich die Haufen, je mehr häuften sich Drohungen und Verwünschungen. „Tod dem Kornjuden!" brüllte Einer, und zu dem neben ihm reitenden Dragoner sprach Berthier: »Je vous jure que jamais je n'ai acheté ni vendu un seul grain de blé.« Die Ruhe, so bei diesen Worten auf seinen Zügen lag, gab neuen Anstoß: »le brigand, il ose encore rire,« hieß es. Die endlose Straße St. Martin hinab ging es dem Seineufer, dem Stadthause zu. Jetzt zumal war der Unglückliche dem gröbsten Hohn, allen erdenklichen Mißhandlungen ausgesetzt. Die schändlichsten Inschriften wurden ihm vorgetragen. Da hieß es, »il a volé le roi et la France,« dort, »il a dévoré la substance du peuple,« anderswo, »il a été l'esclave des riches

et le tyran des pauvres,« oder, »il a bu le sang de la veuve et de l'orphelin, il a trompé le roi, il a trahi sa patrie.« Entsetzlicheres noch war ihm zugedacht, es sollte ihm des Schwiegervaters blutiges Haupt zu küssen gegeben werden. Deß Züge hat glücklicher Weise la Rivière erkannt, und durch eine leise Berührung den Begleiter veranlaßt, nach der entgegengesetzten Seite zu schauen. Doch verlangte Berthier zu wissen, was man ihm habe zutragen wollen, und es wurde Delaunay, der Commandant der Bastille, genannt. In allen diesen Qualen befundete Berthier eine bewundernswürdige Seelenruhe; er scheint in seiner religiösen Ueberzeugung einen Schatz besessen zu haben, der fürwahr eine Seltenheit geworden.

Um 8 Uhr Abends hielt das Cabriolet vor dem Stadthaus. Von einem starken Piket umgeben, betrat Berthier den Sitzungssaal, »avec une contenance assez ferme et assez calme.« Bedacht, ihn so bald als möglich in Sicherheit, nach dem Gefängniß zu bringen, stellte Bailly mit ihm ein unerhebliches Verhör an, das aber sofort die wenige Geduld der auf ihre Beute lauernden Mörder erschöpfte. Unter wildem Geschrei, so von dem Platze wiederhallte, verlangten sie, daß Berthier ihnen überliefert werde, zugleich bedrohend die Electeurs, die insgesamt Aristokraten seien, nicht besser als Berthier, den sie durch ihre Zögerungen dem rächenden Arme des Volkes zu entwinden hofften. Sie Alle noch an diesem Abend aufzuknüpfen, würde das sicherste Mittel sein, die Ruhe herzustellen. „Ein neuer rasender Haufe dringt, durch diese Reden aufgewiegelt, mit Gewalt in das Rathhaus, wirft auf der Treppe die zahlreichen Wachen auf die Seite, ohne daß diese es wagten, Widerstand zu thun, stürzt in den Versammlungssaal, stößt den Haufen, welcher den Saal ausfüllt, vor sich hin, auf die Soldaten, auf den Gefangenen, auf die Wahlherren zu, und schreit mit gräßlichem Geheul: »Finissez, finissez donc, on force l'hôtel-de-ville. Le faubourg S. Antoine, le Palais-Royal!« Es schreibt Bailly: »il était pressant de prendre un parti et d'essayer de le faire conduire en prison.« Des Maire Frage, ob die Wähler bei dem am Morgen gefaßten Beschlusse verharrend, die

Translation des Gefangenen nach der Abtei S. Germain verfügten, wurde einstimmig bejahet, und hiernach der Befehl ertheilt, mit dem Zusatz, »que la garde répondait du prisonnier à la nation et à la ville de Paris.«

Die Wache nahm den Gefangnen in die Mitte, und führte ihn ohne Anstoß durch den Saal, hatte aber kaum den Platz erreicht, als sie überwältigt, Berthier ihr entrissen wurde. Die Mörder zerrten ihn nach der Straße la Vannerie; er widerstand beinahe eine Minute lang dem ganzen rasenden Haufen, aber es fielen zu Tausenden Hiebe und Stiche, und denen mußte der Einzelne erliegen, in der ganzen langen Greuelzeit der Einzige, der den Muth gehabt hätte, sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Die meisten ließen als Hämmel sich schlachten, freuten sich beinahe, für das Vaterland zu sterben, das aus einer Citronenpresse eine Köpfmaschine geworden. Dem Leichnam schnitten die Kannibalen den Kopf ab, rissen ihm Herz und Eingeweide aus dem Leibe, und das noch zuckende Herz in der Hand, eilte ein Kerl in Dragoneruniform nach dem Stadthaus, sagte zu den Pinseln: »voilà le coeur de Berthier.« Ein Anderer, den Kopf tragend, befand sich schon auf der Treppe, wurde jedoch zurückgewiesen. Die Mörder wußten aber Entschädigung für den auf dem Stadthause ihnen versagten Genuß zu finden; die halbe Nacht über durchzogen sie die Straßen, tanzten vor, neben und hinter dem einem Säbel aufgesteckten Herzen Berthiers, und sangen dazu das bekannte Lied: »Il n'est point de fête, quand le coeur n'en est pas.« Das Entsetzen über diese Scheußlichkeiten veranlaßte die erste Emigration, la Fayette und Bailly wollten abdanken.

„Des Prinzen von Soubise Truppen gingen theils nach Oberhessen, theils in die Wetterau, wo sie ihre Quartiere kriegen sollten. Er selbst langte den 25. zu Marburg an, wo er das Hauptquartier zu nehmen schiene. Allein der Marsch ging weiter in die Gegenden von Giesen und Friedberg, nachdem das Schloß zu Marburg besetzt worden." Der Prinz erwählte das Hauptquartier an dem erstern Orte (26. Nov.), und ließ den 1. Dec. durch den Marquis von Castries die Festnng Rheinfels überrumpeln, als womit er ohne Zweifel dem Landgrafen Constantin

von Hessen-Rheinfels einen Dienst zu erweisen beabsichtigte. Er hatte sich den 11. Dec. 1745 dessen Nichte, die Prinzessin Anna Maria Victoria Christina von Rheinfels beigelegt, ein Umstand, dessen namentlich die Frankfurter Zeitungen vom J. 1757 gedenken. „Den 31. Jul. besetzte der General Nicolai mit dem Regiment Piemont die Stadt Hanau, wo bald hernach der Fürst von Soubise selbst anlangte, um allda die Ankunft seiner Truppen, die er commandiren sollte, zu erwarten. Den 8. Aug. kam er unter Lösung der Kanonen nach Frankfurt, wo er bei dem Landgrafen von Hessen-Rothenburg, dem Oncle seiner Gemahlin, in Gesellschaft verschiedener anderer Standespersonen, zu Mittage speisete, Abends aber nach Hanau zurücke kehrte. Die Prinzessin war ihrem Gemahl nach Deutschland gefolget, und hielte sich während dem Feldzuge meistens zu Frankfurt auf, wo fast täglich Assemblee bei ihr war."

Das Unternehmen auf Rheinfels auszuführen, hatte Soubise dem Marquis de Castries ein Detachement anvertraut. Der Marquis marschirte nach Coblenz, vernahm dort, 29. Dec. die Bestätigung der Nachrichten, so man zu Giesen von dem schlechten Zustand der Festung Rheinfels, von der schwachen Besatzung, 300 Mann Landmiliz, ihm mitgetheilt. „Er ging am 30. Nov.," so berichtet Herr Friedensrichter Grebel, „von dort ab, so daß er am 1. December, Morgens zwischen 4 und 5 Uhr vor St. Goar eintraf. Während der Stadtcommandant den Damen einen Ball im Gasthause zur Lilie gab, landeten die Franzosen in der Nähe des Brückenthors und überstiegen die Stadtmauer. Die Wache daselbst, der Milize Schönberger, rief bei ihrem Erscheinen: „„Herr Jesus! wer da,"" warf die Flinte weg und lief davon. Die aus 50 Mann bestehende Besatzung der Stadt wurde zu Gefangenen gemacht. Nachdem Castries die Stadt und die Zugänge zur Festung besetzt hatte, ließ er den Commandanten von Rheinfels Obristen von Freiwald auffordern, sich mit der Besatzung zu ergeben.

„Der Commandant, welcher zwar Geschütze, aber weder Munition noch einen einzigen Artilleristen hatte, sah sich gezwungen zu capituliren und sich als Kriegsgefangenen zu ergeben.

Das französische Regiment St. Germain besetzte an demselben Tage, Morgens um 10 Uhr die Festung, und wurde dessen Obrist-Lieutenant von Gelb zum Commandanten derselben ernannt (das blieb Gelb bis zum J. 1760). Eine ehrenvolle Erwähnung verdient hier der Commandant der Katz, Capitain von Ende; er weigerte sich, die von dem Obristen von Freiwald auch auf dieses Fort ausgedehnte Capitulation anzuerkennen, vertheidigte seinen Posten noch während drei Tagen gegen die französische Uebermacht, zog darauf erst, weil der Pulvervorrath ausgegangen war, während der Nacht aus dem Fort und entzog so die kleine Besatzung von 40 Mann der Kriegsgefangenschaft. Am 10. Dec. kam der Prinz von Soubise nach St. Goar, besah die Festung und zog sodann nach Hanau.

„Die Angaben (nicht des Theatrum europaeum, das mit seinem Jubiläum 1718 geschlossen), daß die Stadt St. Goar erst um 8 Uhr Morgens erstiegen worden und die Besatzung von Rheinfels 700 Mann stark gewesen sei, sind unrichtig. Nach den authentischen Notizen des Gouvernements-Archivs von Rheinfels bestand die Besatzung am 1. December, wie schon angegeben worden, blos aus 300 Mann Landausschuß und befand sich kein Artillerist in der Festung. Abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, daß man eine Stadt oder Festung um 8 Uhr Morgens, also am hellen Tage zu überrumpeln unternehmen sollte, wird diese Angabe durch nachstehenden am Tage des Ereignisses von dem Reservaten-Commissarius Rath Gössel in St. Goar an das Casselische Kriegsministerium erstatteten offiziellen Bericht widerlegt." Darin heißt es: „Ew. habe unterthänigs einberichten sollen, daß heut früh vor Anbruch des Tages ohngefähr zwischen 4 und 5 Uhr französische Truppen ganz ohnvermutheter Weise der hiesigen Stadt St. Goar und des Fleckens St. Goarshausen sich bemächtiget haben, worauf sogleich auch ein französischer Obristlieutenant nebst mehreren Officiers und einem Mann mit Gewehr auf hiesiges Zollhaus gekommen, den Nachschreiber Godenus mitbringend, und die Zoll- und herrschaftlichen Gelder ohne Unterschied in Beschlag genommen, welchem nach dann auch wegen der Festung Rheinfels mit dem bisherigen Commandanten

capitulirt, mithin französischer Seits man dahier nunmehr alles unter ihrer Gewalt und Bottmäßigkeit hat. St. Goar, den 1. Dec. 1758."

Einen französischen Bericht von dem Ereignisse wird man vermuthlich besser als Hrn. Göffels Schreiben stylisirt finden. »Dans la guerre de Sept-Ans, M. de Gelb était simple capitaine d'infanterie. Il se chargea d'enlever la forteresse de Rheinfels, qui dominait la petite ville de Saint-Goar et le cours du Rhin. Le maréchal-de-camp, marquis de Castries consent à lui donner un détachement. M. de Gelb embarque ses hommes sur le fleuve, en les plaçant les uns contre les autres, immobiles, de sorte que, dans l'ombre, leurs habits blancs figurent un chargement de sacs de farine. Il arrive ainsi, le soir, au pied de la forteresse. Le commandant hessois, ne redoutant ni attaque ni surprise, donnait, aux dames de Saint-Goar, un bal où se trouvaient réunis tous les officiers de la garnison. La sentinelle, qui voit aborder le bateau, n'y fait aucune attention. M. de Gelb et son monde sautent à terre; le factionnaire est tué; les Français se précipitent dans le corps-de-garde, tuent ou désarment le poste. Cependant quelques coups de fusil, tirés par les soldats hessois, dans la confusion de cette surprise, ont été entendus par le commandant. Il envoie un officier aux informations. Cet officier est saisi et fait prisonnier; un second a le même sort. M. de Gelb et ses soldats paraissent à la portée de la salle où l'on danse. Le commandant et son état-major veulent en vain se défendre: ils sont prisonniers aussi; puis les officiers français rassurent les dames, ordonnent à la musique de continuer, et se mêlent au bal interrompu.«

Gelb, Elsasser von Geburt, hatte sich alle seine Grade auf dem Schlachtfelde verdient, und befehligte zuletzt, General-Lieutenant und einer der Senioren der französischen Armee, das Regiment infanterie noble bei der Condéischen Armee. Es bestand dasselbe, nach der Organisation vom April 1793, aus zwei Bataillonen, zu 6 Compagnien, jede von 193 Mann, zwei Compagnien eine Division ausmachend. Die Compagnien waren



benannt nach den Regimentern, deren Officiere sich vereinigt, eine solche heilige Schar auszumachen. Des 1ten Bataillons 1te Compagnie, Colonel-Général, führte der Marquis de Vauborel, die 2te, Bourbonnais und Beauvoisis, der Graf von Salgues, die 3te, Predelys, Tschudi und Mussey, der Graf von la Saulaye, die 4te, Ladevèze, Riollet und Corsac, der Graf von Sabran, die 5te, Neustrie und la Fère, der Graf von Bevy, die 6te, Royal und Saintonge, der Graf de Gand, unter dem ein Graf Wurmser als Premierlieutenant. Des 2ten Bataillons 1te Compagnie, Guyenne und Monsieur, befehligte der Graf von Apchon, die 2te, Austrasie und Soissonnais, der Marquis de la Tour du Pin, die 3te, Bresse und Enghien, der Marquis du Goulet, die 4te, la Marine und Condé, der Graf von Chilleau, die 5te, Auvergne und Medoc, der Chevalier du Boys, die 6te, Piemont und Aquitaine, der von Martignac. Dem Obristen, Baron von Gelb, waren als Obristlieutenant und als Major zwei Maréchaux-de-camp, Graf Mazancourt und Marquis d'Argenteuil untergeordnet. Die Uniform war, wie bei der Cavalerie noble, ein grauer Rock mit schmalem rothen Kragen, Pantalon ebenfalls grau, Lederzeug schwarz. An dem einen Ehrentage der Condéer, bei Berstheim, südwestlich von Hagenau, 2. Dec. 1793, leistete das Regiment Unglaubliches. Feldmarschall Wurmser hatte Eile, dem Prinzen von Condé, wegen der Erfolge dieses Tages, seinen Glückwunsch darzubringen. »Eh bien, Monsieur de Wurmser, comment trouvez-vous ma petite infanterie?« fragte der Prinz, »Monseigneur, elle grandit au feu,« entgegnete der Veteran. Am 4. war Gelb bei Wurmser zu Gast. Zu den Seinen zurückgekehrt am Abend, besprach er mit ihnen bei dem Scheine des Wachtfeuers das an demselben Tage vorgefallene Scharmützel, und beklagte er schmerzlich die ihm entgangene Gelegenheit, an der Spitze der infanterie noble sich zu zeigen; der Gedanken schien ihn zu peinigen, daß man sein Ausbleiben der Feigheit zuschreiben könne. Das ihm auszureden bemühten sich wetteifernd die Umstehenden; sie gaben ihm zu bedenken, daß die Einladung des commandirenden Generals einem Befehl gleich, daß die Gegenwart eines Officiers von seinem Grade bei

einem Tirailleurgefecht wahrhaft überflüssig, daß seine Herzhaftigkeit, so vielfach bewährt in allen Prüfungen eines langen Lebens, und noch besonders in dem gegenwärtigen Feldzug, keiner neuen Proben bedürfe. Sichtbar erheitert, doch bewegt, sprach der greise Held:

»Excusez les scrupules d'un vieux soldat qui appréhende de n'être point digne du poste qu'il occupe. J'ai toujours vécu avec la noblesse; elle m'a constamment honoré de son estime; je devrais avoir appris à la mieux connaître; mais j'ai été si heureux jusqu'aujourd'hui, qu'il me semble presque impossible qu'il ne m'arrive pas enfin quelque revers. Cette faiblesse m'agite et me préoccupe souvent. En effet, dans ma plus tendre jeunesse, j'ai fait mes études avec succès. Au sortir du collége, entraînes par notre penchant pour les armes, vingt et un de mes camarades et moi nous nous sommes engagés le même jour. Sur les vingt-deux, huit sont parvenus au grade de capitaine, sept à celui d'officier-major, et sept à celui d'officier-général. La révolution survient. Elle bouleverse tout; il n'est personne qui n'y perde. Pour moi, ma bonne fortune me suit encore. J'obtiens de mon souverain la preuve de confiance la plus flatteuse. Il m'accorde le commandement d'une province importante, celle où je suis né. Les circonstances s'aggravent: il m'est impossible d'être en France utile à mon prince; j'émigre. J'arrive dans une armée toute composée de gentilshommes et d'officiers qui sont réduits à descendre au dernier rang. L'insurrection avait été dirigée contre eux. On les accusait de s'attribuer toutes les places, d'être fiers, d'être jaloux de toute élévation qui n'était point affectée à quelqu'un de leur ordre. Ces reproches étaient si mal fondés que c'est moi, né simple soldat, qu'ils choisissent pour les commander, et ils me traitent avec considération, avec affection. En vérité, je suis trop heureux. Je suis vieux, j'ai soixante-seize ans, je me sens toute la vigueur de la jeunesse, mais les infirmités viendront, bientôt peut-être, m'accabler; je n'ai plus qu'une chose à désirer, c'est qu'avant qu'elles n'arrivent je ne rende un service important à ces gentilshommes, et que je meure d'un boulet de canon.«

Der Wunsch fand die schleunigste Erhörung. Den 8. Dec. 1793 wurde das Dorf Berstheim abermals von den Republikanern, denen eine furchtbare Artillerie beigegeben, angegriffen und genommen. Es war hiermit Hagenau blosgegeben, die Linie der Alliirten gefährdet. Um jeden Preis mußte der wichtige Punkt wiedergewonnen werden. Das zu bewirken, stellte Geld sich an die Spitze seines Regiments; schon drang die Spitze der Colonne dem Dorfe ein, und es wurde der tapfere Führer durch eine gesprungene Granate erschlagen. An demselben Morgen hatte er in Hagenau das Sacrament des Altars empfangen. Als erstritten der Sieg, wurde der schmerzliche Verlust dem Grafen Vioménil mitgetheilt, von einem Unglück sprach der Erzähler. »Lui malheureux! mourir d'un boulet de canon à quatre-vingts ans, après avoir rempli ses devoirs de chrétien!« fiel Vioménil ein.

Daß die bis zum Hubertsburger Frieden verlängerte französische Occupation der Festung Rheinfels heilsam gewesen, wird man nicht erwarten. Den durch sie an den Gebäuden verursachten Schaden zu bessern, mußten nachmalen 270,000 Rthlr. verwendet werden; der Darmstädter Bau war dermaßen zugerichtet, daß eine Restauration unmöglich; er wurde abgerissen 1767. In demselben Jahr traf der Blitz den Uhrthurm, und verzehrte der dadurch veranlaßte Brand mehre Gebäude. Gouverneur war damals, seit 1764, der General-Lieutenant Heinrich Wilhelm von Wutgenau, des tapfern Vertheidigers von Philippsburg Sohn. Vom Vater hatte er gelernt, daß nicht in den Mauern, sondern in den Vertheidigern die Stärke einer Festung beruhet, gleichwohl wurden unter ihm durch den Baudirector Major Splittdorf die Werke vollständig hergestellt und durch neue Anlagen erweitert. Der Bau einer neuen Caserne, der sogenannten Neustadt, an der Stelle der alten von Landgraf Philipp II. 1572 erbauten Cavaleriecaserne, veranlaßte einen Kostenaufwand von 122,000 Rthlr. Im Mai 1792 residirte Landgraf Wilhelm IX. zum letztenmal auf Rheinfels. Von den vielen auf Rheinfels gegebenen Urkunden ließ er am 21. Mai 1792 die letzte ausfertigen. Seine Anwesenheit im April 1794 war nur momentan;

er besichtigte das Zeughaus und die Werke und gab Befehl, auf der Biebernheimer Höhe einige Außenwerke, dann vor der äußersten Walllinie einen großen Verhau, der im August zu Stande kam, anzulegen.

Laut des am 28. Sept. 1794 dem Kriegscollegium abgestatteten Berichtes war die Ausrüstung und Proviantirung der Festung vervollständigt, daß sie eine Belagerung von vier Monaten auszuhalten fähig. An metallnen Geschützen waren vorhanden 7 Zwölf-, 2 Zehn-, 6 Sechs-, 7 Vier-, 9 Drei- und 4 Zweipfündner, nebst 3 kleineren Stücken; an eisernem Geschütz 6 Sechspfündner, 5 kleine Stücke, ein 90pfündiger Mörser, 3 dreißigpfündige Mörser, 25 kleine Handmörser und Böller; an Munition 394 Centner Kanonen-, 20 Centner Musketenpulver, 526 neunzigpfündige, 200 sechzigpfündige, 519 dreißigpfündige Bomben, 29 zwölfpfündige Granaten, 8512 Kanonenkugeln, 2000 Kartätschenkugeln, 87,000 Infanteriepatronen, 13,000 lose Flintenkugeln, 90 Centner Lunten, 30 Centner Blei. Auf der Katz standen ein Sechzehn-, ein Zwölf-, 2 Vierundzwanzig-, 2 Sechspfündner, 4 Amusetten; vorhanden waren 193 Centner Pulver, 38,000 Musketenpatronen. Die vier Rheinbatterien, die Stadt entlang, waren jede mit 3 Zwölfpfündnern, die drei Batterien des rechten Ufers, auf dem Herschel-, Nocherer- und Patersberg jede mit 6 Achtundvierzigpfündnern bewaffnet, so daß der Geschütze überhaupt 85, die kleinern ungerechnet. An Mundvorrath werden angegeben 600 Viertel Korn, 100 Viertel Erbsen, 100 Viertel Linsen, 60 Centner Reis, 60 Centner Gerste, 100 Centner Käse, 60 Centner Butter, 200 Centner gesalzenes Fleisch, 200 Centner Speck, 800 Metzen Salz, 600 Ohm Bier, 80 Ohm Branntwein, 50 Centner Tabak, 30 Ohm Lichtfett, 80 Fuder Wein. Die Besatzung, 3260 Mann, laut Rapport vom 1. Oct. 1794, bestand aus dem Regiment von Hanstein, 6 Compagnien, aus dem Bataillon Lenz, leichte Infanterie, 1 Compagnie Jäger, 2 Bataillonen Landsturm, 1 Compagnie Artillerie, 1 Escadron Husaren und der bürgerlichen Schützencompagnie, 80 Mann, unter Major Bruère. Außerdem lag in St. Goarshausen eine Compagnie Infanterie,

in Patersberg ein Commando Husaren, in Welmich ein Commando Kaiserliche von 80 Mann. Capitain von Ende mit 80 Mann hütete die Katz.

Am 23. Oct. wurde Coblenz von den Franzosen besetzt, am 25. schon zog von dannen, gegen Rheinfels zu operiren, eine Colonne aus, welche auf dem Hundsrücken mit der zur Moselarmee gehörenden Division Vincent sich vereinigte, und am 26. Oct. Morgens 5 Uhr ihre Vorposten bis zu den Drei Buchen vorpoussirte. Wenngleich auf Rheinfels eine vollzählige Besatzung, Ueberfluß an Munition und Proviant, so hielt man doch den Platz, indem er von den umliegenden Höhen vollständig dominirt, nicht für geeignet, eine längere Belagerung auszuhalten, wohl aber erwartete man eine Vertheidigung, wie sie dem ehrenhaften Rufe der Männer, welche sie zu leiten berufen, angemessen. Der Gouverneur, Generalmajor Philipp Valentin von Resius verdankte Grad und Adel einzig seinen Verdiensten und seiner im letzten Kriege vielfältig bewiesenen Tapferkeit. Ihm standen zur Seite Obrist Lenz, als zweiter Commandant, und der Obristlieutenant von der Malsburg, die beide in Nordamerica und in dem Feldzuge von 1793 sich ausgezeichnet hatten. Eine Depesche des Landgrafen vom 27. Oct. meldete, daß er samt den zum Entsatz bestimmten Truppen an demselben Tage aus Cassel den Marsch antreten werde.

Auf gleicher Stelle wie 1692 hatten die Franzosen ihr Lager aufgeschlagen, von den Drei Buchen an längs dem St. Goarer Wald bis gegen das Dorf Urbar hin. Ihre Baracken wohnlicher zu machen, dienten die Oefen und Meubel aus Biebernheim, dessen Einwohner über Rhein geflüchtet waren. Noch am 26. gegen 8 Uhr Morgens wurden, indem die Franzosen stärkere Massen vor dem Wald entwickelten, von der Ernstschanze 30 Bomben unter sie geworfen und etwelche Kugeln von dem hohen Thurm ihrem Lager zugeschickt. Die erste Bombe zersprang in der Festung selbst und erschlug den Flügelmann der 1. Compagnie von Hanstein, das einzige Menschenleben, welches die Belagerten beklagen sollten. Dagegen wurden an demselben Tage vier Tirailleurs, welche der Festung zu nahe gekommen,

von den hessischen Jägern erschossen. Die Franzosen konnten der Belagerten Feuer nicht erwidern, weil sie außer den drei leichten Feldgeschützen, so an den Drei Buchen aufgestellt, kein Belagerungsgeschütz nachführten. Das sollte die Division Debrun, die man für den 2. Nov. erwartete, bringen, und ist daher auch kein Kanonenschuß gegen die Festung gerichtet worden.

Am 27. Oct. recognoscirte Vincent die Festung, so wie die Stelle am Wackenberg, wo einst Tallard verwundet worden. Glücklicher denn sein Vorgänger entging er den hessischen Kugeln. Das Biebernheimer Feld durchreitend, kam er den Schanzen so nahe, daß 12—15 Kanonenschüsse ihm zugerichtet wurden, und hat er vor jeder Kugel den Hut abgezogen, nach der Festung hin gegrüßt. Am 28. Oct. Morgens 6 Uhr kamen aus Welmich die 80 Kaiserlichen herüber; von den Bürgern in St. Goar reichlich bewirthet, unternahmen sie mit einem Commando hessischer Jäger vereinigt, aus der Festung nach Biebernheim und dem St. Goarer Walde zu eine Recognoscirung. In der Nähe der Drei Buchen wurden sie mit Kartätschen empfangen, einige der Kaiserlichen verwundet, daher sie zum Rückzug sich entschlossen, und haben sie auf solchem einen Franzosen, der in der Irre herumlief, zum Gefangnen gemacht. Während diesem und ebenso an den folgenden Tagen machten die Franzosen durchaus keine Anstalten zu Belagerungsarbeiten, sie begnügten sich, Tirailleurs an den Rand des Wackenbergs vorgehen zu lassen, die mit Flintenschüssen mehre Personen in der Stadt verwundeten. Der Commandant, von Resius beunruhigte die Franzosen ebenfalls sehr wenig, beschränkte sich darauf, täglich von der Görtzen- und Ernstschanze aus einige Dutzend Bomben nach dem feindlichen Lager hin werfen zu lassen. Näherten die Tirailleurs sich gar zu sehr, und wollten die Kanoniere Feuer geben, dann hielt Resius sie wohl zurück, mit den Worten, „man muß die Schüsse sparen, kostet jeder doch fünf Gulden.“ Ein einziges Mal, den 28. Oct. machte der Artilleriegeneral von Lempe, welcher aus den Batterien um die Katz das französische Lager bestreichen konnte, während die Festung von wegen der Biebernheimer Höhe auf das Werfen von Bomben sich beschränken mußte, Gebrauch

von seinem Geschütz, der indessen so unglücklich ablief, daß vier 48pfündige Kugeln, statt dem feindlichen Lager, der Caserne am Rhein, der Neustadt einschlugen.

Am 1. Nov. Nachmittags kam ein französischer Trommelschläger, angeblich Deserteur, in die Festung, und erzählte dem Platzmajor Obristlieutenant von Verna, daß die Franzosen in den benachbarten Ortschaften Utzenhain, Badenhart, Birkheim 30,000 Faschinen und eine Menge Sturm- und Brandleitern auf Wagen geladen hätten, als die Vorbereitung eines Generalsturms für den folgenden Tag. Die Meldung hiervon veranlaßte den General Resius um 7 Uhr Abends einen Kriegsrath zu versammeln, und darin wurde einstimmig beschlossen, in der nämlichen Nacht um 12 Uhr die Festung in der Stille zu verlassen und auf das rechte Rheinufer überzugehen. Der gesamten Garnison wurde befohlen, sich für einen Ausfall, der um die besagte Stunde erfolgen sollte, bereit zu halten.

In der Uebereilung, in welcher das Aufgeben der Festung beschlossen worden, in derselben Weise wurde der Beschluß zur Ausführung gebracht. Die Mitternacht konnte man nicht abwarten, schon um 11 Uhr marschirte die Besatzung in tiefer Stille den Berg hinunter in die Stadt, um sich alsbald auf der fliegenden Brücke einzuschiffen. In der Eile sollen viele Grenadierofficiere (viele kann die Grenadiercompagnie von Hanstein kaum gezählt haben) ihre Bärenmützen zurückgelassen haben, ein Umstand, dessen ich kaum gedenken würde, wenn ich nicht glaubte mich zu erinnern, daß die Hessen keineswegs Bärenmützen, wie Oestreicher und Trierer, sondern Blechmützen nach preussischem Zuschnitt trugen. Als man die Truppen ohne Aufenthalt dem Rhein zu marschiren sah, verbreitete sich unter der Bevölkerung von St. Goar allgemeine Trauer, die mitunter von Wuthausbrüchen gegen die Stabsofficiere begleitet. Der Metzgermeister Kraft rannte, eine Axt in der Hand, gegen den eben an seinem Hause vorbeiziehenden General von Resius, und holte zu einem Hiebe aus, mit dem Ruf, „laßt mich den schlechten Kerl todtschlagen!" stürzte aber über ein Klafterscheid, daß der Hieb die Richtung verlor und den General nur am Arm verletzte. Die

Nachbarn ergriffen den Kraft, der sich erhob, einen zweiten Streich zu führen, und zerrten ihn seinem Hause zu. Dem Major Bruère, als er seiner ebenfalls zusammengetrommelten Schützencompagnie eröffnete, daß statt des Ausfalls zum Abzug commandirt worden, gingen die Schützen dergestalten zu Leibe, daß er in Eile sich unsichtbar machen mußte. Den ungeheuren Vorrath an Lebensmitteln und Munition, so wie alle Geschütze, Flinten, Uniformen und sonstige zur Ausrüstung gehörige Utensilien ließ der Commandant in der Festung zurück; er nahm nicht einmal die drei Kanonen mit, welche gleich neben der fliegenden Brücke standen, also nur derselben aufgeschoben werden durften; eben so wurde in der Eile die Ablösung der Posten am Thürmchen, an der Neustadt und dem Wackenberg vergessen.

Der Magistrat von St. Goar, welcher, erzählt Notar Faber, eben so wie die Gemeinde in höchster Bestürzung und in Furcht vor den bevorstehenden Excessen war, gegen die man sich durch eine Capitulation einigermaßen hätte schützen können, versammelte sich noch in derselben Nacht. Es ward ein Ausschuß ernannt, der sich auf die verlassenen Festungswerke begeben, die fernern Vorgänge beobachten und die bestmöglichsten Maasregeln treffen sollte. Faber wurde zu diesem Ausschusse gezogen und ihm aufgegeben, mit den Franzosen zu unterhandeln. Die Sendung verschaffte ihm manch sonderbaren Anblick. So fand er in den Wachtstuben halb ausgespielte Kartenpartien, an den Gabeln steckten noch die fetten Bissen, angerauchte Pfeifen und halbvolle Wein- und Biergläser zeugten von dem panischen Schrecken, welcher die Zechenden ergriffen hatte, und von ihrer Eile, sich in Sicherheit zu begeben. Faber übernahm das Festungscommando, occupirte eine der äußersten Wachtstuben, schrieb von da aus an den Commandanten der französischen Vorposten, berichtete ihm den Hergang, und empfahl die Stadt seinem Schutze. Die Beförderung des Briefes zu übernehmen, mag ihm etwas bedenklich vorgekommen sein, er wählte zu Parlementairs zwei Rathsherren und zwei andere Bürger, gab ihnen eine Lanterne mit und eine Stange, der ein weißes Tuch angeheftet. Sie wurden aber mit Flintenschüssen empfangen, und prallten zurück. Mit Tages-

anbruch näherte sich eine feindliche Colonne. Niemand wollte ferner sich zu dem waglichen Botendienst hergeben, Faber und seine Collegen eilten im Sturmschritt dem Stadtthor zu. Es folgte ihnen ein einzelner Sansculotte, diesen auf der Anhöhe unweit des Stadtthores wahrnehmend, rief Faber ihm zu, daß die Festung verlassen sei, die Franzosen ungehindert einziehen könnten, es antwortete ein donnerndes vive la république! Faber ließ das Fallthor durch den Schließer, einen zurückgebliebenen Invaliden, öffnen, und wenig fehlte, er wäre das Opfer der herzlichen Umarmungen seiner in die Stadt sich stürzenden improvisirten Brüder geworden. Zwischen 11 und 12 Uhr Vormittags zog eine französische Halbbrigade, unter Obrist Belleau in die Festung, besetzte zugleich die Stadt.

Anders wurde freilich der Hergang nach Paris berichtet. Es schreibt »Bourbotte, représentant du peuple près les armées du Rhin et de la Moselle, au Comité de Salut public. Coblence le 11. brumaire l'an 3 de la république française une et indivisible: Après avoir chassé l'armée prusienne toute entière au-delà du Rhin, après nous être rendus maîtres de la rive gauche du fleuve, depuis Mayence jusqu'à Coblence, et avoir fait tomber ce principal repaire des brigands royaux et des émigrés, il nous restait encore à forcer les Autrichiens de nous céder, avant la perte de Mayence, celui qu'ils occupaient sur la même ligne entre Bopper et Bacarat, et qui, coupant nos communications dans cette partie de la rive gauche du Rhin, nous causait une gêne fatigante. Le fort de Rheinfels, à la défense duquel la nature et l'art ont également contribué, ce fort, protégé d'ailleurs par des batteries nombreuses établies sur la rive droite du Rhin, donnait encore à l'ennemi la faculté de s'étendre sur la rive opposée, de faire des incursions dans le pays, d'où nous l'avions repoussé, et de communiquer librement d'un bord à l'autre, au moyen du pont volant qu'ils avoient établi sur cette partie du Rhin.

»Le général Vincent, auquel l'ordre de s'emparer de ce fort avait été donné, prit, pour en aller faire la reconnaissance, un moyen que je ne crois pas devoir vous laisser ignorer. Ce

général n'ayant pas la vue très-bonne, et voulant s'approcher d'assez près pour bien connaître par lui-même les coins par lesquels on pourrait attaquer, se dépouilla de l'uniforme de général, prit celui de soldat, et feignit d'être en sentinelle perdue avec un fusil de munition au bras. L'ennemi tira sur lui plusieurs coups de carabine, mais ne s'attachant point à sa personne avec autant d'acharnement que s'il eût cru fusiller un chef, le général Vincent eut le temps de bien reconnaître et la position du fort et celle où on pourrait établir des batteries. Il profita de la nuit pour faire tous les ouvrages nécessaires à l'attaque de cette place: son artillerie de position, augmentée de quatre obusiers et de quatre pièces de 12, fut amenée devant la citadelle, contre laquelle avait aussi marché la division du général Debrun. Vainement l'ennemi voulut-il faire usage des batteries tant du fort que de celles placées sur la rive droite, où il avait un nombre considérable de pièces de gros calibre. Les moyens développés par le général Vincent lui parurent si décisifs, que les troupes qui composaient la garnison du fort, se sont précipitées sur la rive droite, et cette place, annonçant par tout ce qu'on y a laissé, qu'on avait intention de la défendre long-temps, est tombée de cette manière au pouvoir de la république. Nous y avons trouvé 39 bouches à feu, dont la majeure partie en bronze et de gros calibre, des mortiers, des fusils, 250 tentes, presque toutes d'officiers, des munitions de guerre et de bouche de toute espèce et en très-grande quantité, particulièrement en poudre, et entr'autres un château, dont tous les appartemens meublés d'une manière distinguée, donne à penser que l'ennemi ne s'attendait pas à en être sitôt délogé. Il croyait bien, en nous abandonnant cette place, qu'il nous allait faire regretter de nous en être approchés. Il avait préparé tous les moyens de la faire sauter aussitôt que nous y serions entrés. On a trouvé dans un souterrain une mèche allumée qui devait communiquer le feu au magasin à poudre et à plusieurs bombes, dont l'explosion allait avoir lieu, quand le génie tutélaire qui veille sur tous les républicains, nous l'a fait

apercevoir assez tôt pour l'empêcher. Les magistrats de Gewehrs, que le fort de Rheinfels défend, sont venus nous apporter les clefs de cette ville; je vous les envoye avec celles de Coblence, qui m'avaient été remises aussitôt l'entrée de nos troupes dans cette place, dont les habitans paraissent ne pas s'habituer facilement à nos figures, et moins encore à nos moeurs républicaines. Salut et fraternité.«

Im Beginn dieser Ereignisse war der Landgraf von Hessen-Cassel, begleitet von den Gardes-du-corps, dem Garderegiment, incl. der beiden Grenadiercompagnien 1662 Mann, mit 8 dreipfündigen Feldgeschützen am 27. Oct. von Cassel aufgebrochen. Am 1. Nov. erreichte er Hanau, wo er das Depotbataillon von Porbeck, 865 Mann, und das Depot des Husarenregiments, 200 Mann, an sich zog, sodann den Marsch bis Bockenheim fortsetzte. Die Frankfurter, scharenweise ausgezogen, begrüßten mit Jubel die tapfern Hessen. Kaum waren jedoch die Truppen, 4000 Mann ohne die Landregimenter, ihren Quartieren in und um Bockenheim eingerückt, 2. Nov., als die höchst unerwartete Kunde von der Räumung von Rheinfels eintraf, daß demnach an die Fortsetzung des Marsches nach dem Rhein nicht weiter zu denken. Die Truppen erhielten Contreordre, der Landgraf aber, bis zum 9. Nov. in Hanau weilend, beschäftigte sich vor allem mit dem Schicksal der vormaligen Besatzung von Rheinfels, die in Patersberg und den umliegenden Ortschaften cantonirte. Das Commando derselben übernahm, laut Befehl vom 3. Nov., der Obriste von Schreiber, nur wurde ohne Weiteres das erste Bataillon des Landregiments Rheinfels aufgelöset, die Mannschaft nach Haus geschickt. Ungleich schlimmeres erwartete die vornehmsten Officiere, General von Resius, Obrist Lenz, Obristlieutenant von Verna, Obristlieutenant von der Malsburg und Capitain Bach; sie wurden sofort arretirt, unter starker Bedeckung nach Ziegenhain gebracht und daselbst im Gefängniß verwahrt, in Erwartung, daß ein Kriegsgericht über ihre Strafbarkeit erkenne. Dieses Kriegsgericht, unter Vorsitz des General-Lieutenants und Gouverneurs von Donop, bestehend aus 3 Generalmajors, 3 Obristen, 3 Obristlieutenants,

3 Majors, 3 Capitains, dem Oberkriegsrath Lennep und dem Regimentsauditer Sommer, hat

„In Sachen des Generalmajors von Resius, des Obristen Lenz und der übrigen Officiers, welche an dem Kriegsrathe über die Verlassung der Festung Rheinfels Theil genommen, und nach verlesenen Untersuchungsacten, auch rechtlicher Erwägung aller Umstände, zu Recht erkannt: daß wegen der von den Inculpaten gegen die bestimmten höchsten Ordres eigenmächtig unternommenen Räumung und dem Feinde überlassenen Festung nach Maßgabe des verschiedenen Grades ihrer Verschuldung, der 1te Commandant, Generalmajor von Resius mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen, sowie der 2te Commandant, Obrist Lenz zu arquebusiren, ferner der Obristlieutenant von der Malsburg des ihm gnädigst ertheilten Ordens verlustig zu erklären und zu cassiren, mit letzter Strafe auch der Major Klingender zu belegen, der Platzmajor Obristlieutenant von Berna aber mit infamer Cassation zu bestrafen, sodann der Artilleriecapitain Bach zu einjährigem, die übrigen Capitains, Scheffer, Töpfer, von Haller, Marquardt, Rüffer, Renouard, von Trümbach und Duncker, hingegen nur zu dreimonatlichem Festungsarrest zu verurtheilen, endlich der Schützenmajor Bruère mit einer weitern Strafe zu verschonen, ihm jedoch die Tragung einer hiesigen Uniform und das Portépée zu untersagen, übrigens auch noch eine besondere standhafte Rechtfertigung des Generalmajors Lempe (Chef der Artillerie), wegen der ihm zu Last gelegten Punkte, in separato vorzubehalten sey. Inmaßen das niedergesetzte Kriegsgericht also, wie vorsteht, erkennt, condemnirt und vorbehält. V. R. W. Pronunciatum Ziegenhayn, den 19. December 1794. W. von Donop. L. W. Lennep."

Der Landgraf, wie sehr er im Anfang von wegen der Räumung von Rheinfels erzürnt, ließ sich jedoch zur Milde bewegen, und verordnete durch Ordre vom 30. Dec. 1794, welche durch weitere Ordre vom 8. Januar 1795 zur allgemeinen Kenntniß gebracht wurde, Folgendes: „Demnach Wir in Betreff der schändlichen Räumung und dadurch dem Feinde geschehenen Ueberlassung der Festung Rheinfels, auf das darüber abgehaltene

Verhör und Kriegsrecht, das von diesem gefällte, auch gehörig zu publicirende Urtheil in so weit zu mildern und dabei Gnade für Recht ergehen zu lassen, resolvirt haben, daß 1) der bisherige Generalmajor von Resius als gewesener 1ter Commandant, nachdem ihm vor versammelter ganzer Garnison zu Ziegenhayn der Degen zerbrochen und er infam cassirt worden, vorher auch das ihn zu arquebusiren commandirte Detachement heraus getreten, statt der blos aus landesherrlicher Macht und vordringender höchster Gnade selbigem erlassenen Todesstrafe, nach Spangenberg zu lebenswieriger Festungsgefangenschaft abgeführt werde; 2) der gewesene 2te Commandant, Obristlieutenant Lenz statt der ebenmäßig wohlverdienten Todesstrafe cassirt, auch des Ordens, der Uniform und Portépée ferner zu tragen unwürdig erklärt, sodann zu 15 Jahren Festungsgefangenschaft nach Spangenberg condemnirt sey; 3) der Obristlieutenant von der Malsburg Charge, Dienst und Orden verlieren, auch mit dreijährigem Festungsarrest belegt werde; 4) der Obristlieutenant von Verna cassirt und zu fünfjährigem Festungsarrest verurtheilt sei; 5) der Major von Klingender nebst Verlust dessen Charge und Dienstes gleichfalls mit dreijährigem Festungsarrest bestraft, übrigens aber sowohl in Ansehung der Bestrafung des Schützenmajors Bruère und sämtlicher Capitains als der in separato noch vorzubehaltenden standhaften Rechtfertigung des Generalmajors Lempe, es bei dem Kriegsgerichtsurtheil sein Verbleiben haben soll, so befehlen Unserm Kriegscollegio wegen Vollstreckung solchergestalt gemilderten und resp. confirmirten Urtheils überall hiernach das weitere zu verfügen. Cassel, den 30. Dec. 1794. Wilhelm L."

Auch das Regiment von Hanstein, eines der ausgezeichnetesten der hessischen Armee, das seit 1784 auf Rheinfels in Garnison gestanden, hatte eine Schuld zu büßen, die ihm, der Maschine in seiner Vorgesetzten Hand, durchaus fremd. Es wurde zuerst unwürdig erklärt, einen Chef zu haben, und sollte darum nur vacantes Bataillon genannt werden, dann mußte es im April 1795 zur Completirung des an der Ems stehenden Corps 350 Mann abgeben, endlich am 15. Juni n. J. zu Hanau Fahnen

und Trommeln abliefern, und wurde die noch übrige Mannschaft den Regimentern Erbprinz Karl und Loßberg untergesteckt.

„Die verschiedensten Gerüchte," in diesen Worten schließt Hr. Grebel seinen Bericht von dem kläglichen Ereignisse, „die verschiedensten Gerüchte verbreiteten sich sogleich über die Motive, welche den Commandanten von Resius zu dieser unbegreiflichen Handlungsweise veranlaßt haben möchten, und wurde namentlich behauptet, daß von Resius von den Franzosen bestochen und auf diese Art zum Verräther an Fürst und Vaterland geworden sei. Die eingeleitete Untersuchung hat jedoch dieses Gerücht nicht allein nicht bestätigt, sondern die Acten und der motivirte Vortrag des Referenten erklären dasselbe geradehin für falsch. Wenngleich die Handlungsweise des Generals von Resius in keiner Hinsicht sich weder entschuldigen noch viel weniger rechtfertigen läßt, so kann man dem unglücklichen Manne sein Mitleiden doch nicht entziehen, und freuet es mich, daß sein unglückliches Andenken nicht mit dem größeren Verbrechen der Bestechung und Verrätherei befleckt sei. Nach Erwägung aller Umstände und nach den in den Untersuchungsacten enthaltenen Andeutungen fällt dem Commandanten von Resius nur ein hoher Grad von Feigheit zur Last, und mag hieran sein hohes Alter die meiste Schuld tragen, indem er in frühern Jahren sich stets durch Tapferkeit und Muth ausgezeichnet hatte. Es kann nur als ein grober Mißgriff angesehen werden, einem 77jährigen abgelebten Greise einen so wichtigen Posten, welcher die ganze Energie des kräftigsten Mannesalters erfordert, anvertraut zu haben. — Charaktere, wie unser alte Blücher oder Chassé, deren Geist durch das hohe Alter nicht gelähmt wurde, gehören zu den sehr seltenen Ausnahmen."

Einen Versuch, den Beschluß des Kriegsraths, dessen Folge die Räumung von Rheinfels, zu vertheidigen, von Hauptmann Bach, dem vormaligen Commandanten der Festungsartillerie ausgehend, hat Hr. Grebel gewürdigt. Bach behauptete, daß es schlechterdings unmöglich gewesen, die Festung mit Erfolg zu vertheidigen, indem die Artillerie im schlechtesten Zustand sich befunden habe, namentlich Mangel an Kartätschen gewesen sei,

daß er, in der Festung der einzige Artillerieofficier, nicht vermögend gewesen, die vielen Geschütze zu commandiren; daß der Artilleriegeneral Lempe, im Febr. und Oct. 1794 von dem Landgrafen nach Rheinfels geschickt, um die Festung und ihre Bewaffnung zu inspiciren, die ganze Schuld an ihrem Verlust trage, indem er seines Auftrages in keiner Weise sich entledigt, und doch dem Landgrafen von dem guten Vertheidigungsstande der Festung berichtet habe. Zudem wäre der General Lempe, der persönliche Feind von Resius, in aller Weise bemühet gewesen, diesen ins Verderben zu stürzen, wie sich namentlich aus der vollständigen Unthätigkeit der Batterien auf dem rechten Rheinufer ergebe. Diese hätten mit ihren schweren Geschützen das französische Lager erreichen, im schlimmsten Falle den Feind aus Rheinfels vertreiben können, da sie die Festung ganz eigentlich beherrschten.

Durchdrungen von der lebhaftesten Erinnerung des hohen Ruhms, welchen in den Jahren 1792—1794 die hessischen Waffen sich erkämpften, wünsche ich von Herzen, daß der hier folgende Auszug des Tagebuchs des am 28. Januar 1854 verstorbenen Großherzoglich Hessischen Generalmajors von Marquard den guten Ruf derer, welche ohne eigene Schuld unter der Vorgesetzten Fehler zu leiden hatten, wiederherstellen möge.

„Ueber wenige Ereignisse des vorigen Jahrhunderts möchten wohl im Allgemeinen so viele falsche Ansichten sich noch erhalten haben, als über die im Jahr 1794 von den Franzosen besetzte Festung Rheinfels bei St. Goar; daß diese in jeder Beziehung unklaren und falschen Auffassungen sich überhaupt bilden konnten, geht wohl aus zwei Momenten besonders hervor: — einmal, daß für den Laien noch auf den heutigen Tag die Reste jener Befestigung eine, wie man glauben sollte, unüberwindliche Lage haben, sowie sie in ihrer Masse von Mauerwerk die Täuschung hervorbringen, dieser Punkt sei unter allen Umständen haltbar gewesen; — was ferner Militairs und Historiker anbetrifft, so mußte sich auch bei ihnen großentheils eine ähnliche Ansicht bilden, da auf Akten aus dem kurfürstlich hessischen Archiv in Cassel gestützt und mit Citaten aus denselben reichlich versehen, vor einigen Jahren in Frankfurt a. M. (?) eine Broschüre erschien,

worin eine klare Darlegung der enormen Vorräthe an Munition und Proviant, sowie eine Aufzählung der bedeutenden fortifikatorischen Mittel enthalten war, — Alles dies jedoch nach besagten Akten-Angaben, resp. dem Soll-Stand, welchem gemäß die Ausgaben für besagte Zwecke einregistrirt worden, nie aber zu irgend welcher Ausführung gekommen waren, da durch die unverantwortliche Nachlässigkeit und anderweite unbekannte Verwendung der zu besagter Instandsetzung der, obendrein noch ganz alten, den damaligen Fortschritten der Fortifikation nicht im Entferntesten entsprechenden Festungsbauten, ausgesetzten Gelder, von Seiten der besonders hierfür ernannten Commission nur ein äußerst geringer Theil für wirkliche Verbesserung und Vertheidigungsfähigkeit des Platzes verausgabt wurde; — auf das Nähere verweise ich auf das weiter unten Gesagte, um zur Sache selbst zu kommen.

„Im Frühling 1792 wurde der größere Theil des landgräflich hessen-kassel'schen Infanterie-Regiments von Hanstein, ohne auf Kriegsfuß sich zu befinden, nach der Feste Rheinfels verlegt; ich stand grade in demselben als Fähndrich, wurde aber nach Verlauf von vierzehn Monaten zum Seconde-Lieutenant in demselben befördert. Anfangs November 1794 wurde die im jämmerlichsten Vertheidigungszustand befindliche Festung von den Franzosen attaquirt; im Laufe des Sommers hatte Se. Durchlaucht der Landgraf einen höheren Artillerie-Officier nach jener Feste geschickt, um sie in vollkommen vertheidigungsfähigen Zustand zu setzen; letzterer aber die große Abneigung des Landgrafen gegen kostspielige Ausgaben kennend, ließ die nöthigen Verbesserungen nur scheinbar bewerkstelligen, Proviant und Munition nur oberflächlich revidiren, so daß selbst das unbedingt Nothwendigste, das Pulver, in seinem vielfach verdorbenen, oft ganz unbrauchbaren Zustand verblieb, sowie die Hauptvertheidigungsmittel der schwächsten Stellen des Platzes, nämlich die Minen, ganz und gar unberücksichtigt blieben. Der erste Angriff, sowie auch spätere wurden allein durch die Infanterie zurückgeschlagen; bei dieser Attaque wurde unter andern auch eine Bombe von schwerem Kaliber auf eine heranrückende feindliche Colonne gerichtet, allein da der ganz morsche Bombenstuhl, statt denselben durch einen neuen zu ersetzen, nur

frisch angestrichen worden war und deßhalb schon beim ersten Gebrauch in tausende von Stückchen zersprang, so fiel die Bombe, statt die feindliche Colonne zu erreichen, schon auf dem Glacis nieder und tödtete daselbst einige unserer eignen Soldaten. Nach dem oben erwähnten ersten Angriff fanden später noch zwei weitere durch die Franzosen statt, welche ebenfalls durch die Infanteriemannschaft tapfer und glücklich abgeschlagen wurden, da unsere ganze Festungsartillerie nur 30 schlechte Geschütze von verschiedenem Kaliber enthielt, zu deren Bedienung obendrein nur 36 geschulte Kanoniere vorhanden waren, ein gewiß beispielloser Fall, weßhalb die übrige noch dringend nöthige Mannschaft der Infanterie entnommen und in den letzten Tagen eiligst als Handlanger bei Bedienung der Geschütze eingeübt wurde. Am achten Abend unserer Berennung berief unser Commandant, General von Resius, den zweiten Commandanten Obrist Lenz, mit sämtlichen Stabsofficieren und Capitains der kleinen Garnison zu einem Kriegsrath zusammen, in welchem er denselben Folgendes zu ihrer sofortigen mündlichen Begutachtung mittheilte: — „„es sei wohl keinem Zweifel unterworfen, daß unter den momentanen Verhältnissen gegenüber den Aufstellungen der französischen Truppen, die Aufgabe der Feste Rheinfels die sei, einen hierselbst möglichen feindlichen Uebergang vom linken an das rechte Rheinufer zu verhindern; dies würde bei hinreichenden Kräften auch von sicherm Erfolg gekrönt werden; er habe lange schon, aber vergeblich um Succurs gebeten und hieraufhin dem Herrn Landgrafen erklärt, daß unter den jetzigen Umständen, bei solch mangelhaften Vertheidigungsmitteln es hinfort rein unmöglich werde, den Platz noch länger als einige wenige Tage zu halten und gegenüber weitern ernstlichen Angriffen zu vertheidigen; er habe außerdem gebeten, ihn von seinem bisherigen Commandantenposten, besonders in Rücksicht seines so hohen Alters zu entheben, — worauf ihm aber erwidert worden sei, er habe die Feste bis zuletzt zu vertheidigen und es würden ihm unter Sr. Durchlaucht Höchsteigner Anführung 5 bis 6000 Mann in wenigen Tagen zu Hülfe kommen; auf diesen Succurs sei nun aber um deßwillen gar nicht mehr zu rechnen, als derselbe

zwar von Cassel ausmarschirt, aber statt nach Rheinfels, nach Hanau dirigirt worden sei und sich dort ausruhe; abgesehen von allen diesen höchst ungünstigen Verhältnissen, wolle er der Versammlung zu beurtheilen und zu berathen geben: ob obige Aufgabe der Feste, die Verhinderung eines feindlichen Rheinübergangs an dieser Stelle, unter diesen Umständen, von den auf den jenseitigen Bergen angelegten Verschanzungen, vielleicht nicht besser und erfolgreicher, sowie mit größerer Sicherheit des Gelingens, als von hier aus zu vollführen sei?"" — Nachdem dieser Vortrag kurze Zeit hin und her beleuchtet worden, erklärten sämtliche Mitglieder, großentheils im Dienst des Kriegs bereits erprobte Männer, einstimmig: daß die Feste in ihrem so sehr mangelhaften Zustand ganz unhaltbar und ein Rheinübergang von der andern Rheinseite mit bei weitem mehr Nachdruck zu vertheidigen sei, — worauf das sofortige Verlassen der Feste einstimmig votirt wurde. Die in sehr zerstreuten Posten aufgestellte Garnison passirte noch in derselben Nacht in einzelnen Abtheilungen mittels Kähnen den Rhein, stellte Piquets und Vorposten auf und der übrige Rest des schwachen Corps nahm feste Stellung auf dem Plateau des zu weiterer Vertheidigung sehr günstig gelegenen Dorfes Patersberg. Kurze Zeit nach diesen Maßregeln erschien der Befehl, daß die beiden Commandanten, sowie sämtliche Stabsofficiere und Capitains — da nur diese (nicht auch die übrigen Officiere, worunter ich als Secondelieutenant mich befand), am oben erwähnten Beschluß des Kriegsraths theilgenommen hatten — sich nach Hanau verfügen sollten, um dortselbst wegen des Verlassens der Feste Rheinfels, welche inzwischen von dem starken französischen Belagerungscorps besetzt und bald darauf großentheils zerstört wurde, vernommen und abgeurtheilt zu werden. Das Resultat hiervon war ungemessen streng: der alte General von Resius wurde, anfänglich zum Tod condemnirt, zu infamer Cassation und lebenslänglichem Festungsarrest verurtheilt, in welchem Verhältniß auch die übrigen Urtheile hart ausfielen. Dieses Ergebniß verbreitete eine allgemeine Theilnahme, ja man kann sagen laute Erbitterung, da es nur auf einem falschen Auffassen der ganzen Umstände beruhen konnte.

Mir that der alte Commandant besonders leid, um so mehr, als ich denselben als einen muthvollen Officier kannte, der sich, wie ich selbst zu sehen die Gelegenheit hatte, mit bewunderungswürdiger Gleichgültigkeit einem wahren Kugelregen aussetzte, wozu er damals weder durch Dienstpflicht, noch eine andere Veranlassung berufen war. Die unnachsichtliche Strenge Sr. Durchlaucht des Landgrafen ging selbst so weit in dieser Angelegenheit, daß derselbe das schwache Bataillon, welches die kleine, an sich schwache und an allen Vertheidigungsmitteln totalen Mangel leidende Festung, acht Tage mit der größten Umsicht und Tapferkeit vertheidigt hatte, zur Rüge jenes Begebnisses auflösen ließ. Schon zwei Monate vorher waren mein Vormann, Seconde-Lieutenant Peterwell, und ich, als beim Votum des Kriegsraths vollständig Unbetheiligte, daher auch weder durch die kriegsrechtlichen Urtheile, noch das spätere Ereigniß betroffen, einem bei dem Armeecorps in Westphalen stehenden Füsilier-Bataillon zugetheilt worden. Zur weitern Erklärung des Obigen möchte noch Folgendes hinzuzufügen sein. Als die spätere Zeit Sr. Durchlaucht dem Herrn Landgrafen die ungemessene Strenge jenes Kriegsurtheils klar zeigte, wurde von Höchstdemselben das Möglichste aufgeboten, das bei genauerer Kenntniß jener Zustände nicht im Entferntesten zu billigende Urtheil in seinen weiteren Folgen zu mildern; doch war dies leider den Hauptbetheiligten gegenüber nun zu spät. Auch der die östreichischen Truppen auf dem rechten Rheinufer zur Zeit jenes Ereignisses commandirende Feldmarschall-Lieutenant von Melas hat sich über das Benehmen des Commandanten von Resius zu dessen größter Genugthuung laut und öffentlich dahin ausgesprochen, daß General von Resius die Feste Rheinfels in ihrem total mangelhaften und unhaltbaren Vertheidigungszustand durchaus nicht habe halten können und daher dessen Aufstellung auf dem diesseitigen Ufer unter jenen Verhältnissen den strengsten Regeln der Taktik vollkommen entsprochen habe."

Für den Gang des Kriegs war der Verlust der Festung ohne alle Bedeutung, sie blieb von den Franzosen besetzt, bis das Pariser Directorium ihre Schleifung verordnete. Damit

wurde im J. 1797 der Anfang unter Leitung des Ingenieur-capitains Charles gemacht, und was dieser begonnen, vollendete im f. J. durch die Zerstörung des Schlosses Capitain Bouiller, der auch zu der Schleifung der Festungswerke von Philippsburg und Ehrenbreitstein wirken sollte. Einzig der sehr schönen Cavaleriecaserne, der sogenannten Neustadt in der Tiefe wurde damals verschont, sie ist aber behufs der Erweiterung der Chaussée 1822 abgetragen worden. Die Ruine Rheinfels wurde am 26. Nov. 1812 von der Domainenverwaltung an den Handelsmann Peter Glass um die Summe von 2500 Franken verkauft. Dieser baute auf dem vormaligen Exercierplatz ein Wirthshaus, welches sofort für St. Goar und Umgegend ein sehr beliebter Lustort geworden ist. Die ausgedehnten Räume im Innern der Festung hat der neue Eigenthümer in Weinberge und Gärten umgeschaffen. »Ici on danse,« stand einstens in Paris auf der Stelle der vormaligen Bastille zu lesen, von der vormaligen Festung Rheinfels schrieb ein Stammgast der neuen Weinwirthschaft: „Wo sonst von den mit Kanonen bepflanzten Wällen dem Wanderer das donnernde Wer da? der bärtigen Grenadiere entgegen schallte, da mäckern jetzt friedlich weidende Ziegen die vielen Hunderte von Fremden, die jährlich die Ruinen besuchen, an." Hr. Glass verhieß dem Publicum, „er werde sich angelegen sein lassen, so viel als menschliche Kräfte vermögen, dieses sein Eigenthum als merkwürdige in Trümmern liegende Ruine für seine Gäste so angenehm als möglich zu machen," nichtsdestoweniger wurde im J. 1819 eine abermalige Zerstörung über sie verhängt, an vielen Stellen das nutzbare Baumaterial ausgebrochen, um die vielen Thor- und Fenstergesimse nach Ehrenbreitstein, behufs des dasigen Festungsbaues, zu verkaufen. Etwan 1843 wurde die Ruine, ungezweifelt die weitschichtigste am ganzen Mittelrhein, für Seine Königliche Hoheit den Prinzen von Preussen angekauft.

Den Artikel von Rheinfels zu vervollständigen, bin ich genöthigt, der trefflichen Monographie des Herrn Grebel: Das Schloß und die Festung Rheinfels, St. Goar, 1844, S. 379, mit einem Stahlstich, die Beschreibung der Festung und ihrer Umgebung nach dem Zustande vom J. 1794 zu ent-



lehnen. Es ist nicht meine, es ist Hrn. Grebels Schuld, daß ich so häufig auf ihn zurückkomme. Er hat meiner Forschung nichts übrig gelassen, »il m'a coupé l'herbe sous les pieds,« wie irgendwo die Sévigné sich ausdrückt. „Durch die Niedergrafschaft Katzenellenbogen führte nur ein fahrbarer, für Truppenmärsche geeigneter Weg über das Dorf Patersberg nach St. Goarshausen an das rechte Rheinufer hinab, von wo aus die Verbindung mit St. Goar durch eine fliegende Brücke, welche im J. 1692 bei der großen Belagerung von Rheinfels errichtet worden, unterhalten wurde. Da indessen die Strömung sehr stark ist, so hatte man auf der Burg Katz einen Posten aufgestellt, der, sobald er ein stromabwärts fahrendes Schiff erblickte, ein Zeichen mit einer Glocke gab, damit die fliegende Brücke, falls solche in Bewegung war, Zeit gewann, an einem oder dem andern Ufer wieder anzulegen, um auf diese Weise jedem möglichen Zusammenstoßen vorzubeugen.

„Von St. Goar führte rheinaufwärts an dem sogenannten Thürmchen, einem oberhalb der Stadt gelegenen Festungswerke vorbei ein schmaler Fußsteig nach Oberwesel. Ein steiler und enger Fahrweg führte aus der Stadt die Felsenwand, auf welcher Schloß und Festung Rheinfels erbaut sind, entlang nach dieser und zweigte von da aus einen Nebenweg nach dem Dorfe Biebernheim ab. Unterhalb St. Goar längs dem linken Rheinufer hinab und an der großen Caserne, die Neustadt genannt, vorbei, führte ein anderer aber ebenwohl sehr schlechter Fahrweg nach Werlau und Castellaun. Da, wo er, dicht oberhalb ihrer Mündung in den Rhein, die Gründelbach überschritt, führte er den Werlauer Berg steil hinauf und zweigte links im engen Thale der Gründelbach hinauf, einen ziemlich fahrbaren Weg, rechts, längs dem Rheinufer hin aber nur einen Fußsteig ab, welcher nach dem Dorfe Hirzenach führte. Oberhalb, nach dem Hundsrücken hin, führte aus der Festung durch das Trarbacher Thor, längs dem obern Rande des Thals der Gründelbach ein anderer Fahrweg nach Castellaun und Trarbach, welcher sich eine Strecke jenseits des sogenannten Thiergartens, mit dem über Werlau führenden Wege vereinigte.

„Die Festung Rheinfels lag auf dem höchsten Kamme der das Rheinthal hier begrenzenden Berge, auf dem sogenannten Wackenberge. Sie bildete ein unregelmäßiges Tenaillensystem, von zwei dicht hintereinander gelegenen amphitheatralisch sich überhöhenden Walllinien, deren ein- und ausspringende Winkel größtentheils kasematirt waren, welche jedoch wenig freien innern Raum übrig ließen. Vor dem Glacis des äußern gedeckten Weges lag ein ausgedehntes Minennetz.

„In der äußersten Walllinie, dort, wo sie südlich an den Rand des Wackenbergs und die Escarpirung sich anschloß, lag zuerst die Schanze das Schweinsloch, hieran schloß sich eine Lunette, daran die Schanze das Dachsloch, daran wieder eine Lunette und hieran die große Schanze das Speifeuer, welche auf diese Art die äußerste Spitze der Festung, welche die Form eines etwas breiten Phalanx hatte, bildete; hieran schlossen sich in nordöstlicher Richtung Lunetten, die Schanze der Cavalier, daran das Trarbacher Thor und den Schluß machte das große Hornwerk. In der zweiten Walllinie lag zuerst südlich die Schanze das Mausloch, hieran reihten sich die beiden Schanzen das innere Dachsloch und das große Ravelin, geschlossen wurde diese Linie durch die beiden Schanzen, das hohe Reduit und der neue Abschnitt. Hinter diesen beiden Walllinien lag die große Ernstschanze, welche ein selbstständiges Werk bildete, rechts von ihr die Görtzenschanze und links die Schwerinsschanze. Hinter denselben, zwischen der Festung und dem Schlosse, lagen die Casernen, der Hirschgraben, der Generals-, Schnecken-, Baum-, Commandanten-, große und kleine Lustgarten, sowie der große Paradeplatz.

„Unterhalb der Festung lag auf einem Felsenabsatze das Schloß Rheinfels, ein Labyrinth übereinander hervorragender Gebäulichkeiten, welches theils durch einen tiefen Felsengraben, über welchen eine Zugbrücke führte, theils durch senkrechte Mauern von der Festung geschieden war, und von dieser, mit Ausnahme des Hohen Thurms, überall völlig beherrscht wurde. Am Fuße des Schloßberges, in dem engen Raume zwischen diesem und dem Rheine, im sogenannten Ziegenthale, lag die große Caserne,

die Neustadt genannt, von welcher steile Fußpfade auf Treppen in das Schloß hinaufführten. Dicht an der Mündung des Gründelbachs, diesen als Vorgraben benutzend, war die schmale Thalsohle des Rheins durch eine Tenaille gesperrt, durch welche hindurch der oben erwähnte Weg nach Werlau führte. Eine crenelirte, die Felsenwand emporsteigende und durch Blockhäuser flankirte Mauer verband diese Tenaille mit den die Schloßgebäude umgürtenden Felsenwällen.

„Das Schloß selbst war wieder durch einen sehr tiefen Graben, über welchen eine Zugbrücke führte, in zwei ganz getrennte Theile geschieden. Trat man aus der Festung über die Zugbrücke, welche durch einen Brückenthurm vertheidigt wurde, in das Schloß, so lagen links das Commandantur-Gebäude und die Schanze Noli me tangere, und rechts auf der äußersten Felsenspitze das große Werk, das Fort Scharfeneck, welches die Stadt St. Goar, so wie den aus der Stadt nach dem Schlosse und der Festung führenden Weg vollkommen beherrschte. — Hieran reihten sich Casernen und die verschiedenen Werkstätten und nach dem Rheine hin ein Blockhaus. Von hier führte die innere Zugbrücke, welche durch den Löwenthurm vertheidigt wurde, in die zweite und größte Abtheilung des Schlosses. Hier lagen rechts mit der Fronte zum Rheine hin das neue Gouvernement, woran die Garnisonkirche, das Laboratorium, das Stockhaus, das Exercierhaus, das Zeughaus, die Bierbrauerei und der fürstliche Marstall sich anreiheten. Rechts lagen die Magazine und nördlich mit der Fronte nach dem Gründelbach das alte Gouvernement, welches früher das Residenzschloß der Grafen von Katzenellenbogen war. Westlich nach der Festung hin lagen die hohe Batterie, der hohe Thurm, vier Blockhäuser und ein Felsenwall, welcher mehrere Beamtenwohnungen, sowie den mit einem Bassin versehenen Schloßgarten einschloß.

„Die Stadt St. Goar war nur mit einer schlechten Mauerumwallung umgürtet und von der Rheinseite durch vier Batterien, deren erste sich an der Neustadt, die zweite an der Lilie, die dritte am südlichen Ausgange der Stadt, und die vierte am Marktplatze befand, und jede mit drei Geschützen versehen war,

vertheidigt. An dem nach Oberwesel führenden Ausgange lag auf einer in den Rhein vorspringenden Erdzunge ein kleines abgesondertes Werk, das Thürmchen genannt. Der Zugang zur Stadt am Biebernheimer Pfade war durch ein an die Stadtmauer sich anlehnendes Blockhaus vertheidigt. — Die auf dem rechten Rheinufer gelegne Burg die Katz war klein und unregelmäßig erbaut, und die eine Viertelstunde unterhalb St. Goar, ebenfalls auf dem rechten Rheinufer gelegene Burg die Maus blos mehr eine Ruine. Die Höhe von Werlau beherrschte zwar das Schloß, nicht aber die Festung, dagegen beherrschte die nur 200 Schritte von dem Fuße des Glacis entfernte Höhe von Biebernheim den gedeckten Weg vollkommen, war jedoch größtentheils unterminirt."

Uebersicht des Inhalts.




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01466 3994





